



Carlyle / Friedrich der Große



Thomas Carlyle

Geschichte Friedrichs des Zweiten

genannt der Große

Neu herausgegeben und bearbeitet
auf Grund der Originalübersetzung
von
Georg Dittrich

Erster Band

1928

F. W. Hendel Verlag in Meersburg am Bodensee

Erstes Buch

Geburt und Abstammung
1712



Erstes Kapitel / Vorerinnerung: Friedrichs Geschichte aus der Ferne, in der wir stehen

Vor etwa achtzig Jahren sah man auf den Terrassen von Sanssouci gewöhnlich am Nachmittag einen alten Mann eine kurze Weile umherspazieren, oder man mochte ihn zu einer früheren Stunde auch wohl sonstwo treffen, zu Pferde oder zu Wagen in rascher Geschäftsweise auf der Landstraße oder in den lichten Gehölzen und den Alleen jener verflochtenen amphibischen Umgegend von Potsdam: einen höchst anziehenden mageren kleinen alten Mann von behender, wenn auch ein wenig gebückter Gestalt, dessen Name unter Fremden König Friedrich der Zweite oder Friedrich der Große von Preußen war und daheim unter dem Volke, das ihn innig liebte und verehrte, Vater Fritz — ein Name der Vertraulichkeit, die in diesem Falle keineswegs Geringschätzung erzeugt hatte. Er ist jeder Zoll ein König, wenn auch ohne Königsschmuck; zeigt sich in spartanisch schlichter Tracht: keine Krone, sondern einen alten dreieckigen Militärhut — gewöhnlich alt oder, wenn neu, zu absoluter Weichheit getrampelt und geknetet — kein Zepter außer einem gleich dem Agamemnons, einem im Walde geschnittenen Spazierstock, der zugleich zum Reitstock dient (womit er seinem Gaul „zwischen die Ohren" haut, wird gemeldet) — und als Königsmantel einen gewöhnlichen blauen Soldatenrock mit roten Aufschlägen, welcher Rock wahrscheinlich alt und sicher vorn reichlich mit Schnupftabak gepudert ist; übriger Anzug matt, unauffällig in Farbe oder Schnitt, endigend in hohen, über die Knie reichenden Militärstiefeln, die gebürstet (und hoffentlich mit einem verstohlenen Tropfen Öl weich gehalten), aber nicht geschwärzt oder gewichst werden dürfen: der Rußtopf ist verboten.

Der Mann ist ebensowenig von göttlicher Physiognomie wie imponierend in Wuchs oder Kostüm: festgeschlossener Mund mit dünnen Lippen, hervorstehende Kinnlade und Nase, zurücktretende Stirn, durchaus nicht von olympischer Höhe, doch ist der Kopf lang, und ein Paar superlative graue Augen stecken darin. Nicht was man einen schönen Mann nennt, und allem Anschein nach auch nicht was man einen glücklichen nennt. Im

Gegenteil trägt das Gesicht Spuren von vielen Leiden, wie man es nennt, von vieler in dieser Welt vollbrachter schwerer Arbeit, und scheint auch sonst nichts zu erwarten, als daß ihm deren noch mehr bevorstehe. Ruhiger Stoizismus, recht empfänglich für die Freuden, die es gibt, aber keiner gewärtig, die der Rede wert, viel unbewußter und ein wenig bewußter Stolz, gemildert durch einen Zug heiterer spottlustiger Laune, sind auf dies alte Gesicht geschrieben, das sein Kinn lebhaft vorstreckt, trotz des ein wenig gebückten Nackens; Schnupfnase etwas in die Höhe geworfen unter dem alten dreieckigen Hut — wie ein schnüffelnder alter Löwe auf der Lauer — und solch ein Paar Augen, wie sonst kein Mensch noch Löwe noch Luchs in jenem Jahrhundert sie getragen, nach allem Zeugnis, das wir besitzen. „Diese Augen", sagt Mirabeau, „die auf Geheiß seiner großen Seele bezauberten oder Schrecken einflößten (portaient au gré de sa grande âme la séduction ou la terreur)[1]!" Allervortrefflichste mächtige glanzvolle Augen, schnellstrahlend wie die Sterne, fest und unverwandt wie die Sonne, grau, sagten wir, hinlänglich groß, nicht glotzig; ihr gewöhnlicher Ausdruck: Wachsamkeit und durchdringender Verstand, Schnelligkeit, auf Tiefe ruhend — was eine vortreffliche Kombination ist und uns die Idee gibt von einem flammenden äußeren Glanze, der aus einem großen inneren Lichte und Feuermeer im Menschen entspringt. Die Stimme, wenn er mit dir redet, entspricht dieser Physiognomie: klar, melodisch und sonor; alle Töne sind darin, von dem Tone freimütiger Erkundigung, anmutiger Geselligkeit, leicht fließender (meist etwas stacheliger) Neckerei, bis hinauf zum bestimmten Wort des Befehls, hinauf zum vernichtenden Wort des Verweises und der Mißbilligung: eine Stimme „die klarste und angenehmste im Gespräch, so ich je gehört", meldet der witzige Doktor Moore[2]. „Er spricht sehr viel," fährt der Doktor fort, „jedoch, wer ihn hört, bedauert, daß er nicht noch viel mehr spricht. Seine Bemerkungen sind allezeit lebhaft, sehr oft treffend, und wenige Menschen besitzen das Talent der schlagfertigen Entgegnung in einer größeren Vollkommenheit."

Gerade vor nunmehr siebzig Jahren[3] kam sein Sprechen und sein Wirken zu Ende in dieser zeitlichen Welt, und er verschwand aus aller Augen nach anderen Welten und ließ den Menschen viel zu fragen, was, wie meine Leser und ich nur zu sehr fühlen mögen, noch keineswegs genügend beantwortet ist. Was freilich sein Reden betrifft, wennschon es den ihm eben beigemessenen Wert hatte und noch darüber, und wennschon Massen davon, in Prosa und Vers, mit aller Muße von ihm selber zu Papier gebracht, fortwährend gedruckt und lesbar erhalten werden, so ist doch, was er gesprochen, nun ziemlich ins Leere verschwunden und geht heutzutage,

[1] Mirabeau: Histoire Secrète de la Cour de Berlin, lettre 28me (24. Sept. 1786) p. 128 (in der Pariser Ausgabe 1821).
[2] Moore: View of Society and Manners in France, Switzerland and Germany (London 1779) II. 246.
[3] A. D. 1856 — 17. August 1786.

außer als Bericht oder Urkunde von dem, was er getan, die Menschheit kaum mehr etwas an. Aber die Dinge, die er getan, waren äußerst merkwürdig und können von der Menschheit nicht vergessen werden. In der Tat tragen sie noch zu dieser Stunde solche Frucht, daß alle Zeitungen notgedrungen Kunde davon nehmen, mitunter bis zu einem unangenehmen Grade. Redakteure halten diesen Mann in vager Unklarheit für den „Schöpfer der preußischen Monarchie", die seitdem so bedeutend in der Welt geworden und so beschwerlich für die Redakteursgehirne hierzulande und anderswo. Er war allerdings der erste, der auf alleröffentlichste Weise ihre Schöpfung anmeldete, der aller Welt kund und zu wissen tat, daß sie leibhaftig zur Welt gekommen sei, dastehe auf ihren eigenen Füßen und, dank dem Anstoß, den sie von ihm und anderen erhalten, wohl noch einen langen Weg gehen werde. Das haben sie demgemäß auch wirklich getan und dürften es auch noch ferner tun, in einem Grade, von dem sich der britische Redakteur in unserer Zeit wenig träumen läßt, dessen Prophezeiungen über Preußen und Einsicht in preußische Dinge, vergangene, gegenwärtige oder zukünftige, doch wahrlich recht belanglos sind im Verhältnis zu dem Lärm, den er damit macht! Um so mehr schade für ihn — und auch für mich mit meinem gegenwärtigen Unternehmen.

Diese Gestalt, die wir mit dem Auge des Geistes in jener Potsdamer Gegend gesehen, sichtbar zum letztenmal vor siebzig Jahren, sie ist es, von der wir nun zur Stillung aufrichtiger menschlicher Neugierde zu handeln haben. Wir müssen versuchen, uns irgendeine historische Auffassung von diesem Mann und König zu verschaffen, irgendeine Antwort zu finden auf die Fragen: „Was war er denn? Woher, wieso? Und was hat er vollbracht und gelitten in der Welt?" — eine Antwort der Art, daß sie von der aufrichtigen Menschheit als zulässig erfunden werden möge, besonders aber daß sie der Tatsache (die dunkel zwar, aber wirklich und unabänderlich dasteht) entspreche und so der einstmaligen Zulässigkeit gewiß sei.

Ein Unternehmen, welches sich, je länger man es betrachtet, als um so schwieriger — um nicht zu sagen als unbesiegbar erweist! In welcher Hinsicht es wohl gut wäre, wenn es sich bequem tun ließe, mit dem Leser über einen oder zwei Punkte zu einem vorläufigen Verständnis zu gelangen. Hier folgen also, auf losen Blättern fliegend, gewisse gelegentliche Ausführungen verschiedenen Datums: diese will ich, da das Thema schwierig ist, bloß überschreiben und einschalten, anstatt einer förmlichen Abhandlung, die allzu leicht in eine Wehklage oder in sonst etwas Unangenehmes umschlagen könnte.

1. Friedrich damals und Friedrich jetzt.

Es war dies ein Mann, der unendliche Aufmerksamkeit unter seinen Zeitgenossen erregte, den Zeugen erstaunlicher Taten, die er in der Welt ausgeführt, sehr bedenklicher Ansichten und Handlungsweisen, die er gegen

die Welt und ihre Kritik zu behaupten gewußt hat — wie das ein ursprünglicher Mensch allzeit tun muß, wieviel mehr erst ein ursprünglicher Herrscher über Menschen. In der Tat hatte es die Welt sich sauer werden lassen, ihn unterzukriegen, wie sie bewußter- oder unbewußterweise immer mit seinesgleichen tut, und hatte es nach den allerbewußtesten Anstrengungen und, zu einer Zeit, dem krampfhaften Zusammenraffen aller ihrer Kräfte durch sieben Jahre, müssen bleiben lassen. Fürsten und Mächte, kaiserliche, königliche, zarische, päpstliche, Feinde unzählbar wie der Sand am Meere, waren gegen ihn aufgestanden; nur ein Helfer noch unter den Potentaten der Welt (und dieser eine nur, solange die Hilfe erwidert wurde); und er führte ihnen sämtlich einen solchen Tanz auf, daß sie und die Menschheit erstaunt waren.

Kein Wunder, daß sie ihn der Aufmerksamkeit wert hielten. Jeder ursprüngliche Mensch von einiger Größe ist ihrer wert — ja auf die Länge, wer oder was wäre es wohl sonst noch? Aber nun wieviel mehr erst, wenn unser ursprünglicher Mensch ein König über Menschen war; dessen Bewegungen polarisch waren und Tag für Tag die der Welt mit sich führten. Der Simson Agonistes — und wäre sein Leben wie das Samuel Johnstons in schmutzigen Dachstuben verlaufen und das Ergebnis nur einige wenige Blätter beschriebenen Papiers — der Agonistes und die Art und Weise seines Benehmens in der Philistermühle, das ist immer ein Schauspiel von wahrhaft epischer und tragischer Natur. Um so mehr, wenn unser Simson, königlich oder nicht, noch nicht geblendet oder ans Rad gejocht ist; viel mehr noch, wenn er seine Feinde überwältigt *nicht* durch selbstmörderisches Verfahren, sondern zuletzt, sein wunderwirkendes Kampfzeug schwingend, ausmarschiert und ihre Mühle und sie in zerrüttetem Zustand hinter sich läßt, was dieser König Friedrich in aller Wirklichkeit getan hat.

Denn er hinterließ die Welt, man darf sagen, gänzlich bankerott, in bodenlose Abgründe der Zerstörung gefallen; er selber noch zahlungsfähig und mit festem Boden unter sich, fest genug, ihn und das Seinige zu tragen. Als er starb, 1786, dröhnte das gewaltige, seitdem *Französische Revolution* genannte Phänomen bereits vernehmbar in den Tiefen der Welt, ringsum von meteorisch elektrischem Wetterleuchten am Horizont verkündet. Seltsam genug, einer von Friedrichs letzten Besuchern war Gabriel Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau. Diese zwei sahen sich zweimal, auf eine halbe Stunde jedesmal. Der letzte der alten Götter und der erste der neuen Titanen — ehe Pelion auf Ossa sprang und die faule Erde, endlich Feuer fangend, ihre verderbten mephitischen Elemente in vulkanischem Donner aufgehen ließ. Auch dies ist eine der Eigentümlichkeiten Friedrichs, daß er bisher der letzte der Könige ist; daß er die Französische Revolution einführt und eine Epoche der Weltgeschichte

abschließt, das Königshandwerk auf immer endigend, glauben manche, die in tiefer Finsternis befangen sind über Königtum und über ihn.

Die Französische Revolution hat ungefähr ein halbes Jahrhundert lang Friedrich, man kann sagen, gänzlich überschwemmt, aus den Gedächtnissen der Menschen getilgt; und nun, da er wieder zutage kommt, erscheint er entstellt unter seltsamen Schlammkrusten, und die Augen der Menschheit blicken von einem sonderbar veränderten — wie wir es nennen müssen — schiefen und verkehrten Gesichtspunkt auf ihn. Das ist eine der Schwierigkeiten in der Behandlung seiner Geschichte — besonders wenn es sich so trifft, daß man an beides, die Französische Revolution und ihn, glaubt; das will sagen an beides: daß das echte Königtum ewig unentbehrlich ist, und die Zerstörung des Scheinkönigtums (ein fürchterliches Geschäft) gelegentlich.

Beim Ausbruch jener gewaltigen Explosion und Selbsttötung seines Jahrhunderts sank Friedrich in relative Dunkelheit, verfinstert inmitten jenes allgemeinen Erdbebens, dessen Staub allein schon die ganze Luft verdüsterte und den Tag in schreckliche Mitternacht kehrte. Schwarze Mitternacht, nur von der Helle lodernder Feuersbrünste unterbrochen — in welcher für unsere erschrockene Einbildung nicht Menschen, französische oder andere, zu sehen waren, sondern grausige Omen und Gestalten rächender Götter, zürnend einherschreitend. Man muß zugeben, die Figur Napoleons war titanisch, namentlich für das Geschlecht, das ihn schaute und schaudernd erwartete, von ihm verschlungen zu werden. Überhaupt war in jener Französischen Revolution alles in einem gewaltigen Maßstabe; wenn nicht größer als irgend etwas in der menschlichen Erfahrung, so mindestens grandioser. Dabei ward alles in Bulletins verkündigt, die an die Viergroschengalerie gerichtet waren; und es standen Kerle auf den Brettern mit Säbeln so breit, Backenbärten so dicht, Kehlen von solcher Stärke, und mit solchen Massen von Menschen und Schießpulver zu ihrer Verfügung, wie bis dahin nie erhört worden. Wie sie brüllten, einherschritten und polterten, Jupiters Donner zum Erstaunen nachmachend! Schreckhafte Bramarbasgestalten, mit entsetzlichen Backenbärten, unendlichen Pulvervorräten, nicht ohne hinlängliche Wildheit und sogar mit einem gewissen Heroismus, Bühnenheroismus, in ihrem Wesen, im Vergleich mit denen es der Viergroschengalerie und dem erschütterten Theater überhaupt dünkte, als hätte es nie zuvor Generäle und Machthaber gegeben, als wären Friedrich, Gustav Adolf, Cromwell, Wilhelm der Eroberer fortan nicht mehr der Rede wert.

Dies alles hat sich jedoch binnen einem halben Jahrhundert beträchtlich geändert. Da die Bramarbas-Ausstaffierung nach und nach hinweggerissen wird, sieht man die natürliche Größe besser; aus dem Bulletinstil in den Stil der Tatsache und Geschichte übersetzt, sind Wunder, sogar für die Viergroschengalerie, nicht ganz so wunderbar. Es zeigt sich allmählich wie-

der, daß große Menschen auch vor der Ära der Bulletins und Agamemnons gelebt haben. Austerlitz und Wagram verschossen mehr Pulver — Pulver wahrscheinlich im Verhältnis von zehn zu eins oder hundert zu eins — brachten aber alle beide dem Feinde nicht das Zehntel von der Niederlage bei wie jene von Roßbach, bewerkstelligt durch strategische Kunst, menschliche Genialität und Herzhaftigkeit und die Einbuße von 478 Mann. Ebenso Leuthen; die Schlacht von Leuthen (wie wenige englische Leser auch davon gehört haben) darf sich ganz gut sehen lassen neben jedem napoleonischen oder sonstigen Siege. Denn die feindliche Übermacht war wenig unter drei gegen eins, die Güte der Truppen war nicht sehr ungleich, und nur der General war von vollendeter Überlegenheit und die Niederlage eine Vernichtung. Napoleon freilich, vermöge eines unerhörten Aufwandes von Menschen und Schießpulver, überzog ganz Europa auf eine Weile; aber niemals verteidigte Napoleon, vermöge wirtschaftlicher Handhabung und weisen Verwendens seiner Leute und seines Pulvers, ein kleines Preußen gegen das gesamte Europa, jahraus, jahrein, sieben Jahre lang, bis Europa es satt war und das Unternehmen aufgab, als ein unausführbares. Ist erst einmal die Bramarbas-Ausstaffierung ganz und gar hinweggerissen und die Viergroschengalerie gänzlich beschwichtigt, so wird es sich herausstellen, daß es große Könige vor Napoleon gegeben — und auch eine Kriegskunst, begründet auf Wahrhaftigkeit und menschlichen Mut und Einsicht, nicht auf bramarbassische Rodomontade, grandiosen Rinaldinismus, Revolutionsschwindel und maßlosen Aufwand von Menschen und Schießpulver. „Es kann einer mit sehr großem Pinsel malen, ohne deshalb ein großer Maler zu sein", sagt ein satirischer Freund! Dies wird immer offenbarer, je mehr sich der Staubwirbelwind und gewaltige Lärm der vergangenen Generation nach und nach wieder legt.

2. Das achtzehnte Jahrhundert.

Eine der großen Schwierigkeiten in einer Geschichte Friedrichs ist eben immer diese: Daß er in einem Jahrhundert lebte, welches keine Geschichte hat und wenig oder keine haben kann, ein Jahrhundert, so reich an angehäuften Falschtümern — da dieser traurige Reichtum, ihm durch Erbschaft zugewachsen, immer Zinseszins trägt und immer mehr zunimmt durch neue Erwerbungen zu dem so unermeßlichen stehenden Kapital — reich in dieser schlimmen Art wie kein Jahrhundert zuvor gewesen! das nicht einmal das Bewußtsein mehr hatte, daß es falsch sei, so falsch war es geworden, und war so versunken in falschem Wesen und gesättigt damit bis auf die Knochen, daß — überhaupt das Maß des Dinges voll war und eine Französische Revolution ihm ein Ende machen mußte. Viel Wahrhaftigkeit in einem solchen Element zu bewahren, war, besonders für einen König, ohne Zweifel doppelt merkwürdig. Wie aber

nun den Mann aus seinem Jahrhundert herauswinden? Wie den Mann, der eine sehenswerte Realität war, zeigen und doch sein Jahrhundert als eine Hypokrisie, die da würdig ist verborgen und vergessen zu werden, möglichst auf sich beruhen lassen?

Das achtzehnte Jahrhundert aufzuerwecken, oder mehr als notwendig die armseligen und gemeinen Persönlichkeiten und Verhandlungen einer so vor uns stehenden Epoche zur Schau zu stellen, kann meine Absicht bei dieser Gelegenheit nicht sein. Das achtzehnte Jahrhundert gestaltet sich mir bekanntlich keineswegs als ein liebliches, das in Erinnerung gehalten oder unnötigerweise besprochen zu werden braucht. Für mich hat das achtzehnte Jahrhundert nichts Großes in sich, außer jenem großen allgemeinen Selbstmord, Französische Revolution genannt, wodurch es sein im übrigen höchst nichtswürdiges Dasein mit wenigstens *einer* würdigen Handlung vollendete — indem es sein uraltes Haus und sich selber in Brand steckte und in Flammen und vulkanischen Ausbrüchen aufging, auf eine wahrhaft merkwürdige und bedeutsame Art. Ein sehr passendes Ende, wie ich mit Dank fühle, für solch ein Jahrhundert. Ein verschwenderisches, betrügerisch-bankerottes Jahrhundert; da es endlich völlig insolvent geworden war, ohne wirkliches *Geld* der Leistung in der Tasche, und da die Läden sich weigerten, Hypokrisien und Scheindinge in Zahlung zu nehmen — was konnte das arme Jahrhundert tun, als eingestehen: „Wohlan, es ist an dem. Ich bin ein Schwindler-Jahrhundert und bin es seit lange gewesen, habe den Kniff dazu von meinem Vater und Großvater gelernt, verstehe kaum ein anderes Geschäft als mit falschen Wechseln und dachte törichterweise, es würde dies ewig dauern und immer noch der günstiger gestellten Minorität wenigstens Braten und Mehlspeise bringen. Und siehe da, es hat ein Ende, und ich bin ein entlarvter Schwindler und habe nicht einmal zu essen. Was bleibt mir anderes übrig, als mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen und wenigstens *eine* wahre Handlung zu verrichten?" — und das tat das arme Jahrhundert auch; ihm sei immerhin Dank dafür.

Denn es bedurfte einmal wieder einer göttlichen Offenbarung an die erstarrten frivolen Menschenkinder, wenn sie nicht völlig in den Affenzustand versinken sollten. Und in jener Windsbraut des Universums — die Lichter verlöscht und die zerrissenen Trümmer der Erde und Hölle zum Empyrium hinan geschmettert; schwarze Windsbraut, die sogar Affen ernst und die meisten von ihnen verrückt machte — war, für Menschen, eine Stimme vernehmbar, eine Stimme einmal wieder aus dem Innersten der Dinge, gleichsam sagend: „Das Lügen ist nicht erlaubt in diesem Universum. Der Lohn des Lügens, seht ihr, ist der Tod. Lügen bedeutet Verdammnis in diesem Universum, und Beelzebub, wenn auch noch so herausgeschmückt mit Krone und Infulen, ist *nicht* Gott!" Dies war eine wahrhaftig dem Ewigen zuzuschreibende Offenbarung in unserm armen

achtzehnten Jahrhundert und hat von da an die Beschaffenheit des besagten Jahrhunderts für den Historiker bedeutend geändert.

Wodurch, kurzum, jenes Jahrhundert völlig konfisziert, bankerott geworden, dem Auktionator überlassen ist; Trödler sortieren gegenwärtig, in verworrener betrübender Weise, was davon noch Wert hat oder verkäuflich ist. Und es liegt im Grunde zusammengehäuft in unserer Vorstellung als eine unheilvolle schiffbrüchige Nichtigkeit, bei der zu verweilen nicht ersprießlich ist, eine Art dämmernder chaotischer Hintergrund, worauf die Gestalten, die einiges Wahrhafte in sich hatten — eine kleine und mit der zunehmenden Strenge unserer Forderungen immer kleiner werdende Genossenschaft — für uns abgebildet stehen. — „Und doch ist es das Jahrhundert unserer eigenen Großväter?" ruft der Leser. Ja doch, Leser; allerdings. Es ist der Boden, dem wir selbst entsprungen, auf dem wir unmittelbar nun fußen und worin wir, Nahrung suchend, zuerst Wurzel schlagen müssen: — und leider in großen Bezirken der praktischen Welt floriert es (was wir besonders unter ihm verstehen) noch weiter rings um uns her! Es ganz zu vergessen ist noch nicht möglich und wäre auch nicht ersprießlich. Was damit machen und mit seinen vergessenen Narreteien und „Geschichten", die nur des Vergessens würdig? — Wohlan: soviel davon, als von Natur aus festhaftet; was nicht abgelöst werden kann von unserem Helden und seinem Wirken: ungefähr soviel und nicht mehr! Sei das unsere Vereinbarung hierüber.

3. Englische Voreingenommenheiten.

Mit solchen Ladungen von Büchern und gedruckten Urkunden, wie es sie über Friedrich gibt, hat es stets, selbst für einen Fremden, möglich geschienen, einiges wirkliche Verständnis über ihn zu erlangen — wiewohl ich praktisch, hier und jetzt, einzugestehen habe, daß es sich über alle Begriffe schwierig zeigt. Leider sind die Bücher nicht kosmisch, sie sind chaotisch und erweisen sich unerwartet bar an Belehrung für uns. Wenig nütze ein Talent zum Schreiben, wenn nicht vor allem ein Talent dabei ist, einzusehen, zuverlässig zu erkennen, um zu unterscheiden, was eigentlich geschrieben werden soll! Bücher, meist dem Chaos entstammend — denen alles, sogar ein Register abgeht — sind ein peinlich Ding. Mit Kummer und Ekel durchwanderst du diese Büchervielheit; du weilst in endlosen Regionen des Oberflächlichen, des Nichtssagenden: deinem wirr gemachten Sinne ist es, als wäre Einsicht in das eigentliche Wesen Friedrichs und seiner Dinge nirgendwo zu haben. Die Wahrheit ist, der preußische Dryasdust[1], wenn auch übrigens ein ehrlicher Kerl und keine Arbeit

[1] „Doktor Jonas Dryasdust," der „gelehrte Verfasser der Versuche über das Horn des Königs Ulphus," ist den Lesern der Waverley-Romane vielleicht erinnerlich. Unserm Verfasser dient er schon lange und beständig zum armen Sündenbock der gelehrten Pedanterei, die dem nach Brot Suchenden meist nur Steine bietet. D. Übers.

scheuend, übertrifft alle neueren annoch bekannten Dryasduste; ich habe oft schmerzhaft empfunden, als gäbe es in der Natur an Blödigkeit, Düsterkeit, unmethodischer Plattheit nichts ihm Vergleichbares. Er schreibt schwere Bücher, die fast aller Qualität ermangeln, und macht nicht einmal ein Register dazu. Er hat aus Friedrichs Geschichte eine weit gespreitete, unorganische, pfadlose Sache gemacht, unheimlich für dein Gemüt und unfruchtbar wie ein Kontinent von brandenburgischem Sand! — Genug, er konnte es wohl nicht anders: ich habe gestrebt, ihm zu vergeben. Mag der Leser nun mir vergeben und zuweilen bedenken, was mein Rohstoff war! —

Seltsam genug, Friedrich lebte in der Schreibära — in der Frühe jener wunderbaren Ära, die für uns zu einem solchen Mittag geworden — und sein Lieblingsumgang seine ganze Regierung hindurch war der mit der literarischen oder schreibenden Klasse. Seine literarischen Freunde haben auch Langes und Breites über ihn geschrieben — aber es ist doch auffallend, wie wenig sie eigentlich Licht über irgendwelchen Punkt seines Daseins oder seiner Umgebung zu verbreiten vermocht haben. Gar dunkel, zumeist ein bloßes epigrammatisches Gesprudel von sichtbarer Finsternis, ist das „Bild“, das sie sich von Friedrich und seinem Lande und seinem Jahrhundert gemacht haben. Leute „von Genie“, wie es scheint? Ach nein, Leute, denen der wahre Blick fehlt, und das loyale Herz zu allererst. Soweit meine Beobachtung geht, hat, mit der einzigen Ausnahme Mirabeaus auf eine Stunde, niemand, den man Genie oder begabt mit einer angemessenen Kraft menschlichen Einblickes nennen könnte, eigenpersönlich Friedrich angeschaut. Hätten viele solcher Menschen nacheinander ihn und seine Geschichte angeschaut, so würden wir diese jetzt nicht in einem solchen Zustande gefunden haben — noch völlig chaotisch als Geschichte, sogar der Register und mechanischen Hilfsmittel fatal entblößt: Friedrichs eigentliches Wesen und sein Land und sein Jahrhundert noch unentziffert, alle drei sehr dunkle Phänomene für den intelligenten Teil der Menschheit.

In Preußen hat man schon lange mit einem gewissen hartnäckigen, obschon planlosen Fleiß nach den äußeren Einzelheiten von Friedrichs Lebensgeschichte gegraben, aber nichts geordnet, und was die Auslegung oder menschliche Schilderung des Mannes und seiner Angelegenheiten betrifft — danach braucht man sich nicht in Preußen zu erkundigen. In Frankreich, in England ist es noch schlimmer; da herrscht eine ungeheure Unwissenheit sogar über die äußeren Tatsachen und Erscheinungen von Friedrichs Leben, und an Stelle der preußischen Nichtauslegung findet man bei dieser Leerheit eine große Neigung zum Auslegen, weshalb Urteile und vorgefaßte Meinungen unter uns, besonders über Friedrichs Charakter, gang und gäbe sind, die auf großer Unwissenheit beruhen.

Für Engländer sind die Quellen der Kenntnis oder Ansichten über Friedrich, nach meiner Beobachtung, hauptsächlich diese zwei: Erstens, was seinen öffentlichen Charakter betrifft, ist es eine überaus wichtige Tatsache, nicht für ihn, aber für England in bezug auf ihn, gewesen, daß Georg II., als er es für gut befand, sich über Hals und Kopf in die deutsche Politik zu stürzen und Maria Theresiens Partei im österreichischen Erbfolgekrieg von 1740—48 zu ergreifen, damit anfangen mußte, seinem Parlament und den Zeitungen, die im tiefsten Dunkel über den Gegenstand waren, zu versichern, daß Friedrich ein Räuber und Bösewicht sei, weil er die andere Partei ergriffen. Diese Versicherung (auf welchem Grund sie fußte, werden wir später einsehen) nahmen Georgs Parlament und Zeitungen auch munter und unbehelligt an. Und sie haben sie seitdem immer von neuem wiederholt, sie und die übrigen von uns, aufs äußerste, bis auf den heutigen Tag, als völlig abgemachte Tatsache und vorläufige Feststellung über Friedrichs Charakter. Räuber und Bösewicht zunächst einmal; das war schon ein abgemachter Punkt.

Als nachher Georg und Friedrich Verbündete geworden und die großartigen Kampfführungen des Siebenjährigen Kriegs stattfanden, kamen Georgs Parlament und Zeitungen über einen zweiten Punkt hinsichtlich Friedrichs überein: „Einer der größten Soldaten, die je gelebt." Dies zweite Attribut räumt der britische Schriftsteller seitdem völlig ein: aber er fügt noch immer die Eigenschaft des Räubers in lockerer Weise hinzu — und stellt sich einen königlichen Dick Turpin[1] vor, von der Art, wie er in Revue-Aufsätzen und in Abhandlungen über den Fortschritt des Menschengeschlechts gangbar ist, überschreibt das Friedrich und ist sehr begierig, neues Geplauder lügenhafter Anekdoten, falscher Kritiken, hungriger französischer Memoiren zu sammeln, die ihn in jener unmöglichen Idee befestigen sollen. Hätte sich bei einigem Überblick dies als der Charakter Friedrichs herausgestellt, so gibt es einen britischen Schriftsteller, der sehr bald gar keine Neugierde mehr verspüren würde; und ebensowenig hätte ihn ein noch so großes unweises Verlangen, diese Begierde in weniger ernst gesonnenen Mitgeschöpfen zu befriedigen, bei Leben erhalten können in jenen gräßlichen historischen Acheronen und stygischen Sümpfen, wo er so lange zu graben und zu fischen gehabt hat, fern vom Licht der Oberwelt! — Ich ersuche alle Leser, sich jene leidige Spreu gänzlich aus dem Sinn zu blasen und nichts über den Gegenstand zu glauben, wenn ihnen nicht Beweis vorliegt.

Die zweite englische Quelle bezieht sich auf den Privatcharakter. Friedrichs Biographie oder die Darstellung seines Privatcharakters haben die Engländer wie die Franzosen vornehmlich aus einer schändlichen Schmähschrift von Voltaire geschöpft, die meist betitelt wurde Vie Privée

[1] Ein berüchtigter englischer Straßenräuber und Räuberromanheld. D. Übers.

du Roi de Prusse (Privatleben des Königs von Preußen)[1]: welche Schmähschrift ohne Zweifel von Voltaire stammt, in einer Art von Wut verfaßt. Man weiß aber, daß er nicht die Absicht hatte, sie herauszuheben, und sogar wähnte, sie verbrannt und vernichtet zu haben. Keine Zeile darin, die nicht anderweitig belegt werden kann, hat Anspruch darauf, geglaubt zu werden, während große Teile als wilde Übertreibungen und Verdrehungen oder sogar geradezu als Lügen nachgewiesen werden können — niedergeschrieben in einer der Raserei des John Dennis[2] analogen Stimmung. Dies dient als die Biographie oder Darstellung von Friedrichs Privatcharakter, indem es ihn aller Verbrechen, natürlicher und unnatürlicher, bezichtigt — bietet allerdings, kombiniert mit anderweitig bekannten Tatsachen und schon für sich allein genau betrachtet, ein durch und durch unstichhaltiges, unglaubhaftes und unmögliches Bild dar, etwa wie das eines flammenden Teufelskopfes, mit Phosphor auf die finstere Wand des Stockhauses hingemalt, von einem Künstler, der (nicht ganz ohne Grund) über Nacht darin eingesperrt war.

Der arme Voltaire schrieb jene Vie Privée in einem der Raserei des John Dennis wenig nachgebenden Zustande — wodurch gereizt, werden wir seinerzeit sehen. Und dies ist die Urkunde, welche englische Leser am sichersten gelesen und soweit wie möglich zu glauben versucht haben. Unser Rat ist: werfe sie zum Fenster hinaus, wer da Friedrich von Preußen kennenlernen möchte; behalte es aber noch eine Weile, wer da François Arouet de Voltaire kennenlernen möchte und eine gewisse zahlreiche unglückselige Klasse Sterblicher, zu deren Wortführer in dieser Welt Voltaire mitunter herabsinken kann! — Ach, gehe wohin du willst, besonders in diesen unehrerbietigen Zeitaltern, den großen Toten findest du unter unendlichem Kot liegend, endlose Verleumdungen und Dummheiten über ihn zusammengehäuft. Denn die Klasse, von der wir reden, die Klasse der „unten in der Küche Saturnalien haltenden Lakaienseelen", ist zahlreich, ist unzählbar und kann einen „stimmbegabten Lakaien", der bei einer solchen Gelegenheit ihren Zwecken dienen will, gut bezahlen!

Friedrich ist mitnichten der vollkommenen Halbgötter einer, und es läßt sich manches mit gutem Grund gegen ihn sagen. Bis ans Ende ein bedenklicher Heros, mit vielem in ihm, das man gern hinweg, und vieles ermangelnd, das man hinzuwünschen möchte. Aber da ist ein Zug, der

[1] Zuerst, nach einer gestohlenen Abschrift, gedruckt zu Genf 1784; Voltaires Verfasserschaft (die einige seiner Bewunderer bezweifeln wollten) zuerst nachgewiesen Paris 1788; steht seitdem anerkannt in sämtlichen Ausgaben seiner Werke (II. 9 bis 113 der Ausgabe von Baudouin Frères, 97 Vol., Paris 1825—1834) unter dem Titel Mémoires pour servir à la Vie de M. de Voltaire — stückweise wiederholt in dem Ding, Commentaire Historique genannt, welches ebendaselbst in großer Länge folgt.

[2] „The Frenzy of John Dennis" ist der Titel einer satirischen Schrift von Pope gegen seinen Zeitgenossen und feindlichen Kritiker dieses Namens. Die „Raserei" endigt damit, daß der unglückliche Kritiker den Inhalt eines unsauberen Gefäßes an den Kopf bekommt.

frühe in der Untersuchung hervortritt, nämlich daß er in seiner Art eine Realität ist; daß er stets meint, was er spricht, auch seine Handlungen auf das gründet, was er für die Wahrheit erkennt, und mit einem Wort gar nichts vom Hypokriten oder Scheinmenschen an sich hat; wovon einige Leser zugeben werden, daß es ein äußerst seltenes Phänomen ist.

Wir bemerken, daß dieser Mensch gar weit von dem Versuche entfernt war, nach Schwindlerart mit den Tatsachen um sich herum zu verfahren, daß er besagte Tatsachen ehrlich anerkannt hat, wo sie immer zutage traten, und auch sehr begierig gewesen ist, ihr Dasein zu ergründen, wo sie noch verborgen oder zweifelhaft waren. Denn er hat wohl gewußt, in einem ganz ungewöhnlichen Grade und mit einem Verdienst, das um so höher, als es ein unbewußtes ist, wie völlig unerbittlich die Natur der Tatsachen ist, ob anerkannt oder nicht, ob ergründet oder nicht, und wie vergeblich alle List der Diplomatie, Feinheit und Sophisterei, um einen Sterblichen, der *nicht* auf der Dinge Wahrheit fußt, auf die Länge vom Sinken zu retten, vom Sinken zu den Kotgöttern hinab, mit all seinen diplomatischen Künsten, Besitztümern, Ausführungen, und ein namenloses Objekt zu werden, tief verborgen in den Kotgruben des Universums. Dies hoffe ich darzutun, nachdem ich es seit langem schon für mich selber mit Freuden in der Physiognomie Friedrichs und seines Lebens wahrgenommen habe. Es ist das, was fürwahr die erste eigentliche Sanktion war und die ganze Zeit über mir Anreiz und Aufmunterung gewesen ist, sein Leben und ihn zu erforschen. Wie dieser Mann, der noch dazu amtlich ein König, sich im achtzehnten Jahrhundert benahm und es bewerkstelligte, *nicht* ein Lügner und Charlatan zu sein, wie sein Jahrhundert es war, verdient ein wenig von Menschen und Königen gesehen zu werden und dürfte schweigend didaktische Bedeutung in sich haben.

Wer es ehrlich mit seinem Dasein hielt, der hat stets Bedeutung für uns, sei er König oder Bauer. Wer damit bloß fingierte und grimassierte, einerlei wieviel und mit was für Lärm und Trara er in der Welt gekocht und verzehrt haben mag, der kann nicht lange Bedeutung haben. Manche Menschen *kochen* wirklich ungeheuer (nennen wir es *kochen*, was ein Mensch nur aus Gehorsam für seinen *Hunger*, nur für seine Begierden und Leidenschaften tut) — ganze Kontinente und Bevölkerungen bratend in den Flammen des Krieges oder anderer Zwietracht — Zeuge der vorerwähnte Napoleon. Denn der Menschenappetit in diesem Betracht ist grenzenlos, in Wahrheit unendlich, und der kleinste unter uns könnte das ganze Sonnensystem aufessen, wäre uns Gelegenheit dazu gegeben, und dann weinen wie Alexander von Mazedonien, weil wir nicht noch mehr Sonnensysteme zu kochen und aufzuessen hätten. Nicht der Umfang der Kocherei des Menschen ist das, was mich viel an ihn fesseln kann, sondern nur der Mensch selber und was er an Stärke hatte, um mit den Kotelementen zu ringen, und was er an Sieg gewann zu seinem Frommen und zu meinem.

Ermutigungen und Entmutigungen.

Seitdem die Französische Revolution sich erschöpft hat oder in Frankreich und anderswo herabgesunken ist zu dem, was wir eben schauen, erwacht wieder eine gewisse Neugier nach dem, was eigentlich an Großem oder Mannhaftem jenseits dieses getrübten Dunstkreises der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit sich noch entdecken läßt. Eine Neugier, die geschärft wird oder es sein sollte durch die große alles absorbierende Frage: Wie soll jene explodierte Vergangenheit je wieder in Ordnung gebracht werden? Nicht für immer verloren, wie es scheint: die neue Ära hat die alten Ären nicht vernichtet, die neue Ära könnte das mitnichten bewerkstelligen — hätte das nimmer gewollt, wenn sie ihren eigenen Sinn verstanden hätte (den sie nicht verstand): was sie wollte, war und ist, das Ihre aus jenen herauszubekommen, in geläuterter Gestalt die alten Ären ihren Zwecken anzupassen und alles, was wahr und nicht verbrennbar in ihnen gewesen, sich anzueignen: das war vor allem die Absicht der armen neuen Ära in der schrecklichen Explosion, die sie mit sich und ihren Besitztümern anstellte!

Und die Frage aller Fragen ist nunmehr: Was von jener explodierten Vergangenheit, deren Trümmer und Staub noch immer die Luft verdunkeln, gravitiert nachhaltig zu uns zurück, kann umgeschaffen, umgebildet, wieder angepaßt werden, auf daß es in neuen Gestalten, unter neuen Bedingungen uns abermals bereichere und nähre? Was davon ist, weil es nicht unverbrennbar gewesen, wirklich in Flamme und Gas aufgegangen im gewaltigen Weltbrand, ist nun ein verfliegendes Lüftchen, und es wird ihm keine Gravitation mehr zum Segen gereichen, sondern es wird aufsteigen und auf den wüsten Winden verflattern für immerdar — nach Ordnung der Natur, trotz allem Fleiß der Kunst? Das ist die allgemeine Frage der heimgesuchten Menschheit gegenwärtig, und die Schlichtung wird allerdings lange dauern.

Einen Punkt können wir beantworten: Nur was an der Vergangenheit Wahres gewesen, wird zu uns zurückkehren. Das ist der einzige Asbest, der alles Feuer überlebt und geläutert daraus hervorkommt; das gehört noch uns, dem Himmel sei Preis, und nur das allein. Die Kunst mag sich mühen wie sie will, dafür oder dagegen — wie man die närrische Kunst heutzutage vielfach tun sieht — die Grenzscheide ist hier. Dürfte unter diesem Gesichtspunkte nicht Friedrich, wenn er ein wahrer Mensch und König war, mit Recht wieder einige Neugierde erregen, ja eine ganz besondere Neugierde, als die letzte gekrönte Realität, die dagewesen vor jenem allgemeinen Aus- und Abbruch? Viele leben der Meinung, daß es mit Königen jeder Art, mit Regierungen überhaupt vorbei sei, daß man sie fortan immer weniger brauchen werde, da die neue Ära gekommen sei. Welches eine gar wundersame Vorstellung ist, wichtig wenn wahr, vielleicht

noch wichtiger gerade jetzt, wenn unwahr! Meine Hoffnungen, in diesem letzten der Könige meinen Zeitgenossen ein Muster darzubieten, sind, ich muß es gestehen, nicht hoch.

Im ganzen ist es augenscheinlich: die Schwierigkeiten für eine Geschichte Friedrichs sind groß und vielfach, und die traurige Gewißheit drängt sich mir zuletzt auf, daß zur gegenwärtigen Zeit und besonders hierzulande kein gutes Buch über den Gegenstand zu schreiben ist; weshalb der Leser sich mit einem geringfügigen oder schlechten begnügen mag; wenig ist ihm bekannt, wie es leicht noch viel schlechter hätte werden können! — Ach, das Ideal der Geschichtschreibung, wie mein Freund Sauerteig[1] weiß, ist sehr hoch; und nicht von einem ernsthaften Manne, sondern nur von einer langen Reihe solcher Männer, von ganzen ernsthaften Generationen von Menschen kann die Geschichte jemals wieder zu ihrer alten Würde aufgebaut werden. Wir müssen auf Ideale verzichten. Wir müssen uns traurig mit den kümmerlichsten öden Realitäten begnügen — mit wüsten Kontinenten von brandenburgischem Sand, wie im gegenwärtigen Falle, bloßen hingeworfenen Bergen von Gerümpel, denen sogar ein Register fehlt!

Hat der Leser von Sauerteigs letzter Portion *Springwurzeln*, einem etwas wunderlichen Abschiedsstück, gehört? Alle Geschichte ist ein eingekerkertes Epos, ja ein eingekerkerter Psalm und Prophezeiung, sagt Sauerteig dort. Ich wünsche von ganzer Seele, er hätte sie in gegenwärtigem Falle *ent*kerkert! Aber er sagt nur in hochtrabender Sprache, wie großartig sie wäre, wenn entkerkert — und schleudert, zufällig auf den Gegenstand stoßend, folgende rauhe, prägnante, wenn auch unpraktische Sätze heraus, mit denen ich schließen will:

„Schiller ging, wie es scheint, zu einer Zeit mit dem Gedanken um, ein *Episches Gedicht auf Friedrich den Großen*, ‚auf irgendeine Tat Friedrichs', sagt Schiller, zu schreiben. Glücklicherweise tat es Schiller nicht. Indem er den Tatbestand über den Haufen warf, die Wirklichkeit außer acht ließ und Zeit und Raum das Unterste zu oberst kehrte, hätte Schiller mit seinen schönen Begabungen zweifelsohne ein zeitgebundenes ‚episches Gedicht' schreiben können, von der Art, wie sie von vielen simpeln Leuten gelesen und bewundert werden. Aber das hätte wenig gefruchtet und nicht lange dauern können. Nicht das unwahre imaginäre Bild eines Menschen und seines Lebens ist es, was ich von meinem Schiller brauche, sondern die wirkliche natürliche Abbildung, wahr wie das Gesicht selber, ja *wahrer* in einem Sinne! Dies ist eine Aufgabe, die nur der Künstler, wenn sich einer findet, niemals aber der Pfuscher erfüllen kann! Ach, und der Künstler versucht es gar nicht einmal, überläßt es ganz und gar dem Pfuscher, indem *er* sich mit anderen abgibt!

[1] Eine von des Verfassers Figuren, denen er — in der Weise unseres Jean Paul — bei dieser Gelegenheit seine Meinungen und Spekulationen in den Mund legt, nicht ohne eine gewisse Selbstironie. D. *Übers.*

Die Menschen werden sicher endlich wieder entdecken, hervortretend aus den düsteren Verwirrungen, in denen die neueren Zeitalter seit langem taumeln und stolpern, daß auch für sie, wie für die ältesten Menschen, alle Bilder, die nicht glaubhaft — müßige Bilder sind und zumeist zur Tür hinausgehören. Das fürwahr, wäre es noch so sehr vergessen, ist das Gesetz! Irrtümer genug, Lügen genug schleichen sich von selbst in unsere ernsthaftesten Porträtierungen des Wahren: aber daß wir besonnen und mit Vorbedacht zusammenraffen sollten, wovon wir wissen daß es nicht wahr ist, und das darbringen in der Hoffnung, Gutes damit zu stiften? Ich sage euch, dergleichen Praktik war unbekannt in den alten ernsthaften Zeiten und sollte wieder unbekannt werden, außer für das dumme Volk!" Das ist Sauerteigs seltsame Meinung, und zwar nicht erst von gestern her, wie Leser wissen: — und dann kommt er auf „Homers Iliade", die „hebräische Bibel", mit „der furchtbaren hebräischen Wahrhaftigkeit in jeder ihrer Zeilen", entdeckt eine beunruhigende „Verwandtschaft der Dichtung mit dem Lügen" und fragt, ob irgend jemand berechnen kann „den Schaden, der uns armen Neueren zugefügt worden von unsern Praktikern der Erdichtung in der Literatur selber, nicht zu reden von hehren Bereichen? Die Menschen werden nachgerade all dies einsehen", fährt er fort, „oder aber, unter Hintansetzung von all diesem, vorwärts stürzen, sie lassen sich's noch wenig träumen, wohin! —

Aber ich denke, alle wirkliche Poeten, bis zur heutigen Stunde, sind Psalmisten und Iliadisten in ihrer Art und haben in sich eine göttliche Ungeduld mit Lügen, eine göttliche Unfähigkeit, unter Lügen zu leben. Und ebenso meine ich (was daraus folgt), daß der höchste vorstellbare Dichter eigentlich der tauglichste Geschichtschreiber ist — und daß es schrecklich ist, den gelehrten Dummkopf das Amt der Geschichtsschreibung bekleiden und Shakespeare und Goethe es vernachlässigen zu sehen. Ereignisse auslegen', die allüberall sichtbare, völlig unzweifelhafte Offenbarung des Schöpfers dieses Universums auslegen: wie kann Dryasdust Dinge solcher Art auslegen, der finstere chaotische Gesell, der den Sinn von nichts Kosmischem oder Edlem begreift oder es je begreifen wird? Der arme Wicht, man sieht, was für Art Sinn *er* sich seit langer Zeit schon aus der Geschichte des Menschen abgezogen und wie er die ganze Welt dazu bekommen hat, es ihm nachzuglauben. Unglücklicher Dryasdust, dreimal unglückliche Welt, die Dryasdusts Lesart der Wege Gottes annimmt! Jedoch was war auch anderes möglich? Diejenigen, die Besseres hätten lehren können, waren mit Geigen beschäftigt, was gut bezahlt wurde. Und unser Schaden daraus, unser *Schaden* — ja wenn du noch menschlich und nicht geierartig bist — übersteigt vielleicht sämtliche Kalifornien, alle englischen Nationalschulden und zeigt sich unberechenbar in Kontinenten von Goldbarren! —

Da ich der Ansicht bin, daß die Menschheit nicht völlig zu hündischer

Vernichtung verdammt ist, glaube ich, daß viel von diesem sich bessern wird. Ich glaube, daß die Welt nicht immer ihre inspirierten Menschen in bloßem Geigen vergeuden wird, daß der Mensch rhythmischer Natur mehr und mehr seinen Beruf zur Auslegung des Tatsächlichen spüren wird, da nur in dessen lebendigem Mittelpunkt, könnten wir nur erst darein gelangen, alle eigentliche Melodie liegt, und daß er wieder einmal, e r, der Geschichtschreiber der Ereignisse wird. Der arme verwirrte Dryasdust aber wird dann endlich das Glück finden, sein Diener zu werden und einige Leitung für sich zu erhalten, was in der Tat heilvoll sein wird. Denn gegenwärtig kommt mir Dryasdust vor wie ein unglücklicher herrenlos gewordener Neger: der Neger, zur Selbstführung völlig untauglich, dennoch aber ohne Herrn, guten oder schlechten, so daß sein Treiben in solcher Eigenschaft keinen Gott und keinen Menschen erfreuen kann.

Geschichte, mit dem treuen Genius oben und der treuen Betriebsamkeit unten, wird alsdann wieder geschrieben werden können. Geschichte wird alsdann wirklich geschrieben w e r d e n — indem die gottgegebene helle Begabtheit sich damit beschäftigt, die dunkeln Wege Gottes zu beleuchten. Eine Sache, deren Verrichtung dreifach dringend not tut! Wodurch die neueren Nationen wieder um ein kleines weniger gottlos werden und wieder ihre ‚Heldengedichte' (von anderer Art als jenes Schillersche) und verschiedene andere Dinge, die ihnen gegenwärtig auf noch leidigere Weise abgehen, wieder erhalten dürften!" —

So daß dem Anscheine nach, wenn Friedrich einige Jahrhunderte lang dauerte, aus seiner Geschichte allmählich doch ein wirkliches Epos unter den Menschen geschaffen werden wird? Das will sagen, sie wird (vermutlich) eine geläuterte Wahrheit und ein gehörig bedeutungsvolles und gehörig schönes Stückchen Glaube für die Menschheit werden, das Wesentliche sauber losgelöst von all der Spreu, das wirkliche Bildnis und seine eigentlichen Übereinstimmungen mit den Gesetzen dieses Universums zutage gelegt, in Licht und Schatten ganz jener göttlichen Tatsache gemäß, wie sie w a r, die der arme Dryasdust und die Zeitungen niemals zu Gesicht bekommen konnten, von der sie vielmehr immer weit ab waren!"

Nun, wenn das so ist, ja, selbst wenn es nicht ganz so ist, dann ist es ein Trost, zu bedenken, daß jeder wahre Arbeiter (der Spreu hinweggeblasen hat usw.), wäre sein Beitrag auch nicht größer als meiner, das gute Resultat um ein paar Handbreiten n ä h e r gebracht hat. Und somit wollen wir dies Präludium endigen und an unsere Aufgabe gehen, geneigter Leser.

Zweites Kapitel / Friedrichs Geburt

Friedrich von Brandenburg-Hohenzollern, der im Laufe natürlicher Erbfolge Friedrich der Zweite von Preußen geworden und in unseren Zeiten als Friedrich der Große bekannt ist, ward geboren im Schloß zu Berlin am 24. Januar 1712 um die Mittagsstunde. Ein winziges Kindlein, jedoch von großer Verheißung oder Möglichkeit, und sämtlichen souveränen und sonstigen Personen am preußischen Hofe und in den preußischen Landen dreimal und viermal willkommen in jenen kalten Wintertagen. Sein Vater, heißt es, habe ihn beinahe erstickt mit seinen Liebkosungen, so vor Freude außer sich war der gute Mann, oder habe ihn wenigstens an der Glut des Kaminfeuers sengen lassen, als zum wahren Glück eine viel angemessenere weibliche Amme das kleine Geschöpf den rauhen väterlichen Tatzen entriß — und es rettete, Preußen und der Menschheit zu Nutz und Frommen. Daß es nur dem Himmel gefallen möchte, ihm Lebenskraft zu verleihen, denn schon sind zwei Prinzlein dagewesen, die alle beide starben. Friedrich ist das vierte Kind, und nur ein kleines Mädchen, die kluge Wilhelmine, von fast zu lebendigem Geist und nicht allzu kräftigem Aussehen, ist außer ihm an königlichen Sprößlingen vorhanden. Es wird befürchtet, der hohenzollerische Stamm, der seit drei Jahrhunderten nun so segensreich hier geblüht und in der Tat die preußische Nation geschaffen hat, möchte aussterben oder auf einen Nebenzweig übergehen. Ein Wechsel, der, wie überhaupt jederlei Wechsel in diesen Dingen, bedenklich wäre und von niemandem gewünscht wird.

Vor fünf Jahren, beim Tode des ersten kleinen Prinzen, waren Mutmaßungen aufgetaucht, dunkle Gerüchte und Winke, daß die Kronprinzessin, die Mutter des verlorenen Kindleins, niemals gesunde Kinder oder gar überhaupt kein Kind mehr haben werde: worauf denn, da nur noch eine anderweite Hilfsquelle übrig war — ein verwitweter Großvater nämlich und außer dem Kronprinzen kein anderer Sohn von ihm — besagter Großvater, kaum erst ein Fünfziger, wirklich die nötigen Schritte tat: sie sind aber gänzlich mißraten; kein neuer Sohn oder neues Kind, nur neue Kümmernisse, neues Unglück ist für ihn aus dieser dritten Ehe

entstanden. Und obzwar die Kronprinzessin wieder einen Prinzen zur Welt brachte, so starb doch auch dieser binnen Jahresfrist — getötet, wollen wieder andere wissen, von dem Geräusch der ihm zu Ehren abgebrannten Freudenschüsse[1]! Ja, und auch jenes erste Prinzkindlein, behaupten dieselben Stimmen ferner, sei von den schweren Decken, die bei der Taufe auf ihm lasteten, zerdrückt worden, namentlich aber von der kleinen Krone, die es trug und die ein sichtbares schwarzes Mal auf der Stirn des armen weichen Kindes zurückgelassen hatte! Mit einem Wort, es ist ein bedenklicher Umstand, ohne Zweifel eine bedenkliche Aussicht für die preußische Menschheit, und der Eintritt dieses dritten kleinen Prinzen, ein drittes Stichblatt in den hohenzollerischen Karten, ist ein ungewöhnlich anziehendes Ereignis. Die Freude über ihn, nicht im Berliner Schloß bloß, sondern in der Stadt Berlin und in der gesamten preußischen Nation, war groß und allgemein — noch jetzt nachweisbar in allerlei langweiligen unlesbaren alten Schriften, amtlichen und freiwilligen Aufzeichnungen, die hell aufloderten wie die Freudenfeuer damals und jetzt sehr finster geworden sind und kaum mehr glaubhaft, selbst für die Phantasie dieser neuen Zeit.

Der arme alte Großvater Friedrich I. (erster König von Preußen) — denn, wie erwähnt, war er noch am Leben und nicht einmal sehr bejahrt, obschon nun siech und über die Kräfte beladen mit trüben Erinnerungen, getäuschten Hoffnungen und Verdruß — gab sich viel mit Wilhelminen ab, wie diese uns erzählt[2], und ließ sich ganze Tage lang von den Possen und Plaudereien der Kleinen die Zeit vertreiben. Der gütige alte Herr: er, ohne Zweifel, ward zu ungewohnter Lebendigkeit aufgeheitert beim Anblick dieses ihres unschätzbaren Brüderleins, durch den er noch einmal in die öde dunkle Zukunft hinausblicken konnte, mit einem Aufflackern neuer Hoffnung. Der arme alte Herr: ihm selber ward einst der Rücken halb zerbrochen, indem seine unvorsichtige Amme ihn fallen ließ, und er ist seitdem immer ein wenig gebückt gegangen, an die fünfzig und etliche Jahre nun: sehr gegen seinen Willen; denn er wäre so gern schön gewesen und strebte all sein Lebtag mühsam, wenn nicht weise, danach, sein Dasein schön — zum mindesten es prächtig zu machen, unbekümmert um die Kosten — und es sieht aus wie verfehlt. Mut, armer Großvater: hier ist eine neue zweite Auflage eines Friedrich, da die erste so unnachhaltig war: sein Rücken ist noch ungebrochen, seines Lebens Saatfeld noch nicht angefüllt mit Unkraut und Dornen: wer weiß, vielleicht ist diesem der Himmel günstiger? Der Himmel war diesem viel

[1] Förster: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen (Potsdam 1834), I. 126 (der Morgenstern, einen Berichterstatter aus der Zeit, anführt). Vgl. aber auch Preuß: Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden (Berlin 1838) S. 379—380.

[2] Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine de Prusse, Margrave de Bareith, Soeur de Frédéric-le-Grand (London 1812) I. 5.

günstiger! Ihn hatte der Himmel aus tüchtigerem Stoff geknetet: ein mächtiger Gesell dies und ein seltsamer; verwandt nicht bloß mit Schmuckputz und Heraldik, sondern mit den sphärischen Harmonien und den göttlichen und dämonischen Mächten; von schneller weitausgreifender Natur ist dieser, wie ein Apollo gekleidet in Sonnen- und Blitzstrahlen (seiner Art) und mit einem Rücken, den die gesamte Welt nicht zu brechen vermocht hat! — Ja, wenn durch seltenste Fügung dies wirklich ein neuer Mensch von Genie wäre, in das blödsichtige faulende Jahrhundert hineingeboren, im erklärten Range eines Königs da — ein Mensch von Genie, das will heißen, ein Mensch von Ursprünglichkeit und Wahrhaftigkeit, fähig, mit eigenen Augen zu schauen, und unfähig, nicht zu glauben was er schaut — dann fürwahr! — Aber noch weiß niemand; der arme alte Großvater bekam es niemals zu wissen.

Indem tauften sie den Kleinen mit viel Pomp und Herrlichkeit. Kaiser Karl und sogar die Schweizer Republik waren mit dabei (durch Stellvertreter) als Gevattern, und von den Kanonensalven, Paukenschlag, metallener Krone und schwerem Silbertuch blieb das arme weiche Geschöpf nicht verschont, überlebte es jedoch alles. Es empfing die Namen Karl Friedrich; Karl vielleicht, und vielleicht auch nicht, dem vornehmsten Gevatter, besagtem Kaiser Karl dem Sechsten, zu Ehren? Wie dem immer sei, der Name K a r l blieb später oder gleich von vornherein außer Gebrauch und galt für nichts: er selbst wie seine Umgebung haben ihn niemals gebraucht, und außer hie und da in verschollenen englischen Pamphleten habe ich keine Spur davon gefunden. Friedrich (Friedenreich, ein altgültiger Name im Hohenzollerngeschlecht), was er selber auf seine französische Weise Frédéric und zuletzt sogar (mit wunderlichem Geschmack für Wohlklang) Fédéric schrieb, ist durchaus und war seine alleinige Benennung.

Sonntag, den 31. Januar 1712, als er genau eine Woche alt war, ist er dergestalt auf den Schauplatz geführt und unter seinen Mitgeschöpfen benannt worden. Wir aber müssen nun ein wenig herumschauen und, wie immer möglich, sehen, was für ein Schauplatz es eigentlich war.

Drittes Kapitel / Vater und Mutter: Die hannöversche Verwandtschaft.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, Sohn Friedrichs des Ersten und Vater dieses Knäbleins, das dereinst Friedrich II. werden soll, hat als zweiter König von Preußen persönliches Aufsehen in der Welt erregt, ist nicht nur als Friedrichs Vater merkwürdig und wird uns für seine ganze kommende Lebenszeit viel angehen. Er steht eben in seinem vierundzwanzigsten Jahre: ein wohlbeleibter, handfester, blühender, frischer junger Geselle, der zwar lustig lachen kann, dabei aber von gesetztem ernsthaften Wesen ist und gelegentlich einigermaßen vulkanisch; dem Soldatentum und Zeitvertreib in freier Luft stark ergeben, da ihm eben sonst wenig zu tun obliegt. Er hat schon als Verweser, gleichsam als Vizekönig fungiert bei gelegentlicher Abwesenheit seines Vaters, ist praktisch mit dem Stand der Geschäfte bekannt und, meint man, gar nicht zufrieden damit. Da ihm aber Stillschweigen über diesen Punkt auferlegt ist, so läßt er sich nicht darüber aus und mischt sich in nichts Politisches. Er gibt sich hauptsächlich mit Exerzieren, Mustern und praktischem Militärdienst ab, wenn er sich hier in Berlin aufhält; sprengt häufig, von seiner Frau und etwa ein paar Kameraden begleitet, hinaus nach Wusterhausen (drei Meilen südwestlich von Berlin), wo er im bewaldeten Moorland einen Landsitz hat, um da zu jagen und ungeniert zu leben.

Aber seine Hauptsorge ist das Soldatentum. Vor sechs Jahren, im Sommer 1706[1], war er, in noch sehr frühem Alter, in den Krieg gezogen, den großen spanischen Erbfolgekrieg, der damals in den Niederlanden stark wütete; preußische Truppen fortwährend tätig auf der Marlborough-Eugenischen Seite. Er hatte sich eben verlobt, war noch nicht verheiratet und beliebte die Zwischenzeit in solcher Weise nützlich zu verbringen. Dann wieder im Frühjahr 1709, nach seiner Verheiratung und nach seines Vaters Wiederverheiratung, als „der Hof mit Ränken erfüllt" und nichts als Schweigen daselbst ratsam war, kam ein gewisser berühmter Freund von ihm, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, von dem wir noch viel hören werden — der, selbst erst ein Dreißiger, sich schon in be-

[1] Förster I. 116.

sagtem Kriege (zu Hochstädt, bei der Brücke von Casano, in den Linien von Turin und bei sonstigen ruhmreichen Gelegenheiten) mit Lorbeeren bedeckt hatte, nun aber in Verwickelungen mit dem schönen Geschlecht geraten und zur Zeit ohne Kommando war — dieser kam mit Friedrich Wilhelm zu dem Beschluß, daß es wohlgetan wäre, den Krieg als Freiwillige mitzumachen, da es anders doch nicht ging[1]. Ein Kronprinz von Preußen, geziemt es sich nicht für den, das Soldatenhandwerk vor allem und bei jeder Gelegenheit zu erlernen? Und so befleißigte sich Friedrich Wilhelm desselben auch, diente in dieser Weise unter Marlborough und Eugen als eifriger Lehrling und pflückte Kenntnis da, wo sie, wie die „Seifenblase des Ruhmes" und jedes andere in solchem Felde, gepflückt werden muß, vom Kanonenschlunde. Friedrich Wilhelm hielt sich diesmal wie zuvor zu Marlborough, während Freund Leopold gewöhnlich in Eugens Quartier stand, der seinen Wert seit Hochstädt und schon früher wohl erkannt hatte. Friedrich Wilhelm sah heißen Kampf in diesem Feldzug von 1709: die Belagerung von Tournay und viel Bedeutenderes noch — war unter anderem in der feurigen Schlacht von Malplaquet, einer der fürchterlichsten und tödlichsten Waffentaten, die je geschehen. Kein Mangel an Unerschrockenheit und handfester Soldatentugend bei den preußischen Völkern oder im Kronprinzen, am allerwenigsten an jenem schreckenvollen Tage des 11. September 1709 — welchen Jahrtag er seitdem immer und auch fernerhin sein Leben lang feiert: der Gerichtstag von Malplaquet allezeit ein denkwürdiger Tag für ihn[2]. Er wird immer vertrauter mit Leopold und preist gute Soldaterei über alles. Hier in Berlin besitzt er bereits ein eigenes Regiment, große schöne Leute, und ist unablässig bemüht, es in allen Stücken zu einem vollkommenen Musterregiment heranzubilden.

Im übrigen ist hier vieles aus den Fugen und nichts weniger als nach seinem Sinne. Vor sieben Jahren[3] hat er seine eigene wackere Mutter und ihre Liebe verloren, wovon wir nachher ein mehreres melden müssen. An ihrer Stelle hat er eine wunderliche trübsinnige bösartige Stiefmutter erhalten, mit der nimmermehr zurechtzukommen war und die nun in der Tat verrückt ist und in ihren Gemächern gehalten wird. Hier muß er mit ansehen und darf wenig dazu sagen, wie sein vergrämter tief bekümmerter Vater mühsam auf einer Bühne herumflackert, die meist mit kostspieligen faden Leuten und deren erbärmlichen Ränken und gegenseitigen Bosheiten erfüllt ist; ein Schauplatz der pomphaften Fadheit meistenteils, und der Kunst, feierlich und mit großem Aufwand nichts zu tun. Solche Verschwendung an Arbeit und Mitteln: was läßt sich da anderes tun als still-

[1] Varnhagen von Ense: Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (in Biographische Denkmale, zweite Auflage, Berlin 1845) Seite 185. — Taten und Leben des weltberühmten Fürsten Leopoldi von Anhalt-Dessau (Leipzig 1742) S. 73. — Förster I. 129.

[2] Förster I. 138.

[3] 1. Februar 1705.

schweigen? Letzthin ist Preußen (die östlich weitab außer Augen gelegene Landschaft) von der Pest verwüstet worden, in arge Not und Verzweiflung sinkend: der Kronprinz, gegen seine Gewohnheit, brach sein Stillschweigen und drang auf Beisteuer oder Unterstützung für das heimgesuchte Volk; aber da war nichts zu erlangen. Nichts im Schatz, Königliche Hoheit: — Preußen muß sich helfen, wie es kann; die sublime Dramaturgie, die wir Sr. Majestät Regierung nennen, kostet soviel! Und Preußen, vom Tode hingemäht, liegt seitdem zu gutem Teil verödet. Hierdurch ward der Kronprinz vollends mit Widerwillen erfüllt, und es hat wohl auch wirklich einige Veränderung im Ministerium oder sonst so ein fruchtloses Auskunftsmittel seitens des alten Vaters zur Folge gehabt. Hierauf verschließt der Kronprinz seine Gedanken wieder. Er muß zwischen wirren Strudeln von Hofränken, Zeremonien und peinlichen Alfanzereien hindurchsteuern, Dingen, die ihm wie nur irgendeinem zuwider sind; denn sein Blick und Sinn gehen nur auf das Praktische, und er ist nach Geist und Leib gewissermaßen vom genus robustum, ja vom genus ferox. Er ist nun sechs Jahre verheiratet, hat, wie wir gesehen, zwei Kinder verloren und jetzt wieder zwei am Leben.

Seine Gemahlin, Sophie Dorothea von Hannover, ist zugleich seine Base. Sie ist Bruderstochter seiner Mutter Sophie Charlotte: der Leser gewöhne sich, die zwei Namen zu unterscheiden. Sophie Charlotte, vormalige Königin von Preußen, war gleichfalls von Hannover gewesen: hatte wohl zuweilen in ihren stillen mütterlichen Gedanken diese Verbindung für ihren Sohn vorausgesehen, als sie noch lebte. Gewiß ist, daß Friedrich Wilhelm in früher Kindheit nach Hannover gebracht wurde: seine Mutter — eben diese Sophie Charlotte, ihrerzeit eine vielberühmte Königin und Frau, Tochter der Kurfürstin Sophie und Schwester des Georg, der nachher Georg I. von England geworden — brachte ihn dahin, Anfang des Jahres 1693, als er fünf Jahre alt war, und ließ ihn zum Versuch zurück, auf daß er, gab sie vor und erwartete wohl auch, daselbst einer feineren Bildung teilhaftig werde. Und allerdings an einem Hof, wo Kurfürstin Sophie oberste Herrin und Kurfürst Ernst, „der höflichste Mann von der Welt", würdig des Beinamens „Gentleman" [1], oberster Herr war — und wo Leibniz, geringerer Berühmtheiten nicht zu gedenken, florierte — schien dies eine begründete Erwartung. Nichtsdestoweniger ist dieser ausgesprochene Zweck des Besuches ohne Erfolg geblieben, obschon die tieferen stillen Absichten dabei wohl nicht ganz unerfüllt bleiben mochten.

[1] „Ihre Hoheit" (die Kurfürstin Sophie) „hat den Ruf der lustigen debonnairen Fürstin Deutschlands; eine Dame von außerordentlichen Tugenden und Kenntnissen; sie ist der italienischen, französischen, hoch- und niederdeutschen und englischen Sprache mächtig, welche sie aufs vollkommenste spricht. Ihr Gemahl" (Kurfürst Ernst) „hat den Namen des Gentleman Deutschlands, ein graziöser und usw."
W. Carr: Remarks of the governments of the severall Parts of Germanie Denmark, Sweedland. (Amsterdam 1688) S. 147. Vgl. auch Ker von Kersland (der noch emphatischer über diesen Punkt spricht, saepius).

Gentleman Ernst war kurz zuvor zum Kurfürsten erhoben worden (Kurfürst anstatt Herzog) — sein Hannover fortan nicht länger ein bloßes souveränes Herzogtum, sondern ein Kurfürstentum, neues neuntes Kurfürstentum, dank Ernsts lebenslangem Bestreben und gutem Glück — ein Ereignis, das zur Zeit einen heitern Glanz über Hof und Volk dort verbreitet und Ernst in seinem späten Alter zu einem glücklicheren Menschen als je gemacht hat. Gentleman Ernst und Kurfürstin Sophie freuten sich ohne Zweifel über ihren feisten preußischen Enkel — den robusten, ziemlich mutwilligen fünfjährigen Burschen — und alles, was geeignet war, ihre Tochter öfter zu ihnen zu führen (und zwar auch noch eine einzige Tochter und eine so begabte), war der heiteren alten Kurfürstin, ihrem Leibniz und ihrem Kreise sicher willkommen; denn Sophie Charlotte war eine lichte Erscheinung und ein Liebling bei den Weisen wie bei den Lebensfrohen.

Onkel Georg hingegen, „Kurprinz Georg Ludwig", der nachmals Georg I. von England geworden ist, allezeit ein verschlossener finsterer Mann von ziemlich mürrischem Aussehen, nicht ohne eigene Gedanken, die aber zumeist unartikulierte Gedanken sind, befand sich gerade damals in einer schweren häuslichen Verwicklung. Onkel Georg, der Kurprinz, hatte nämlich in diesen Monaten die Entdeckung gemacht, daß seine hohe Gemahlin und Base, eine glänzende nicht unbeleidigte Gattin, ihrerseits zur empörten Beleidigerin geworden, daß sie auf ihrem Lebenspfade arge Abwege betreten habe und noch betrete! Und so ist auch in Hannover nicht alles lichter Glanz, wenn wir auch ein neunter Kurfürst sind; vielmehr zuckt da mitten im lieblichen Sonnenlicht ein Streif, schwarz wie aus dem Erebus. Kurprinz Georg, denke ich, wiewohl auch er dem Knaben gewogen gewesen sein soll, konnte dem feisten Neffen eben jetzt wenig Aufmerksamkeit widmen!

Wohl war es in diesem Jahre 1693, daß die bekannte Königsmarksche Trauergeschichte in Hannover rasch ihrer Entscheidung entgegenreifte, und das Jahr darauf folgte die Katastrophe. Eine sehr tragische Geschichte, von welcher der eben anwesende Knabe eines Tages mehr erfahren wird. Vielleicht ist es gerade während dieses Besuches gewesen (bei einem ihrer Besuche soll es sich zugetragen haben), daß Sophie Charlotte Zeuge eines peinlichen Auftritts im Schlosse zu Hannover war: wie es laute Worte gab, da wo leises Liebkosen an der Stelle ist; herbe Worte, gegenseitig beschuldigend, immer höher steigend, endigend, glaubt man, in Dingen oder Androhungen und tätlichen Andeutungen von Dingen (wirkliche Ohrfeige nennen es einige) — die nimmermehr zu vergeben oder zu vergessen sind! Und am Sonntag, 1. Juli 1694, ist Graf Philipp von Königsmark, Oberst bei den hannoverschen Dragonern, zum letztenmal in dieser Welt gesehen worden. Von jenem Tage an war er plötzlich auf unerforschliche Weise unterirdisch verschwunden; niemals soll das Licht der Sonne oder

ein menschliches Auge jenen schönen Taugenichts wieder erblicken; hundertundfünfzig Jahre lang soll kein menschliches Geschöpf wissen oder mit der geringsten Gewißheit erraten, was aus ihm geworden ist.

Und kurz nach Königsmarks Verschwinden sieht man folgendes traurige Phänomen: Eine einst sehr glänzende Fürstin (geistreich, hochmütig, schön, nicht weise oder glücklich), nunmehr hell aufgelodert zu zornigem, tragischem Brande, eingesperrt im alten Schlosse Ahlden, in den moorigen Einöden der Lüneburger Heide: um da zu weilen bis an ihren Tod — dreißig Jahre lang, wie es sich auswies — und zu Asche und bitterer Verdunkelung zu vergehen, wie sie mag. Betagte Bauersleute, spät im nächsten Jahrhundert, werden sich erinnern, wie sie sie zuweilen auf der Heide fahren gesehen — eine schöne Dame, langes schwarzes Haar und der Schimmer von Diamanten darin — manchmal die Zügel selber führend, aber allzeit von einem Trupp Reitern mit gezogenen Schwertern umgeben [1]. „Herzogin von Ahlden", das war ihr Titel in ihrem verdunkelten Zustande. Geborene Prinzessin von Celle, durch Heirat Kurprinzessin von Hannover; wäre auch Königin von England geworden, hätten die Dinge einen anderen Lauf mit ihr genommen. — Ihr Name, wie der einer kleinen Tochter, die sie hatte, ist Sophie Dorothea: sie ist Base und geschiedene Gattin des Kurprinzen Georg — geschieden und gleichsam lebendig vertilgt auf solche Weise. Sie ist des kleinen Friedrich Wilhelms Schwiegertante, und ihr Töchterlein wird im Verlauf der Zeit seine Frau. Um ihn oder die Seinen hat sie sich wohl wenig gekümmert in ihrer damaligen Stimmung angesichts der rasch heranrückenden Krisis. In ihren glücklicheren unschuldigen Tagen hatte sie zwei Kinder geboren, einen nachmaligen König und eine Königin: Georg II. von England, Sophie Dorothea von Preußen; darf sie nunmehr aber nimmer die ihren nennen, noch jemals wiedersehen.

Das war die Königsmarksche Trauergeschichte zu Hannover, die rasch ihrer Katastrophe entgegenreifte, als Friedrich Wilhelm sich dort aufhielt. Sie ist seitdem immer wie ein dunkles Gerücht und ungewisses schaudervolles Geheimnis unter den Menschen umgegangen: aber in diesen Jahren ist sie durch sonderbares Zusammentreffen (Entwendungen, Auftauchen schriftlicher Urkunden in verschiedenen Ländern und fleißiges Prüfen derselben) endlich zur Gewißheit und hellen Tatsache geworden für Neugierige. Tatsache allerdings von abscheulicher Art — aber ich muß doch sagen, besser als der Verdacht: nicht ganz so schlimm im Zustande des Tatbestandes als des Gerüchts. Wohl ist Verbrechen genug dabei, Sünde und Torheit auf beiden Seiten, auch Totschlag, aber nicht Mord (wie es sich nun ergibt); im ganzen nichts von Gräßlichkeit oder nichts, das nicht zufällig, unvermeidlich gewesen — und es kommt dabei eine gewisse Groß-

[1] Die Herzogin von Ahlden (Leipzig 1852) S. 22. Geschieden 28. Dezember 1694, gestorben 13. November 1726 — 60 Jahre alt.

artigkeit von Dekorum seitens jener hannoverschen Fürsten und amtlichen Herren an den Tag, eine Tiefe von Stillschweigen, von feinem Stoizismus, die mehr Lob verdient, als ihr wohl heutzutage zuteil wird. Somit genug von der Königsmarkschen Trauergeschichte[1], die sich gleichzeitig mit Friedrich Wilhelms Aufenthalt zu Hannover zugetragen, im übrigen aber ihn und sein Treiben daselbst wenig berührte.

Fortschritte in Bildung und feinem Benehmen hat er, wie schon gesagt, nicht gemacht; er balgte sich im Gegenteil mit seinem jungen Vetter (unserem nachmaligen Georg II.), der zwar doppelt so alt, aber schwächer an Knochen war als er, viel herum und schlug ihm einmal die Nase blutig, zum nicht geringen Skandal und Schrecken der französisch-protestantischen Edelfrauen und Hofdamen in ihren steifen Seidenzeugen: „Ei, Kurfürstliche Hoheit!" Er war ein ungestümer störrischer Bursche von Anfang an gewesen. Schon in allerfrühester Kindheit hatte er einmal, während die Ammen ihn ankleideten, seine Schuhschnalle in nähere Untersuchung genommen, ließ sich nicht verwehren, sie zum Munde zu führen, bis er sie zuletzt hinunterschluckte, nichts in der Welt kann sie heraufholen! Hierauf lautes Lamentieren der Ammen, und die Mutter „eilt schreiend herzu", arme Mutter: — es ist dasselbe Schuhschnällchen, das noch heute in der Berliner Kunstkammer gezeigt wird, mit einem Zettel daran, datiert „31. Dezember 1692"; denn es war doch ohne Schaden abgelaufen, und ein paar Gran Rhabarber hatten sie glücklich wieder zutage gebracht; fortan eine dreimal merkwürdige Schuhschnalle[2].

[1] Eine ansehnliche düstere Masse von Büchern, Schriften, Nachtgespinsten, sämtlich falsch und wertlos oder noch schlimmer, hat sich über diesen trüben Gegenstand während der letzten hundertundfünfzig Jahre angehäuft, und es will noch immer kein Ende damit nehmen, wie es füglich jetzt dürfte; denn es hat sich nunmehr in der Sache zweierlei ereignet. Erstlich: Im Jahre 1847 fiel einem schwedischen Professor namens Palmblad beim Herumstöbern nach anderen Dingen in der Universitätsbibliothek zu Lund (wo das Königsmarksche Geschlecht zu Hause ist) ein Kasten mit alten Briefen in die Hände — undatierte, mit bloßen Initialen unterzeichnete und, ehe sie näher erforscht, sehr rätselhaft aussehende Briefe — welche sich als die wirklichen Autographen der Prinzessin und ihres Königsmark ausgewiesen haben und natürlich ein fortan unwiderlegbares Licht auf deren Verhältnis werfen. Sodann ist seitdem ein behutsamer exakter alter Herr von diplomatischer Gewöhnung („Graf von Schulenburg-Osterode zu Dresden" soll es sein) unverdrossen an den ganzen Stoff herangezogen, hat ihn in allen Stücken geprobt und kleingestoßen, indem er mit erhabener Geduld nicht nur jene schwedischen Autographen, sondern auch die gesamte Masse lügenhafter Schriften, Fingerzeige und Notizen, alte und neue, durchsiebte, und hat dergestalt (freilich in sehr verflochtener langwieriger, aber zum erstenmal nun in authentischer Weise), was an wirklichem Beweise da ist, zutage gebracht; in welcher Nachweisung die Tatsachen oder die wesentliche Tatsache endlich unwidersprechlich genug vorliegen. Sein Buch, dickes Pamphlet eher, ist jenes oben angeführte: Die Herzogin von Ahlden (Leipzig 1852). Den düstern Schubkarren voll der übrigen will ich lieber nicht wieder erwähnen, sondern es dem Grafen Schulenburg überlassen, sie zu erwähnen und zu beschreiben — was er reichlich tut, soviel sich deren immer bis zu jenem Datum von 1852 angehäuft hatten, zur Plage der vernünftigen Menschheit.

[2] Förster I. 74; Erman: Mémoires de Sophie Charlotte (Berlin, 1801) S. 130.

Ein andermal (wird ferner gemeldet, wenn auch mit weniger genauer Ausführlichkeit), als seine Gouvernante, die Dame Montbail, ihm etwas zu tun befohlen, was seinem prinzlichen Gemüt nicht behagte, widersetzte sich das prinzliche Gemüt auf eine seltsame Art: der prinzliche Leib schwang sich nämlich unversehens zu einem Fenster im dritten Stock hinaus, so daß nichts als die Hände inwendig blieben; und so an der Fensterschwelle hängend und fest entschlossen, eher dem Gesetz der Schwerkraft als der Frau Montbail zu gehorchen, zwang er die arme Dame bald zum Nachgeben; worauf man ihn aber auch ihr und den Weibern überhaupt entzog, als offenbar einer derberen Leitung nunmehr bedürftig. Allezeit ein ungestümer Bursche und gefährlich unter Porzellan. Ihn konnte hannöversche Hofbildung wenig fördern: hätte es doch der Philosoph Leibniz selber mit seiner mächtigen schwarzen Perücke und seiner großen geduldigen Nase nicht vermocht, Metaphysik einem solchen Jungen beizubringen. Eine erhabene Theodizee (Leibnizsche „Rechtfertigung der Wege Gottes") war nicht ein Gegenstand, wofür dies Individuum irgendein Bedürfnis hegte oder worauf es je den geringsten Wert legte. „Rechtfertigen? Welcher verdammte Hund stellt sie denn in Frage? Will Er etwa ins Tollhaus?" — und in reiferen Jahren wäre sein spanisches Rohr wohl bedrohlich geworden! Denn es war dieser ein eigenartiges Individuum in seiner Zeit — eine menschliche Seele noch in robuster Gesundheit und ohne Drang, ihre Eingeweide zu Spinneweben zu verspinnen. Es ist nur bekannt, daß er mit Vetter Georg während des Jahres, das er in jenem Lande zubrachte, viel gehadert hat.

Da war aber außer dem einen Vetter auch ein Bäschen in Hannover, die kleine (nach ihrer Mutter genannte) Sophie Dorothea, nur wenige Monate älter als er; allen Berichten nach ein wirklich hübsches kleines Mädchen, die er viel besser leiden mochte. Sie, denke ich mir, war seine vornehmliche Zuflucht in der Zeit dieses Besuches zu Hannover; mit ihr ward der Grund zu einem innigen Verhältnis gelegt, das nachher zu guter Reife gediehen ist. Einige wollen wissen, es sei bereits unter den Eltern abgemacht gewesen, daß mit der Zeit eine Heirat folgen sollte. Abgemacht konnte es schwerlich sein, denn Wilhelmine erzählt[1], daß man ihrem Vater bei seiner Verehelichung „eine Wahl unter dreien" ließ, und außerdem deuten gewisse Spuren darauf hin, daß auf seiner Seite in der Zwischenzeit Verdunkelungen und Ungewißheit aufgestiegen waren. Abgemacht nicht, wohl aber gehofft und gehegt, wie sich denken läßt: und jedenfalls ist es wirklich zustande gekommen, da, meldet unsere Markgräfin, „Papa in die hannöversche Prinzessin verliebt war und sie den übrigen zwei", wie überhaupt jeder anderen, „bei weitem vorzog". Verehelicht mit großem Pomp 28. November 1706[2] — und Sophie

[1] Mémoires de la Margrave de Bareith I. 8.
[2] Förster I. 117.

Dorothea, dieselbe, die vor zwanzig Jahren sein hübsches Bäschen zu Hannover war, ist Mutter des eben geborenen und getauften Knaben, den kommende Geschlechter Friedrich den Großen nennen sollen.

Sophie Dorothea wird uns von höfischen Zeitgenossen als „eine der schönsten Prinzessinnen ihrer Zeit" geschildert: Wilhelmine hingegen bezeugt, daß sie niemals im strengen Sinne schön zu nennen war, aber ein angenehmes anziehendes Gesicht gehabt hat, was am Ende noch besser ist als strenge Schönheit. Ungewöhnliche Anmut in Gestalt und Blick, beschreibt Wilhelmine, viel Würde und Gewandtheit in der Gesellschaft, vollendet in allen Künsten des feinen Tons, so daß sie einen zugleich gütigen und königlichen Eindruck bei den Leuten zurückließ. Abbildungen von ihr aus späterer Zeit, als Königin, trifft man häufig in preußischen Galerien an; sitzend dargestellt auf den Bildern, deren ich mich erinnere. Eine ernsthafte, anmutige, dickliche, mütterlich aussehende Dame; etwas Nachdenkliches in den grauen stillen Augen, in der Kopfhaltung und Wendung des Gesichts, wie sie dasitzt und bedächtig hinblickt auf eine Welt, die sich niemals ihrem Willen recht fügen wollte. Unstreitig ein schönes, gesundes und liebevolles Gesicht, von hannöverschem Typus, d. h. blond, blühend, ein bißchen üppig, jedoch von der besseren hannöverschen Art, wenig oder nichts von der schlimmeren oder mindestens von der schlimmsten. Die Augen, wie gesagt, sind grau und ruhig, fast traurig, Verschwiegenheit und Reflexion ausdrückend, langsame Beständigkeit eher als irgendwelche Schnelle. Man ist gefaßt, könnte das Bild sprechen, den klagvollen Ton mütterlicher und sonstiger Besorglichkeit zu vernehmen; eines Gemüts, das zu Eigensinn und zu gelassener Unveränderlichkeit hinneigt — treue Geduld mangelt nicht, aber in noch größerem Maße ist wohlverborgene und lange und sorgfältig gehegte königliche Ungeduld da. Das ist, was ich in den Bildnissen Sophie Dorotheas lese — wobei wohl auch, was ich anderweit von ihr gelesen und gewußt, mit in Erinnerung gekommen. Auch sie wird uns im ersten Teil dieser Geschichte nicht wenig angehen. Eines finde ich, daß sie viel von ihrer Physiognomie dem eben geborenen Friedrich mitgeteilt hat: auf den Bildnissen, die es von ihm als Kronprinz gibt, sieht er ihr stark ähnlich; es ist seiner Mutter Antlitz, beseelt von Jugend und frischem Feuer und ins Männliche übersetzt: in den späteren läßt sich die Mutter immer weniger erkennen.

Friedrich Wilhelm, nun im sechsten Ehejahr, hat seine Sophie Dorothea — „Fiechen" nennt er sie — noch immer recht lieb, und auch sie hegt die geziemende Achtung des Weibes für ihren handfesten, rechtschaffenen, wenn schon etwas leicht aufbrausenden Bären. Er quält sie mitunter, heißt es, ein wenig mit Anflügen von Eifersucht, aber es sind nur Anflüge, Ergebnisse zufälliger Stimmungen in ihm oder mißgedeuteter flüchtiger Blicke im Hofleben einer jungen und hübschen Frau. In der Regel ist er allerliebst gutmütig, gütig sogar, für einen Bären, und im ganzen haben

sie ihre Ehegenossenschaft unter günstigen Anzeichen begonnen, und man darf auch, trotz finsterer Stürme, die sich erhoben, sagen, daß sie stets unter solchen verblieben. Sie hat ihm allmählich nicht weniger als vierzehn Kinder geschenkt, deren zehn ihn überlebten und zu voller Reife gediehen: und man muß zugeben, daß ihr eheliches Verhältnis, obgleich ein königliches, doch stets ein menschliches gewesen ist; die wesentlichen Bedingungen hierfür wurden auf beiden Seiten strenge beobachtet; alle darin vorkommenden Irrungen waren von der heilbaren Art und die Gefühle auf beiden Seiten aufrichtig, wie verdrießlich auch immer. Eine Seltenheit in königlichen Ehen, und vielleicht einzig in ihrer Art zu jenem Zeitpunkt.

Auf das junge Paar sind, wie in seiner gegenwärtigen Stellung natürlich, viele Augen gerichtet, und sein Pfad ist nicht immer geebnet an dem verworrenen Hofe Friedrichs I. Aber sie halten treu zusammen, scheinen sich in der Tat von allen öffentlichen Dingen oder privaten Ränken gehörig ferngehalten zu haben und gehen ihren Weg still abwartend und vielleicht auch dies und jenes für die Zukunft beschließend, aber für jetzt nur mäßig behelligt von väterlicher oder sonstiger Kritik. Der Kronprinz exerziert oder jagt mit seinen Grumbkows, Anhalt-Dessaus: harmlose Beschäftigungen dies — wobei man alle möglichen Gedanken im Kopfe haben kann, ohne Anstoß damit zu geben, solange man sie darin verschlossen hält. Friedrich, der alte Großvater, überlebte die Geburt seines Enkels nur um dreizehn Monate: Friedrich Wilhelm war dann König; Gedanken, soviel er immer wollte, konnte er dann in Taten umwandeln.

Viertes Kapitel / Des Vaters Mutter

Friedrich Wilhelms Mutter erlebte, wie erwähnt, die Heirat nicht, die sie in ihrem mütterlichen Herzen geahnt. Sie starb einen fast schnellen Tod im Jahre 1705 [1] zu Hannover, wohin sie auf Besuch gegangen war, kurz nach der Trennung von diesem ihrem einzigen Sohn und Kinde, Friedrich Wilhelm, der damals etwa siebzehn Jahre zählte, und den sie erst nach schwerem inneren Kampfe in die Fremde ziehen ließ, damit er sich zum erstenmal die Welt ein wenig ansähe. Ihr Schmerz bei dieser Veranlassung hat etwas Schönes, in einer so lichten und lebenslustigen Frau: verrät die Mutter bis zu einem rührenden Grade stark in ihr. Der ungeschlachte Bursche, in dessen Wesen sie störrische verkehrte Anlagen wahrgenommen, „Neigung zum Geiz und einen Mangel an prinzlicher Grazie und den mehr glänzenden Eigenschaften in Geist und Benehmen, hatte ihr viele, mitunter unangenehme Gedanken gemacht. Aber er war doch offenbar alles, was sie Liebes in der Welt besaß, ein ungeschlachtes Geschöpf, ihr unaussprechlich teuer. Tagelang nach seiner Abreise hatte sie sich in der Einsamkeit gehalten, wenig beschäftigt, ihren trüben Gedanken ohne Unterlaß nachhängend. Es hat sich unter den Papieren, worauf sie allerlei gekritzelt hatte, ein Blatt gefunden, worauf ein Herz gezeichnet ist mit der Umschrift „PARTI“: fort ist mein Herz! — arme Frau, und einem solchen Juwel nach! Aber die Natur ist gar gütig gegen alle Kinder und alle Mütter, die ihr treu sind.

Sophie Charlottens Kummer und Traurigkeit über diesen Abschied waren aber die geheimen Vorboten des Schicksals selbst. Es war leidender Gesundheitszustand und die Melancholie gestörter Nerven mit im Spiele. Den ganzen Herbst über und bis in den Winter hinein hatte sie sich nicht so recht wohl gefühlt; sie beschloß jedoch, Hannover und ihre gute alte Mutter zur gewohnten Zeit zu besuchen. Jener düstere Schmerz über Friedrich Wilhelm war die Vorwarnung einer plötzlichen Krankheit gewesen, von der sie fünf Monate darauf auf dem Wege nach Hannover überfallen ward und der sie in dieser Stadt erlag. Sie starb aber nicht in dem leichtfertigen

[1] Am 1. Februar (Erman S. 241; Förster I. 114): geboren 20. Oktober 1668, verheiratet 28. September 1684, gestorben 1. Februar 1705.

Stile, wie es ihr Enkel Friedrich beschreibt[1]; sie starb ohne Epigramm und, wiewohl vollkommen unbefangenen Mutes, so doch mit dem Gegenteil von Leichtsinn.

Hier ist ein besonderer Bericht von jenem Ereignis, aus erster Hand, den, da er kurz und zuverlässig ist, es sich wohl verlohnt aus dem Wirrwarr herauszufischen und lesbar zu machen, um Vorstellungen besagter Art zu widerlegen und auf Augenblicke einen alten Schauplatz zu beleuchten. Die Aufzeichnung, wie es scheint durchaus eine Privatschrift, ist von „M. de la Bergerie, Pastor der französischen Kirche zu Hannover", ehrbarer Edikt-von-Nantes-Herr, der bei dieser Gelegenheit gerufen wurde — gibt ein authentisches, wenn auch nur mattes und leeres Augenblicksbild einer für England damals sehr interessanten Örtlichkeit. M. de la Bergerie zeichnet privatim auf:

„In der Nacht vom letzten Januar auf den ersten Februar 1705, zwischen eins und zwei in der Frühe, ward ich zur Königin von Preußen gerufen, die gefährlich krank war.

Sowie ich in das Gemach eintrat, warf ich mich am Fuße ihres Bettes nieder und bezeugte in Worten meinen tiefen Schmerz, sie in solcher Lage zu sehen. Darauf nahm ich Veranlassung, zu bemerken, ‚sie möge nun einsehen, daß Könige und Königinnen sterblich wie andere Menschen seien und daß sie erscheinen müsse vor dem Throne der Majestät Gottes, um ihre Taten zu verantworten, nicht minder als der niederste ihrer Untertanen', worauf Ihre Majestät erwiderte: ‚Ich weiß es wohl (Je le sais bien).' — Ich sagte ihr weiter: ‚Madame, Ew. Majestät müssen ferner in dieser Stunde erkennen, wie eitel und nichtig die Dinge hienieden sind, auf die Sie etwa zuviel Wert gelegt, und wie wichtig die himmlischen Dinge sind, die Sie vielleicht vernachlässigt und gering geachtet haben.' Worauf die Königin antwortete: ‚Wahr (Cela est vrai)!' — ‚Nichtsdestoweniger Madame,' fuhr ich fort, ‚setzen Ew. Majestät nicht Ihr wirkliches Vertrauen in Gott? Flehn Sie ihn nicht sehr ernst (bien serieusement) um Verzeihung an für die Sünden, die Sie begangen? Nehmen Sie nicht Ihre Zuflucht (n'a-t-elle pas recours) zu dem Blut und Verdienst Jesu Christi, ohne die es uns unmöglich ist, vor Gott zu bestehen?' Die Königin antwortete: ‚Oui (Ja)!' — Indem kam ihr Bruder, Herzog Ernst August, ins Gemach der Königin — sein Blick vielleicht auf mich und meine Bewegungen gerichtet? — Da sie miteinander zu sprechen wünschten, so zog ich mich auf Befehl zurück."

Dieser Herzog Ernst August, seines Alters damals einunddreißig, ist der jüngste Bruder der Familie; Schwestern waren weiter keine da als diese sterbende, die vier Jahre älter ist. Ernst August hat zu dieser Zeit einigen militärischen Anstrich (in den Marlboroughschen Kriegen und dergleichen), wie sein ganzes Geschlecht; schließlich aber erhielt er das Bistum Osnabrück, jenes absonderliche Erbteil oder Halb-Erbteil der Familie, und lebte oder vegetierte geräuschlos daselbst. Arme Seele, er ist derselbe Bischof von Osnabrück, nach dessen Haus sich zweiundzwanzig Jahre später Georg I., vom Schlag gerührt, in der Sommermitternacht in atemloser Eile fahren

[1] Memoires de Brandebourg (Preuß. Ausgabe der Oeuvres, Berlin 1847 et seqq.) I. 112.

ließ, nur ein Wunsch noch in ihm: bei seinem Bruder zu sein — und tot oder sterbend dort anlangte. Das war also noch eine Szene, die mitzumachen Ernst August in seinem Leben beschieden war. Für jetzt habe ich ihn in Verdacht, daß er nicht viel von dem hält, was M. de la Bergerie mit seinen frommen Gemeinplätzen da tut. Weitere Züge aus Ernst Augusts Leben oder aus dem Schlosse zu Hannover in jener Nacht — wo auch die alte trauernde Mutter saß, unüberwindlich, wenn auch weinend, in irgendeinem der anstoßenden Gemächer — vermag ich nicht zu geben. M. de la Bergerie fährt mit seiner Erzählung fort:

„Einige Zeit hernach präsentierte ich mich wieder vor dem Bette der Königin, um zu sehen, ob sich eine Gelegenheit finden würde, mit ihr von ihrem Seelenheil zu reden. Aber Monseigneur der Herzog Ernst August sagte mir hierauf, daß es unnötig, daß die Königin im Frieden mit ihrem Gotte sei (etoit bien avec Dieu)." — Welches etwa auch heißen mag, M. de la Bergerie könne nach Hause gehen? Indessen berichtet er ferner:

„Den Tag darauf sagte mir der Prinz, er habe, wie er bemerkte, daß ich an das Bett der Königin getreten, sie gefragt, ob sie wünsche, daß ich ihr noch mehr zuspreche; aber sie habe erwidert, es sei gar nicht (nullement) notwendig, da sie bereits alles wisse, was man ihr bei einer solchen Gelegenheit sagen könne, daß sie sich es selber gesagt habe, daß sie sich es noch sage und daß sie hoffe, sie sei in Frieden mit ihrem Gott.

Zuletzt, als die Königin von einer Ohnmacht ergriffen wurde, von der sie auch nicht wieder zurückkam, warf ich mich an der anderen Seite des Bettes, dessen Vorhänge offenstanden, auf die Knie und rief mit lauter Stimme Gott an, ‚daß Er seine Engel um diese große Fürstin stellen möge, um sie zu hüten vor den Anfeindungen Satans; daß Er sich ihrer Seele erbarmen möge; daß Er sie waschen möge mit dem Blute Jesu Christi, ihres himmlischen Bräutigams, und daß Er, nachdem ihre Sünden alle vergeben, sie aufnehmen wolle in seine Herrlichkeit.' Und in dem Augenblick gab sie den Geist auf[1]." — Alter sechsunddreißig Jahre und etliche Monate. Einzige Tochter der Kurfürstin Sophie und Vaters Mutter von Friedrich dem Großen.

Sie war zu ihrer Zeit eine höchst ausgezeichnete Frau, und man darf sagen, daß sie etwas von ihrem Ebenbild in der preußischen Nation und deren Kulturform zurückgelassen, dessen Spuren bis auf den heutigen Tag erkennbar sind. Charlottenburg (vom trauernden Witwer so benannt) erglänzte unter ihrem Vorsitz in einem vielbewunderten französischen Lichte — französisch dem Wesen nach, versaillisch, skeptisch-kalvinistisch, durch Abglanz und unmittelbar — den dunklen Norden erleuchtend; und es ist in der Tat niemals wieder so hell gewesen. Es war kein Licht, das man ein inspiriertes nennen kann, lunarisch eher, nicht von der genialen oder sonnenhaften Gattung: aber es war wahrhaftig das beste zur Zeit gangbare, und Sophie Charlotte, ihrer Mutter Tochter in diesen wie in andern Stücken, hatte es sich zu eigen gemacht. Sie steckten tief in der Literatur, diese beiden Frauen, namentlich tief in der französisch-theologischen Polemik, mit starker Neigung zur rationalistischen Seite.

[1] Erman S. 242.

Sie hatten einmal auf der Heimreise von Flandern und den Bädern von Aachen in Rotterdam angehalten, um jenen bewunderten Weisen, den Zweifler Bayle, zu sehen. Ihr erhabener Botschafter störte den armen Mann in seiner Dachstube auf den Boompies auf — als es schon dunkel geworden; aber er hatte Kopfweh an jenem Abend, war schon zu Bett und konnte nicht erscheinen. Er reiste ihnen aber tags darauf nach, verließ für eine Weile seinen Papierwirrwarr, seinen historisch-philosophisch-antitheologischen Kram und unterbrach sein endloses Geschreibe ihnen zuliebe, wollte aber kein Jahrgehalt annehmen und jenen Kram aufgeben[1].

Sie waren gescheite, beobachtsame, intelligente und aufgeweckte Frauen, überzeugt, daß es einen Adel für den Menschen gäbe, über jenen hinaus, den der Schneider verleiht, und selbst begierig ihn aufzufinden, hätten sie nur gewußt wie. Eben in diesen Tagen, während der kleine Fritz zu Berlin in seiner Wiege liegt und meistens schläft, ist der weise Leibniz, ein schwächlicher aber überaus scharfsinniger alter Herr mit hellen Augen und langer Nase, mit gewaltiger schwarzer Perücke und krummen Beinen, in der Allee bei Hannover zu sehn (der berühmten, etwa eine Stunde langen Lindenallee, die von dem Stadtschloß nach dem Landschloß führt, die aber kaum der Erwartung entspricht, wenn man sie sieht), täglich im Wagen oder zu Fuß auf dem Wege nach Herrenhausen, wo der Hof sich aufhält und die alte Kurfürstin, die ihr regelmäßiges Zwiegespräch mit ihm pflegt, um den Tag auszufüllen; ein nicht sehr erbauliches Zwiegespräch, läßt sich fürchten, aber wieder das beste, das unter vorwaltenden Umständen zu Gebote stand. Hier ist einiger lunarische Abglanz von Versailles, das ein feiner Hof ist; unmittelbare Strahlen sind da von den ältesten geschriebenen Evangelien und von den neuesten, von dem großen ungeschriebenen Evangelium des Universums selbst und von dem eigenen, mehr oder weniger frommen Streben, dies alles richtig zu lesen. Verdammen wir nicht jenes dürftige französische Element von Elektrizismus, Skeptizismus, Toleranz, Theodizee und Bayle von den Boompies kontra Kollegium von Saumur. Räumen wir vielmehr ein, daß es nützlich, daß es zum mindesten unvermeidlich gewesen, gewähren wir ihm unser Mitleid, unsern Dank und freuen wir uns, darüber hinaus zu sein. Der Skeptizismus, der hier eben im äußersten Wipfel des Weltbaums seinen Anfang nimmt und nach und nach durch alle Äste hinabzusteigen hat mit schrecklichen Ergebnissen für die Menschheit, ist zur Zeit noch angenehm, färbt die Blätter mit dem schönen Rot des Herbstes.

Sophie Charlotte teilte diese Neigungen ihrer Mutter und brachte sie mit nach Berlin, wo ihnen eine vollere, ausgebreitetere Entwickelung in mancherlei Hinsicht bevorstand. Auch sie sah den Weltweisen Leibniz öfters bei sich in Berlin; sie hört nicht auf, Fragen an ihn zu richten, begierig Wasser aus einem so tiefen Brunnen zu schöpfen — und zu oft ist ein nasses Seil mit Spinnweben daran alles, was sie schöpft; endloses Seil,

[1] Erman S. 111, 112. Das Datum ist 1700 (vermutlich spät im Herbst).

und der Eimer kommt niemals zutage, was sie jedoch geduldig hinnahm, als zur Natur der Sache gehörend. Sie hatte ihre Beausobres und andere geistliche Edikt-von-Nantes-Herren, berühmte Berliner Gottesgelehrte, die sie, wenn gerade eine papistische Berühmtheit, jesuitischer Gesandter oder so etwas sich einfand, mit diesen in Disputation brachte auf den Soireen zu Charlottenburg. Sie verstand es vortrefflich, den Vorsitz bei einer solchen Schlacht der Wolkentitanen zu führen und die Blitze sanft und ohne Einschlag abzuleiten. Es ist ein hübscher und sehr charakteristischer Brief von ihr erhalten, den man immer noch gern liest, wiewohl er von theologischen Dingen handelt, die nunmehr sehr ins Dunkle geraten sind; gerichtet an Vater Vota, den bekannten Jesuiten, königlichen Beichtvater und Diplomaten aus Warschau, der bei einem solchen Treffen vor Ihrer Majestät sein Bestes geleistet hatte (Datum ist März 1703) — wie es scheint auf einer Reihe von Abenden in der Zeit, die ihm seine diplomatischen Geschäfte ließen, indem ihm die Beausobreschen Kämpen nacheinander, jeden Abend einer, vorgeführt worden waren. Vota hatte auf dem Heimwege geschrieben und sich ob einigen, bei gewissen Zusammenstößen im Kampfe ihm entfahrenen Feuersprühens entschuldigt: es sei über die rauhe Behandlung der Kirchenväter seitens der Beausobreschen Herren gewesen; die jedoch persönlich gegen mich, Vota, unter Ew. Majestät feinem Vorsitz die Höflichkeit selber waren, obschon sie die Väter so unglimpflich traktierten. Mit geschickter Kunst streichelt Ihre Majestät in diesem Briefe Votas Rabengefieder — und bringt ihm nebenher auf eigene Hand, wie mit unsichtbaren Nadelstichen, eine vortreffliche Dosis Akupunktur in betreff der Kirchenväter und ökumenischen Konzilien bei. Geben wir einige Auszüge in kondensierter Form:

„Wie kann z. B. St. Hieronymus ein Schlüssel zur Heiligen Schrift sein?" gibt sie anzuhören, indem sie aus Hieronymus dies merkwürdige Geständnis über sein Verfahren beim Abfassen seiner Schriften zitiert; „namentlich, wie er bei dem Buche Kommentar über die Galater verfuhr, worin er Petrus und Paulus der Verstellung und sogar der Heuchelei beschuldigt. Der große St. Augustinus hatte ihm dies schwere Faktum zur Last gelegt," sagt Ihre Majestät, die Kapitel und Vers angibt[1], „und Hieronymus erwidert: ‚Ich folgte den Kommentarien von Origenes, von' — fünf oder sechs verschiedenen Personen, die sich meistens in späteren Jahren, ehe Hieronymus mit ihnen zu Ende war, als Häretiker herausgestellt haben! — ‚Und um dir ehrlich die Wahrheit zu gestehen,' fährt Hieronymus fort, ‚ich hatte das alles so gelesen, und wie ich meinen Kopf mit einer großen Menge von Dingen vollgestopft hatte, ließ ich meinen Schreiber kommen und diktierte ihm bald meine eigenen Gedanken, bald die Gedanken von anderen, ohne mich jedoch dabei der Reihenfolge, noch mitunter der Worte, noch selbst des Sinnes recht zu erinnern.' Dann ferner an einer andern Stelle (weiter im Buche selber)[2] sagt er: ‚Ich schreibe nicht selbst, ich habe einen Schreiber, und dem diktiere ich, was mir in den Mund kommt. Wie ich mich nun ein wenig zu besinnen wünsche, um es besser oder etwas Besseres zu sagen, runzelt er die Stirn, und sein ganzes Aus-

[1] „Epist. 28 a, edit. Paris." Und Hieronymus Antwort „Ibid. Epist. 76 a."
[2] „Kommentar über die Galater, Kap. III."

sehen sagt mir zur Genüge, daß er es nicht ausstehen kann, zu warten.'" — Hier ist ein heiliger alter Herr, auf den für die Erklärung der Heiligen Schrift sich zu verlassen nicht sicher ist, denkt Ihre Majestät, spricht es aber nicht aus und überläßt Vater Vota nur seinen eigenen Betrachtungen.

Sodann, zu den Konzilien kommend, führt sie den heiligen Gregor von Nazianz gegen ihn auf, der wahrhaft furchtbar in puncto ökumenischer Kirchenkonzilien ist — und wahrlich Gedanken über beratende Versammlungen überhaupt in dem modernen konstitutionellen Bewußtsein erwecken dürfte. „Er sagt [1], kein Konzil hat je guten Erfolg gehabt, denn es lodern da so viele niedrige menschliche Leidenschaften auf, mit Lärm, mit Heftigkeit und Tumult, ‚eher wie in einer Trinkstube oder noch schlimmerem Orte' — das sind seine Worte; er für sein Teil sei entschlossen, alle solchen ‚Stelldicheins der Gänse und Kraniche, die sich zusammenrotten, um einander in solcher kläglichen Weise zu würgen und zu rupfen', zu meiden. So auch habe St. Theodoret nicht viel im Konzil zu Nicaea gesehen, nur eine Art von Wunder. ‚Von Konzilien ist nichts Gutes zu erwarten', sagt er, ‚ausgenommen wenn es Gott gefällt, einzuschreiten und die Machenschaften des Teufels zu verderben.'"

— Mit noch mehrerem der Art, alles fein, wie unsichtbare Nadelstiche in Ihrer Majestät Hand [2]. Was kann Vater Vota da sagen? — Der moderne Leser blickt durch diese Spalten auf eine seltsame alte Szene, deren Inhalt veraltet ist, aber nicht der Geist, und es wäre auch schade, wenn er es würde.

Dies waren Sophie Charlottens Reunions, ganz allerliebst zu ihrer Zeit. Ihnen beizuwohnen, war eine Wonne für den Iren Toland, dem dies Glück etlichemal zuteil geworden ist. Toland — daheim zulande ein bloßer bankerotter Häretiker, der einmal als Sekretär bei einer Gesandtschaft (Macclesfields Gesandtschaft 1701, mit der Meldung beauftragt, daß die englische Krone hannoverwärts gefallen) dahin kam und zweifelsohne nicht wenig froh war, der arme hastige Mensch, zur Zeit wieder für einen Christen und Ehrenmann zu gelten — ist voll Bewunderung für Hannover und Berlin und erblickt namentlich in Sophie Charlotten die Krone aller Frauen; so etwas zwischen einer irdischen Königin und himmlischen Egeria, „Serena" nennt er sie und ist in seiner überspannten Art voller Lobpreisung. „Die schönste Fürstin ihrer Zeit," sagt er — womit er wohl meint, eine der schönsten: ihre Züge seien ausnehmend regelmäßig und voll Lebendigkeit, reiches dunkles Haar, blaue Augen, herrliche weiße Haut — „nicht sehr groß gewachsen und etwas zu dick", gesteht er an einer anderen Stelle. Und dann, was ihren Geist anbelangt — an Begabung, Anmut, Bildung, wo fände man ihresgleichen wieder? „Ihre Belesenheit geht ins Unendliche,

[1] „Greg. Nazian. de Vita sua."

[2] Brief undatiert (datierbar „Lützelburg, März 1703"), ganz zu finden, nebst allem Dazugehörenden, bei Erman, S. 246—255. Er ist später von Toland übersetzt und herausgegeben worden als ein vorzügliches polemisches Stück — das heute gänzlich vergessen ist (A Letter against Popery by Sophia Charlotte the late Queen of Prussia: Being etc. London, 1712). Aber das beste Duell von allen war doch wohl jenes zwischen Beausobre und Toland selbst (worüber Beausobre in einem gewissen triumphierenden Tone berichtet bei Erman, S. 203 bis 241, „Oktober 1701"), das von Toland aber nirgends erwähnt wird.

und überall ist sie daheim, die abstrusesten philosophischen Fragen sind ihr geläufig", sagt der bewundernde Toland: mannigfaltig und in allen Stücken genaue Kenntnisse, die sie wie eine Künstlerin und Königin zu handhaben wisse, denn „ihr Witz ist unnachahmlich, ihre Denkrichtigkeit, Feinheit des Ausdrucks", ihre glückliche Gabe der Darstellung und Anwendung sind groß. An auswärtigen Höfen nenne man sie „die republikanische Königin". Eine Sophisterei decke sie mit einem einzigen Blick auf, treffe unfehlbar den schwachen Punkt einer Meinung: in meinem ganzen Leben ist mir, Toland, kein schnellerer oder scharfsinnigerer Geist vorgekommen; und dabei ist sie so gütig, so licht und heiter und „besitzt die Kunst zu vereinen, was der übrigen Welt Gegensätze sind: Munterkeit und Gelehrsamkeit" — oder auch Munterkeit und gesunden Menschenverstand. In der Musik sei sie ebenfalls tief, spiele täglich auf ihrem Klavier und phantasiere und komponiere sogar mit bedeutender Geschicklichkeit[1]. Tolands Bewunderung, auch abgerechnet die überspannte Natur und Art und Weise des Mannes, ist aufrichtig und groß.

Ohne allen Zweifel eine lichte ätherische Frau, milden Glanzes in jenen nördlichen Gegenden scheinend, äußerst graziös, witzig und geistreich, geschickt im Reden, geschickt im Stillschweigen — für welche letztere Kunst sich ebenfalls häufig Übung bei ihr fand. Sie empfand keine besondere Verehrung für ihren Gemahl, noch für das Hofgesindel, männlichen oder weiblichen Geschlechts, womit er sich zu umgeben beliebte: sein und deren Tun und Lassen war mitnichten das ihre, hätte sie es für gut befunden, ihre Gedanken kundzugeben. Friedrich I. war bekanntlich „ein kostspieliger Herr", der viel auf prächtiges Zeremoniell, Etikette und Feierlichkeiten hielt, wenig ins Werk setzte und dies immer mit einer Fülle von Geräusch und umgeben von einem Staubwirbel von Hofränken und Kabalen — von denen wir uns am besten fernhalten; dazu war er ein wenig verwachsen, äußerst empfindlich, reizbar und leicht aufgebracht, wiewohl von Herzen eigentlich gütig und gefällig. Sophie Charlotte ist es, die einmal schrieb: „Leibniz sprach mit mir von dem unendlich Kleinen (de l'infiniment petit): mon Dieu, als ob ich nicht allzu bekannt damit wäre!" Außerdem flüstert man, sie habe einmal die Aussicht gehabt, den Dauphin Ludwigs des Vierzehnten zu ehelichen; ihre Mutter Sophie und ihre Base, die verwitwete Herzogin von Orleans, gescheite Weiber beide, hatten sie in dieser heimlichen Absicht als Mädchen nach Paris kommen lassen und die Sache beinahe zustande gebracht. Königin von Frankreich hätte es beinahe geheißen und nun heißt es nur von Brandenburg, und die Würfel sind nicht zum glücklichsten für uns gefallen! Sie besaß Friedrich Wilhelm, den ungeschlachten Knaben und

[1] An account of the Courts of Prussia and Hanover, sent to a Minister of state in Holland: by Mr. Toland (London 1705) S. 32. — Das andere Buch von Toland, das sie betrifft, ist didaktischer Natur („Unsterblichkeit der Seele", „Ursprung der Abgötterei usw."), jedoch ebenfalls fein panegyristisch, offen und versteckt: Letters to Serena („Serena" ist die Königin), ein dünner 8vo., London 1704.

sonst wohl nichts an sehr teurem Besitztum. Ihr erstes Kind, auch ein Knabe, war früh gestorben, und ein drittes kam nicht: langweiliges Zeremoniell und das unendlich Kleine waren ihr hauptsächlich beschieden in dieser Welt.

Allein, sie verstand es, all dies nicht tragisch, sondern gelind komisch zu nehmen — ja, mitunter es gar nicht zu nehmen, sondern ruhig liegen zu lassen — und dergestalt in stattlicher, schonend siegreicher Art damit fertig zu werden, mit zartem weiblichen Takt und auch mit feinem weiblichen Stoizismus, in allen Dingen maßhaltend. Sie ward von ihrem Gemahl sehr geschätzt, sehr geliebt sogar und tief betrauert von dem armen Manne: das Dorf Lützelburg nahe bei Berlin, wo sie sich einen Wohnsitz erbaut hatte, nannte er liebevoll nach ihrem Tode Charlottenburg, welchen Namen Dorf und Schloß behalten haben. Leibniz fand sie mit einer fast lästigen Verstandesschärfe begabt, „sie verlangt selbst das Warum des Warum zu wissen", sagt er. Es ist dies die Art des weiblichen Verstandes, wenn er gut ist; nichts gleicht seiner Schärfe, und seine Schnelligkeit ist beinahe zu groß. Auch Samuel Johnson besaß einmal eine junge Freundin „mit dem feinsten Scharfsinn, der mir je vorgekommen".

Im ganzen dürfen wir sie offenbar für eine Frau höheren Ranges erklären, diese Sophie Charlotte; denkwürdig nicht allein ihres Enkels wegen, obwohl von der Welt nunmehr so ziemlich vergessen — was sich ja alle Dinge und Personen über kurz oder lang gefallen lassen müssen! Es gibt ein „Leben" von ihr, in dünnem wäßrigen Stile und toller Anordnung, von einem gewissen Erman[1], einem Berliner Franzosen, das sich eines leichten Überlesens schon verlohnt; in noch ungebundenerer Form sind eigentümliche Charakterzüge von ihr bei Pöllnitz[2] zu finden: für unsere Zwecke aber ist hiermit genug und mehr als genug.

[1] Monsieur Erman, Historiographe de Brandebourg: Mémoires pour servir à l'Histoire de Sophie Charlotte, Reine de Prusse, lus dans les Séances etc. (1 Band 8vo, Berlin 1801).

[2] Carl Ludwig Freiherr von Pöllnitz: Memoiren zur Lebens- und Regierungs-Geschichte der vier letzten Regenten des preußischen Staats (auch französisch erschienen), 2 Bände 12mo., Berlin 1791.

Fünftes Kapitel / König Friedrich I.

Das preußische Königtum ist nun in seinem zwölften Jahre, als dieser kleine Friedrich, der bestimmt war, es zu solcher Höhe emporzuheben, zur Welt kam. Der alte Friedrich, der Großvater, hat diese Würde nach langwierigen und mühsamen Unterhandlungen im ersten Jahre des Jahrhunderts zuwege gebracht; am 16. November 1700 kam sein Gesandter triumphierend von Wien zurück, der Kaiser hat endlich eingewilligt: Wir dürfen eine Königskrone auf unserer Allongeperücke tragen, das alte Kurfürstentum Brandenburg soll ein Königreich Preußen werden, und das Geschlecht der Hohenzollern, langsam emporsteigend seit Jahrhunderten, hat die oberste Stufe der Leiter erreicht.

Friedrich, der alte Herr, der jetzt so teilnahmsvoll herabblickt auf seinen kleinen (zum dritten König von Preußen bestimmten) Enkel — ist kein sehr denkwürdiger Mann; auch er hat jedoch seine Erlebnisse gehabt, seine Verluste und Gewinste: unter welch letzteren allerdings der Gewinn einer Königskrone für ihn und sein Haus ihm einen Platz, und wäre es auch nur als chronologischer Meilenzeiger, in der Geschichte zusichert. Er war der Sohn jenes Friedrich Wilhelm, den sie den Großen Kurfürsten nennen, von dem die Preußen viel zu reden und zu rühmen haben, und dessen tüchtiges mühevolles Schaffen in dieser Welt, gerühmt oder nicht, noch immer sehr lesbar ist in den gegenwärtigen Dingen und Zuständen Deutschlands. Ein Mann, von dem zu sprechen wir noch eine Veranlassung finden müssen. Von ihm und einer schönen und vortrefflichen Prinzessin Luise von Oranien — des holländischen Wilhelms, unseres holländischen Wilhelms Tante — ist dieser schiefe königliche Friedrich hergekommen.

Er war aber nicht schief geboren, war vielmehr einst ein schlankes schmuckes Knäblein von etwa sechs Monaten, als noch ein älterer Prinz zur Zeit drei Jahre alt war und ebenfalls voller Hoffnung; da fügte es sich auf einer beschwerlichen Reise nach Königsberg und zurück (mutmaßlich im Winter 1657), einer jener vielen beschwerlichen holperigen Fahrten, die diese treue Kurfürstin mit ihrem Gemahl gemacht hat, daß eine nachlässige und unglückliche Amme, die das schmucke kleine Fritzchen zu besorgen hatte,

ihres Amtes auf diesen schlimmsten Straßen nicht gut wartete. Die arg stoßende Kutsche gab einen ärgeren Stoß, das Kind fiel rückwärts in ihre Arme[1] — brach zwar sein Rückgrat nicht völlig, verletzte es aber auf Lebenszeit — und, man kann wohl sagen, zugleich mit dem Rückgrat auch sein Gemüt und seine Geschichte fast in einem entsprechenden Grade. Denn der schwächliche verwachsene Knabe mit scharfem und feinem Empfindungsvermögen und einem unangemessenen Gehäus zur Aufnahme seiner Empfindungen, wuchs auf mit allzu dünnhäutiger Reizbarkeit — man darf dies wohl als die Summe seiner Unglücksfälle betrachten, und es ist ihm im ganzen sonst keine schwere Sünde zur Last zu legen.

Der arme Jüngling hatte aber noch andere Lasten zu tragen: seine liebevolle fromme Mutter starb, sein älterer Bruder starb, er sah sich in seinem siebzehnten Jahre als nächsten Erbfolger — und hatte eine Stiefmutter mit neuen Erbfolgern, falls er den Weg räumen sollte. Wieviel Pein liegt nicht in dieser einen Tatsache, mit den giftigen Ohrenbläsereien, Auslegungen und Verdächtigungen, die ein Hofvolk beiderlei Geschlechts in dem kleinen Berlin daran zu hängen vermag. Hegt nicht die neue Fürstin in ihrem Herzen den geheimen Wunsch *Ihres* Todes, mein Prinz? Hofft vielleicht darauf? Gesundheit ohnehin schwächlich, und mit Hilfe von ein wenig Pharmazie — Himmel!

Allerdings hält man jetzt dafür, daß solcher Argwohn keinen Grund gehabt, außer in dem wüsten Gehirn hofherrlicher und -fräulicher Köpfe, aber auch schon da kann sein Vorhandensein wohl tragisch werden. Man füge hinzu, daß der Große Kurfürst, wie die Hohenzollern insgesamt, von jähzorniger Natur war und imstande, zu vulkanischen Explosionen aufzulodern, wenn man ihn mitten in seinen ernsthaften Geschäften mit müßigem Spinnewebenzeug behelligte! Gewiß ist, daß es zu einer Zeit zwischen dem jungen Prinzen Friedrich und seiner Stiefmutter zu lauten Worten und gegenseitigen Drohungen gekommen war, so daß er es, nach einem solchen lauten mit „Das sollen Sie mir bereuen, Prinz!“ endigenden Wortwechsel, für angemessen hielt, mitten in der Nacht und nur von seinem Hofmeister oder Sekretär und einem Bedienten begleitet, nach Hessen-Kassel zu fliehen zu einer Tante, die sich seiner eifrig annahm in dieser Not, und deren Tochter, nachdem die Dinge mit Schwierigkeit wieder ins Geleise gebracht waren, seine Frau wurde, aber nicht lange am Leben blieb. Und es ist ferner gewiß, daß derselbe Prinz in der Zeit dieser seiner ersten Ehe, als er eines Tages bei seiner Stiefmutter speiste, nach dem Kaffee plötzlich unwohl wurde, in heftigen Krämpfen sich auf ein anderes Zimmer begab, offenbar in einem beunruhigenden und heimlich in einem höchst beunruhigten Zustand: sein Hofmeister oder Sekretär, ein gewisser Dankelmann,

[1] Johann Wegführer: *Leben der Kurfürstin Luise, geborenen Prinzessin von Nassau-Oranien, Gemahlin Friedrich Wilhelms des Großen* (Leipzig 1838), S. 107.

war bei ihm, und als der Arzt zögerte und die Anzeichen unverzüglich und dringend waren, zog der Sekretär Dankelmann „aus einem Taschenbuch ein eigenes oder von der Kasseler Tante herrührendes Pulver" hervor, ein Brechpulver vermutlich, und gab es dem armen Prinzen ein — welcher oft gesagt hat und, mit oder ohne Gedanken an Gift, fortan das Gefühl hegte: Dankelmann habe ihm das Leben gerettet. Er verließ infolge dieses Abenteuers abermals den Hof unbeurlaubt und bat, in Sicherheit auf dem Lande bleiben zu dürfen, wenn Papa es gütigst erlauben wolle [1].

Da denke man sich nun die Gemütsverfassung des Großen Kurfürsten bei einem solchen Vorfalle und frage, welche Förderung in seinen schweren unablässigen Arbeiten und seinem mühsamen Schwimmen ums Leben diese schönen häuslichen Launen ihm gewähren mußten! Ein dem Kurfürsten teurer verwachsener Jüngling erbricht sich eines Nachmittags, und es gibt ein solches Sprengen der Schleusen der Unterwelt, in und um deine arme Werkstätte her nichts als plötzliche Finsternis, Schwefelgeruch, gabelzüngiger Schlangen Gezisch hier und Plärren weiblicher Hysterik dorten — um einen Mann in seiner Arbeit zu fördern! O Leser, laßt uns mit dem gekrönten Haupt ebenso Mitleid haben wie mit dem behuteten oder selbst hutlosen. Menschliche Geschöpfe wollen nun einmal nicht ganz genau zusammen gehen, ebensowenig wie Uhren, und ist ihre Dissonanz erst recht hoch gestiegen und sie können sich doch füglich nicht totschlagen, dann hat ein Großer Kurfürst, der dabei den Dritten macht, ein erschreckliches Spiel.

Kurfürstin Dorothea, die Stiefmutter, war selbst eine etwas hart geartete Dame, mit der nicht leicht auszukommen; wiewohl so weit vom Giftmischen entfernt, daß sie selbst dem „Verdacht davon mit bloßer Verachtung begegnete". Sie lag viel der praktischen Ökonomie ob, der Schweizerei, Gärtnerwirtschaft und was sonst an gewerblicher oder geschäftlicher Betätigung sich eben darbot, und galt für eine sehr strenge Rechnerin in Geldsachen. Sie gründete die Dorotheenstadt, jetzt öfter die Neustadt geheißen, das ansehnlichste Viertel von Berlin, und pflanzte eben zu jener Zeit des fatalen Mittagsmahles, „um A. D. 1680" [2], die ersten von den berühmten Linden, welche (oder ihre Nachfolger in verkümmertem Zustande) noch jetzt dort wachsen. „Unter den Linden": es ist gegenwärtig der belebteste Teil Berlins, voll von wirklich schönen Bauten, war aber damals eine an Kurfürstin Dorotheas Schweizerei anstoßende Sandheide, untauglich, außer zu Bauplätzen, dachte die Kurfürstin Dorothea. Sie trieb viel Kuhwirtschaft und Gemüsehandel im großen — soll sogar unterderhand an dem wichtigsten Bierschank der Residenzstadt beteiligt gewesen

[1] Pöllnitz: Memoiren I. 191—198.
[2] Nicolai: Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam (Berlin 1786) I. 172.

sein[1]. Sie war gar nicht beliebt: dem Großen Kurfürsten, der die Zügel mit fester Hand führte, fügte sie sich nicht übel, wiewohl auch in ihm zuzeiten traurige Erinnerungen und Vergleiche aufstiegen: aber mit einem Stiefsohne von unsteten Nerven, das sah er nachgerade ein, konnte nimmermehr gute Nachbarschaft bestehen. Prinz Friedrich und sein Vater kamen allmählich, stillschweigend oder nach Aussprache, zu einem gewissen Vernehmen über dies mißliche Verhältnis; der Prinz durfte mit einem persönlichen Jahrgeld meist vom Hof entfernt leben, was wohl sechs oder acht Jahre lang, bis an des Großen Kurfürsten Tod, geschehen ist; fortan in einer friedsamen Weise oder zum mindesten ohne offene Explosionen.

Seine junge Hessen-Kasseler Gemahlin starb plötzlich im Jahre 1683, worauf abermals tolle Gerüchte von Vergiftung entstanden, an die sich Kurfürstin Dorothea, als ihrer unwürdig oder als ihr gleichgültig, nicht kehrte und gewerblichem Betrieb nachging, der Geld einbrachte. Jene arme junge Gattin hatte sich sterbend vom Prinzen Friedrich das Versprechen geben lassen, daß er nicht wieder heiraten, sondern sich mit einer Tochter, die sie ihm hinterließ, begnügen wolle: ein Versprechen, das, falls es ja ernsthaft gegeben worden war, sich nicht halten ließ, wie wir gesehen haben. Prinz Friedrich führte ungefähr fünfzehn Monate darauf seine Sophie Charlotte heim. Mit der Stiefmutter oder dem Hof bestand bewaffnete Neutralität unter erträglichen Formen, und es kam zu keiner ferneren offenen Explosion.

Heimlich aber bestanden fortwährend Schwierigkeiten, und bereits hatten solche Schwierigkeiten dahin geführt, daß der arme junge Herr, noch nicht zu seinem Erbe gelangt, mutmaßlich zu Aufwand geneigt, und neben sich eine geizige grämliche Stiefmutter — in die übliche Verlegenheit geraten war und zu den allzu üblichen Aushilfsmitteln gegriffen hatte. Er hatte nämlich dem österreichischen Hofe ein Ohr geliehen, der ihm Unterstützung angeboten — etwa wie ein alter Hebräer einem jungen christlichen Herrn, der sich mit Papa überworfen, Unterstützung anbietet — mit dem Ausbeding einer gewissen Verschreibung: einer Verschreibung, über die Prinz Friedrich, als er zu ihrem Verständnis gelangte, nicht wenig erstaunte, wovon wir im Verlauf der Zeit mehr, ja viel noch hören werden!

Aber auch nach seinem Regierungsantritt (Jahr 1688, als gerade sein holländischer Vetter Wilhelm, bewußten rühmenswerten und unsterblichen Andenkens, die Anker lichtete, den Blick unsern Küsten zugewandt) war das Leben des neuen Kurfürsten keineswegs ein bequemes. Man darf eher sagen, es war mit Verdruß und Übeln besäet, und zwar leider nicht sowohl mit großen Übeln, die oft widerstreitende Größe der Seele und des Erfolgs hervorrufen, als vielmehr mit endlosen Schwärmen kleiner Übel, gegen die

[1] Horn: Leben Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten von Brandenburg (Berlin 1814).

der Widerstand leicht selber kleinlichen Charakter erhält. Forsche nicht nach seiner Geschichte, es ist fast nichts Erinnernswertes darin für dich (wie ich hoffe), nach noch so vielem Lesen! Der schwatzhafte Pöllnitz und andere haben genug über ihn geschrieben, aber es läuft alles wieder vom Leser ab, wie etwas, das der menschlichen Haut fremd ist. Er hatte einen Hof „rempli d'intrigues, voll nie endender Ränke"[1] — über was?

In einer Frage nur sind wir ein wenig interessiert: Wie er zum Königtum gekommen. Wieso erwarb seinesgleichen die Königswürde? Man kann antworten: Er war es nicht, der sie erworben, seine Vorgänger waren es, die es allmählich dazu gebracht — wie das in solchen Fällen sehr gewöhnlich ist. Alles, was er dabei tat, war, daß er an die Türen (des Kaisers und der Welt) anklopfte und fragte: „Ist es vollbracht nun?" Ist Brandenburg reif dazu, eine Krone zu tragen? Wird es vonnöten sein, Brandenburg eine Krone zuzuerkennen? Auf welche Frage, nach möglichst lautem Anklopfen, sie sich endlich die Mühe nahmen, zu antworten: „Ja doch, es wird vonnöten sein." —

Kurfürst Friedrichs Neigung zum Gepränge — oder, wie man es wohl erklären darf, der hohe Geist eines Hohenzollern, wirkend in schwachen Nerven und einem verdrehten Rückgrat — hatte seine Sinne frühzeitig auf die Königswürde geheftet, und kein Zweifel, die Erhebung des rivalisierenden Sachsen, dem dieser beneidete Rang (auf sehr unbeneidenswerte Art in der Person des Kurfürsten August als König von Polen) im Jahre 1697 zuteil geworden war, wirkte als ein neuer Sporn für seine emsige Tätigkeit. Da war ferner Herzog Ernst von Hannover, sein Schwiegervater, der sich darum bewarb, Kurfürst Ernst zu werden, Hannover zum neunten Kurfürstentum zu befördern, was wirklich im Jahre 1698 ins Werk gesetzt wurde; gar nicht zu reden von den unendlichen Aussichten, die sich in England für Ernst und Hannover auftaten. Diese meine glücklichen Nachbarn sind sämtlich im Steigen; dies alles hat der Kaiser meinen glücklichen Nachbarn bewilligt: wohl dürfte er auch mir eine Erhöhung unter ihnen vergönnen!

Kurfürst Friedrich hatte 30 000 Mann vortrefflicher Truppen; Kaiser Leopold, „der kleine Herr in roten Strümpfen"[2], führte Kriege ohne Ende.

[1] Förster I. 74 (mit Anführung der Mémoires du Comte de Dohna) usw.

[2] „Was seine" (des Kaisers Leopold) „persönliche Erscheinung anbelangt, so ist derselbe sehr klein von Statur, hat eine gute frische Gesichtsfarbe, einen gravitätischen, majestätischen Blick, eine dicke Unterlippe, die seine Vorderzähne sehen läßt (ein beständiges Kennzeichen des Hauses Österreich) und einen schwarzen Bart, der den größten Teil seines Kinns bedeckt und den er, wenn er wie jetzt in Trauer ist, ganze sechs Wochen lang nicht verschneidet. Seine Kleidung ist nach der spanischen Art, und er trägt gewöhnlich scharlachrote Strümpfe, eine schwarze oder rote Feder am Hut und einen großen Orden des goldenen Vlieses auf dem Mantel. Sein Gang ist sehr langsam, zeigt jedoch dabei die größte Majestät und flößt den tiefsten Respekt ein" usw. (Übersetzt aus Mr. Savage: Compleat History of Germany (London 1702) S. 553.

Kriege in der Türkei, Kriege in Italien, all die Kriege des holländischen Wilhelm und noch andere außerdem auf unserer Seite von Europa — und da ist ein spanischer Erbfolgekrieg, ungewiß herankommend, der wohl noch größer werden dürfte als all die übrigen zusammengenommen. Kurfürst Friedrich hatte dem Kaiser in allen diesen Kriegen, auch in höchsteigner Person (ein unerschrockener und hoher, wenn auch etwas dünnhäutiger Herr), sonst durch geschickte Stellvertreter, Dienste, öfters namhafte Dienste geleistet und fehlte in der Not niemals auf schwierigem Posten mit seinen rühmlichst bekannten preußischen Völkern. Ein loyaler tapferer Kurfürst, das ist nicht zu leugnen, und auch mächtig genug, um namhaften Schaden anzurichten, wenn man ihn zu sehr aufbringt! Warum diese Erhöhung ihm nicht gewähren, da sie ja doch uns durchaus nichts kostet, selbst nicht soviel wie eine Elle Band mit einem erzenen Kreuz daran? Kaiser Leopold selbst, sagt man, hatte nichts dagegen, wohl aber etliche seiner Minister, und der kleine Herr in roten Strümpfen — viel mit der Jagd beschäftigt unter anderem — ließ sie gewähren, auf die Gefahr hin, den Kurfürsten Friedrich aufzubringen. Selbst der holländische Wilhelm, der sich, in Voraussicht des Kommenden, dafür verwendete, hatte noch nichts ausgerichtet.

An sieben Jahre hatten die Unterhandlungen gedauert, ohne Erfolg. Kein Zweifel, der Erbfolgekrieg und Marlborough würden der Sache einen günstigen Ausschlag gegeben haben: sie soll jedoch zuletzt unversehens durch eine Art von Zufall zustande gekommen sein. Hier ist die wunderliche mythische Geschichte, wie sie erzählt wird; unrichtig in einigen unwesentlichen Stücken, aber in der eigentlichen absonderlichen Hauptsache wohlbegründet. Kurfürst Friedrich soll nämlich, nach Pöllnitz und anderen, nachdem allerlei anderweite Maßregeln fehlgeschlagen, 100 000 Taler geschickt haben, um den vornehmsten opponierenden Hofrat damit — zu bestechen, müssen wir es nennen; das Geld ward dargeboten und vom opponierenden Hofrat zurückgewiesen: worauf denn der brandenburgische Gesandte berichtete, daß alle fernere Mühe vergeblich sei, und sogar eilig und verzweifelnd abreiste, nur einen Sekretär an seiner Stelle zurückließ. Der brandenburgische Hof jedoch, keineswegs verzweifelnd, befiehlt inzwischen: man versuche einen andern damit — irgendeinen sonstigen Hofrat, dessen Namen sie in Chiffren schrieben, die der ungeschickte Sekretär nicht auf einen Hofrat, sondern auf den kaiserlichen Beichtvater und obersten Jesuiten, Pater Wolf, bezog. Zu diesem eilte er folglich mit der Barschaft, zu diesem mit dem ehrerbietigen kurfürstlichen Ersuchen, zu ihm, der, so heißt es, beides, besonders die 100 000 Taler, mit einem Gloria in excelsis entgegengenommen habe und sofort zum Kaiser ging und ihn überredete[1]. — Hier nun steckt die Unrichtigkeit, behaupten neuere Doktoren der Geschichte; ein nicht weniger als dreifacher Irrtum. 1. Kur-

[1] Pöllnitz, Memoiren. I. 310.

fürst Friedrich war allerdings von seinem Geschäftsträger in Wien in Chiffren beraten worden, eigenhändig zu schreiben an — „Wen meint die Chiffre denn?" fragt Kurfürst Friedrich in ziemlicher Verlegenheit. Zu Wien hatte man mit der Chiffre den Kaiser gemeint, aber zu Berlin hält man sie für den Pater Wolf; schreibt demgemäß und erhält bereitwillige lebhafte Antwort. 2. Pater Wolf war nicht amtlicher Beichtvater, sondern ein beim Kaiser hoch in Gunst stehender Jesuit und von Geburt ein Edelmann, empfänglich für menschliche Ehrenbezeigungen. 3. Er nahm keine Bestechungsgelder, deren überhaupt gar keine geschickt wurden; bestochen ward er vielmehr durch das Vergnügen, einem hohen Herrn gefällig zu sein, der sich herabließ, ihn zu bitten, und möglicherweise durch die Hoffnung, einen Weg für St. Ignatius und die schwarze Miliz für die Folge zu bahnen. Und so, und nicht anders als so, behaupten exakte Doktoren, sei die Sache vom Pater Wolf ins Werk gesetzt worden[1]. Oder mochte nicht auch der eben erfolgte Tod des armen Königs Carlos II. zu Madrid, 1. November 1700, auf dessen Erbschaft lauernd die gesamte Welt mit halbgezogenem Schwerte dastand, dem Pater Wolf wesentlich zustatten gekommen sein? Getan ward die Sache nun einmal, das ist sicher; und ehe der November um war, ist Friedrichs Bote mit einem „Ja" zur Antwort und einem am 16. dieses Monats unterschriebenen Vertrag zurückgekehrt[2].

Zur ungeheuren Freude des Kurfürsten Friedrich und seines Hofes, ja die Nation selber dünkte sich erfreut darüber. Der wonnetrunkene Fürst aber beschloß, sich stracks auf den Weg zu machen, um die Krönung zu vollziehen, ungeachtet es hoher Winter ist und Königsberg (denn Preußen soll unser Titel sein, „König in Preußen", und Königsberg ist die Hauptstadt dort) neunzig Meilen weit entfernt liegt, durch rauhe Walddickichte, verwachsene rauhe Wälder, sumpfige Wildnisse und an vielen Stellen über bloße Knüppeldämme. Wir befehlen „dreißigtausend Postpferde" außer den vielen aus unsern eigenen Marställen zur Bereitschaft an den verschiedenen Anhaltsplätzen; unser Sohn Friedrich Wilhelm, der ungeschlachte zwölfjährige Bursche, derb und rührig, jedoch „leicht errötend" (was ein Charakterzug von ihm ist), soll uns begleiten; wieviel mehr erst Sophie Charlotte, unsere erhabene Kurfürstin-Königin: und am 17. Dezember 1700, im letzten Jahre des Jahrhunderts, brechen wir auf, in „1800 Wagen": ein Aufzug, desgleichen noch niemals diese winterlichen Wildnisse durchquert hat. Friedrich Wilhelm fuhr in der dritten Wagenabteilung (denn 1800 Wagen konnten nicht wohl auf einmal ziehen), unsere edle Sophie Charlotte in der zweiten; ein Mark-

[1] G. A. H. Stenzel: Geschichte des preußischen Staates (Hamburg 1841) III. 104; Nicolai (Berliner Monatsschrift, Jahrg. 1799).

[2] Pöllnitz (I. 318) gibt den Vertrag (Datum von seinem Herausgeber verbessert II. 589).

graf von Brandenburg-Schwedt, oberster Markgraf, unser ältester Stiefbruder, Dorotheas ältester Sohn, saß auf dem Bock, korrekt mit allen entsprechenden Insignien angetan, als Kutscherbild. So strenge halten wir es mit der Etikette; ist ja die Etikette eben in ihrer Apotheose, und zwar nach solchen Bemühungen. Sechs- oder siebenjährige Bemühungen seitens des Kurfürsten Friedrich und sechs- oder siebenhundertjährige unbewußte seitens seiner Vorfahren.

Die Pracht von Friedrichs Zug nach Königsberg und durch die Stadt oder in ihr zur Krönung und die Pracht seines Krönungszeremoniells allda: welche Feder kann sie beschreiben, welche Feder braucht sie zu beschreiben! Folianten mit Kupferstichen sind darüber abgefaßt worden und sind noch nicht alle zu Pappschachteln verarbeitet oder zu Fidibussen verschnitzelt worden[1]. „Die Diamantknöpfe an Sr. Majestät Rock" (tabakfarben oder purpurn, ich entsinne mich nicht) „kosteten das Stück 10000 Taler"; man schließe aus diesem e i n e n Zug, was für ein kostspieliger Herr er ist! Die Straßen waren mit Tuch behängt, mit Tuch belegt, Draperien und Tuch ohne Ende; der überladenen Einbildung will es vorkommen, als wäre so viel scharlach- und sonst hellfarbiges Tuch dagewesen, daß man die arktische Zone damit hätte eindachen können; dazu Illuminationen, Kanonensalven, weinspendende Brunnen. Friedrich hatte zwei Bischöfe für diesen Zweck ernannt, zwei seiner natürlichen geistlichen Superintendenten zu Quasibischöfen nach dem anglikanischen Modell — das allzeit bei ihm beliebt und sein frommer Wunsch gewesen war — umgeschaffen: sie blieben aber nur abgeschnittene Zweige, diese zwei, und schlugen — nachdem sie ihre Sprech- und Salbungsfunktion einmal verrichtet — keine Wurzel im Lande. Er selber setzte sich die Krone aufs Haupt: „Bin am Ende doch König hier aus eigener Machtvollkommenheit!" und blickte, wie man sich vorstellen kann, so königlich wie ihm nur möglich, während seine gütigen Augen auf Momente fast wild leuchteten und in die „Heiterkeit seines Stolzes" etwas beinahe Furchterregendes sich mischte.

Unter all diesen Sublimitäten das einzige, was für das menschliche Gedächtnis überbleibt, steht nicht in diesen Folianten, soll aber nichtsdestoweniger eine Tatsache sein: nämlich der Kurfürstin, nunmehrigen Königin Charlotte ganz absonderliches Benehmen bei dieser Gelegenheit. Denn sie fragte wenig nach Krone oder Putzherrlichkeiten irgendwelcher Art, sondern hatte von jeher über das unendlich Kleine nachgedacht; und über diesen Kniebeugungen, diesem Aufstehen und Niedersetzen, Drehen, Wenden und allseitigen Grimassieren und der endlosen dröhnenden Beredsamkeit von himmelanrufenden Bischöfen war ihre Langweile nicht böslaunig oder

[1] Das Britische Museum, dem viele notwendige Bücher über diesen Gegenstand fehlen, bietet den schuldigen Krönungsfolianten mit seinen Stichen, Tapezier-Katalogen und amtlichen Reden über nichts der menschlichen Wißbegier dar.

äußerlich anstößig, aber innig und überschwenglich geworden. Bei einer Wendung der Feierlichkeit, während dieser Bischof und jener Kanzler in leerem, solennem Vortrag ein langes und breites so daherdröhnten, hat man augenscheinlich bemerkt, wie Sophie Charlotte ihre Tabakdose — denn sie huldigte diesem modischen Laster — verstohlen aus der Tasche zog und sich mit einer delikaten Prise Schnupftabak erquickte, geriebenem Tabak, tabac rapé, von Sterblichen schlechthin Rapé genannt. Es besteht kein Zweifel darüber, und der neue König selber hatte sie beobachtet und schleuderte ihr unmittelbar einen recht fulminanten Seitenblick zu, der die Sache nicht zu ändern vermochte und sich bloß in der Luft verlor. Eine denkwürdige kleine Handlung und beinahe symbolisch bei der ersten preußischen Krönung. „Nun ja, wir sind Könige und sind den Sternen so nahe gekommen, nicht näher; und ihr ruft die Götter in so schrecklich langgedehnter Weise an; und ich — du Himmel, ich habe wenigstens meine Dose bei mir!" Du müde geduldige Heldin, bekannt mit dem unendlich Kleinen! — Diese symbolische Prise Schnupftabak duftet durch die ganze preußische Geschichte hindurch. Ein Duft der schlichten Wahrhaftigkeit mitten unter allem königlichen oder sonstigen Gepränge; unerbittlicher, ruhiger Protest gegen Salbaderei, mit so unbefangener Einfalt durchgeführt. Sophie Charlottens symbolische Prise Schnupftabak. Man hat sie allezeit für eine etwas republikanische Königin gehalten.

Dergestalt ist das brandenburgische Kurfürstentum ein Königreich Preußen geworden, und die Hohenzollern haben sich eine Krone auf ihr Haupt gesetzt. Über Brandenburg, was es gewesen ist, und was Preußen gewesen ist; und über die Hohenzollern und was sie gewesen sind und wieso sie auf diese Höhe gelangten, dürfen hier wohl für die Ununterrichteten in diesen Dingen einige Einzelheiten nicht ungesagt bleiben.



Zweites Buch

Von Brandenburg und den Hohenzollern
928—1417



Erstes Kapitel / Brannibor: Heinrich der Vogler

Die Geschichte der brandenburgischen Lande bis zu dem Zeitpunkt, da sie zu der hohenzollerschen Familie in Beziehung kamen, hat sich der Menschheit nicht als denkwürdig erwiesen. Es ist wohl viel unter dem Titel geschrieben worden; aber man weiß keineswegs viel, und unter diesem wiederum ist befremdend wenig Wissens- oder Erinnerungswertes.

Pytheas, der weiland marseillische Reisekommissarius, vor mehr als 2000 Jahren nach neuen Handelswegen sich umtuend, sah das Land in aller Wirklichkeit dort liegen, segelte daran vorbei, stieg auch mitunter ans Land und stattete der marseillischen „Handelskammer", oder was dem damals entsprechen mochte, Bericht ab — Bericht nunmehr verloren, bis auf wenige unklare und unbedeutende Bruchstücke[1]. Das war „um das Jahr 327 v. Chr.", während Alexander von Mazedonien dabei war, Indien zu erobern. Kein Zweifel, Pytheas, das erste schreibende oder zivilisierte Wesen, das je Deutschland geschaut, hat mit seinen griechischen Augen auf jene alten baltischen Küsten, das nördliche Grenzland des heutigen preußischen Königreichs, geblickt, hat gelegentlich das Land betreten, auch versucht, zu sprechen und sich zu erkundigen, und hat der Menschheit darüber berichtet, wir wissen nicht was; welches uns beweist, daß das Land vorhanden war, beinahe aber weiter nichts: Ein Land von Seen und Wäldern, sumpfigen Dickichten, sandigen Wildnissen, bewohnt von Bären, Ottern, Auerochsen, Wölfen, wilden Schweinen und gewissen zottigen Deutschen von suevischer Art, so gut wie unverständlich für Pytheas. Darauf erlischt alle unmittelbare Kunde davon auf mehr als dreihundert Jahre. Wir können bloß hoffen, daß die Dickichte ein wenig gelichtet und die wilden Tiere erlegt wurden, daß die Deutschen an Zahl zunahmen und daß ihre zottige Rauheit sich um etwas verminderte. Letztere, hochgewachsene Suevi Semnones, Menschen von blondem ernsten Aussehen (oculi truces coerulei) und kräftigem Knochenbau, waren bekannt als kriegsgewaltige Leute[2]: dem Drusus Germanicus,

[1] Mémoires de l'Académie des Inscriptions, t. XIX. 46, XXXVII. 439 etc.
[2] Tacitus: De Moribus Germanorum. c. 45.

vermutet man, sei die Lust nach ihrer näheren Bekanntschaft vergangen: „ein riesenhaftes Weib weissagte ihm über die Elbe hinüber", daß dies gefährlich sein möchte; worauf sich Drusus damit beschied, auf seiner eigenen ungefährlichen Seite der Elbe eine Siegessäule aufzustellen und zu *sagen*, sie wären besiegt.

Als im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die deutschen Völkerschaften auf Anstoß gewisser „von der chinesischen Grenze vertriebenen Hunnen" oder aus sonstigen triftigen Gründen anfingen allgemein südwärts zu strömen, um sich der reichen römischen Welt zu bemächtigen, und noch ferner zwei Jahrhunderte lang in solcher Strömung fortfuhren, waren die uralten deutschen Grenzen überhaupt, und namentlich jene nördlichen baltischen Lande, vergleichsweise leer geblieben: so daß einwandernde neue Völker aus dem Osten, sämtlich slawischen Ursprungs, leicht allda Fuß faßten und die Übermacht gewannen. In den nördlichen Gegenden waren diese einwandernden Slawen von der vandalischen oder wendischen Art: sie breiteten sich westlich bis hin nach Hamburg und der Nordsee aus, südlich ebenfalls weit hinaus über die Elbe in einigen Gegenden, während andere Slawenstämme in andern Gegenden gleich rührig waren; welche Schwierigkeiten bei Festsetzung der neuen Grenzen und welche unerschöpflichen Quellen des Haders daraus entsprangen, das ist noch jetzt sichtbar für jedermann, obschon kein Geschichtschreiber dabei war, um ein Wörtlein davon zu melden. „Sämtlich slawischen Ursprungs"; aber wer weiß von wie vielerlei Arten: Wenden hier im Norden die Lausitz hindurch und bis nach Thüringen hinauf; nicht zu reden von Polacken, böhmischen Tschechen, Hunnen, Bulgaren und andern dunkeln Namen an der östlichen Grenze. Fünfhundert Jahre heftigen unaufgezeichneten Schlagens, abstrusen Haders mit ihren neuen Nachbaren über Festlegung der Marken. Viele Ortsnamen in Deutschland, die auf *itz* endigen (Meuselwitz, Mollwitz) oder den ausdrücklichen Beinamen *Windisch* (wendisch) führen, deuten noch jetzt auf jene uralten mißlichen Zustände; so auch das Wort *Sklave*, in unseren sämtlichen westlichen Sprachen einen gefangenen Slawen bezeichnend. Welch langtöniges Echo des Hasses und der Erbitterung liegt nicht in diesem bißchen Wortableitung!

Diese Dinge sind gewesen; sie haben aber keine Geschichte: warum sollten sie auch? Genug daß in jenen baltischen Regionen zu dieser Zeit (Jahr 600 und bis lange nach Karl dem Großen noch) Slawen an der Stelle von Sueven oder von holsteinischen Sachsen und Angeln sich befinden; daß es nun zottige Wenden sind, denen die Aufgabe zufällt, die Dickichte zu zähmen und die Ottern und Wölfe zu überwältigen; Wenden, zuletzt im Zustande der Abnahme, vielfältig Schläge erleidend von Karl dem Großen und anderen, aber noch immer nicht zum Lande hinausgeschlagen. Und so dauert es fort, Jahrhundert auf Jahrhundert; Wenden, Wölfe, wilde Schweine, alle gleich stumm für uns; stumm, oder nur eine

einzige gewaltige, unaussprechliche Botschaft (wie es scheint, tragischen Inhalts) verkündend, wie die Stimme ihrer Urwälder, ihrer uralten baltischen Gewässer: — vielleicht erbaulicher für uns so. Nun endlich ein bestimmtes Datum und Ereignis:

„A. D. 928 nahm Heinrich der Vogler, über das gefrorene Moorland ziehend, Brannibor, eine Hauptfestung der Wenden"[1] — erste Erwähnung in menschlicher Sprache des Ortes, der nunmehr Brandenburg heißt: Bor oder „Burg der Brennen" (wenn es jemals ja einen Stamm der Brennen gegeben hat — da Brennus, hier wie anderswo, ein Name für König oder Führer ist); „Burg der Wälder", sagen andere — die ebensowenig wissen; vermutlich zu jener Zeit ein Ort von Lehmhütten, mit Graben, Erdmauer und Pfahlwerk umgeben; sicherlich „eine Hauptfestung der Wenden" — die wohl nicht wenig erstaunt sein mochten beim Anblick Heinrichs in jener frostigen Winterfrühe. Dies ist der große alte Heinrich, „der Vogler" genannt, weil die Boten ihn bei seinem Vogelherde im Harzer Oberland antrafen, als sie gekommen waren, ihm kundzutun, daß die deutsche Nation, durch ihre zu Fritzlar tagenden Fürsten und sonstigen Autoritäten, ihn zum König gemacht habe, und daß ihm hinfort eine schreckliche Arbeit beschieden sei, die er auf sich nahm und auch leistete — der Zug nach Brannibor ist nur ein geringes Einzelgeschehnis — mit echter Mannhaftigkeit all sein Lebtag das Chaos im Lande bekämpfend, keine Ruhe für ihn fortan bis an den Tod. Der Anfang deutscher Könige; der erste oder wenigstens im wesentlichen der erste Oberherr Deutschlands — nachdem die sämtliche Nachkommenschaft Karls des Großen bis zum letzten Bastard ausgestorben und nur Anarchie, italienische oder sonstige, als andere Wahl übrig war.

„Ein sehr hoher König", sagt jemand, dessen Notizbücher mir vorliegen, „eine echt edle menschliche Figur, noch immer sichtbar in klaren Umrissen in der grauen Morgendämmerung der neueren Geschichte. Der Vater von allem, was seitdem Gutes in Deutschland gewesen. Er unterwarf seine Herzöge, Schwaben, Bayern und andere, bei denen die Erblichkeit und Neigung zum Ungehorsam überhandgenommen. Er gewann Lothringen zurück, schloß Waffenstillstand mit den Ungarn, die eben über die Maßen einbrüchig waren, schlug sie sodann, nachdem er sich inzwischen instand gesetzt, gewaltig aufs Haupt, in zwei Schlachten — eine gegen jede Hälfte, denn das einbrüchige Ungetüm hatte sich zur ergiebigeren Plünderung in zwei Heerhaufen geteilt; zu Sondershausen bekamen sie die ersten Schläge, zu Merseburg die zweiten; Jahr 933 — wodurch sie beträchtlich gewitzigt wurden. Noch einmal geschlagen, von Heinrichs Sohn, und sie kehrten niemals wieder. Die Wenden schlug er vorher, ‚Brannibor jenseits des gefrorenen Moorlands' vor fünf Jahren; schlug slawische Meißner, böhmische Tschechen und nahm Prag; Wenden abermals, mit gewaltigem Blutbad; sodann die Dänen, und machte ‚König Worm zinspflichtig' (König Gorm den Harten, unseres K'nuts oder Canuts Urgroßvater, Jahr 901) — zuletzt die einbrüchigen Ungarn, wie gemeldet. Diesen

[1] Köhler: Reichs-Historie (Frankfurt und Leipzig 1737) S. 63. Michaelis: Chur- und Fürstlichen Häuser in Deutschland (Lemgo 1759, 1760, 1785) I. 255.

hatte er, als sie den bisherigen Tribut abforderten, der Waffenstillstand aber nun abgelaufen war, einen räudigen Hund geschickt: Hier ist euer Tribut, ihr Herren, wohl bekomm' die Mahlzeit!

Er führt ‚das Bild des heiligen Michael im Panier', gegen Herkommen. Er schafft, oder schafft wieder, Markgrafen, seinen Herzögen untergeben — und nicht zu sehr erblich. Wer seine Markgrafen waren? Die dunkele Geschichte führt deren sechs auf [1], nämlich:

1. Schleswig, um ein Auge auf die skandinavischen Länder und die nordischen Seekönige zu haben. Diese Markgrafschaft hat nicht lange gedauert unter dem Namen. Ist vermutlich nachher Stade und Ditmarsch geworden.

2. Soltwedel — das mit der Zeit zur Markgrafschaft Brandenburg wird. Soltwedel, jetzt Salzwedel genannt, eine uralte noch jetzt bestehende Stadt, zwölf Meilen nordwestlich von Brandenburg, nicht weit südlich der Elbe gelegen, war zur Zeit noch der Sitz dieses zweiten Markgrafen, und zu Brandenburg sitzt einstweilen nur sein oder eines anderen Statthalter.

3. Meißen, ein Land damals noch voller Wenden.

4. Lausitz, gleichfalls ein stark wendisches Land. Blieb nicht lange Markgrafschaft; fiel zu Meißen, fiel zu Brandenburg, Böhmen, Österreich und erlitt vielen Wechsel. Ist nun (seit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges) größtenteils wieder sächsisch.

5. Österreich (östliches Reich), um auf die Ungarn achtzuhaben und auf ihre wertvollen Tributansprüche.

6. Antwerpen (‚Hand-Werfte' sozusagen), gegen die Franzosen; welches Amt bald einging.

Das waren Heinrichs sechs Markgrafschaften (nach der Aufzählung meiner besten Autorität), und dergestalt hatte er Miliz-Hauptleute rings um seine Grenzen aufgestellt, gegen das invasionslüsterne slawische Element.

Er befestigte Städte; alle Städte müssen ummauert und bewehrt — müssen Burgen sein, und die Einwohner wehrhafte Bürger. Überall muß der neunte Mann als Wehrmann in die Stadt; die übrigen acht auf dem platten Lande müssen ihn nähren und unterhalten: Heergeräte vererbt sich auf den Erstgeborenen eines Kriegsmannes, der gedient hat, wie bei uns. ‚Alle Räuber werden zu Kriegsknechten gemacht' (es wäre denn, sie zögen den Galgen vor), und Waffenschau und Übung wird fleißig gehalten. Hier ist ein Mann, der einigen Eindruck auf die Anarchie und ihre Wenden und Hunnen zu machen vermag. Seine Standarte war, wie wir gesehen, St. Michael — dessen Schwert von sehr hohem Orte stammt. Ein gottesfürchtiger Mann — stiftete die Abtei Quedlinburg und viel anderes von dieser Art: Quedlinburg war vornehmlich das Werk seiner gleichfalls frommen Gemahlin Mechtildis, deren Leben bei Leibniz [2] zu finden, in einem nicht sonderlich lesbaren Buche. — Im ganzen ein gar tapferer König und ‚Vogelsteller'. Gestorben A. D. 936 (zu Memmleben, einem Kloster an der Unstrut, unweit Schulpforta), Alter sechzig Jahre; hatte nur siebzehn Jahre regiert und doch soviel vollbracht; liegt begraben in der Stiftskirche zu Quedlinburg: — hat er ein Grabmal? Es ist mir keine Lebensgeschichte von ihm bekannt, außer der Gundlings, die ein sehr

[1] Köhler: Reichs-Historie, S. 66. Dies ist keineswegs Köhlers Hauptwerk; aber auch dies ist gut und leistet in solider wirksamer Weise, was es unternimmt. Mir scheint er bei weitem das beste historische Genie, das die Deutschen noch hervorgebracht haben, wie wenig ich ihn auch in ihren Literaturgeschichten und Katalogen genannt finde. Ein Mann von reichlicher Gelehrsamkeit und dabei von kräftigem, heiterem und menschlichem Sinn und menschlicher Rechtschaffenheit, dem zu begegnen in jenen geisterhaften, meist von traurigen Kreaturen bevölkerten Einöden dreifach erquickt.

[2] Leibniz: Scriptores Rerum Brunswicensium etc. (Hannover 1707) I. 196.

verworrenes Stück ist und hauptsächlich Vergessenheit erheischt. — Heil, wackerer Heinrich: über die neun dunklen Jahrhunderte hinüber grüßen wir dich, noch immer sichtbar als ein tapferer Sohn des Kosmos und Sohn des Himmels, uns zum Heil gesandt, als ein Mann, der mit grimmem Ernst ‚Gott diente' zu seiner Zeit, und dessen Werke daher Frucht tragen zu unserer Zeit und für alle Zeiten!"

So weit meine flüchtigen Notizbücher, die für jetzt wieder zugemacht werden müssen, um nicht des Lesers Geduld zu mißbrauchen oder ihn von seinem Wege abzuführen.

Diese Einrichtung mit den Markgrafen war eine natürliche Erfindung bei den damaligen Zuständen; sie kam nicht zuerst unter Heinrich auf, ward aber von ihm sehr vervollkommnet, und er zuerst sah ihre Wichtigkeit ein. An jeder Grenze hatte er seinen Grafen (Graf, meinen einige, bedeute bloß der Graue, d. h. der Alte oder Senior, der handfesteste, weiseste, stahlgraue Mann, der zu treffen war) auf der Mark sitzen, um da zu wachen und zu hüten: schwieriger, gefährlicher und natürlich auch ehrenvoller Posten, nichts weniger als eine Sinekure; welchem Posten, wie jedem andern, immer die Tendenz innewohnte, erblich zu werden, wenn dem Geschlechte fähige Männer nicht ausgingen. Daher stammen die unzähligen Markgrafen, Marchesen und dergleichen der neueren Zeiten: Titel, die nunmehr chimärisch und mehr oder weniger lügenhaft geworden, wie die meisten unserer Titel es ja sind — wie so manche Burgen, die sich zu Burgflecken und sogar zu „Rittergütern" mit wehrhaften Rittern von der bekannten Art verwandelt haben: traurig zu beobachten. Norroy[1] ist einst nicht ganz und gar Pappdeckel gewesen! Im Innern seines gewaltigen Wirbelwindes von staubigen Heraldiken und phantastischen, nun lügenhaft gewordenen Namen lag zuerst stets eine ernste menschliche Tatsache. Heinrich der Vogler ist so glücklich gewesen, die Tatsache ohne Beimischung von Lügenhaftem zu besitzen: wir sind im traurigen Gegenfall; ein Gegenfall, der zwar noch nicht ganz vollendet ist, es aber täglich wird — und mit zu den traurigsten und seltsamsten gehört, die je gewesen sind, wenn wir es recht bedenken! — Doch fahren wir fort in unsrem Geschäft.

Markgrafenschaften gab es fortan immer — sechs zu Heinrichs Zeit — aber Zahl, Ort, Einrichtung derselben, das alles wechselte mit den Umständen draußen und drinnen; es richtete sich nach dem Zurückweichen oder Wiedervordrängen der umgebenden feindlichen Völker und war mannigfaltigen Veränderungen unterworfen. Was für eine Seemauer du aufführst, und was für Schleusen du dareinsetzest, das muß sich nach dem Stand der Außensee richten. Markgraf von Schleswig wird Markgraf von Ditmarsch und Stade, zurückweichend über die Elbe, wenn das nordische Seeräubertum übermächtig wird. Antwerpen geht ein; so auch Meißen nach und nach; Lausitz und Salzwe-

[1] Der englische Wappenherald. D. Übers.

del gehen drei Jahrhunderte später in *Brandenburg* auf, das lange bloß ein untergeordneter, von den Statthaltern des einen oder andern Markgrafen verwalteter Posten gewesen ist. Ein Markgraf, der seine Wenden und Hunnen mit Erfolg zurückdrängte, gewann natürlich Raum sich auszubreiten und konnte sehr groß werden und Grenzveränderungen verursachen: zu welcher Höhe sind nicht *Österreich* und *Brandenburg* gestiegen, auch *Meißen*, das zum neuen Sachsen geworden ist, einem Staat, der vordem größer war als jetzt.

In alten Büchern finden sich Verzeichnisse der ersten Markgrafen von Brandenburg, von Heinrichs Zeit an abwärts; zwei Reihen: „Markgrafen vom Wittekindschen Geschlecht“ und solche von einem anderen[1]: aber sie sind völlig ungewiß, eine schattenhafte zeitweilig aussetzende Markgrafenreihe, die Wittekindsche ebenso wie die Nicht-Wittekindsche, und scheinen eigentlich ein paar Jahrhunderte lang nichts weiter gewesen zu sein als untergeordnete, meist zu *Lausitz* oder *Salzwedel* gehörende Stellvertreter, von denen wir daher hier nicht zu reden brauchen, sondern die ersten zweihundert Jahre in ihrem natürlichen *grauen* Zustande lassen müssen — der vielleicht dem Leser hinlänglich vorstellbar ist.

In dieser Art aber ist jedenfalls Brandenburg (*Bor* oder Burg der *Brennen*, was immer diese sein mögen) der Christenheit entdeckt und dem festen Lande artikulierter Geschichte angefügt worden; eine meldenswerte Tat, vollbracht durch Heinrich den Vogler im Jahre der Gnade 928 — da (unter andern bemerkenswerten Dingen in dieser Welt) unseres Knuts Urgroßvater, Gormo Durus, „Heinrichs Zinspflichtiger“, noch König in Dänemark und Harald *Blauzahn* noch ein junger Geselle dortselbst, mit Zähnen von natürlicher Farbe, und Swen mit dem Gabelbart (Tvaeskaeg, Doppelbart) noch ungeboren war; und da die Mönche von Ely jenen Gesang[2] noch (um etwa hundert Jahre) nicht angestimmt, noch die Flutwellen sich geweigert hatten, diesem Knut zuliebe zurückzuweichen in unserem englischen Teile seines Reichs.

Daß Heinrich auf gehörige Obhut für Brannibor bedacht war, geschah im gewöhnlichen Lauf der Dinge. Der oder jener Markgraf mußte sich

[1] Hübner: *Genealogische Tabellen* (Leipzig 1725—1728) I. 172, 173. Ein Buch von seltener Vortrefflichkeit in seiner Art.

[2] In dem uralten, aus der Zeit vor der normannischen Eroberung herrührenden „Book of Ely“ ist, ohne alle Anmerkung oder Erklärung, folgende Strophe aufbewahrt, die, wenn wir wollen, uns ein Bild gibt von dem Marschlande, völlig überschwemmt (wie es das halbe Jahr über immer gewesen ist, bis man es ausgetrocknet, sechs Jahrhunderte später), mit dem Dom von Ely, der in der Ferne aufsteigt wie eine Insel, während die Musik seiner Nonen und Vespern sanft und weithin über die Einöde erschallt, vor mehr denn achthundert Jahren.

Merie sungen the Muneches binnen Ely	Lieblich sangen die Mönche in Ely
Tha Cnut ching rew therby:	Als König Knut ruderte dortbei:
Roweth cuites near the lant,	Rudert Knechte nahe dem Land,
And here we thes Muneches saeng.	Und horchen wir dieser Mönche Gesang.

Vgl. Benthams History of Ely (Cambridge 1771), S. 94.

Brannibors annehmen — der von der Lausitz mehr nach Osten zu, z. B., oder jener von Salzwedel mehr westlich: — daß Brannibor selbst mit der Zeit sich als der passende Sitz bewähren und seine eigenen Markgrafen haben werde, davon hat Heinrich sowenig Ahnung wie überhaupt von dem, was Brandenburg in den folgenden neun Jahrhunderten noch werden dürfte. Genug, Brandenburg ist über das gefrorne Moorland hinweg eingenommen und hat seinen Grenzwächter und eine Besatzung des neunten Mannes erhalten: Brandenburg, wie andere Dinge, wird werden was es kann.

Heinrichs Sohn und Nachfolger, wenn nicht er selber, wird für den Stifter des Doms und des Bistum von Brandenburg gehalten — da seine Geistlichkeit und er allezeit gar sehnlich die Bekehrung der Wenden und Hunnen wünschten, was in der Tat auch das eine war, wie es noch immer ist, das dergleichen rauhen Heiden not tut.

Zweites Kapitel / Preußen: Der heilige Adalbert

Mehr als hundert Meilen östlich von Brandenburg liegt ein damals wie jetzt Preußen genanntes, von Heiden bewohntes Land, wo ebenfalls Bekehrungsversuche vor sich gehen, obschon bisher ohne Erfolg, und wohin wir nun einen Blick werfen müssen.

Es ist ein mooriges Flachland, voll Seen und Wälder wie Brandenburg, in weiten Grasgebieten und buschigen Wildnissen sich ausbreitend, die von Bienen wimmeln; Sumpf in Fülle ist da, aber auch alluvischer Schlamm in Fülle, Sand desgleichen, jedoch lange nicht in dem Maße wie in Brandenburg: ganze Striche von Preußen haben üppigen Graswuchs, sind fruchterzeugend, für den Pflug taugend, und der Boden überhaupt wird für fruchtbar gehalten, ungeachtet seiner nördlichen Lage. Ein Teil jener großen Ebene, die sich mit unmerklicher Senkung, in ununterbrochener weiter Ausdehnung, vom schlesischen Gebirge bis zu den Bernsteinküsten des Baltischen Meeres hinabzieht; Preußen bildet den seewärts gelegenen alluvischen Teil hiervon — und erstreckt sich nach Ost und West auf den beiden Seiten der Weichsel, von den Gegenden des Oderstroms bis zum Hauptarm der Memel. An Rußland stoßend, Vor-Rußland soll sein Name bedeuten: Bor-Russia; andere aber meinen, es sei nur ein gewisser unbedeutender Fluß jener Gegend, der Fluß Reußen, der seine „Vor"-Grenze gebildet habe, und nicht jenes große Land oder irgendein Teil desselben, welches heutzutage deutlich genug sein nächster Nachbar ist. Wer kann es wissen?

Zu Heinrichs des Voglers Zeit und noch lange hernach war Preußen ein heftig heidnisches Land; die Eingeborenen ein Gemisch von rauhen serbischen Wenden, Letten, schwedischen Goten oder Dryasdust weiß nicht was — wohl zu vermuten, daß hie und da Häuflein schwedischer Goten, namentlich an den Küsten, von uralter Zeit her verstreut waren. Dryasdust weiß bloß, daß diese Preußen ein starkknochiges, hitziges Hirten- und Fischervolk waren, mit denen nicht zu spaßen war, besonders in Sachen der Religion. Übrigens durch alle Jahrhunderte hindurch berühmt wegen des

Bernsteins, den sie zu fischen und ins ferne Ausland zu verkaufen pflegten.

Bernstein, erklärt die Wissenschaft, ist eine Art versteinerten Harzes, destilliert von Tannen, die vor Adams Lebzeit abgestorben waren, und wird nun in stürmischem Wetter an jenen fernen Küsten ausgeworfen und dort von dem amphibischen Volk aufgefischt — auch aus den Sandhügeln an der Küste mittelst eingetriebener Grubenschachte ausgegraben — und nach den entlegensten Weltgegenden, nach Arabien und weiter noch, von uralter Zeit her verkauft. Zweifelsohne richtete Pytheas sein Augenmerk auf dies kostbare Erzeugnis, als er sich an eine Besichtigung jenes Gebietes wagte — das noch immer die große Bernsteinmutter unserer Welt ist. Mit ihrer Bernsteinfischerei, mit dem Ertrag der Viehzucht und reichlichem Überfluß an Fleisch und Leder fristeten diese heidnischen Preußen von ungewisser vermischter Abkunft ein kräftiges Dasein; sie stellen sich uns dar als ein ungegliedertes, schwer auftretendes, hitziges Volk. Ihre Kenntnis vom Christentum war gering, ihr Widerwille gegen jedwede Kunde davon groß.

Da Polen und die Nachbarn im Süden bereits Christen, ja sogar die böhmischen Tschechen größtenteils bekehrt waren, so nährte man beständig fromme Wünsche, wie sich wohl denken läßt, in betreff Preußens: aber kein Versuch bisher, falls Versuche gemacht wurden, hatte gefruchtet. Wagt sich irgendein kühner Missionar in ihr Land um zu predigen, so ist sein Empfang der schlimmste, oder man begegnet ihm vielleicht gleich an der Grenze mit Drohungen und Verbot zu predigen; außer Kummer und verlorener Mühe ist bisher nichts zu erlangen gewesen. Schon hinzugehen war gefährlich — und auf welchen Erfolg durfte man gefaßt sein? Versuche, läßt sich annehmen, sind selten; doch da das fromme Wünschen beständig und allgemein ist, können auch Versuche niemals ganz aufhören. Nach Heinrichs des Voglers Einnahme von Brandenburg vergehen siebzig Jahre, und wir finden Heinrichs Urenkel als erwählten Kaiser herrschen — Otto III., letzter der unmittelbaren „Sächsischen Kaiser", Otto, Wunder der Welt — und neben Ottos großen Taten, die einst mirabilia mundi genannt worden und jetzt so erloschen sind, gehet eine kleine Tat vor sich, ein neuer Versuch, in Preußen zu predigen, der, im Gegensatz zu jenen Taten, noch immer bemerkenswert ist.

Um das Jahr 997 oder 996 faßte Adalbert, Bischof von Prag, ein eifervoller, äußerst frommer, aber augenscheinlich leicht erzürnter und in Zwist geratender Mann, nach vielen schmerzhaften Erfahrungen mit der hartnäckigen unregierbaren Natur der verderbten Menschheit den Entschluß, seine dem Namen nach christliche Herde ganz und gar aufzugeben, den Staub von seinen Füßen über Prag zu schütteln und sich der Bekehrung jener preußischen Heiden zu widmen, die drüben jenseits der Grenze in solchem Unwesen ausdrücklich dem Teufel dienstpflichtig leb-

ten und Stöcke und Steine anbeteten. In diesem Unternehmen ward er von den benachbarten Potentaten aufgemuntert, besonders von dem Herzog von Polen, dem solche nächste Nachbaren aus allerlei Gründen ein Dorn im Auge waren.

Und so ging Adalbert mit Sack und Stab, von zwei Mönchen begleitet, in das gefährliche Land: nicht in Furcht, ein frommer, herzhafter Mann, nahe der Fünfzig, mit grau werdendem Haar, sein Antlitz zerrüttet von den zahllosen Mühsalen und Ärgernissen der vergangenen Zeit. Er predigte eifrig, fast ungestüm — obschon, sollte ich denken, vornehmlich mit seinen Augen und Gebärden, da er der Landessprache nicht mächtig war. Zu Danzig, unter den Heiden von schwedisch-gotischer Art, hatte er einigen Erfolg oder Zulauf von Hörern; sonst nirgends, soviel gemeldet wird. In der Pillauer Gegend z. B., wo er zunächst landete, schlug ein amphibischer heidnischer Lümmel ihn mit dem Ruder hart über die Schultern, schmetterte den armen Prediger zu Boden, das Gesicht zu unterst, und machte seiner heilsamen Rede ein plötzliches Ende für jenes Mal. Jedoch drang er vorwärts, unbekümmert um die Folgen, allen willigen oder unwilligen Kreaturen das Evangelium predigend — und drang so zuletzt in das heilige Gehege „Romova" oder Ort der Eichen und der hölzernen und steinernen Götzenbilder (Bangputtis, Patkullos und irgendwelche teuflische stumme Blöcke), auf dessen Betretung der Tod stand. Die heidnischen Priester, wie wir uns vorstellen können, stürzten hervor, wiesen ihn mit lautem unverständlichen Geschrei und wilden Gebärden zurück, stießen, schüttelten, schoben ihn, da er nicht fortging, fingen dann an verwirrt zuzuschlagen, schlugen am Ende einen Todeshieb auf des armen Adalberts Haupt: so daß er „seine beiden Arme ausstreckte" (Jesus nimm du mich auf!) „und mit dem Gesicht zu Boden fiel und tot dalag — in der Form eines Kruzifixes", sagen seine Lebensbeschreiber, und nur die begleitenden Mönche entkamen, um davon zu erzählen.

Die Mönche, wie Adalbert, hatten nicht gewußt, daß sie sich auf verbotener Stelle befanden, daher ihre Berichte von dem Phänomen dasselbe nur halb erklärt lassen: wie er im Schlaf von bewaffneten heidnischen Teufelsknechten gewaltsam überfallen worden sei und seine „schönen Eingeweide (pulchra viscera) von sieben Spießen durchbohrt": aber dies von dem unvorsichtigen Betreten der „Romova" oder heiligen Bangputtiskirche der Eichen, vielleicht die Haupt-Romova im Land, und dadurch herbeigeführten Totschlag und Hinsturz in Kruzifixform, erscheint nunmehr als die verständliche Erklärung[1] Wir wollen annehmen, daß Adalbert tatsächlich so endete, denn es besteht kein Zweifel über die Tatsache

[1] Baillet: Vie des Saints (Paris 1739), III. 722. Bollandus: Acta Sanctorum, Aprilis tom III. (die 23 a.; in ed. Venetiis 1738), S. 174—205. Voigt: Geschichte Preußens (Königsberg 1827—1839), I. 266—270.

selber, und daß sie eine hoch auflodernde auf beiden Seiten gewesen ist. Der 23. April 997 wird als Datum dafür angegeben; ein gefeierter Tag im römischen Kalender seitdem.

Er war von Geburt ein Tscheche, Sohn eines vornehmen heidnischen Böhmen: seinen Namen (Adalbert oder -brecht, Edelglanz) empfing er „zu Magdeburg, wohin er gekommen war, um zu studieren" und die Taufe zu suchen; wo, wie auch anderwärts überhaupt, sein inbrünstiges frommes Tun und Wesen seinen Mitmenschen bewundernswert erschien. Ein „Mann von Genie" dürfen wir wohl sagen: eine von des Himmels hellen, in die schmutzige Finsternis dieser Welt hereingebornen Seelen — von einer transzendenten Botschaft in der gebührlichen transzendenten Weise besessen. In Prag ist er als Bischof eingezogen, nicht in sechsspännigem Wagen, sondern „barfußgehend", denn seine Geringschätzung irdischer Schattendinge war allezeit außerordentlich. Demzufolge waren auch seine Zwistigkeiten mit dem Säkulum beständig und unablässig, sein Herumwandern und Herumstreiten in dieser Welt, mit wenig sichtbarem Erfolg, dauerte all sein Lebtag. Man kann wohl sagen, daß er von reizbarer zorniger Gemütsart war, ein heftig empfindlicher Mann. Einmal z. B. in den böhmischen Einöden, an einem Sommernachmittag, auf einer seiner tausendfältigen Pilgerschaften und Wanderungen, hatte er sich mit seinen paar Mönchen an offener stiller Waldstelle niedergelegt, „sein Kopfkissen ein Stein" (wie das allezeit, auch zu Prag, sein Brauch gewesen), und war fest eingeschlafen. Da fügte es sich, daß ein böhmischer Schäfer des Weges kam und ein Lied auf seiner Pfeife blies, während er seiner Herde nachging. Als er die Schläfer auf ihrem Steinkissen erspähete, hub der unbesonnene mutwillige Tscheche an, lauter zu blasen — schreckte Adalbert aus seinem Schlaf auf, und ihn anstarrend schrie dieser in der Wut des Moments: „Taubheit über dich! du Mensch so grausam dem menschlichen Gehör!" oder Worte dieses Inhalts. Welcher Fluch, wie Adalberts Flüche überhaupt, pünktlich in Erfüllung ging: der erstaunte Tscheche stand stocktaub da und blieb es all seine übrige Lebenszeit: ja, noch Jahrhunderte später (in entlegenen Gegenden vielleicht bis auf den heutigen Tag) bläst kein Tscheche im Wald seine Pfeife ohne gewisse Vorsichtsmaßregeln und Präliminarexerzitien andächtiger Art[1]. Welches Mirakel, wie freilich noch manche sonstige Anzeichen, mich auf ein reizbares Nervensystem in dem armen Adalbert schließen lassen, und ich finde, daß dieser Tod in der Romova vermutlich eine tolle Mischung von Himmel und Erde gewesen ist.

Wie dem nun sei, er liegt dort, schön, obgleich blutig, „in der Form eines Kruzifixes", der eifrige Adalbert, dessen hitziger Geist nun endlich erkaltet — und hat sein Zeichen auf das heidnische Land gedrückt, protestierend bis ans Ende. Es war im Jahre 997, meinen die Kundigsten; es habe

[1] Bollandus, ubi supra.

sich zugetragen an einem Ort namens Fischhausen, bei Pillau; auf jenem engen Streif Land, der zwischen dem Baltischen Meere und dem Frischen Haff (einem ungeheuren See oder angespülten Seichtwasser, dem einen von zweien, die die Ostsee in jener Gegend vergossen hat) liegt — bei dem Fort und Hafen von Pillau, wo seitdem viel Getümmel gewesen, wo sich unter anderem Napoleon vor dem Tilsiter Vertrag herumschlug — es sind nun fünfzig Jahre her. Die Stelle — oder wenn nicht diese Stelle, so Gnesen in Polen, Adalberts besser bekannter, schließlicher Begräbnisort — hat seitdem immer eine Art von Heiligkeit besessen, von der Menschheit besser oder schlechter ausgedrückt: in der Form von Heiligsprechung, unablässigen Wallfahrten, Gerüchten von Wundern und was dem mehr ist. Denn, von der Begebenheit tief ergriffen, hatte kurz darauf der benachbarte Potentat Boleslaus, Herzog von Polen, sein Schwert gegen jene Heiden gezogen, und nachdem er (wenn ich mich recht entsinne) einigen Sieg erfochten, ausgemacht, daß man ihm Adalberts Leichnam für dessen Gewicht in Gold überlasse. Der Leichnam, zerstückelt und auf Stangen genagelt, hatte lange im Winde gedorrt; ward nun etwa erst für den Moment über Nacht begraben? Als man ihn ausgrub oder herunternahm und in die Wagschale legte, war sein Gewicht — unter aller Erwartung. Er war leicht wie Spinngewebe, sagt das fromme Gerücht, hatte auch einen so herrlichen Geruch — und kostete eine bloße Bagatelle von Gold! Dies war Adalberts erstes Mirakel nach dem Tode; bei Lebzeiten hatte er deren viele Hundert gewirkt und seitdem Millionen — vornehmlich an paralytischen Nervensystemen und dem Element des frommen Gerüchts — die ein Teufelsadvokat jener Zeit erklären mag, wenn er kann! Kaiser Otto, Wunder der Welt, der den heiligen Adalbert bei Lebzeiten gekannt und geehrt hatte, „wallfahrtete zu dessen Grab nach Gnesen im Jahre 1000“ — und kniete dorten nieder, wir dürfen wohl glauben, mit Gedanken, die wunderbar genug, groß und traurig genug waren.

So wäre denn keine Hoffnung da, Preußen zu bekehren? So wird dessen abscheulicher Satansdienst denn niemals aufhören? Sage nicht: niemals; es ist das ein schwaches Wort. St. Adalbert hat seinen Leib und Leben darauf gestempelt, in der Form eines Kruzifixes, als nachhaltigen Protest dagegen.

Drittes Kapitel / Markgrafen von Brandenburg

Unterdessen ergeht es unserer ersten dunklen Reihe von Markgrafen oder markgräflichen Statthaltern zu Brandenburg ebenfalls schlimm. Wer immer diese tapferen stahlgrauen Männer sein mögen (was Dryasdust nicht im mindesten weiß, weshalb er dich nur ungewisser macht, je mehr er zu sagen vorgibt), eines ist sehr augenfällig: sie hatten keinen friedlichen und über hundert Jahre lang überhaupt keinen beständigen Besitz des Platzes. Die Wenden waren durchaus nicht zu Bekehrung und Gehorsam geneigt: wieder und immer wieder brachen sie aus, bemächtigten sich Brandenburgs auf eine Weile, in der Hoffnung, es zu behalten, und trieben scheußliche Ketzereien daselbst; so daß für unsere geängstigte Phantasie jene arme „Markgrafen Wittekindscher Abkunft", unsere erste Reihe in Brandenburg, durchaus schattenhaft, zeitweilig aussetzend, dunkel werden, wie peinlich wirklich sie einst auch gewesen sind. Führen wir, unter Weglassung anderer, ein Beispiel an, welches sich glücklicherweise als das Ende jener ersten schattenhaften Linie erwies und uns zu einer neuen, ein klein wenig wesenhafteren Reihe hinüberführt.

Ende der ersten schattenhaften Linie.

Im Jahr 1023, fast ein Jahrhundert nach Heinrichs des Voglers Waffentat, nahmen die Wenden, in nie geahnter Wut heraufstürmend, Brandenburg abermals weg — zum dritten- und, es steht zu wünschen, letztenmal. Die Ursache waren gewisse, von dem damaligen Markgrafen von Brandenburg, Dietrich oder Theoderic, letztem der Wittekindschen Markgrafen, gesprochene Worte; der, als er vernahm, daß sein Vetter (Markgraf oder markgräflicher Statthalter wie er selber) daran war, seine Tochter an „Mistevoi, König der Wenden", zu verehelichen, allzu ernsthaft bemerkte: „Laß ab! Willst du deine Tochter einem Hunde geben?" Das Wort Hund ward genannt[1], und wir verstehen, daß es den König

[1] Vgl. Michaelis, Chur- und Fürstlichen Häuser, I. 257—259; Pauli, Allgemeine Preußische Staatsgeschichte (Halle 1760—1769), I. 1 bis 182 (das „Standardwerk" der preußischen Geschichte; in acht wässerigten Quartbänden,

Mistevoi in Harnisch brachte und die Wenden zum Aufstand reizte. Ihr Hinschlachten der deutschen Bevölkerung im armen Brandenburg, besonders der Priester, ihr Niederbrennen des Doms und ihr wildes Hausen in Kirche und Staat überhaupt kann man sich vorstellen. Der Harlungsberg — jetzt Marienberg, eine freundliche Anhöhe bei Brandenburg, mit Gärten, Weinbau und reinlichen Wohnungen — auf dem Gipfel dieses Harlungsberges errichteten die Wenden „ihren Gott Triglaph", ein dreiköpfiges Ungetüm, von dem ich Abbildungen gesehen habe: maßlos häßlich. Etwa wie drei zusammengekochte junge Walfische oder wie ein dreifältiges besoffenes Meerschwein (denn die trüb glotzenden Augen sind ebenso unbeschreiblich wie der ungestaltete Körper): häßlichster und stupidester aller falschen Götter. Dies errichteten die Wenden auf dem Harlungsberg, Jahr 1023, und beteten es nach ihrer Weise an, umnachtete Sterbliche — mit Lust auf eine Weile. Der Dom lag in Asche, sämtliche Priester erschlagen oder entflohen, schattenhafte Markgrafen desgleichen; Kirche und Staat lagen in Asche, und Triglaph, wie ein dreifältiges Meerschwein unter der Wirkung von Opium, stand (ich weiß nicht auf dem Kopf oder Schwanz) hoch auf dem Harlungsberg, als der Oberste dieses Weltalls zur Zeit.

Zweite schattenhafte Linie.

Worauf denn die Dithmarsch-Stadischen Markgrafen (wie einige sie nennen) einschreiten mußten, da die schattenhaften Statthalter Wittekindscher Abstammung dergestalt verschwunden waren. Die Dithmarschischen bemächtigten sich des Ortes wieder und hielten auch für die Folge, unter manchen Kämpfen, wenigstens Triglaph und die Wenden daraus weg. Die Wenden blieben wohl arg beschwerlich und schlugen sich viel herum; aber ich denke, sie haben Brandenburg nie wieder ganz in ihre Hände bekommen. Sie fingen vielmehr an, sich bekehren zu lassen: tüchtiger Predigt und tüchtigen Schlägen vereint kann man nicht immerdar widerstehen. Selbst Mistevoi hatte sich zuzeiten dem Christentum wohlgeneigt bekannt, vielleicht teilweise seiner Braut zuliebe — der Hund, mögen wir im mildern Sinne[1] von ihm sagen! Aber jene Unbill führte einen argen Rückfall in ihm herbei, und sein Sohn war noch schlimmer. Mistevois Enkel aber war guten Eifers voll, er zog mit den Missionarpredigern umher und verdolmetschte ihr Deutsch ins Wendische: „O meine armen Wenden, wollt ihr denn hören, wollt ihr begreifen? Diese feste

unerträglich für die menschliche Natur). Kloß, Vaterländische Gemälde (Berlin 1833), I. 59—108 (eine buchhändlerische Kompilation, mit etlichen kuriosen Exzerpten). Alle fußen sie aber auf Sagittarius und älteren Quellen. Adam von Bremen, Ditmarus Merseburgensis, Arnoldus Lubecensis usw. in aller Länge und Breite.

[1] Hund (dog) im „milderen" Sinne bedeutet im Englischen dasselbe, was unser „Schlingel" in diesem Zusammenhange bedeuten würde. D. Übers.

Erde ist nur ein Schatten: Himmel auf ewig oder aber Hölle auf ewig, das ist die Wirklichkeit!" Von einem *solchen* „Unterschied zwischen Recht und Unrecht" hatte kein Wende je zuvor gehört; ganz schrecklich „wichtig, wenn wahr!" — Und ohne Zweifel, es machte Eindruck bei manchen. Schwere dithmarschische Hiebe sind da für die weniger Eindrucksfähigen. Nach und nach wurden alle bekehrt, wennschon viele vorerst erschlagen wurden; und auf eine oder die andere Weise lassen die Wenden sich an, als ein besonderes Volk zu erlöschen.

Diese Stade-und-Dithmarschische Familie (vom Geschlecht der Angeln, wenn das was für sich hat) scheint in der Regel auch *Salzwedel* innegehabt zu haben, wovon Brandenburg eine von Statthaltern, gewöhnlich ebenfalls aus ihrem Hause, verwaltete Abzweigung war. Sie hat in Brandenburg über hundert Jahre gedauert — mit weniger oder keiner Buchgeschichte, die gut zu lesen wäre; ihre Geschichte ist eher unartikuliert und dem Antlitz der Dinge selber wohltätig aufgedrückt. Otto ist ein häufiger Name unter ihnen. Auch eine von ihren Schwestern, Adelheid, hat ein seltsames Abenteuer gehabt mit „Ludwig dem Springer": einem romantisch-mythischen, in der deutschen Welt bekannten Manne, bei dem meine Leser und ich an dieser Stelle uns nicht aufhalten dürfen.

In Salzwedel, in Dithmarschen oder wo sie immer gesessen, hatten sie ein mühseliges kampfvolles Dasein: ihre schlimme Not auch mit ihren Dithmarschen, mit den plündernden dänischen Völkerschaften; Markgraf auf Markgraf hat darüber sein Leben eingebüßt. „Erschlagen im Kampf mit den Heiden", sagen die alten Bücher und schreiten zu einem andern. Über all dem herscht nun ewige Stille. So viele Jahre lang haben Menschen dort gefochten und geplant und sich es sauer werden lassen, die jetzt sämtlich vergessen sind, außer von den Göttern, und haben stillschweigend ihr Leben hergegeben, ehe jene Länder wehrhaft und wohnbar werden konnten! Ja, mein Freund, auch unser Los ist das: und wenn wir Ehre gewinnen wollen in diesem Universum, so kann uns das Gerücht der Geschichten und der Morgenzeitungen wenig nützen, denn die müssen dereinst völlig zu Null und stumm wie die Steine werden, und vielleicht waren sie nicht einmal sehr weise, als sie redeten! —

Leibhafte Markgrafen.

Blick auf die gleichzeitigen Kaiser.

Das Dithmarschisch-Stader Geschlecht, häufig erschlagen in den Heidenschlachten und auch sonst hart mitgenommen, starb aus ums Jahr 1130 (vielleicht früher, vielleicht später, denn noch ist alles schattenhaft). Ihm folgte in dem salzwedelschen Teil seiner Beamtung ein Geschlecht, benannt „von Askanien und Ballenstedt"; die *askanischen* oder *anhaltischen* Markgrafen, mit deren Geschichte zugleich auch die brandenburgische von nun an deutlicher wird; nicht länger eine zweifel- oder schattenhafte

Geschichte, sondern erforschbar, wenn des Erforschens wert. Was in Dithmarschen nachfolgte, laßt uns nicht fragen. Das Reich selber war in Unordnung geraten um diese Zeit, sein Zustand mehr als gewöhnlich verwickelt; und diese nördlichen Markgrafen, die bereits wichtige, in die allgemeine Politik verflochtene Leute waren, hatten ihr eigen Teil von der obwaltenden Verwirrung.

Gerade um diese Zeit war die zweite Linie von Kaisern ausgestorben: die fränkische oder salische Linie, die auf die sächsische aus Heinrichs des Voglers Geblüt gefolgt war. Denn auch dem Kaisertum, wenngleich Wahlamt, wohnt ein beständiger Trieb inne, erblich zu werden und sich in Linien fortzupflanzen: wenn der letzte Kaiser einen nicht untauglichen Sohn hinterlassen hatte, wer war da geeigneter als dieser? Aber die Tauglichkeit tat ihm not, sonst ging es nicht wohl an — sonst mochte es schlimm mit ihm gehen! Auch im Reich gab es schwere Arbeit, so gut wie an dessen slawischer Grenze: tapfere Männer fochten da gegen Anarchie (in wirklichem scharfen Kampf dawider begriffen und nur nicht immer stark genug dazu) — sich mühend nach Vermögen, die unzähligen krummen Dinge gerade zu ziehen. Einige verstanden sich gut mit dem Papst — wie Heinrich II., der das Bistum Bamberg und noch manches Derartige gestiftet hat[1]; „ein bitterer Heiliger für die Krone", wie von seinem schottischen Zeitgenossen, dem König David, ein Nachfolger gesagt hat. Andere verstanden sich sehr schlecht mit ihm — Heinrichs des Vierten Auftritt zu Canossa mit Papst Hildebrand und der frommen Markgräfin (Jahr 1077, Kaiser des Heiligen Römischen Reichs drei Tage lang im Schnee harrend, um des bannstrahlenden Hildebrands Fuß küssen zu dürfen) hat sich allen Gedächtnissen eingeprägt! Der arme Heinrich sammelte sich wieder aus jener Erniedrigung und brachte Hildebrand einige Schläge bei, sank aber kurz darauf noch tiefer, da sein eigener Sohn gegen ihn ging, und ward beinahe brotlos, hätte sich der Bischof von Lüttich nicht seiner erbarmt. Ja, nach dem Tode hat er vier Jahre lang gelegen, vergebens auch nur auf Begräbnis harrend — hat sich darum freilich wenig gekümmert.

Dieser Sohn von ihm, Kaiser Heinrich V., zeichnet sich allerdings nicht durch kindliche Pietät aus: aber vermutlich ward der arme Jüngling selber hart mitgenommen. Auch er starb, A. D. 1125, erst wenig über vierzig Jahre alt, und war der letzte der fränkischen Kaiser. Er „hinterließ die Reichskleinodien seiner Witwe und dem jungen Friedrich von Hohenstaufen", einem Schwestersohne von ihm — hoffend, daß besagter Friedrich mit Hilfe dieser Dinge den Thron erlangen könne, was Friedrich aber nicht vermocht hat, da man der Witwe und ihm die Reichskleinodien durch falsche List abgewann und sie auch sonst übervorteilte. Nicht Friedrich, son-

[1] Köhler, S. 102—104. Vgl. z. B. Description de la Table d'Autel en or fin, donnée à la Cathédrale de Bâle, par l'Empereur Henri II., en 1019 (Porentrui 1838).

dern ein gewisser Lothar, ein rühriger, in den sächsischen Landen emporgekommener Mann, ward zum Kaiser erwählt. Zuletzt aber, nach einigem Warten, bis es mit Lothar aus war, ist Friedrichs Geschlecht nachgefolgt, und zwar mit Glanz — Kaiser Barbarossa ist jenes selben Friedrichs Sohn gewesen. In bezug auf diese dunklen Verflechtungen nehmen wir folgendes Exzerpt aus dem Manuskriptenwirrwarr, ehe er ins Feuer wandert:

„Nicht zu vergessen, daß die Witwe, von der wir hier sprechen, Kaiser Heinrichs V. Witwe, die ihm keine Erben gebar, unseres englischen Heinrich Beauclercs Tochter — folglich Wilhelms des Eroberers Enkelin — war; dieselbe, die, nachdem sie (1127, im zweiten Jahre ihrer Verwitwung) Gottfried Grafen von Anjou geheiratet hatte, unsern Heinrich II. und unsere Plantagenets erzeugte und dabei, wegen ihrer siegreichen Händel mit König Stephan (jenem wackern Helden, der so billige Beinkleider trug[1]), als ‚die Kaiserin Maud' in unsern alten Geschichtsbüchern viel gerühmt wurde. Mathilde, Witwe Kaiser Heinrichs V., der er sterbend die Reichskleinodien hinterließ: sie ist die ‚Kaiserin Maud' unserer englischen Bücher und reiht sich dergestalt der Hohenstaufendynastie und den verflochtenen deutschen Schicksalen ein. Sei dankbar für jeden Haken, durch den ein halber Acker Trümmer in feste Lage und dir aus dem Wege gebracht werden kann; der kleinste Kieselfunken in einer durchaus finstern und unerinnerlichen Welt ist willkommen." —

Und nun zurück nach Brandenburg und zur „askanischen und Ballenstedter" Reihe von Markgrafen.

[1] In einem alten englischen Volkslied, das Jago (Othello A. II. Sc. 3.) singt, heißt es:

„König Stephan war ein wackrer Held,
Nur 'n Taler kosten seine Hosen:
Das fand er um sechs Grot geprellt,
Schalt den Schneider ob sein Mausen."

D. Übers.

Viertes Kapitel / Albrecht der Bär

Dies Askanien hat aber glücklicherweise nichts mit „Brutus von Troja“ oder des frommen Äneas Sohn zu schaffen; es ist bloß der Name eines uralten Schlosses (dessen Etymologie mir unbekannt, von dessen Ruinen noch Spuren da sind) auf dem nördlichen Abhang des Harzgebirges, unweit Aschersleben — Schloß und Stadt Aschersleben sind sozusagen eine zweite Auflage von Askanien. Ballenstedt ist noch älter; Ballenstedt war mündig zu Karls des Großen Zeit und ist noch jetzt ein namhaftes Städtlein in jenem hohen Landstrich. Das Geschlecht der Grafen, nachmaligen Herzöge von „Askanien und Ballenstedt“ ist berühmt in der alten deutschen Geschichte, besonders von diesem Zeitpunkt an abwärts. Einige nehmen an, daß sie zeitweilig schon früher Markgrafen in ihrer Gegend gewesen seien, was sich leicht denken ließe; fest steht jedenfalls: sie erlangten dies Amt jetzt in Salzwedel (haben es aber stracks nach Brandenburg verlegt) und hatten es, nebst vielen anderen Besitzungen in der Umgegend, in hervorragender Weise jahrhundertelang inne.

In Brandenburg haben sie an zweihundert Jahre lang geherrscht; in ihren sächsischen Würden ist der jüngere Zweig in fünfhundert Jahren nicht ausgestorben (um dann den jetzigen Wettinern Platz zu machen). Ja, sie haben noch jetzt ihre Repräsentanten auf Erden: Leopold von Anhalt-Dessau, der berühmte „Alte Dessauer“, von dem jüngeren Zweig kommend, ist Stammhaupt des Geschlechts zu Friedrich Wilhelms Zeit (da unser Fritzchen in seiner Wiege zu Berlin schlummert); und ein gewisser Prinz von Anhalt-Zerbst, Oberst in der preußischen Armee, ein authentischer Prinz, aber mit viel kürzerer Börse als Stammbaum, wird demnächst eine Tochter haben, die nach Rußland gehen und fast nur zu bemerkbar dort werden wird: es ist Katharina II. —

„Brandenburg ward jetzt wie hernach“, sagt einer meiner alten Papierzettel, „zu Sachsen gerechnet; ein Stück des großen Herzogtums Sachsen, wo gewisse berühmte Billunge, Abkömmlinge eines alten Grafen Billung (ob eine Beziehung zu dem Billings-gate[1] unseres Landes existiert, weiß ich nicht) lange

[1] Eine Gasse an der Themse in London.

Gewalt besessen hatten, von welchen mächtigen Billungen ich lieber gar nichts sagen will — nur dieses, daß sie ausstarben und daß ein gewisser Albrecht ‚Graf von Askanien und Ballenstedt‘ (sage von Anhalt in moderner Benennung), dessen Mutter eine der Billungstöchter war, den nördlichen Teil ihres Erbes erhielt; er griff auch nach dem südlichen, konnte diesen aber nicht lange behalten. Als ein sehr rühriger und sehr schlauer Mann, gewandt und stark zugleich, hat er in der gewaltigen Balgerei, die damals vor sich ging — Onkel Billung tot ohne Erben, eine salische Kaiserlinie ausgehend oder ausgegangen und eine hohenstaufische noch nicht an die Reihe gekommen — ein gutes Spiel für sich gemacht, um so mehr, da Lothar, der Zwischenkaiser, sein Vetter war und noch sonst gute Karten da waren, die er geschickt ausspielte. Dieser ist es, den sie ‚Albrecht den Bären‘ nennen — der erste der askanischen Markgrafen von Brandenburg — der erste ganz bestimmte Markgraf von Brandenburg, den es überhaupt gibt — weiland eine sehr leuchtende Figur in der Welt, wie dunkel er auch nun geworden. Man kann wohl sagen, er hatte einen ebenso schnellen Blick wie eine starke Hand und vermochte unter krummen Dingen den geradesten Weg, wie er eben war, zu erspähen. Er erlangte den nördlichen Teil von dem, was noch jetzt Sachsen genannt wird, und hat ihn seiner Familie erhalten; erlangte namentlich die brandenburgischen Lande, erlangte die Lausitz; war die leuchtende Figur und der große Mann des Nordens zu seiner Zeit. Daß das Markgrafentum Salzwedel (welches gleich darauf das von Brandenburg geworden ist) ihm zufiel (A. D. 1142 oder früher), war sehr natürlich, wenn man bedenkt, welche sächsischen und sonstigen Würden und Besitzungen er bereits innehatte.“ —

Wir können nur sagen, für Brandenburg ist es ein glückliches Ereignis und der Anfang der besseren Schicksale gewesen, die es seitdem gehabt hat. Von nun an hatte es eine Bedeutung in der Welt, die im Laufe der Zeit immer mehr zunahm.

Er hat der Kriege viel gehabt, unabwickelbare Knäuel von Ansprüchen, Irrungen und Abfindungen; focht viel — focht auch in Italien, „gegen die Heiden“ (will sagen Sarazenen). Vetter eines Kaisers, des erwähnten Lothars, sodann eine Hauptstütze des Hohenstaufen, der beiden Hohenstaufen, die nachfolgten, ein rastloser, viel ausrichtender, weithinaus kriegender Mann. Er hielt treu zu dem großen Barbarossa, dem zweiten Hohenstaufen und größten aller Kaiser, was ihm zustatten kam und vielleicht auch ein Verdienst an ihm war. Er stand gut mit drei Kaisern zu seiner Zeit und hatte viel Hader mit „Heinrich dem Löwen“ über jene „Billungsche“ sächsische Erbschaft, deren besseren Teil Heinrich davontrug. Außer diesem Heinrich, der nicht Albrechts Begabtheit, wenngleich ausgebreitetere Lande als Albrecht besaß, ist kein deutscher Fürst von solchem Ansehen zu jener Zeit gewesen.

Er verlegte das Markgrafentum nach Brandenburg, vermutlich als mehr im Mittelpunkt seiner weiten Lande; Salzwedel ist fortan die Nebenmarkgrafschaft oder Mark und fällt bald außer acht in der Welt. Salzwedel heißt von nun an und seitdem immer die alte Mark, Altmark, und die brandenburgische Landschaft erhielt die Benennung „Neue Mark“. Die moderne Neumark, moderne „Mittelmark“ (in welcher Brandenburg heutzutage liegt), „Uckermark“ (äußere Mark):

das sind spätere Einteilungen, auf die man verfiel, weil Brandenburg (unter Albrecht vornehmlich) sich erweiterte und neuer amtlicher Zerlegung in Kreise bedurfte.

Unter Albrecht war auch die Markgrafschaft zu einem Kurfürstentum emporgestiegen. Der Markgraf von Brandenburg war nunmehr obendrein der Kurfürst von Brandenburg, amtlicher „Erzschatzmeister des Heiligen Römischen Reichs" und einer der sieben, die ein Recht haben (welches um ebendiese Zeit ein ausschließliches Recht dieser sieben wurde), den römischen Kaiser zu wählen oder zu küren und deshalb Kurfürsten (electores, Wähler) genannt werden, die höchste Würde nächst der kaiserlichen. In bezug auf diesen abstrusen Gegenstand aber, der uns in der Folge einigermaßen angeht, wird sich der ununterrichtete englische Leser wohl ein kurzes, die Kurfürsten und ihr Amt obenhin beleuchtendes Exzerpt gefallen lassen.

„Fürst halte ich für ursprünglich ein und dasselbe mit unserm Zahlwort First, erster. Das alte Zeitwort kieren (wovon noch jetzt erkoren in Gebrauch ist, Valkyrie und anderer Beispiele nicht zu erwähnen) bedeutet wählen. Es wird auch kiesen geschrieben (unser englisches choose) und, sagen die Etymologisten, ist das Urwort von küssen (so emphatisch erkiesen!), in welcher Form es wohl nicht leicht in Verschollenheit geraten dürfte. — Die anderen sechs kurfürstlichen Würdenträger, aus denen nach und nach acht wurden, und die den Lesern dieses Buches einer einmaligen Beachtung wert sein dürften, sind folgende:

1. Drei geistliche, Mainz, Köln, Trier, sämtlich Erzbischöfe mit Landessouveränität und mehr oder weniger wichtigen Territorien — die gewählt zu werden pflegen, wie man die Päpste wählt: theoretisch durch ihre Kapitel und die himmlischen Inspirationen, praktisch aber durch die Intriguen und den Druck benachbarter Potentaten, namentlich Frankreichs und Österreichs.

2. Drei weltliche, Sachsen, Pfalz, Böhmen, wovon das letztere, Böhmen, seitdem es von einem in sich unabhängigen Königreich zu einer österreichischen Provinz herabgesunken ist, auf den Reichstagen nicht mehr sehr viel gilt. Diese sechs bilden mit Brandenburg die sieben Kurfürsten in der alten Zeit, Septemvirn des Landes sozusagen.

Nun ward aber Pfalz im Dreißigjährigen Krieg (unter unseres Prinzen Ruprecht Vater, den die Deutschen ‚Winterkönig' nennen) unterdrückt, in die Acht getan — insoweit nämlich ein erzürnter Kaiser das vermochte. Beim Abschluß des Westfälischen Friedens (1648) fand es sich jedoch, daß keinem Kaiser die Befugnis zustehe, Pfalz oder irgendeine Reichskur zu unterdrücken, und es ward nach undenklichem Jargon abgemacht, daß Pfalz wieder einzusetzen sei, wiewohl mit sehr beschnittenen Territorien und am Fuß der Liste, nicht an der Spitze wie früher, und daß Bayern, das nach zwanzigjährigem Besitz nicht gut wieder herabzusetzen war, die achte Kur werde. Die neunte, sahen wir (Jahr 1692), erhielt Gentleman Ernst von Hannover; eine zehnte hat es niemals gegeben; und das Heilige Römische Reich, das dereinst ein großartiges Ding gewesen, aber seit einigen Jahrhunderten sich in einem überlebten und augenscheinlich siechen Zustande befand, ward endlich durch Napoleon, ‚6. August 1806', seiner Leitung überhoben und ihm gestattet, aufzuhören in dieser Welt [1]."

Bei keinem von Albrechts Kriegen verweilt der denkende Betrachter so gern wie bei denen, die er mit den anarchischen Wenden gehabt hat,

[1] Manus. penes me.

denen er nun den Garaus machte: sie entweder ganz aus dem Wege räumte oder zum Christentum und Gehorsam herabdämpfte. Er tat es auch noch auf andere Weise: „bevölkerte ihr Land mit Kolonisten aus Holland, die ein Einbruch des Meeres dort heimatlos gemacht hatte“, was sicherlich ein nützlicher Tausch war. Nichts Besseres ist mir von Albrecht dem Bären bekannt, als diese seine Anpflanzung zahlreicher holländischer Niederländer in jenen Gegenden; außer Arbeit geratene Leute, die sich bereits darauf verstanden, durch Mischen und Graben mit Marsch und Sand fertig zu werden, und die zuerst Brandenburg gelehrt haben, was grüne Au und Kuhweide ist. Die Wenden konnten angesichts solcher Dinge nicht umhin, mehr und mehr in ihr Erlöschen zu willigen — entweder deutsch zu werden und Milch und Kühe auf holländische Art zu ziehen oder aus der Welt zu verschwinden.

Die wendischen Fürsten hatten einen Geschmack für deutsche Gemahlinnen, ein wirklich guter Geschmack, dem das Albrechtsgeschlecht auch mit großer Bereitschaft Vorschub leistete. Verwandtschaften erzeugen Erbschaften; durch angemessene Eheverträge läßt sich festsetzen, nach welcher Seite die ungewisseste Erbschaft zuletzt fallen muß. Dunkel aber ziemlich gewiß liegt eine kommende Zeit, da die wendischen Fürsten ebenfalls ihr Erlöschen vollbracht haben werden, und alsdann wird alles deutsch-brandenburgisch, nichts mehr wendisch sein. — Die gegenwärtigen Bewohner Brandenburgs stammen daher entweder von holländischen Marschbauern ab oder sind einfach Niedersachsen („Angelsachsen“, wenn das besser gefällt), Plattdeutsche von der gewöhnlichen Art, ein Volksschlag ohne Tadel. Striche mit wendischer Bevölkerung, allmählich hinausgedrängt nach den mehr abgelegenen Moorsümpfen und mehr und mehr unzulänglichen, weniger nutzreichen schilfigen Marschen und Gestaden, liegen zerstreut umher: Mecklenburg, das noch jetzt in gewisser Art für sich besteht, wird als besonders wendisch betrachtet. In Mecklenburg, Pommern, Pommerellen trifft man noch Physiognomien vom wendischen oder vandalischen Typus (mehr Backe, als da sein sollte, und weniger Stirn; übrigens hinlänglich gute Physiognomie in ihrer Art): jedoch, modifiziert von solchen Beimischungen, trägt die Masse des Volks im allgemeinen denselben plattdeutschen, sächsischen oder selbst angelsächsischen Charakter an sich, mit dem wir hierzulande bekannt sind. Ein geduldiges, kernhaftes Volk, in dem namhafte Dinge stecken, das aber wenig befähigt ist, seine Dinge in Worten zu äußern.

Albrecht selber war von hoher edler Gestalt; ward ebenso häufig „der Schöne“ wie „der Bär“ genannt. Letzteren Beinamen verdankt er nicht etwa seinem Anblick und Wesen, sondern nur seinem Wappenbilde: ein Bär im Schild, wie das damals bei den Namen üblich war, da Zunamen selten und noch nicht von festem Bestand waren. So auch seine Zeitgenossen, Heinrich der Löwe von Sachsen, Wilhelm der Löwe von Schottland, die alle

beide keine sonderlich löwenartigen Männer waren, ebensowenig wie die Plantagenets oder Gottfried von Anjou etwas mit der Ginsterpflanze gemein hatten, außer daß sie gelegentlich ein Reis davon in der Haube tragen mochten. Die Menschen ergreifen gern jede Bezeichnung für einen großen Albrecht, von dem sie oft sprechen, die ihn von den vielen kleinen unterscheidet. Albrecht „der Bär" geht an, so gut wie ein anderer Name.

Er war es, der zuerst Brandenburg friedlich und bemerkenswert gemacht hat. Man darf ihn den zweiten Begründer von Brandenburg heißen: er hat in der Mitte des zwölften Jahrhunderts für sein Land das vollbracht, was Heinrich der Vogler früher im zehnten begonnen hatte. Nach zweihundertundfünfzig Jahren des Bellens und Beißens sind die Wenden nun schließlich beschwichtigt, ihre Anarchie endgültig zu Grabe gelegt und heilsamer holländischer Weißkohl darauf gepflanzt. Albrecht hat verschiedene namhafte Dinge in der Welt getan, aber für die Nachwelt bleibt dies seine denkwürdige Tat. Nicht so leichtlich getan, aber doch getan: der Grund zu großen Geschicken für Nationen und Individuen wird keineswegs gratis gelegt in dieser Welt. Ihm war ein Leben voll saurer Mühseligkeit beschieden: Zwang zu üben, zu streiten und zu hantieren unter seinen Mitgeschöpfen, solange sein Tagewerk dauerte — an die fünfzig Jahre lang, denn es begann frühzeitig. Er starb zuletzt friedlich auf seiner Burg zu Ballenstedt im Harzgebirge im Jahre 1170, an fünfundsechzig Jahre alt. Es war zu derselben Zeit, da Thomas a Becket in der Welt umherstreifte, mit dem Bannstrahl ausgerüstet heimkehrte und schließlich im Dom zu Canterbury umkam — da Abt Samson[1], noch ein armer kleiner brauner Bursche, an der Hand seiner Mutter von Norfolk herüberkam nach St. Edmondsbury, nachdem er „Sanatas mit ausgebreiteten Schwingen" furchtbar geschäftig in der Welt gesehen hatte.

[1] Ein merkwürdiger Abt von St. Edmondsbury, dessen Leben und Wirken der Verfasser lebendig geschildert hat in „Past and Present" (London 1843), deutsch von A. Kretzschmar (Leipzig 1856). D. Übers.

Fünftes Kapitel / Konrad von Hohenzollern und Kaiser Barbarossa

Es geschah in ebenjenen Jahren, daß ein rüstiger junger Geselle, Konrad mit Namen, fern in den südlichen Gauen Deutschlands aus der alten Burg Hohenzollern, wo er ein Nachgeborener war und geringe Aussichten hatte, sich zu einer welthistorischen Fahrt aufmachte. Von Hohenzollern herab, auf dem Wege nun nach Gelnhausen, Kaiserslautern, oder wo sonst immer das zeitweilige Quartier des großen Kaisers Barbarossa eben sein mochte, der ein umherziehender Mann war, da sein Geschäft allenthalben über die halbe Welt verbreitet lag und des Herrn Auge erforderte. Konrads Vorhaben ist es, Barbarossa aufzusuchen und sein Glück unter ihm zu erproben.

Dies ist ein ganz unstreitiges Ereignis jener selben Jahre. Das genaue Datum und die näheren Umstände sind zwar höchstwahrscheinlich niemals aufgezeichnet gewesen, außer in Konrads eigenem Gehirn, und sind nun für immer ausgewischt, aber das Ereignis an sich steht fest und ist von größtem Belang für die gegenwärtige Erzählung. Etwa um das Jahr 1170, wahrscheinlich etliche Jahre früher[1], von der Burg Hohenzollern herunter reitend und wohl nicht stark belästigt mit Gepäck — läßt sich Konrad wenig träumen von Beziehungen zu Brandenburg auf der andern Seite der Welt, *steht* aber unbewußt in Beziehung damit, mehr als irgendein anderer der damaligen Söhne Adams. Er ist der Stammvater, der zwanzigste in gerade aufsteigender Linie, des jetzt in seiner Wiege zu Berlin schlummernden Knäbleins: er harre nur, bis neunzehn Generationen, tapfer wie Konrad, das Ihrige getan haben und heimgegangen sind, dann wird Konrad finden, daß er dies geworden ist! Eines Menschen Geschick ist allezeit seltsam und ermangelt niemals der Wunder, noch wird es ihrer je ermangeln, wohl aber bisweilen der Augen, um sie wahrzunehmen.

Hohenzollern liegt weit südlich in Schwaben, auf der Sonnenseite der

[1] Rentsch: *Brandenburgischer Cedern-Hain* (Bayreuth 1682), S. 273—276. — Vgl. auch Johann Ulrich Pregitzern: *Teutscher Regierungs- und Ehren-Spiegel, vorbildend usw. des Hauses Hohenzollern* (Berlin 1703), S. 90—93. Ein gelehrtes und mühevolles Buch von einem Tübinger Professor, der in den alten Geschichten tief belesen ist und Porträte sowie andere Stiche von einigem Werte gibt.

Rauhen Alb, nicht sehr weit nördlich von Costitz und dem Bodensee, aber oben auf der Höhe bei den Quellen der Donau und mit dem Rücken an den Schwarzwald gelehnt: man kann es etwa als die südliche Spitze jenes großen alten hercynischen Waldes beschreiben, der noch jetzt der Schwarzwald heißt, wiewohl das Land nun zum großen Teil offen ist. Der phantastische Dryasdust, ein wenig Etymologie treibend, sagt dir mitunter, Zollern heiße soviel als Zollstätte, und Hohenzollern bedeute folglich: Zoll auf der Höhe — was einem die Vorstellung gibt von uralten Handelsleuten, die aus Italien und den Schweizer Tälern so weit heraufgestiegen sind, dort ihre Saumtiere abladen und in unbekannter Mundart feilschen um Zoll. Armer Kauz — es mag dem so sein, aber wir wissen es nicht und wollen uns nicht daran kehren. Nur so viel ist bekannt: daß ein menschliches Geschlecht, vermutlich mit einigem Talent zur Bezwingung anarchischer Zustände und zur Anführung von Menschen, vor Jahrhunderten seine Burg dorthin gebaut und seitdem dieses Amt auf kleinem aber achtbarem Fuße bekleidet hatte — möglich wohl, daß dies Geschlecht von „Thassilo", Karl dem Großen, König Dagobert und sonstigen Königen herleitbar ist, auf alle Fälle aber von Adam und dem allmächtigen Schöpfer, der ihm jene Fähigkeiten verliehen — und daß Konrad, ein jüngeres Mitglied der Familie, nun auf diese Weise in die Welt hinauszieht. „Wofür sollte ein junger Gesell, der Fähigkeiten hat," mochte Konrad bei sich denken, „in hungrigem Müßiggang daheim sitzen, ohne Gut außer Wurfspieß und Lederwams und ohne Geschäft außer der Pflege seiner Falken, wenn draußen eine Welt nur darauf wartet, erobert zu werden?" Das war wohl Konrads Gedanke, der sich auch als sehr richtig erwies.

Damals war aber eben die Blütezeit des römischen Kaisertums Deutschland; die Mitte oder etwa der Mittag Barbarossas selber, des zweiten Hohenstaufen und größten aller Kaiser aus diesem oder sonst einem Hause. Dieser Kaiser ist den meisten modernen Lesern unverständlich und völlig unbekannt geworden. Leider! Denn nirgends hat es einen Herrscher gegeben, der so wie er Machtmittel und Arena, persönliche Herrschereigenschaften und Wirkungskreis besessen hätte: ein prachtvoller hochherziger Mann, der die Zügel dieser Welt führte, und zwar nicht im imaginären Sinn, sondern die Anarchie niedergeißelnd und edles Bestreben aufmunternd in einem wirklich großartigen Maßstabe. Ein Schrecken für Übeltäter und eine Belohnung für Wackerwirkende in dieser Welt, weit über allem, was seitdem wohl gesehen worden; den auch wir über die Jahrhunderte hinüber begrüßen, als eine auserlesene Wohltat des Himmels. „Lagerte er auf der ronkalischen Ebene" (wenn er Italien betrat, wozu er allzu häufig Veranlassung hatte), „so war sein Schild an einem hohen Mast über seinem Zelt aufgehängt", und das wollte in jenen alten Tagen soviel sagen wie: „Wohlan, alle die da Unrecht erlitten, hier ist ein Kaiser, um Recht zu sprechen, wie er es vor seinem Herrn zu verantworten hat." Und man

versammelte sich um ihn und fand wirklich einigermaßen Recht — wenn man es, gefunden, zu erkennen vermochte, was man nicht allezeit vermochte, und auch das Recht vermochte nicht allezeit vollkommen zu sein. Ein furchtbar schwieriges Amt, dieses Amt des Friedrich Rotbart, aber ein unerbittlich unerläßliches in dieser Welt — obschon es mitunter unterlassen wird (zur lauten Freude der Anarchie, die Halleluja in all ihren Zeitungen singt)!

Kaiser Friedrich hatte unermeßliche Schwierigkeiten mit seinen Päpsten, mit seinen Mailändern, und dergleichen mehr — hat sechsmal hintereinander Mailand belagert, unter andern Anarchien — und führte in der Tat ein schwerbeladenes, hartes Leben, da seine Aufgabe groß, sehr groß war. Er hat wohl Gebhardus, den anarchischen Statthalter von Mailand, „angekettet unter seinem Tisch wie einen Hund, drei Tage lang" liegen lassen. Denn der Mann war voller Ernst in jener ernsthaften Zeit — und, gestehen wir es, das sind nur armselige Scheinmenschen, die es nicht sind, zu irgendeiner Zeit; armselig, und noch viel schlimmer als armselig, wie hoch immer ihr Federbusch sein mag: so daß auch die sieche Welt (nachdem die Anarchie, beide, die laute und schweigende, nun etwas hoch angeschwollen ist) mit ihrer Geduld fast am Ende ist. Gebhardus, der anarchische Statthalter, lag drei Tage unter des Kaisers Tisch, wie das jedem anarchischen Statthalter, vom weichen Schrot wie vom harten, gelegentlich zu wünschen wäre, fragte sich mit furchtbarem Ernst: „Bin ich denn ein Hund, ach bin ich nicht ein Hund?" Damals waren ernsthafte alte Zeiten.

Auf der andern Seite hinwieder hatte Friedrich mitunter seine Turniere, seine strahlenden Feste und Hochgezeiten; eine große Zusammenkunft aller Ritterlichkeit zu Mainz, die drei Wochen lang gedauert hat, das größte Turnier, das die Welt je gesehen. Gelnhausen in der Wetterau (Ruinen daselbst, auf der Kinziginsel, noch jetzt sehenswert) ist eine seiner Pfalzen gewesen, Kaiserslautern in der Pfalz desgleichen. In seinem siebzigsten Jahre unternahm er einen Kreuzzug[1], bei sich denkend: „Schließen wir mit einer hellen Tat der Frömmigkeit"; er bahnte seinen Weg durch die gefährlichen griechischen Advokatenränke, durch die hungrigen Gebirgspässe, die türkische fanatische Wut hindurch, wie ein grauer alter Held: „Weh ist mir, ist mein Sohn umgekommen?" hat er einmal ausgerufen, während Tränen seinen nun weißen Bart benetzten: „Mein Sohn ist erschlagen! — Doch Christus lebt noch; nur zu, ihr Mannen!" Und erfocht großen Sieg und fand sogar seinen Sohn wieder; kehrte aber nimmer heim; starb plötzlich eines unbekannten Todes, „im Fluß Cydrus", sagen die meisten[2]. Ja, die deutsche Sage hält ihn gar nicht für tot; er

[1] A. D. 1189, da Saladin, zur allgemeinen Bestürzung, Jerusalem genommen hatte.

[2] Köhler (S. 188) und die dort angeführten Quellen. Bünaus Deutsche Kaiser- und Reichs-Historie (Leipzig 1728—1743 I.) ist das spezielle Buch über Barbarossa: ein eingehender lehrreicher Band.

schlafe nur, bis die böse Welt ihr Böseſtes erreicht, alsdann werde er wiederkommen. Er ſitze im Berg bei Salzburg dorten — erzählt die deutſche Sage, deren Einbildung ſich entzündet an dem ſeltſamen Getöſe verborgener Gewäſſer in jenem Berg (Kalkſteingebirg) und dem gewaltigen Anblick der Felſen: — ein Bauer, der ſich einmal hinein verirrte, habe den Kaiſer in ſeiner ſteinernen Höhle geſehen, der Kaiſer habe an einem marmornen Tiſche geſeſſen, auf ſeine Ellenbogen geſtützt, nickend im Halbſchlaf, ſein Bart durch den Tiſch gewachſen, hinab auf den Boden wallend; er habe den Bauer einen Augenblick angeſehen, ihn nach der Zeit gefragt, die nun ſei, dann ſeine Augenlider wieder ſinken laſſen: Noch nicht an der Zeit, bald aber[1]! Er nicke, als wolle er erwachen, erwachen und wieder ſeinen Schild hoch über die ronkaliſchen Gefilde erheben, beſagend: Wohlan, wer da Unrecht leidet — oder wer da führerlos auf Abwege, teufelwärts, geraten iſt und Unrecht geübt hat, was noch viel ſchlimmer iſt!

Konrad iſt Burggraf von Nürnberg geworden.
(A. D. 1170.)

Dies war der Kaiſer, an den Konrad ſich wendete, und zwar mit Erfolg, was wohl gewiſſermaßen als ein Beweis der Würdigkeit des jungen Mannes anzuſehen iſt. Ausführliches darüber iſt nicht bekannt; aber es ſteht außer Zweifel, daß Konrad ſich dem Kaiſer gut empfohlen haben muß, ſowie daß der Kaiſer ſich auf Menſchen verſtanden hat: Ernſt, wie es ihm ſein mußte, Wert und Fähigkeiten der Leute zu erkennen, weil ihm Wert, nicht Unwert, in ſeinen Untergebenen unausſprechlich not tat! Wir dürfen daher ſchließen, daß er Fähigkeiten in Konrad wahrgenommen und auch geſehen hatte, wie der junge Menſch ſich bei Gelegenheit gut bewährte und was ihm oblag flink, entſchloſſen, verſtändig und pünktlich zu verrichten verſtand. Anders war Beförderung nicht wahrſcheinlich, am allerwenigſten hohe Beförderung.

Es iſt ferner noch ein Umſtand bekannt, bedeutſam für des Jünglings Erfolge: Konrad fand Gunſt bei „der Erbin der Familie Vohburg", einer begehrenswerten jungen Erbin, und hat ſie zur Ehefrau erhalten. Die Familie Vohburg, die nun überall in Vergeſſenheit geraten und in England nie vor dieſen Zeilen erwähnt worden iſt, war lange bedeutend, von unermeßlichen Beſitztümern, reich an Ländereien und, wir brauchen nicht hinzuzufügen, an Ehren und Ämtern in jenem fränkiſchen, nürnbergiſchen Gebiet geweſen und ſtand nun auf dieſem einen Mädchen. Bei alledem weiß ich doch nicht, ob dieſes letztere eine große Erbſchaft beſaß, da die großen Vohburgſchen Beſitzungen bei Ermangelung von Manneserben dem Kaiſer anheimfielen. Aber ſie hatte Anſprüche, ſtillſchweigende Anrechte; namentlich waren die Vohburgſchen lange herkömmliche oder faktiſch erbliche

[1] Rieſebecks Reiſen (2. Ausgabe 1784), I. 134. — Büſching: Volksſagen uſw. (Leipzig 1826), I. 333. uſw.

Burggrafen von Nürnberg gewesen, und wenn Konrad dem Amt gewachsen war, so hatte er mehr Aussicht als andere, es zu erlangen. Und so hat er es auch erlangt, hat Wurzel darin gefaßt, er und die Seinen, und seine Zweige im Laufe der Jahrhunderte weit und breit über die angrenzenden Landschaften ausgestreckt, höheren Geschicken noch entgegenwachsend. Das ist der kurzgefaßte Inbegriff von Konrads Geschichte, einer Geschichte, die nun sehr groß geworden ist, damals aber nicht größer war als die seiner Nachbarn, und aus deren dürftigen Berichten sich der denkende Leser machen muß, was er kann.

Von Konrad ist weiter nichts als diese drei Tatsachen bekannt: daß er ein nachgeborener Sohn der Hohenzollern gewesen ist (dessen Vater Name und die Namen einiger Vorfahren in den Familienarchiven mit Bestimmtheit nachgewiesen werden, uns aber nichts angehen), daß er die Erbin der Vohburger geehelicht hat und daß er Burggraf von Nürnberg geworden, Jahr nicht genau bekannt — aber vor 1170, wie es scheint. „Auf einem zu Regensburg im Jahre 1170 abgehaltenen Reichstage" legte er förmlich Klage ein, er und andere, sämtlich feste Anhänger des Kaisers (denn tatsächlich geschah es mit des Kaisers Vorwissen und auf sein Anstiften), gegen Heinrich des Löwen kühnes Vermessen und übles Treiben: Heinrichs Bündnisse mit dem Papst, mit dem Dänenkönig usw., da besagter Heinrich allerdings bis zu einem sehr gefährlichen Grade in die Opposition getreten war — und unterschreibt sich B u r g g r a f v o n N ü r n b e r g, melden die alten Chroniken[1]. Die alte Urkunde selbst ist wohl längst zugrunde gegangen, aber man darf den Bericht der Chroniken schon anerkennen in einer so offenkundigen Sache, die der Anbeginn langen Haders in Deutschland gewesen und zu Heinrichs des Löwen, des vornehmsten, zu groß gewordenen Welfen, Untergang ausgeschlagen ist — und, wie wir nebenher bemerken dürfen, auch unserm englischen Heinrich II., dessen Tochter er zur Frau hatte, viel Verdruß und Kosten verursacht hat. Konrad ist also schon Burggraf von Nürnberg und ein angesehener Mann im Jahre 1170, und seine Verheiratung, noch mehr sein erster Ausflug aus der väterlichen Burg, um sein Glück zu suchen, müssen früher datiert werden.

Mehr ist nicht von Konrad bekannt, außer, daß er in Barbarossas großem, endlichem Kreuzzuge nicht umgekommen ist — denn die Antiquare haben ferner, A. D. 1200, seinen Namen unter einem Vertrage oder dergleichen unerheblichen Dokumente gefunden. Ein positiver Beweis, daß er auf der Kreuzfahrt nicht ums Leben kam, und ein mutmaßlicher Beweis, daß er gar nicht mitgewesen ist — da nur wenige, kaum etliche, von jenen rüstigen 150 000 Streitern fürs Kreuz je heimkehrten. Konrad mochte damals bereits reife, mehr als er zu Waffen und Strapazen sich schickende Söhne gehabt haben: und in der Tat mochten zu

[1] Rentsch S. 276 (der A v e n t i n u s, T r i t t h e i m usw. anführt).

Nürnberg, in Deutschland überhaupt, Konrads Dienstleistungen als die eines Reichsfürsten und Mannes von Gewicht und Einsicht von größerem Nutzen gewesen sein, und des Kaisers eigene Interessen mochten es etwa unter den vorwaltenden Umständen erheischt haben, daß er daheim bleibe. Burggraf von Nürnberg ist er fortwährend geblieben, er und seine Nachkommen, anfangs im Wege der Ernennung, dann endlich in erbrechtlicher Nachfolge, Jahrhundert auf Jahrhundert, und solange jenes Amt in Nürnberg (wo es sich viel länger als in anderen Reichsstädten erhielt) bestanden hat, war fortan ein Comes de Zolre konradischer Erzeugung allezeit der Mann.

Ihre Taten in diesem Amt und Rang als Burggrafen und Reichsfürsten waren einmal ansehnlich genug in der deutschen Geschichte und sind jetzt fürwahr nur deshalb so dunkel, weil diese Geschichte überhaupt uns diesseits des Meeres dunkel ist und allezeit war. Sie taten tüchtige Arbeit in ihrer Zeit und haben mitunter hinaufgeragt (obschon wenig angetrieben von dem jämmerlichen Wunsch, ohne Not „hervorzuragen" oder zu „glänzen") in die Höhen der allgemeinen Geschichte. Sie ruhen nun aus von ihrer Arbeit, Konrad und seine Nachfolger in langer Reihenfolge, in der alten Klosterkirche zu Heilsbronn (zwischen Nürnberg und Ansbach), viele von ihnen mit Grabmälern, die zu meines armen Freundes Rentsch Zeit, vor hundertundfünfzig Jahren, noch sehr lesbar waren für leichte biographische Zwecke und vielleicht noch jetzt von Quasinutzen sein mögen, als „Kunstdenkmäler" für eine andere Klasse Leute. Eine oder die andere von jenen uralten begrabenen Gestalten, die von mehr besonderer Bedeutung für unsern kleinen, nun in seiner Wiege schlummernden Freund gewesen ist, müssen wir im Verlauf der Erzählung doch ein wenig auferwecken und auf Augenblicke sichtbar machen — wenn es uns gelingt.

Von den hohenzollerschen Burggrafen überhaupt.

Was das Amt an sich betrifft, so war es wohl wichtiger als der Leser sich einbildet. Wir haben bereits Konrad, den ersten Burggrafen, inmitten der Großen des Landes Heinrich den Löwen anklagen sehen. Jeder Burggraf von Nürnberg ist kraft seines Amtes „Reichsfürst": wenn ein Mann gerade persönlich begabt und mit soliden persönlichen Hilfsmitteln (die bei dieser Familie allezeit im Wachsen begriffen sind) ausgerüstet war, so hatte er hier eine Grundlage zu weitaussehenden Dingen. Burggraf von Nürnberg: das heißt ferner Graf (Richter, Hüter, Verweser) von des Kaisers Burg — mit einem Wort, des Kaisers Stellvertreter und alter ego — in der alten freien Reichsstadt Nürnberg, mit vielen daranstoßenden, sehr unübersichtlichen Territorien, die gleichfalls für den Kaiser zu verwalten sind. Eine blühende ausgedehnte Stadt, dieses alte Nürnberg, mit wertvollem anliegenden Gebiet, städtisch und kaiserlich in enger Verflechtung, voll Handelsbetrieb, Wohlhabenheit, nicht ohne demokratische

Tendenzen; ist es doch fast das London und Middlesex des damaligen Deutschlands, wenn man es recht bedenkt.

Hier ist eine Stellung, die einem Manne Gelegenheit bietet und sein Schrot und Korn erprobt. Das Amt erheischt ein Talent zum Regieren sowohl als zum Richten, Talent zum Schlagen ebenfalls in äußersten Fällen und, was noch besser ist, ein Talent, das Schlagen zu vermeiden. Nur ein Mann von kompetenter höherer Fähigkeit kann solchem Amte genügen; ich vermute wohl, kein Schwachkopf hätte viele Monate lang darin verbleiben können, in den ernsthaften alten Zeiten. Konrad und seine nachfolgenden Hohenzollern erwiesen sich dem Amte sehr gewachsen, wie es scheint, und wuchsen und breiteten sich aus darin und wurden größer und größer seit ihrer ersten Verpflanzung dahin durch Kaiser Barbarossa, einen glücklichen Beurteiler der Menschen. Und von jener Zeit, „um 1170", an bis auf das Jahr 1815 — da so vieles geändert wurde, infolge eines andern (zeitweiligen) „Kaisers" von neuem Schlage, Napoleon mit Namen — haben die Hohenzollern festen Fuß im Frankenlande gehabt und Souveränitätsrechte ausgeübt in und um Nürnberg, mit zunehmendem Gebiet in jener Gegend, Gebiet von ansehnlichem Umfang zuletzt, das unter dem Namen der Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth oder meistens der Markgrafschaft Kulmbach, die beide einbegreift, geschichtsbekannt geworden ist.

Denn das Haus nahm stetig zu, sozusagen vom ersten Tage an, da die Hohenzollern allezeit von wachsender gedeihlicher Natur waren — wie sich das überhaupt trifft bei Leuten, die den Gesetzen dieser Welt und ihrer Stellung darin sich anpassen, und solcher Art waren diese Hohenzollern ganz besonders, wie eine getreue Erforschung ihrer alten Denkmäler genugsam nachweist, wenn auch das müßige auf keiner Forschung fußende Gerücht mitunter das Gegenteil besagt. Eine wirtschaftliche, standhafte, emsige, hellblickende, beherzte Reihe von Männern, dabei loyalen Charakters und selbst gerecht und fromm zu nennen, bisweilen in einem namhaften Grade. Nicht schlaglustig, wo das Schlagen vermeidbar war, jedoch schlagfertig, wo es sich nicht vermeiden ließ: fürstliche Leute in ihrer Art, mit hoher, nicht prahlhafter Gesinnung. Meist gehen sie mit bedächtiger Klugheit zu Werke, sind immerdar besorgt, zum Ziele zu gelangen, ohne jemanden auf den Fuß zu treten, sind friedfertig, wie ich oftmals sage, und keineswegs anstoßerregend in ihrem Auftreten und Benehmen; jedoch bergen die Hohenzollern im allgemeinen einen sehr heftigen Zornesblitzstrahl in sich, der bei dringenden Fällen hervorzubrechen imstande ist: das ist ein stetig wiederkehrender Charakterzug, den ich an einer langen Reihe von ihnen beobachtet habe. Daß sie in Frankenland von Jahr zu Jahr und Jahrhundert zu Jahrhundert wuchsen, solange ihnen dort zu leben und zu wirken beschieden war, ist kein Mirakel bei solcher Beschaffenheit.

Ihr altes großes Schloß Plassenburg (gegenwärtig ein Zuchthaus mit dem üblichen Zubehör) steht noch auf seiner Anhöhe bei Kulmbach, herabblickend auf den frohen Verein der roten und weißen Mainflüsse und auf ihre grünen Täler und mancherlei Gedanken im Busen des Wanderers erweckend. Das Ansbacher Schloß und namentlich das Bayreuther Schloß (dereinstiger Wohnsitz unserer kleinen Wilhelmine von Berlin, Fritzchens Schwester, die jetzt so altklug dort plaudert; wo manche Berühmtheit verweilt und das auch Jean Paul täglich auf seinen Spaziergängen gesehen hat, als er lebte, himmelwärtsblickend): diese und noch andere Schlösser und Dinge, die nun sämtlich zu Bayern gehören, bleiben denkwürdig für die hohenzollersche Geschichte.

Die Familie leistete ihr Teil, mitunter ein übergroßes, in religiösen Mildtaten und Stiftungen, was auch in jüngeren Zeiten nicht ganz unterblieben ist, obwohl unter sehr veränderter Gestalt. So ist z. B. die Erlanger Universität Wilhelminens Werk; die Erlanger Universität — und außerdem ein über die Maßen großes Opernhaus zu Bayreuth. So hatte sich „Religiöses" für die arme Wilhelmine gestaltet. In den alten Tagen war das bedeutendste Vermächtnis der Familie, dessen ich mich erinnere, den Deutschrittern zugeflossen. Jüngere Zweige aus der hohenzollerschen, wie aus anderen Familien, suchten mitunter bei jener ritterlichen frommen Brüderschaft eine Laufbahn: ein frommer Burggraf hat drei Söhne auf einmal darin gehabt; dieser auch sonst freigebige Herr schenkte eines seiner Schlösser, Virnsberg, mit allen Einkünften dem Orden, welcher auch von der Zeit an eine Komturei im Lande gehabt hat, die Komturei Virnsberg genannt: Datum der Schenkung ist A. D. 1294; und zwei von den drei Rittersöhnen des alten Herrn, finden wir, waren nacheinander Komture von Virnsberg, die ersten zwei, die es hatte[1].

Das war im Jahre 1294; die Palmenzeit oder der Höhepunkt des Deutschrittertums, von dem wir nun, aus weiteren Gründen, ein Wort reden müssen.

[1] Rentsch S. 288.

Sechstes Kapitel / Die deutschen Ordensritter

Barbarossas Kreuzheer kam nicht zurück, so wenig wie er selber. Es war stärker gewesen als Türke und Sarazene, aber nicht als Hunger und Pest; Heerführer haben damals noch nicht so gewußt, wie unser kleiner Fritz zu Berlin nachher zu wissen bekam, „daß eine Armee sich wie eine Schlange auf dem Bauche bewegt". Nach ruhmvollem Schlagen und namhaften Siegen endigte dieser Kreuzzug damit, daß er „Akka belagerte", in der Wirklichkeit aber verschmachtend, wie an einer Viehseuche, in der Bucht vor Akka lag, ohne Obdach, ohne Arznei, ohne Lebensmittel. Richard Löwenherz selber mit all seiner Beherztheit und Hilfsleistung vermochte nicht solchen Ausgang abzuwehren.

Richards Kreuzzug traf mit dem letzten Überbleibsel von Barbarossas Zug zusammen, und es soll vornehmlich Richard gewesen sein, der Akka genommen hat — so schmeichelte sich wenigstens Richard, als er das Banner Leopolds von Österreich von den Zinnen herunterriß und in die Gosse warf: „Dein Banner? Du hättest Akka genommen?" Was Richard nachher übel bekommen ist. Und Herzog Leopold hat infolgedessen einen schlimmen Namen bei uns, viel schlimmer, als er es verdient. Auch Leopold war ein Mann vom rechten Schrot. Sein Tod z. B. war folgender Gestalt: ein Sturz mit dem Pferde, bei irgendeiner Belagerung glaube ich, hatte sein Bein verletzt, was ihn beim Kämpfen hinderte. Das Bein war aber nicht zu heilen: „Nun, so schneidet's ab!" sagte Leopold. Auch dies vermochte der Arzt nicht; wollte es nicht wagen und nicht unternehmen, so daß Leopold am Berge hielt. Da befahl er zwei Knappen herbei, legte seinen Schenkel auf einen Block, setzte ein Beil mit der Schneide auf den rechten Fleck quer über den Schenkel: „Erster Knappe, halte du das Beil fest, ruhig! Zweiter Knappe, schlag drauf mit dem Schmiedehammer, so stark du kannst!" Der zweite Knappe schlug genügend stark darauf, und das Bein flog ab; aber es kam Entzündung dazu, und Leopold starb nach einigen Tagen, wie der Arzt vorausgesagt hatte. Das ist eine Tatsache, die man bei vielgelesenen Autoren (ganz genau oder nicht ganz) antrifft, diese chirurgische Operation[1]: ein Mann von diesem Schlage kann

[1] Menzel: Geschichte der Deutschen (Stuttgart und Tübingen 1837), S. 309.

sein Banner von keinem Löwenherz durch die Gosse schleifen lassen. — Doch kehren wir zur Bucht von Akka zurück und zu den armen Kreuzfahrern, die dort wie an der Viehseuche dahinstarben. Es ist das Jahr 1190, Akka noch ungenommen, und diese Fehden noch nicht so hoch gestiegen.

„Nicht einmal die Templer, Hospitaliter, kümmern sich um uns", murrten die sterbenden Deutschen; „ach, sie haben wohl mehr als genug mit ihren eigenen Landsleuten zu schaffen, deren Sprache ihnen verständlich ist? Für uns, wie es scheint, ist keine Hilfe da!" Nicht so ganz keine! Eine Gesellschaft frommer Seelen — gefördert von barmherzigen Lübecker Schiffskapitänen und mit einem gewissen Walpot von Bassenheim, einem bremischen Bürger, an der Spitze — verbündeten sich zum Beistand von Kranken und Sterbenden, „errichteten Zelte aus Segeltuch", schafften sonstige Linderungen für Kranke aus den Lübecker Schiffsmagazinen herbei und leisteten was sie immer vermochten, schweigend, im Namen der Barmherzigkeit und des Himmels. „Dieser Walpot war von Geburt kein Edelmann", heißt es in einer alten Chronik, „aber seine Taten waren edel." Dieser fromme kleine Bund hat sich unbewußt als der Anfang eines großen Dinges erwiesen. Als er fand, daß sein Werk gedieh und Gunst gewann, nahm der kleine Bund Gelübde auf sich, strenge Ritterregel, und beschloß seinen bleibenden Fortbestand. „Ritter Hospitaliter Unserer Lieben Frauen vom Berge Zion", das oder etwas Gleichbedeutendes war ihre erste Benennung unter Walpot, ihrem ersten Großmeister, woraus bald „Deutsche Ritter des Marianischen Ordens" oder abgekürzt „Deutschrittertum" wurde, unter welchem Namen sie in der Folge über drei Jahrhunderte lang eine bedeutende Rolle in der Welt gespielt und im Ansehen beide, die Templer und die Johanniterritter, verdunkelt haben.

Es war dies die Zeit der Ritterorden und Gelübde, die Zeit, da Männer sich in Körperschaften zusammentaten und verbündeten durch einen heiligen Eid, ein „Gelübde": ein Wort, das zusammen mit der von ihm gemeinten Sache uns, in seltsam zusammengeschrumpftem Zustande, überkommen ist: „Klub" nennen wir es gegenwärtig, und der Eid, falls er heilig ist, zielt nicht sehr hoch! Templer und Johanniter waren bereits berühmte Körperschaften; die letztere nun fast ein Jahrhundert alt. Walpots neues Gelübde hatte gleichen Zweck, nur daß es deutscher Art war: — Schutz, Verteidigung und Pflege der Pilger, und was sonst hiermit verbunden sein mochte.

Das Haupt des Deutschordens verlegt seinen Sitz nach Venedig.

Die Deutschritter erwarben sich Ruhm in Palästina und fingen an, Schenkungen und Anerkennung zu gewinnen, haben aber, wie die beiden anderen Orden, nicht lange dort bestanden. Es war nicht in Palästina,

ob nun der Orden es gewahr war oder nicht, wo ihre Arbeit nunmehr liegen konnte. Fromme Pilger sind allerdings noch da in großer Anzahl; diesen sind die heiligen Dienste zu erweisen: aber sie bedürfen, unter einem durch sein Wort gebundenen Saladin, geringen Schutzes mit dem Schwert. Und was das Kreuzfahren mit bewaffneter Hand anlangt, so ging es sichtbar damit auf die Neige. Nachdem Barbarossa, Coeur-de-Lion und Philipp August es versucht und so schlechten Erfolg gehabt haben, welcher Verständige wird es da so schnell aufs neue versuchen? Eifrige Päpste fahren fort, Kreuzzüge anzuregen; aber den weltlichen Mächten ist es nicht Ernst wie vormals: weltliche Mächte, wenn sie ziehen, „nehmen Konstantinopel", „erobern Sizilien", nehmen oder erobern niemals etwas in Palästina. Der Deutschorden hilft tapfer mit in Palästina, oder er will gern helfen; aber was fruchtet das Helfen? Der Deutschorden hat bereits Besitzungen in Europa, durch fromme Vermächtnisse und sonstwie; alle seine vornehmsten Interessen liegen dort: kurzum, nach weniger als dreißig Jahren fand Herman von der Salza, ein neuer scharfsichtiger Deutschmeister oder Hochmeister (wie sie ihr Ordenshaupt nennen), vierter in der Reihe, ein weitblickender, viel mit Unterhandlungen befaßter Mann, daß Venedig ein passenderes Quartier für ihn sei als Akka: und so ist er auch während seines langen Meistertums (A. D. 1210—1239) meistenteils dort und nicht zu Akka oder Jerusalem anzutreffen.

Er steht hoch bei dem geschäftigen Kaiser Friedrich II., Barbarossas Enkel, der die üblichen Fehden mit dem Papst hat und dem ein solcher Unterhändler (Staatsmann und gleichzeitig bewaffneter Mönch) gut zustatten kommt. Die üblichen Fehden hatte dieser Kaiser beständig, und auch einige unübliche: — Normannen aus Sizilien vertrieben, die immer so gut päpstlich waren; ein Kaiser, der nicht auf den Kreuzzug gegangen ist, wie er es gelobt hatte; ein Kaiser, der zuletzt sogar der Freigeisterei verdächtig wurde: — in welchen Angelegenheiten Herman dem Kaiser vielfach dient. Mitunter hat er als Schiedsrichter zwischen Papst und Kaiser zu schlichten — gibt seinen Spruch nicht zugunsten des Kaisers, sondern gegen ihn, wenn er denkt, daß der Kaiser unrecht hat. Er wird als der erste große Deutschmeister angesehen, dieser Herman von der Salza, ein Thüringer von Geburt, der der vierte in der Reihenfolge der Meister ist, vielleicht überhaupt der größte von allen, obschon viele bedeutend waren. Man kann sagen, daß kein Mann seiner Zeit geschäftiger in wichtigen öffentlichen Angelegenheiten oder willkommener dabei war, als Herman. Sein Orden befand sich, während Papst und Kaiser den Meister so begünstigten, in einem kräftigen Zustande des Wachsens, und Herman bewies wohl, daß er ihm besser zu Venedig als zu Akka dienen konnte.

Jedoch wenn es mit den Kreuzzügen aus ist — wie es sich in der Tat erwies, da nur noch einer, von dem es sich zu reden verlohnt, jener des heiligen Ludwig, ernstlich in Wirkung oder vielmehr in elende Nichtwirkung trat,

und zwar erst nach fünfzig Jahren — wenn es mit den Kreuzzügen aus ist und der Deutschorden immerwährend an Besitz zunimmt und immer weniger zu tun findet, wie dürfte es dann vermutlich mit dem Deutschorden gehen? Wird er fett werden, üppig, glaubenslos, ausschweifend, übermütig, so daß ihm not täte, gewaltsam aus dem Wege gebrannt zu werden? Das wär der Lauf der Templer und ihr trauriges Ende. Sie begannen als die Ärmsten der Armen, „zwei Ritter auf einem Pferd", wie ihr Siegel besagte; und am Ende fingen sie Feuer aus sehr entgegengesetzten Ursachen. „Wie ein Templer zechen", war zum Sprichwort unter den Leuten geworden; das war der Weg, die Verbrennung herbeizuführen, „spontane" oder sonst welche! Dieweil ihre Mithospitaliten vom Johanniterorden, auf neue Arbeit stoßend (antitürkischen Garnisonsdienst darf man es nennen, nacheinander in Zypern, Rhodus, Malta während einer Reihe von Zeitläuften) und sie gut verrichtend, einem gleichen Schicksal entgingen — was auch, in noch höherem Maße, auf die Deutschritter zutrifft.

Der Deutschorden selber geht nach Preußen.

Seit der heilige Adalbert in Preußen erschlagen hingefallen war, sich als ein Kruzifix dem heidnischen Boden aufstempelnd, hatten die christlichen Nachbarn, die Herzöge von Polen und andere, es nicht fehlen lassen an Bekehrungsversuchen; Anläufe mit Schwert und Predigt waren stoßweise während der letzten zweihundert Jahre im Gange gewesen, mit sehr geringem Erfolg. Man erlangte St. Adalberts Leichnam zu leichtem Gewicht, und der arme Mann ward heilig gesprochen; es gibt sogar einen Titularbischof von Preußen, und Wallfahrten zu Adalberts Schrein in Polen finden statt, wo die Leute tragisch an Preußen erinnert werden: aber was frommt es? Missionare, wenn sie den Fuß ins Land setzen, werden erschlagen oder wieder hinausgeworfen. Der Bischof von Preußen ist nur titular, sitzt in Livland, ist eigentlich Bischof von Riga, unter den Bremer Handelskolonisten und bekehrten Livländern daselbst, wo der einzige sichere Platz ist — wäre nur selbst dieser sicher ohne den bewaffneten Beistand, der ihm noch immer zur Seite ist. Er hält sich seine Schwertbrüder, einen kleinen Ritterorden, den er letzthin für Livland gestiftet hat; und diese, fechtend nach Kräften, werden dem Bischof bisweilen lästig und gedeihen nicht sehr gegen das Heidentum, finden auch in der christlichen Welt keine Gunst oder Hilfsquellen. Keine Hoffnung für Preußen in den Schwertbrüdern — und was für Hoffnung in erschlagenen Missionaren? Die preußische Bevölkerung bleibt vor wie nach heidnisch, unzähmbar für Schrift und Gesetz, und nach zwei Jahrhunderten der Bemühung ist wenig oder kein wirklicher Fortschritt zuwege gekommen.

Aber nun, unter besagten Umständen, im Jahre 1226, machte der Titularbischof von Preußen, nachdem er die Sache wohl überlegt und mit der polnischen Obrigkeit in Ordnung gebracht hatte, eine Eröffnung

an Herman von der Salza in Venedig über den Gegenstand: „Das Kreuzfahren im Orient ist zu Ende, Durchlauchtiger Hochmeister; nicht dort ist jetzt der Pflichtberuf eines Deutschen Ordens: was soll das Kreuzfahren im fernen Orient, wenn das Heidentum und Reich Satans an unserer eigenen Grenze, leicht erreichbar, im Norden lauert? Es komme der Deutschorden nach Preußen, führe da einen Kreuzzug an. Das Land ist ergiebig, fließt wirklich mit Milch und Honig, von Bernstein gar nicht zu reden, und ward einmal das irdische Paradies genannt" — ich vergesse von wem[1]. Kurz, es liegt zutage: das Land sollte Christo angehören; und wenn das christliche Deutschrittertum es Satan aberobern könnte für sich, dann wäre allen Beteiligten damit gedient. Herman, ein scharfsinniger heller Kopf, horcht auf. Der Gedanke ist ihm vielleicht nicht ganz neu: er nimmt jedenfalls den Gedanken auf, unterhandelt darüber mit dem Titularbischof, mit Papst, Kaiser, Herzog von Polen, Deutschorden; und nach Verlauf von ungefähr zwei Jahren (A. D. 1228), nachdem er seine Unterhandlungen bis zum letzten Titelchen durchgeführt hat, produziert er tatsächlich seine Deutschritter fix und fertig auf preußischem Grund und Boden.

Jahr 1228, meint Dryasdust, nach einigem Bemühen. Und der Ort ist zuletzt auch entdeckbar in Dryasdust — nicht sehr weit über der nördlichen polnischen Grenze drüben, mit „Massovien" (dem jetzigen Warschauer Gebiet) stets zum Rückhaltspunkt. Aber wie stark, wie, ja fast wann, auf ein Jahr — das frage den armen Dryasdust nicht, der sich mit unnützen Einzelheiten überladet und vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht[2]. — Die Deutschritter erbauen stracks eine Burg für ihr Hauptquartier, verbreiten sich hierhin und dorthin und beginnen mit ihrer großen Aufgabe. In des Himmels Namen, kann man noch immer in einem echten Sinne sagen, wie sie, jeder Ritter unter ihnen, inbrünstig im Herzen in allerlei Art Sinn es fühlten.

Die Preußen waren ein trotziges, streitbares Volk, fanatisch antichristlich: die Deutschritter hatten eine gefahrvolle, rastlose Zeit zu bestehen, besonders in den ersten fünfzig Jahren. Sie errichteten und verbrannten unzähliges Pfahlwerk für und gegen; erbauten hölzerne Festen, welche gegenwärtig steinerne Städte sind. Sie fochten viel und mit Überlegenheit, galoppierten verzweifelt hierhin und dorthin, allezeit wachsam auf der Hut. In friedlicheren späteren Zeiten dämmten sie die Nogat und die Weichsel ein, wodurch grenzenlose Sumpfländer grasreiche Auen werden konnten — was sie bis zum heutigen Tage sind. Marienburg, noch jetzt eine ansehnliche Stadt in jener grasreichen Gegend, mit seinem großen, noch vorhandenen und sogar noch bewohnbaren, steinernen Schloß, dies ward zuletzt ihr Hauptquartier. Aber wie viele Burgen von Holz und

[1] Voigt (hätte er doch ein Register!) weiß es.
[2] Voigt II. 177, 184, 192.

Stein sie in verschiedenen Gegenden bauten, was für Empörungen, Überrumpelungen, fürchterliche Gefechte in waldigen, sumpfigen Plätzen sie zu bestehen hatten, das hat keiner erzählt. Ihr Leben, wenn man es in Dryasdusts neuesten chaotischen Büchern (die von endloser Länge sind, unter andern schlimmen Eigenschaften) liest, ist wie ein düsterer Alpdruck von unverständlichem Marschieren und Fechten: es kommt einem vor, als wenn schon das viele Galoppieren allein, das der Orden verrichtete, hingereicht haben müsse, die Erdkugel zu wiederholten Malen zu umreiten. Welches Multiplum des Äquators war es denn, o Dryasdust? Der Herr Professor, wenig auf Abkürzungen bedacht, sagt es nicht.

Stets aber war neben dem ritterlichen Fechten das Predigen eifriger Mönche bei der Hand, und Kolonisten kamen aus Deutschland herüber, tropfenweis und auch stromweis. Das siegreiche Rittertum bietet dem geschlagenen Heidentum Bedingungen an; Bedingungen nicht von toleranter Natur, aber von den Rittern pünktlich eingehalten. Wenn die Flamme der Empörung oder allgemeinen Verschwörung wieder zu weitverbreitet aufschlug, schrieb man in Deutschland und in der Christenheit einen neuen Kreuzzug aus, und der Hochmeister zu Marburg, oder wo er immer sitzen mochte, und all seine Marschälle und Gebietigen waren geschäftig — in der Regel mit Erfolg. Hohe Personen kamen auf den Kreuzzug zu ihnen. Ottokar, König von Böhmen, Herzog von Österreich und was sonst noch alles, der große Mann seiner Tage, kam einmal (A. D. 1255); Johann, König von Böhmen, ein Jahrhundert darauf, mehr denn einmal. Der mächtige Ottokar[1], mit seiner zahlreichen weithin erglänzenden Ritterschaft, „eroberte Samland in einem Monat", riß die Romava, wo Adalbert ermordet wurde, aus und brannte sie von dem Antlitz der Erde hinweg. Damals ward eine gewisse Festung in Ottokars Gegenwart angelegt und ihm zu Ehren König s-Burg, „Königsberg", genannt: die ist nun eine hochdomige Metropolitanstadt geworden — wo wir vor kurzem eine Krönung halten und Sophie Charlotte verstohlen eine Prise Schnupftabak nehmen sahen. Und unter Ottokars Knappen oder jüngeren Subalternen bei dieser Gelegenheit befindet sich ein gewisser Rudolf, Erbe einer armen Schweizer Herrschaft mit grauem Bergschlosse, die Habsburg genannt, in recht herabgekommenen Umständen, den Ottokar liebt wegen seiner klugen tüchtigen Art; ein handfester, bescheidener, verständiger Jüngling — der vielleicht dem herabgekommenen Habsburg ein wenig aufhelfen wird, wenn er am Leben bleibt? Wie die Schiffchen fliegen und die Lebensfäden, immerfort, auf dem „sausenden Webstuhl der Zeit"!

Bei Ottokar befand sich auch, als Bundesgenosse auf der Kreuzfahrt, Otto III., Askanier-Markgraf und Kurfürst von Brandenburg, Urenkel Albrechts des Bären — Otto der Fromme daher genannt. Auch er gründete bei dieser Gelegenheit eine Stadt in Preußen und nannte sie

[1] Voigt III. 80—87.

Brandenburg, die noch jetzt besteht, ein kleines Brandenburg das zweite: für diese Verrichtungen wird er Otto der Fromme in der Geschichte genannt. Seine Frau war sogar eine Schwester von Ottokar[1] — was ihm aber, wenn nicht etwa in seinem häuslichen Glück, am Ende wenig zustatten kam, weil jener Ottokar seinen Flug zu hoch richtete, so daß seine Flügel arg an der Sonne zerschmolzen, wie wir an anderer Stelle sehen werden.

Kein Orden stieg so hoch in der Gunst der Menschheit wie dieser deutsche. Er ward allmählich weit und breit beländert durch ganz Deutschland und darüber hinaus: ich weiß nicht wieviel Dutzend Balleien (deren jede wieder ihre Dutzende Komtureien oder untergeordnete Güterkomplexe hatte) und entsprechende Komturn und Gebietige — und galt für würdig der Gunst von oben. Tapfere Knechte dies, denen der Himmel große Arbeiten und unaussprechlichen Segen zugeteilt hat. In fünfzig oder dreiundfünfzig Jahren hatten sie das preußische Heidentum zu Boden gestreckt, und sie suchten es durch Vertrag und Übereinkunft dort niederzuhalten. Noch wollte es aber nicht ruhig bleiben, noch durch ein Jahrhundert nicht, da es im stillen noch immer heidnisch war, und es empörte sich und verschwur sich immer wieder, immer schwächer, bis das satanische Element sich ausgetobt hatte und Bekehrung und Ruhestiftung folgen konnten.

Als die Bekehrung und völlige Eroberung einmal ins Werk gesetzt war, folgte eine glückliche Zeit für Preußen: die Pflugschar trat an die Stelle des Schwertes; rührige Seehäfen, deutsche Städte entstanden; es stiegen allenthalben Kirchen empor; Auen grünten und friedliche Kühe weideten da, wo vordem Sumpfland und Schlangen gewesen waren. Für den Orden eine glückliche Zeit? Eine reiche, keine glückliche. Der Orden war siegreich; livländische „Schwertbrüder", „Ritter von Dobryn", geringere Orden und Herrschaften ringsumher waren ihm längst untertan oder einverleibt. Livland, Kurland, Litauen sind sämtlich unter seinem Einflusse gezähmt oder niedergebunden und augenscheinlich zähmbar. Aber um diese Zeit war es auch, daß der Orden in seine weitläuftigeren Irrungen und Händel geriet, innerlich und äußerlich; in Fehden, Nebenbuhlereien mit christlichen Nachbarn, Polen, Pommern, die ihm nicht wohlwollten, und zwar mit Grund — weitläuftigere Irrungen und keineswegs so offenbar nützliche für die Menschheit. Des Ordens Lohn floß in reichlicherer Fülle denn je, nur daß vielleicht seine Arbeit anfing zu verseichten! Doch wir wollen nicht vorgreifen.

Im ganzen war dieser Deutschritterorden während seines ersten Jahrhunderts und länger ein großes Phänomen und flammte wie ein helles heilvolles Leuchtfeuer durch die Nacht der Dinge in jenen nördlichen Landen. Über ein Jahrhundert hindurch, kann man bemerken, war er der

[1] Michaelis I. 270. Hübner T. 174.

Sammelpunkt aller tapferen Männer, die eine Laufbahn unter anderen als gemeinen Bedingungen zu suchen hatten. Für die edle Seele, die über das Geld hinausstrebte und noch anderes außer Hunger verspürte in dieser Welt, loderte hier ein Leuchtfeuer (wie wir es nennen), wenn es sich traf, daß die Nacht sie überfiel und die irdischen Dinge zu verwickelt wurden, wie das nicht so ungewöhnlich ist. Besser, deucht mir, als die Laufbahn der Stumpfberedsamkeit[1] und ihre Hesperidenäpfel, güldene und von vergüldetem Pferdekot. Besser als das Zermantschen unserer armen gottgegebenen (geliehenen nicht gegebenen) Geistesgaben beim Aufbauen des erhabenen Verses, des erhabenen Zeitschriftenartikels für ein einsichtsvolles Publikum, das einen Fünfziger übrig hat! Die Zeiten ändern sich gar sehr. — Will der Leser einen Blick tun in das Leben Konrads von Thüringen, ein Beispiel der alten Verfahrungsweise? Konrad folgte auf Herman von der Salza als Ordensmeister, und seine Geschichte als ein Deutschritter ist denkwürdig.

Aus welchem Stoff die Ritter waren. Konrad von Thüringen, die heilige Elisabeth und die Stadt Marburg.

Konrad, ein jüngerer Bruder des Landgrafen von Thüringen — welcher Fürst zumeist auf der Wartburg saß, einem romantischen alten Bergschloß, gegenwärtig ein weimar-eisenachisches Besitztum und Schauhaus, damals der Wohnsitz sehr ernsthafter Leute — war vermutlich ein Kind auf Ammenarmen in dieser Wartburg, als Richard Löwenherz aus Palästina heimkehrte und unterwegs schlimm ankam: dies mag Konrad für uns datieren. Sein ehrenfester älterer Bruder war Gemahl jener Dame, seitdem die heilige Elisabeth genannt, eine gar fromme, aber auch gar phantastische junge Frau — und ich denke immer, seine Kreuzfahrt, auf der er sogleich umkam, sei teilweise die Frucht von dem gewesen, was er zu Hause mit ihr auszustehen hatte: sie hat sogar Bettler in sein Bett gelegt, störte seine Nachtruhe beständig durch Gebete und Andachtsübungen von unmäßiger Länge, „den einen Augenblick weinend und den Augenblick darauf lächelnd vor Entzücken“, und schwebte umher, launisch, melodisch, schwach, meist von frommen Kaprizen getrieben! Aber das geht uns nichts an[2]. Ihr armer Landgraf zog sicherlich auf die Kreuz-

[1] „Stump-oratory“, ein amerikanischer Ausdruck, aus dem fernen Westen stammend, wo der nächste beste Baumstumpf dem Redelustigen zur stets bereiten Volkstribüne dient. Mit Stumpfberedsamkeit bezeichnet man namentlich jene Rhetorik, der es mehr um Beifall als um Wahrheit zu tun ist. D. Übers.

[2] Viele „Leben der Heiligen“. Vgl. besonders Libellus de Dictis Quatuor Ancillarum. 4. — (D. h. Bericht über die amtliche Zeugenaussage der vier Mägde Elisabethens, abgehört von einer offiziellen Person, Teufelsadvokat oder was er immer war, den der Papst dazu abgeordnet, als ihre Heiligsprechung aufs Tapet kam.) Ein wunderliches Stück: — in Menckenii Scriptores Rerum Germanicarum (Lipsiae 1728—1730). II. dd.; wo auch andere Einzelheiten zu finden.

fahrt, Jahr 1227 (Kaiser Friedrichs II. Zug, der nicht länger damit säumen durfte); der arme Landgraf erkrankte unterwegs zu Brindisi und starb — von keinerlei Ursache nun weiter zu treiben.

Konrad, zum Vormund über die Kinder seines abgegangenen Bruders bestellt, hatte im Anfang viel Hader mit der heiligen Elisabeth, wiewohl er nachher seinen Sinn sehr änderte. Dabei hatte er auch seine persönlichen Besitzungen, „Landgraf" dem Range nach auch er, und hatte genug der Plackereien schon damit allein. Einmal z. B. legte der Erzbischof von Mainz, Schulden halber, eine schwere Steuer auf sämtliche Abteien unter ihm, auf Reichardsbrunn, eine Abtei Konrads, unter anderen. „Zahlt nichts!" sagte Konrad zum Abt. Also verweigerte der Abt die Zahlung, ward dafür aber mit päpstlichem Bann belegt — ward genötigt, sich zu fügen und sogar sich „dreimal geißeln" zu lassen, ehe man nur sein Geld annehmen wollte. Bereits waren zwei Geißelungen zu Erfurt von dem Erzbischof vorgenommen worden, und eine dritte ging daselbst eines Morgens eben vor sich, als Konrad, gerade des Weges ziehend, zufällig hereintritt zur Frühmesse. Konrad entflammt zu wütendem Zorn bei diesem Anblick: „Was, meinen Abt geißeln? und er müßte etwa zahlen — Erzbischof Beelzebubs?" — und packte den armen Erzbischof bei der Stola und machte ihn kreiseln; ja wollte ihn entzwei hauen, wären nicht Freunde so hysterisch behend gewesen, sein Schwert in der Scheide zurückzuhalten und den Abt fortzuschaffen. Hier ballt sich ein schöner Knäuel für Konrad zusammen.

Bald folgt ein zweiter, aus einer Fehde, die er mit Fritzlar hatte, einer freien Reichsstadt in dortiger Gegend, die sich vielleicht ein wenig auf ihre Privilegien versteift und einem Landgrafen Trotz bietet. Konrad marschiert eines schönes Morgens (Jahr 1232) gegen das übermütige Fritzlar, sengt und brennt darum herum, findet aber bei näherer Besichtigung der Stadtwälle, daß sie zu hoch seien, und macht kehrt, um wieder heimzuziehen; worauf die müßigen Weiber von Fritzlar, die auf den Wällen stehen, herabgaffend in Furcht und Hoffnung, ein allgemeines gellendes Jubelgeschrei erheben — und sogar ein Gebärdenspiel und freies Benehmen mit ihren Röcken, das die Geschichte nicht zu beschreiben vermag! Konrad, abermals jäh entflammt, schwenkt um, erstürmt die Wälle, erschlägt, was in den Weg kommt, plündert Fritzlar und überläßt es den Flammen, die über dem Geschäfte ausgebrochen waren. Das sind ein paar Knäuel für Konrad, derengleichen nur in päpstlichen Bann oder in Schlimmeres auslaufen kann.

Konrad ist grimmig und halsstarrig unter diesen Aspekten, im geheimen aber fühlt er sich als großer Bösewicht, weiß nicht recht, was noch daraus werden mag. Eines Tages, als er über den äußern Schloßhof geht, kommt ihm ein Bettelweib zu Gesicht, ein dürftiges Mensch, das ihn zitternd um Almosen bittet. Das dürftige Mensch erhält eine kleine Münze, aber obenein Scheltworte in sehr freigebigem Maß und geht seiner Wege bitterlich wei-

nend und murmelt etwas von „Not, die mich zu solchem Lebenslauf gebracht". Konrad geht in sich: „Was ist ihre eigentliche Sünde vielleicht im Vergleich mit meiner?" Konrad „liegt jene Nacht durch wach", schleicht düster umher, in verworrener innerer Finsternis, Tage und Nächte hindurch, steht eines Morgens auf, ein veränderter Mensch. Er „wallfahrtet barfuß nach Gladbach", kniet vor der Kirchentüre zu Fritzlar mit entblößtem Rücken und einem Bündel Ruten neben sich: „Geißelt mich, ihr lieben beleidigten Christen, um Jesu willen!" — kurz, söhnt sich aus mit der christlichen Welt, den Papst eingeschlossen, nimmt das Deutschordensgelübde auf sich[1] und zieht ungesäumt nach Preußen, um fortan Leib und Leben ehrlich zu spenden bis an den Tod. Der eine Weg, der für Konrad übrig war, den er auch großen starken Schrittes verfolgt — mit einem Gedanken, der mir noch jetzt hörbar ist. Aus solchem Zeug waren damals die Deutschritter gemacht; Ritter, die offenbar zu etwas tüchtig waren.

Die heilige Elisabeth, die nach ihres Gatten Tod nach Marburg in Hessen übersiedelte und dort bald in einer gar melodisch frommen Weise starb[2], bestellte zum Vormund ihres Sohnes den Deutschorden. Sie und Konrad, als Ordensmeister, haben es veranlaßt, daß Marburg eine solche Metropole des Ordens wurde, wo die Hochmeister häufig saßen, wo viele von ihnen sich begraben ließen, und von wo aus viele Geschäfte datiert sind. Ein für den unbefangenen Reisenden, der da weiß wo er ist, noch immer merkwürdiger Ort. Philipp der Großmütige, Luthers Freund, manchem denkwürdig als Philipp mit den zwei Gattinen, hat da gewohnt, in demselben alten Schloß — gegenwärtig eine Art Zuchthaus und Kaserne, wo müßige blaue Uniformen herumlungern und unliebliche Physiognomien mit Eisengeklirr an den Füßen — in dem Luther mit jenen zwinglianischen Sakramentierern und anderen disputierte, und wo seinerzeit vieles vorgegangen ist. Der heiligen Elisabeth und ihren Wundertaten (ziemlich gewiß in ihrer Art) verdankt Marburg seine Entstehung als Stadt: ein bloßes Schloß mit daranliegendem Weiler vordem.

Ein wunderliches, graues, altes, stilles Städtchen, reich an so mancherlei Erinnerungen; es liegt dort an seinem felsigen Hügelabhang, sich langsam hinaufwindend zu dem Schloß und den Baulichkeiten oben, nicht unmalerisch anzuschauen, mit dem Lahnfluß und dessen fruchtbarer Ebene nebenan; gar still, außer daß in seltenen Zwischenräumen der wahnsinnige Schrei eines Eisenbahnzuges sich hören läßt, der da vorbei von Frankfurt nach Kassel geht. Die „Elisabethenkirche" — ein hoher mächtiger Bau, von Konrad, unserm Hochmeister, seiner einst irdischen Schwägerin zu Ehren gestiftet — erhebt sich unten in der Ebene, wo die Stadt just aufhört. Hier befand sich einst der Schrein der heiligen Elisabeth,

[1] A. D. 1234 (Voigt II. 374—423).
[2] A. D. 1231; Alter 24.

von Pilgern aus allen Ländern besucht. Konrad selber ruht hier, sowie viele andere Hochmeister; ihre Namen und Wappenschilder, die Hermans obenan, wiewohl Hermans Staub nicht da ruhet, sind an den Pfeilern der gotischen Bogen, vom Fußboden bis an die Decke, in langen Reihen eingegraben und sorgfältig lesbar gehalten und erwecken, mit den übrigen Gräbern, Dürerschen Grabgemälden und was dem mehr ist, fast bis zum Schmerz eindringliche Gedanken. Der heiligen Elisabeth Loculus ward hier in seinen Schrein gelegt von Kaiser Friedrich II. und vielen Fürsten und Großen des Reichs, im Beisein von einer Million zweimalhunderttausend Zuschauern, melden die alten Denkmäler mit vielleicht nicht ganz genauer Arithmetik. Philipp der Großmütige ließ, um den „Wallfahrten nach nirgendswo" ein Ende zu machen, den Loculus hinwegbegraben, man erfuhr niemals wohin; vermutlich an irgendeine Stelle unter dem Fußboden der Kirche. Genug nun von Marburg und auch von seinen Deutschrittern.

Sie hatten eine oder zwei denkwürdige Hochmeister und Deutschmeister, die wir hier nicht genannt haben, noch nennen werden[1]. Ein Hochmeister ist darunter, ungefähr der fünfzigste in der Liste und eigentlich der letzte wirkliche Hochmeister, Albrecht von Hohenzollern-Kulmbach mit Namen, der uns später sehr denkwürdig sein wird.

Oder liegt dem Leser etwa daran, zu hören, wieso Kulmbach in Besitz der Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, gekommen ist? Die Geschichte dürfte zur Erläuterung dienen und wird uns nicht lange aufhalten.

[1] In unseres vortrefflichen Köhlers Münzbelustigungen (Nürnberg 1729 u. f. II. 382, V. 102, VIII. 380 usw.) finden sich wertvolle Einblicke in den Deutschorden — wie in Hunderte von andern Dingen. Das spezielle Buch über den Gegenstand ist das oft hier angeführte Voigtsche: neun schwere Bände, gegründet auf redliches Studium, aber mit einem fatalen Mangel von fast jeder anderen Eigenschaft.

Siebentes Kapitel / Die Markgrafschaft Kulmbach: Bayreuth, Ansbach

Im Jahre 1248 ward auf seinem Schlosse Plassenburg — das gegenwärtig ein Zuchthaus ist, herabschauend auf den Zusammenfluß des Roten und Weißen Mains — Otto, Herzog von Meran, ein mächtiger Potentat, mehr einem Könige denn einem Herzoge gleich, plötzlich gepackt von einem gewissen ungenannten Ehemann, „jemand aus seinem Gesinde oder von seinen Lehnsleuten", den er zu unversöhnlichem Zorne aufgebracht hatte (indem er sich auf dessen Kosten arg gegen das sechste Gebot verging), und ward von besagtem Ehemanne an Ort und Stelle niedergehauen und umgebracht. „Jämmerlich erstochen", sagt der alte Rentsch[1]! Andere geben dem Totschlag eine andere Färbung und sogar eine andere Örtlichkeit: eine Streitfrage, die uns nicht berührt. Erschlagen ist er auf jeden Fall; ein junger Mann erst, der letzte männliche Sproß seines Geschlechts. Wodurch die berühmten Herzöge von Meran erlöschen und unermeßliche Besitzungen den Verwandten und Prätendenten zur Verteilung unter sich anheimfallen.

Meran, bemerken wir, ist noch jetzt ein Städtchen, das alte Schloß nunmehr verfallen, in Tirol, gegen die Quellen der Etsch (von den italienischen Nachbarn Adige genannt) hinauf. Die Meranischen waren nicht nur Herren des größten Teils von Tirol gewesen, sondern auch Herzöge des Vogtlands — eines weiten Landes zwischen Nürnberg und dem Fichtelgebirge; warum es gerade so heißt, erklärt Dryasdust dunkel, indem er den Namen von gewissen „Reichsvogtei"-Grafen von Reuß herleitet, jenen wunderlichen Reußen, die sich immer H e i n r i c h nennen und es gegenwärtig auf H e i n r i c h d e n e t l i c h e u n d a c h t z i g s t e n gebracht haben, mit Nebenzweigen, die ebenfalls Heinriche heißen; deren Nomenklatur die Menschheit in Verzweiflung setzt und s c h l i m m e r ist als jene der neapolitanischen Lazzaroni, die geradezu gar keine Namen haben! — Herzöge von Vogtland also, desgleichen von Dalmatien, ferner Markgrafen von Österreich, auch Grafen von Andechs, in welch letzterer schönen Landschaft (eine

[1] S. 293. Köhler: R e i c h s - H i s t o r i e, S. 245. Holle: A l t e G e s c h i c h t e d e r S t a d t B a y r e u t h (Bayreuth 1833), S. 34—37.

Tagereise nördlich von München) und nicht zu Plassenburg, behaupten einige, der Mann erschlagen worden sein soll. Diese unermeßlichen Besitzungen alle, die nun (A. D. 1248) durch den Hieb jenes Schwertes auseinanderfallen, sind unter des Erschlagenen Anverwandte zu verteilen oder durch behende Nachbarn wegzuschnappen oder sonstwie zur Verfügung.

Ein behendes Würzburg, behendes Bamberg, ohne viel verwandtschaftliches Anrecht, schnappten einen guten Teil davon hinweg: der Graf von Orlamünde, an die älteste Schwester des erschlagenen Herzogs verehelicht, erhielt Plassenburg und das meiste vom Vogtland: ein Tiroler Magnat, dessen Gemahlin Tante des Herzogs war, bemächtigte sich Tirols und übertrug es auf Töchter und deren Männer — das Ende dieser Linie werden wir später sehen — kurz, es gab dort also über viel Eigentum zu verfügen. Der hohenzollersche Burggraf von Nürnberg, der eine jüngere Schwester des Herzogs geehelicht hatte, erlangte wenigstens Bayreuth und einiges angrenzende Gebiet, während der große Herr von Orlamünde, der doch kein viel besseres Recht hatte, den Löwenanteil für sich nahm. Dieses Bayreuth zeigte sich als ein wichtiger Besitz der Hohenzollernfamilie: Konrads, des ersten Burggrafen, Urenkel Friedrich, „Friedrich III." in der Reihe der Burggrafen, war es, der die Erwerbung auf besagte Weise machte: A. D. 1248.

Onolzbach (On'z-Bach, jetzt Ansbach genannt) erwarben sie ungefähr 80 Jahre später durch Kauf und bare Zahlung („24 000 Pfund Heller", wieviel das immer sein mag)[1], worauf es sich als wichtiger Zwillingsbesitz der Familie bewährte; und dann nach ferneren sieben Jahren (A. D. 1338) verkauften die großen Orlamünder Herren, da sie zuletzt, wie das nur zu gewöhnlich war, sehr insolvent geworden, Schloß Plassenburg selbst, Plassenburg mit daranliegender Stadt Kulmbach und Gebiet, an die hohenzollerschen Burggrafen[2], die allezeit bei Gelde waren und die solchermaßen den größten Teil des Vogtlandes mit einer schönen Festung in ihre Hand bekamen und unabhängig von Nürnberg und dessen Reichsgütern ein wichtiges fürstliches Territorium zu eigen hatten. Markgrafschaft oder Fürstentum Kulmbach hieß es im allgemeinen; aber häufiger in späteren Zeiten, da es meist ohne Rücksicht auf die Primogenitur unter Brüdern entzweigespalten wurde, hat man zwei Markgrafschaften daraus gemacht: eine von Bayreuth, auch „Markgrafschaft ob dem Gebirg" genannt, und eine von Ansbach, „Markgrafschaft unter dem Gebirg": von denen wir, unter ihren neuern Benennungen, mit der Zeit mehr als genügend hören werden.

Dergestalt wachsen die Hohenzollern und nehmen niemals ab: aus diesen wenigen Beispielen beurteile man das übrige. Von ihren schweren Arbeiten und den Stürmen, die sie zu bekämpfen hatten, könnten wir auch

[1] A. D. 1331: Stadt Ansbach von J. B. Fischer (Ansbach 1786), S. 196.
[2] Rentsch S. 157.

manches sagen: Wie die zwei jungen Söhne des Burggrafen einmal mit ihrem Lehrer ausritten und ihr großer Hund zufällig ein Kind auf der Straße zerriß, wie sich darauf in ganz Nürnberg wildes mütterliches Wehgeschrei erhob und „sämtliche Sensenschmiede" herzuliefen, feuersprühend, taub gegen des armen Lehrers Verteidigungsreden und Erklärungen, und wie der Lehrer, der ruhigen Gemütes mit zwei Prinzen von zu Hause weggeritten war, in gestrecktem Galopp mit nur einem nach Hause kam — weil die Schmiede den anderen auf sumpfigen Grund getrieben und dort gefangen und umgebracht hatten[1]; nebst des Burggrafen Kommentar zu dem traurigen Vorfall (desselben Friedrichs III., der Merans Schwester geheiratet hatte) und der Sühne dafür, die er erzwang, herb und strenge, nicht leidenschaftlich oder unmenschlich. Oder ferner, wie die Nürnberger einmal in Abwesenheit des Burggrafen eine Ringmauer um sein Schloß gebaut, so daß nun der Aus- und Eingang zuvörderst vom Gutdünken der Nürnberger abhing! Und wie der Burggraf hierauf nicht jählings zum Kampfe flog, sondern durch unerschütterlichen Gleichmut und geschickte Führung die Sache austrug. Dazu noch genug dergleichen, das der Leser sich vorstellen kann.

Burggraf Friedrich III. und die neunzehnjährige Anarchie.

Derselbe Friedrich III., Urenkel Konrads, des ersten Burggrafen, war es, der die Vererbung des Burggrafentums in seiner Familie erwarb (A. D. 1273), die dadurch zu festem Fürstenrange emporstieg, unter andern Vorteilen, die sie gewann. Aber auch dieser Erwerb kam keineswegs gratis, sondern nur als die Frucht von guten Diensten, geschickt geleistet, Diensten von unendlicher Wichtigkeit, wie es sich zeigte. Friedrichs Leben war in Zeiten gewaltiger Anarchie gefallen, die Hohenstaufenlinie jämmerlich zu ihrem Ende gekommen — der Knabe Konradin, ihr letzter Sproß, erlitt den Tod auf dem Schafott (durch einen desperaten Papst und einen desperaten Herzog von Anjou)[2] — Deutsche, sizilianische Normannen, Papst und Reich einander in den Haaren liegend, kein Kaiser, ja sogar drei auf einmal! Das dauerte so von 1254 an und weiter und heißt in der deutschen Geschichte „das Interregnum" oder die Anarchie „von neunzehn Jahren".

Nennen wir wenigstens die drei Kaiser oder das dreifache Elixier von Nichtkaiser, obschon sie uns, außer als chronologische Marksteine, wenig angehen. Erster Kaiser ist Wilhelm, Graf von Holland, ein rauher Gesell, Schützling des Papstes, sogar von diesem mit Geld versehen, bis Wilhelm in den holländischen Torfbrüchen umkam (Pferd und Reiter im wilden Nachsetzen, bei einem Gefecht dort, miteinander versunken), was glücklicher-

[1] Rentsch 306 (kein Datum, mutmaßlich um 1270).
[2] Zu Neapel, 25. Oktober 1268.

weise unsere falschen Kaiser auf zwei reduziert: auf den zweiten und dritten Kaiser, die beide fremd in Deutschland sind.

Zweiter Kaiser ist Alfonso, König von Kastilien, Alfonso der Weise, dessen Ausspruch über das ptolomäische System: „es scheine eine ungelenke Maschine zu sein, und es sei schade, daß der Schöpfer nicht Rat geholt habe!“ bei der Menschheit noch in Erinnerung steht — dies und sonst nichts von seinen mancherlei Sprüchen und Taten. Er war weise genug, daheim zu bleiben und, außer daß er den Titel trug, was ja nichts kostete, sich wenig um das Heilige Römische Reich zu bekümmern — ein paar Schreiber, welche „Toleti (zu Toledo)“ datierten, taten hie und da ein wenig matte amtliche Schreiberei, und dabei ließ er es bewenden. Eine wirre ungelenkige Maschine dies deutsche Reich, Ew. Majestät? Besser man bleibt zu Hause und datiert „Toleti“.

Der dritte falsche Kaiser — Afterkaiser eigentlich, denn ihm ging die entschiedene Stimmenmehrheit ab, war der englische Richard von Cornwall, ein nachgeborener Sohn Johann Ohnelands und nicht viel weiser als sein Vater, nach diesen Anzeichen zu urteilen. Er hatte Geld die Fülle und war freigebig damit — hatte sonst keinen Beruf in Deutschland, möchte man sagen, als sein Geld los zu werden, womit er freilich zustande kam. Er hat sich auch wirklich in Deutschland aufgehalten, zweimal auf ein oder zwei Jahre. Alfonso und er waren beide gleich scheu vor dem Papst als Schiedsrichter; und Richard fand, soweit sein Geld reichte, einigen Schimmer von Autorität und behaglicher Schmeichelei in den Rheinprovinzen: endlich, 1263, da vermutlich beides, Geld und Geduld, auf der Neige waren, verließ er Deutschland zum andern und letzten Male, kehrte heim nach Berkhamstead in Hertfordshire[1], törichter als er fortgegangen. Bis an sein Ende (A. D. 1271) nannte er sich und ward er von vielen Kaiser des Heiligen Römischen Reichs genannt — hielt sich wohl auch einen oder zwei deutsche Schreiber zu Berkhamstead: — ist aber niemals wieder dahin gegangen, da er das freundliche Berkhamstead, trotz der Simon de Montfordschen Unruhen oder was es sonst an Unruhen geben mochte, den Dingen, die ihm Deutschland zu bieten hatte, vorzog. Dies waren die drei nichtigen Kaiser: und des verstorbenen Kaiser Konrads junger Sohn, der vielleicht einmal das Land von ihnen gesäubert haben würde, kam um — der lichte junge Konradin, licht und tapfer, aber nur sechzehnjährig und des Papstes Gefangener durch Mißgeschick — kam um auf dem Schafott, „seinen Handschuh hinabwerfend“ (in symbolischem Protest) unter die dunkle neapolitanische Menschenmasse, an jenem herbstlichen Morgen. Es war der 25. Oktober 1268 — Dante Alighiere damals ein kleines Knäblein zu Florenz, noch nicht drei Jahre alt, starrend mit wunderlichen Augen, als die älteren Leute redeten von solcher Verrichtung eines Statthalters Christi auf Erden. Allerdings eine äußerst tragische Verrichtung, die die Sizi-

[1] Camden: Britania (von Gough), I. 339.

lianische Vesper nach sich zog; denn der Himmel läßt niemals Schulden unbezahlt, Ew. Heiligkeit! —

Deutschland schwankte abwärts, nicht abzusehen wohin — etwa einer anarchistischen Republik von Fürsten und freien, stark auf das Raubwesen gestellten Baronen entgegen? Souveränität unzähliger Fürsten mit einer Pairie vermittelnder Raubbarone? Dahin neigten sich die Dinge. Fürsten von solchem Schlag, große und kleine, jeder an sich reißend, was am lockersten und ihm am bequemsten dalag, fanden das Spiel erfrischend und gar nicht so übel. Auf der andern Seite sind Stimmen aus dem Volk in schwachem Winseln von seltsamer Innigkeit noch vernehmbar bis zum heutigen Tage. Hier sind drei alte Minnesänger, aus Manesses Sammlung von verbindlicher Hand ausgelesen, die dieser Zeit angehören und von denen jeder ein Wort sprechen soll:

Nr. 1. spricht oder singt:

„Dir, herre, klagen wir armen grôzer ungenâden mêre:
der tievel hat gesaet den sînen sâmen in diu lant,
daz si verworren sint.
wir sîn ouch mit gerihte niht berihtet alze sêre;
der rehten werlde mit gerihte schuof iedoch din hant
ze schirmin dîniu kint.
witwen und weisen weinent,
daz die fürsten niht vereinent
sich mit einem roemschen vogete (Kaiser).“

Nr. 2.:

„Die pfaffenfürsten —
sie malent ouch, da der keiser muol.
des rîches sint die klîen, so wirt in der kern:
dâ von lant die herren daz rîche küneges wol enbern.“

Nr. 3.:

„Uf sint gesezzen arge frösche nû,
die sint des rîches êren vient.
storche wenne kummest dû?
die des rîches erbe slindent, der ist vil:
trîb si wider in eigen hol, der dû niht slinden wil[1].“

So standen die Dinge, als Friedrich III., Burggraf von Nürnberg, der lange über diese Wehen seines Vaterlandes geseufzt und gesorgt hatte, jenen Besuch spät in der Nacht (des 1. oder 2. Oktober 1273) bei seinem Vetter Rudolf von Habsburg unter den Mauern von Basel abstattete; eine denkwürdige Szene in der Geschichte. Rudolf belagerte eben Basel, mit dessen Bischof er sich in einer Fehde befand, zu deren Schlichtung Friedrich und ein anderer als Schiedsrichter vorgeschlagen waren; und nun kam Friedrich in solcher Eile zu seinem Vetter — nicht wegen der Baseler Fehde, sondern wegen eines höheren, ganz unerwarteten Geschäfts — um anzukünden, daß er, Rudolf, erwählter Kaiser sei, und daß nun mit Gottes Hilfe bessere Zeiten für das Heilige Römische Reich in Aussicht ständen[2]. Wir nennen

[1] Menzel: Geschichte der Deutschen (Stuttgart 1843) S. 361.
[2] Rentsch S. 285, 298, 299.

ihn „Vetter", obschon der eigentliche Grad der Verwandtschaft, eine Verwandtschaft von mütterlicher Seite, bis auf das allgemeine Faktum, von Dryasdust bestritten werden kann. Der Besuch selbst, unter den Mauern von Basel, wird von einigen als romanhaft angesehen; aber daß Rudolf, der zähe stahlgraue Mann, unter vorbemeldeten Umständen Basel auf eigene Faust belagerte, als ihm völlig unerwartet jene große Neuigkeit gemeldet wurde, und daß Vetter Friedrich von Nürnberg wesentlich zu dem Resultat beigetragen hatte, unterliegt keinem Zweifel[1]. Das Ereignis war heilbringend, wie Leben anstatt Tod für das anarchische Deutschland, und gereichte Friedrichs Menschenkenntnis zu großer Ehre.

Als Richard von Cornwall endlich gestorben war und seine flauen deutschen Schreiber Berkhamstead für immer verlassen hatten, machte sich Alfons von Kastilien, nicht länger durch Wetteifer angespornt und schon lange gewahr, welch eine ungelenke Maschine das Ding sei, nun nichts daraus, förmlich zurückzutreten; ließ dies den Papst wissen — dem selbst ein fester Kaiser erwünscht war, weil unter diesen Irrungen die päpstlichen deutschen Gelder fast gänzlich ausgeblieben. Hierauf ernste Beratungen der angesehensten deutschen Männer; ein Reichstag (man kann wohl sehen), streng ans Praktische sich haltend und mit einem Minimum des Redens, und da man sich auch den Papst ziemlich vom Leibe gehalten, so war das Resultat, wie wir gesehen[2]; was man hauptsächlich Friedrich von Nürnberg zu verdanken habe, sagen alle die Geschichtschreiber, indem sie ihm noch den damaligen Erzbischof von Mainz, den dirigierenden Kurfürsten, beigesellen: diese zwei brachten es zustande. Der Erzbischof von Mainz selbst hatte bereits angenehme zufällige Bekanntschaft mit Rudolf — durch ein Nachtquartier auf der Habsburg nebst sicherem Geleit über das Gebirge unter bedrohlichen Umständen — und mochte um so mehr bereit sein, zu würdigen, welche Eigenschaften in dem Manne ruhten und wie sein gerader Verstand, biderber Charakter und starke Zügelhand überhaupt ihn als den richtigen Mann bezeichneten.

Kaiser Rudolf und Burggraf Friedrich III.

Als wir Rudolf zuletzt gesehen, vor fast dreißig Jahren, war er Stallmeister oder sonst ein untergeordneter Beamteter unter den Rittern des Königs Ottokar, kreuzfahrend gegen die heidnischen Preußen und die Begründung Königsbergs durch seinen Herrn mit ansehend. Wie haben sich die Zeiten nun geändert! Ottokar, König von Böhmen, der (hauptsächlich durch die starke Faust und durch Geldzahlung an Richard von Cornwall in den seitherigen Wirren) Herzog von Österreich und sonst vieles geworden war, hatte die Kaiserkrone für sich erwartet, und unter all den Staunenden war wohl Ottokar der meist Erstaunte ob der getroffenen Wahl. Ein groß-

[1] Köhler S. 249, 251.
[2] 29. September 1273.

mächtiger Souverän, ungestüm und fürchterlich reich und so glänzend in jeder Hinsicht: und dieser schäbige Schweizer reisige Ritter, „gestern noch mein Knecht" (wie Ottokar sich auszudrücken beliebte), mir vorgezogen! Purer Wahnsinn, dachte Ottokar, weigerte sich, einen solchen Kaiser anzuerkennen, wollte seine unrechtmäßigen Besitztümer mitnichten hergeben oder auch nur für sie oder andere huldigen.

Aber Rudolf war ihm auch hier gewachsen. Rudolf überzog seine österreichischen Lande, schlug Wien und allen Widerstand[1], zwang Ottokar, um Verzeihung und Frieden nachzusuchen; vorherige Huldigungsleistung für seine sämtlichen Lande war die unerläßliche Bedingung. Es kam Ottokar hart an, aber er konnte nicht umhin. Ottokar zog mit einem glänzenden Gefolge von Prag nach dem Donaulande, um „meinem Knecht" von gestern zu huldigen. Er bedang sich, daß die traurige Zeremonie wenigstens privatim stattfinden solle, auf einer Insel in der Donau, zwischen den beiden Gefolgen oder Herren, und in einem Zelt, so daß nur offizielle auserlesene Personen Zeuge davon wären. Die Insel heißt Camberg (nahe bei Wien, schließe ich), mitten im Donaustrom: da kniete Ottokar nieder, er angetan mit großem Schneiderpomp, Rudolf in bloßem ledernen Wams, in praktischem Leder und Eisen — verbirg es, barmherzige Leinwand, vor allen, außer den wenigen! Ach, gerade in dem Moment rollt die verräterische Leinwand herab — geflissentlich so aufgehängt, denkt Ottokar, und es ist wohl ein Zelt, aber ein wandloses, und alle Welt sieht mich in dieser schimpflichen Lage!

Ottokar ritt brütend heim; auch sein armes Weib machte ihm Vorwürfe: er fing alsbald wieder Krieg an; Rudolf abermals bereit, ihn zu treffen. Rudolf traf ihn, Friedrich von Nürnberg ist mit den übrigen unter dem Reichsbanner gegenwärtig, auf dem Marchfelde bei der Donau (das neuere Wagram nahebei) und schlug und erschlug Ottokar und vernichtete ihn gänzlich[2]. Hierdurch fiel Österreich Rudolf zu, der seine Söhne zu Herzögen davon ernannte, welches, oder sogar Erzherzöge, sie bis auf den heutigen Tag sind. Böhmen, Mähren hätte Rudolf auch gern gehabt, aber für diese ist ein Erbe Ottokars da; diese erfordern Zeit und Glück.

Gedeihliche, wennschon mühselige Tage für Rudolf, der sich von vortrefflichem Schrot und Korn für einen Kaiser bewährte und nimmer ausruhen durfte im Bewähren desselben. Es versteht sich, daß Burggraf Friedrich III. von Nürnberg das Gedeihen mitgenoß, wie er fortwährend auch die Gefahren und Mühen teilte: daher, und durchaus nicht gratis, das Erb-Burggrafentum und manche andere Begünstigungen und Erwerbschaften, die er erlangte. Denn er blieb Rudolfs standhafter Gehilfe, Freund und Erstermann bis ans Ende. Offenbar einer der gewichtigsten Männer in Deutschland, und man darf billigermaßen annehmen, auch einer

[1] 1276 (Köhler S. 253).
[2] 26. August 1278 (Köhler S. 253).

der würdigsten, in jenen schlimmen Jahren des Interregnums und in den bessern des Kaisertums. Nach Konrad, seinem Urgroßvater, ist er der zweite namhafte Baumeister an seinem Familienhause — gegründet von Konrad, hat dieser Friedrich III. es stattlich aufgebaut und sozusagen das erste Stockwerk davon vollendet. Dann kommen zwei Friedriche als Burggrafen, sein Sohn und sein Enkelsenkel, „Friedrich IV." und „Friedrich VI.", die das zweite und dritte Stockwerk darauf setzen — von da an eines der hohen Häuser der Welt.

Dies ist der Blick, den wir von Friedrich, dem ersten Erb-Burggrafen, und von seinem Vetter Rudolf, dem ersten habsburgischen Kaiser, zu geben vermögen. Die spätesten österreichischen Kaiser, die spätesten Könige von Preußen sind Söhne dieser zwei Männer.

Achtes Kapitel / Askanische Markgrafen in Brandenburg

Wir haben die ganze Zeit nichts von den askanischen Markgrafen, Kurfürsten von Brandenburg, gesagt und können in den Grenzen, die wir uns gesetzt, auch jetzt oder fernerhin kaum etwas von ihnen sagen. Allerdings eine stolze, kühne und tätige Linie von Markgrafen, die viel des Fechtens und anderen Kampfes in der Welt gehabt — indem sie allgemach ihre Grenze gegen die Wenden im Norden ausbreiteten und, mit wechselndem Erfolg, gegen die wettinischen Herren berichtigten, welche weiter östlich in der jetzigen Lausitz Markgrafen sind, uns auch im Süden (Meißen) begrenzen, zu guter Letzt sogar das ganze neuere Sachsen in die Hand bekamen. Auch mit den Erzbischöfen von Magdeburg hatten sie sich viel zu schlagen, nun, da die Wenden unterdrückt: eine stehende Fehde hier im kleinen, wie jene zwischen Kaiser und Papst im großen; wie man sie überhaupt allerorten und in allerlei Graden in jener Ära der christlichen Welt antrifft.

Keiner von unseren Markgrafen hat sich zu der Höhe ihres Stammvaters, Albrechts des Bären, emporgeschwungen; und, außer etwa zusammengefaßt als „Albrechts Linie" und mit einer geschichtlichen Darstellung, die sich immer mehr, fast bis zur bloßen Überschrift kondensiert, können sie auch keinen Anspruch auf Denkwürdigkeit an uns machen. Was kann Dryasdust selber mit ihnen anfangen? Daß immer mehr heilsamer holländischer Weißkohl gezogen und Torfschlamm, mit wüstem Sand sich mischend, der christlichen Menschheit zunutze wurde — da dem zudringlichen Chaos und namentlich dem göttlichen Triglaph und seinen Greueln kräftige Abwehr geschieht: — das ist zuletzt die eigentliche Geschichte unserer Markgrafen, und hiervon vermag, wegen der Natur der Sache, Dryasdust nichts zu melden. Die „Neumark", was einst Brandenburg überhaupt bedeutete, wird mit in die Mittelmark, die Uckermark (den Wenden zunächst) eingeteilt, und in Alt- und Neumark breitet sich vieles aus, wird vieles angepflanzt und begründet. Im Laufe von Jahrhunderten entstehen allmählich „sieben Städte und so viele Ortschaften", sagt ein alter jubi-

lierender Topograph, „als Tage im Jahr sind" — indem er mit Mühe 365 derselben aufzählt.

Von der Stadt Berlin.

Im Jahre 1240 (mutmaßlich) hat ein askanischer Markgraf „Berlin befestigt", das heißt er hat zuerst Berlin zu einer deutschen Burg und zum bewohnbaren Vorposten jener Gegend gemacht: — der Name selbst, meinen einige, bedeute „kleine Wehr" (Wehrlin), an die Ufer der Spree gegen die Wenden hingebaut und mit Holländern bevölkert, von welchem letzteren Faktum der alte Ortsdialekt noch Spuren aufzuweisen haben soll[1]. Wieso es sich nachher dazu erhob, zur Hauptstadt erwählt zu werden, läßt sich nicht angeben, außer, daß es zentral gelegen war für die neuen brandenburgischen Landschaften: sonst ist der Ort von Natur sandig, Sand und Morast die Bestandteile des Bodens, und liegt an einem trägen, wie Öl aussehenden Fluß. Wendische Fischer hatten lange vorher schon einen Kern dazu gebildet und ihr Fischerdorf Kölln genannt, was der allgemeine wendische Name für Orte sein soll, die auf Pfählen gebaut sind, eine notwendige Vorrichtung, wo der Grund Morast ist. Jedenfalls bezeichnet „Kölln" noch jetzt den ältesten Teil Berlins, und „Kölln an der Spree" (wohl zu unterscheiden von Köln am Rhein) blieb, fast bis herab auf die neuere Zeit, die amtliche Benennung der Hauptstadt.

Wie die Holländer und Wenden innerhalb des sie beide einschließenden Wehrs oder Walls miteinander auskamen, wird nicht gemeldet. Der Fluß lag zwischen ihnen, sie redeten zweierlei Sprachen, Friede war notwendig: es läßt sich vermuten, daß sie lange in ziemlich schweigsamen Beziehungen zueinander gestanden! Aber in dem öligen Flusse fängt man allerhand Fische. Kölln, mitten in seinen Sumpfquebben und langsam schleichenden Gewässern, läßt sich stark befestigen. Einige Landwirtschaft, nasse oder trockene, ist fleißigen Holländern möglich. Auch Raum für Handel ist da, Spree, Havel, Elbe bilden eine direkte Wasserstraße nach Hamburg und dem Ozean — die nicht sehr fern liegende Oder bietet Verkehr mit der Ostsee auf einer Seite und mit Polen und den äußersten Teilen Schlesiens auf der andern. Genug, Berlin wächst, wird in etwa dreihundert Jahren aus einer oder der andern Ursache die Landeshauptstadt dieser vielerlei Landschaften. Die Markgrafen oder Kurfürsten zogen, als sie Brandenburg verließen, nicht sogleich nach Berlin; ihre nächstfolgende Residenz war Tangermünde (wo die kleine Tanger in die Elbe mündet), ein viel grasreicherer

[1] Nicolai: Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam (Berlin 1786), I., S. 16—17 der „Einleitung" — Nicolai verwirft die Wehrlin-Etymologie, gibt zu, daß der Name offenbar Gattungs- nicht Eigenname war, „das Berlin", „ans Berlin"; findet in der Welt zwei Gegenstände, einen davon zu Halle, die noch „das Berlin" genannt werden, und ist der Meinung, es müsse einmal (in irgendeiner Sprache erloschener Sterblichen) „wildes Weideland" bedeutet haben. Möglich, vielleicht wahrscheinlich.

Ort als Berlin, der auf einem gleichfalls zur Befestigung geeigneten Lehm- und Sandhügel liegt. Daß Berlin wuchs, nachdem es einmal Hauptstadt geworden, ist erklärlich. Es hat sich vervierfacht und darüber in den letzten hundert und ich glaube verdoppelt in den letzten dreißig Jahren.

Markgraf Otto IV. oder Otto mit dem Pfeil.

Ein askanischer Markgraf, und zwar nur einer, Otto IV. mit Namen, war auch ein Dichter, hat sich wirklich mit Versemachen abgegeben. Gewisse sogenannte Gedichte von ihm, die Dryasdust mit der ihm möglichen Begeisterung liest, sind noch vorhanden in der alten Sammlung von Minnesängern, die Manesse, der weiland Zürichsche Bürgermeister, zusammengestellt hat, da die Sache noch frischer war, als sie jetzt ist[1]. Lauter Madrigale, Minnelieder, die die Leidenschaft der Liebe besingen; wie Otto dabei zumute gewesen, wohl und auch wehe — ohne irgend etwas Besonderes in den Symptomen, wie es scheint. Eine seiner Zeilen lautet:

„Ich wünsch ich were tot",

— die übrigen mögen ungestört in der Manesseschen Sammlung ruhen.

Derselbe Markgraf Otto IV. lag A. D. 1278 in arger Fehde mit dem Bistum Magdeburg wegen der Wahl eines Bruders von ihm. Das Kapitel hatte sonst jemanden gewählt und nicht Ottos Bruder. Otto bekriegt das Kapitel, kommt herangestürmt; „will meine Rosse in euern Dom einstallen" an dem und dem Tag! Aber der erwählte Erzbischof, der einmal Kriegsmann gewesen, erregt die Magdeburger durch Predigt („Rosse will man hier einstallen, meine christlichen Brüder!"), durch Reliquien und Quasi-Mirakel zu einem Zustand der Wut, führt sie hinaus gegen Otto, schlägt Otto aufs Haupt, bringt ihn gefangen herein unter denkbarem Jubelgespött: „Bereit sind die Ställe, wo sind aber die Gäule — durchlauchtigster Satanssohn!" Der Erzbischof läßt einen hölzernen Käfig für Otto machen (große Balken, Sparren von hinlänglicher Stärke, bloßes Stroh zum Lager) und sperrt ihn dahinein, unter freiem Himmel in der Stadt Magdeburg — sichtbar so für alle Welt während gewisser Monate jenes Jahres 1278. Es war zu derselben Zeit, da Ottokar auf dem Marchfelde abgefertigt wurde, viel Meuterei noch im Land, und der neue Kaiser äußerst geschäftig.

Ottos Gemahlin, ganz in Tränen zerfließend, von Eifer entflammt, was soll sie anfangen? „Verkauft Eure Juwelen", rät ein gewisser alter Johann von Buch, ein abgedankter Erbeamteter: „Verkauft Eure Juwelen, hohe Frau, bestecht die magdeburgischen Domherren aufs allergeheimste, so daß keiner was vom andern weiß, sie werden sich zur Auslösung unter

[1] Rüdiger von Manesse, der auch gegen die Österreicher gefochten, machte seine Sammlung in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts; sie ward gedruckt, nachdem sie inzwischen wiederholter Gefahr der Vernichtung entgangen, im Jahre 1758 — herausgegeben von Bodmer und Breitinger — zu Zürich, 2 Bde., 4.

möglichen Bedingungen verstehen." Die arme Gemahlin bestach wie beraten, die Domherrn stimmten, wie sie es versprochen, einstimmig für die Auslösung — zu einem hohen, aber menschenmöglichen Lösegeld. Der Markgraf ward herausgelassen gegen Ehrenwort. Aber wo nun das Lösegeld auftreiben, da sogar unsere Juwelen veräußert sind? Der alte Johann von Buch weiß abermals Rat zu schaffen — der mirakulöse alte Herr —: Markgraf Otto reitet zurück mit dem Geld in der Hand, zahlt aus und wird förmlich in Freiheit gesetzt. Den Betrag der Summe könnte ich wohl genau angeben, aber da mir kein Mensch im mindesten ihren Wert sagen will, so unterlasse ich es bescheiden.

„Wir sind also auseinander von Stund' an?" rief Markgraf Otto von seinem Pferd herab, indem er Abschied von dem magdeburgischen Domherrntum nahm. Man bejahte. — „Pah, Ihr kennt doch nicht den Preis eines Markgrafen!" sagte Otto. — „Was wäre der Preis denn?" — „Regnet Golddukaten auf sein Streitroß und ihn", sagte Otto, mit einem satyrischen Grinsen in die Höhe blickend, „bis Roß und Mann darunter begraben sind und seine Lanzenspitze oben nicht mehr heraussieht!" — Das wäre ein der Ware entsprechender Goldkegel, denkt unser Markgraf und reitet grinsend davon[1]. — Der arme Erzbischof, ein tapferer, gottesfürchtiger Mann, als er hinter jenes sonderbar einhellige Votum seines Kapitels für die Auslösung des Markgrafen kam, nahm es so übel, daß er bald darauf an gebrochenem Herzen starb, sagen die alten Bücher. Er starb allerdings kurz nachher — und noch immer schlug man Ottos Bruder als Nachfolger aus. Der Bruder überlebte das jedoch abermals, hielt sich allezeit verständig, und Otto führte es zuletzt hinaus. „Gibt doch einen vortrefflichen Bischof ab, trotz allem!" sagten die Magdeburger. Das waren rare Zeiten, Herr Salbader.

Demselben Otto wurde bei irgendeiner Belagerung einer Feste seiner magdeburgischen oder sonstigen Feinde ein Pfeil in den Schädel geschossen, hinein, nicht hindurch, welchen ein ganzes Jahr lang keine Feldscherkunst herauszuziehen vermochte. Otto ging seinen Geschäften nach, belagernd wie zuvor, mit dem Eisen in seinem Haupt, und wird daher Otto mit dem Pfeil, Otto Sagittarius, genannt. Ein Markgraf, der Madrigale dichtet, Belagerungen betreibt, einen Pfeil im Kopf, der in einem hölzernen Käfig schmachtet, ein Spott der Magdeburger, und einen solchen Kegel von Dukaten proponiert: er dünkte mir der denkwürdigste jener vergessenen Markgrafen: ich meine daß seine holprige Lebenspilgerschaft als allgemeines Beispiel dastehen dürfte. Multipliziere ein Jahr Ottos mit 200 und du erhältst leichten Kaufes einige Vorstellung von einer Geschichte der askanischen Markgrafen; vergeßbar im übrigen; sonst kann sie auch, wer es nötig hat, in Masse, verdunkelt mit langwierigen Einzelheiten und widerwärtigen halbverständlichen Überlieferungen, lesen in Paulis fatalen Quartbänden und

[1] Michaelis I. 271, Pauli I. 316, Kloß usw.

anderswo. Das Jahr jenes magdeburgischen Spruchs von dem Dukatenberg ist 1278: da König Eduard der Erste hierzulande sich tummelte, ein glücklicher Vierziger mit sehr langen Schenkeln [1] und auch mit einem Kopf von guter Länge.

Otto war, ebenso wie bei der vorigen Linie, ein oft vorkommender Name unter diesen Markgrafen: „Otto der Fromme" (den wir einst auf der Kreuzfahrt in Preußen mit König Ottokar, seinem Schwager, gesehen), „Otto der Lange", „Otto der Kurze (Parvus)", ich weiß nicht, wieviel Ottos noch außer jenem „mit dem Pfeil". Ein halb Jahrhundert nach diesem letzteren (unter seinem Urneffen nämlich) endigten die askanischen Markgrafen, indem auch ihre Linie ausstarb.

Sie waren nicht die erfolgreichsten Markgrafen, namentlich in der letzten Zeit. Brandenburg blieb zwar immer ein Kurfürstentum, sein Markgraf ein Kurfürst, und war allezeit eher zunehmend als nicht, aber das Gebiet ward häufig unter jüngere Söhne zersplittert; zwei oder mehr Markgrafen zu gleicher Zeit, mit dem ältesten als Kurfürsten, nebst andern Abfindungen, was selten gut tut. Sie waren auch in die Gewohnheit geraten, Schulden zu machen, häufig verpfändend und einlösend bei dem Deutschorden und anderen. Dann mischten sie sich auch gewaltig — und zu ihrem Schaden, denn sie wählten selten die Partei, die gewann — in die allgemeinen Händel des Reichs, wo es damals, wie wir gesehen, ungemein anarchisch herging. Nicht die erfolgreichsten Markgrafen in der letzten Zeit. Dennoch wurde ihnen über die Maßen nachgetrauert im Vergleich mit der darauffolgenden Reihe, wie wir sehen werden.

[1] Eduard Longshanks, der Langschenklige, heißt er in der englischen Geschichte. D. Übers.

Neuntes Kapitel / Burggraf Friedrich IV.

Zwischen Brandenburg und der Hohenzollernfamilie von Nürnberg hat bisher keinerlei Bekanntschaft bestanden: sie verfolgen beide ihre weit genug auseinanderliegenden Laufbahnen in der Welt — und ahnen nicht, daß sie noch zusammenkommen und e i n Fleisch werden sollen, wie es in allen Romanen geschieht. „Ehen", unter Menschen und sonstigen Wesenheiten von Belang, „werden offenbar im Himmel geschlossen."

Friedrich IV. von Nürnberg, Sohn jenes Friedrich III., Kaiser Rudolfs gedeihlichen Freundes, war ebenfalls ein namhafter Mehrer seines Hauses, das schließlich unter dessen Enkel, Friedrich VI. genannt, die kurfürstliche Höhe erreichte, wie wir bereits angedeutet. Unter dem ersten dieser beiden Friedriche nun fand zwischen Brandenburg und Hohenzollern eine leise Annäherung statt, und unter seinem Sohn wurden sie (um es so zu nennen) sich einmal einander förmlich vorgestellt, ohne unmittelbare Folge von Belang, aber unter dem zweiten begab sich die Hochzeit (wie man es nennen darf) oder der Bund für Zeit und Ewigkeit. — Wieso es kam? — Leicht zu fragen: wie! Der Leser wird einige Blicke auf die verwirrte Reichsgeschichte der Zeit werfen müssen — schüchterne Blicke, denn das Element ist von einer gefährlichen Ausdehnung, meist Gestrüpp und schwankender Moorboden — und wir müssen diesen Winkel wie mit Siebenmeilenstiefeln leicht auftretend durchqueren.

Wahlstreitigkeiten im Reich: Kaiser Albrecht I., nach ihm sechs nichthabsburgische Kaiser.

Rudolf von Habsburgs Linie gelangte nicht unmittelbar zur fortgesetzten Nachfolge im Reich, wie das in Fällen, wo bereitwillige und taugliche Söhne da waren, üblich gewesen. Nach einem solchen Zeitraume der Anarchie gingen die Parteiungen im Heiligen Römischen Reich noch immer tiefer als gewöhnlich, und die weit klaffenden Risse taten sich noch nicht so ganz zusammen wie sonst. Es scheint auch, Rudolfs Nachkommen, starre, unartikulierte, stolze Leute, mit einer Neigung zu Habsucht und Besitzanhäufung, waren der Allgemeinheit nicht immer angenehm. Albrecht,

Rudolfs ältester Sohn z. B., Kaiser Albrecht I. — der ihm folgte, aber nicht sogleich, und nicht ehe er zuvor Rudolfs unmittelbaren Nachfolger[1] erschlagen hatte — Albrecht war nichts weniger als ein einnehmender Mann, wenn auch ein zäher und hungriger. Man muß sagen, er hatte einen schroffen häßlichen Charakter und ein entsprechendes Gesicht: lange Nase, schlaffe Lippen, blind auf einem Auge: keine kaiserliche Erscheinung für das Kurfürstenkollegium. „Est homo monoculus et vultu rustico; non potest esse imperator (ein einäugiger Gesell und von bäuerischem Aussehn kann nicht Kaiser sein)!" sagte Papst Bonifaz VIII.[2], als man ihn um Rat frug.

Genug, von Rudolfs Tod ab, A. D. 1281, verlief eine Zwischenzeit von ungefähr hundertundfünfzig Jahren mit acht einzeln oder in Linien aufeinanderfolgenden Kaisern, von denen nur einer (besagter Albrecht mit dem unholden Antlitz) ein Habsburger war — ehe die Familie, die es die ganze Zeit über nicht an Versuchen fehlen ließ, zum drittenmal in den kaiserlichen Sattel zu gelangen vermochte, wo sie dann dauernd sitzen blieben. Zum drittenmal daran gekommen, haben es die Habsburger fertig gebracht, einmal übers andere „gewählt" zu werden (wie sie es noch immer nannten): immer gewählt — mit nur einer einzigen jämmerlichen Ausnahme, die meine Leser seinerzeit viel angehen wird — bis ans Ende vom Lied; und haben das Heilige Römische Reich selbst verscheiden und gleichsam Sattel und Pferd zugleich aus der Natur verschwinden sehen, ehe sie sich endlich zum Absteigen bequemten. Ja, sie reiten sogar noch jetzt auf dem Schatten von einem Sattel, um es so zu nennen, und sind „Kaiser von Österreich" zu dieser Stunde. Beständig genug im Sitz zuletzt, nach vielen vergeblichen Versuchen!

Denn während dieser hundertundfünfzig Jahre — auch unter jenen sieben eingeschalteten Kaisern, die auf Albrecht folgten — versuchten sie es fortwährend, meinten immer ein Quasi-Recht darauf zu haben, wodurch das Reich zu Wahlzeiten oft in Irrungen geriet. Denn sie waren stolze handfeste Leute, unsere Habsburger, wenn auch von zurückhaltendem schroffen Wesen, und Rudolf hatte sie so reichlich mit fetten österreichischen Herzogtümern ausgestattet, die sie durch Heiraten und auf sonstige Weise noch beträchtlich vermehrten — Steiermark, Kärnten, Tirol nach und nach, von ihrem angestammten stark vermehrten Habsburg gar nicht zu reden, mit Ansprüchen auf Schweizer Land ringsum — daß sie vortrefflich mit Mitteln versehen waren, ihre Ansprüche und strittigen Wahlen durchzufechten. Es gelang aber hundertundfünfzig Jahre lang keinem von ihnen, außer jenem einäugigen, schlafflippigen, unschönen Albrecht I.,

[1] Adolf von Nassau, von Albrechts eigener Hand erschlagen; „Schlacht" von Hasenbühel „bei Worms, 2. Juli 1298" (Köhler, S. 265).

[2] Köhler S. 267—273 und Münzbelustigungen XIX. 156—160 (von Tentzel).

einem Kaiser, der auch sonst schrecklich begehrlich nach irdischen Gütern war, der wirklich überall herumhaschte nach Eigentum, das nur halb sein oder gar nicht sein war: nach Rheinzöllen, nach der böhmischen Krone, der Landschaft Thüringen, den Schweizer Waldkantonen, nach der Krone von Ungarn, der Krone von Frankreich sogar: — wodurch er in endlose Händel geriet und neben einigen Siegen viele Niederlagen erlitt. Der arme Mensch hatte einundzwanzig Kinder mit einer Frau und fühlte, daß Apanagen nötig wären! Er soll (vermuteter-, nicht bewiesenermaßen) im Verfolg dieser Dinge zwei Meuchelmorde angestiftet haben, und einen hat er sehr offenbar in eigener Person erlitten. Der erste Meuchelmord war der von Dietzmann, dem thüringischen Landgrafen, einem Gegner Albrechts, der sich nicht von Albrecht berauben lassen wollte — für den der große Dante, wie (mit fast handgreiflichem Unsinn) gefabelt wird, ein in der Kirche zu Leipzig noch zu lesendes Epitaphium geschrieben haben soll[1]. Der zweite Meuchelmord war der von Wenzel, dem armen jungen böhmischen König, Ottokars Enkel und letztem Erben. Dieser angesehene junge Herr ward allerdings „das Jahr darauf" (1306, ein vielversprechendes Ereignis für Albrecht damals) „zu Olmütz von jemandem ermordet, von dem man noch nicht weiß, wer er gewesen"[2].

Aber keine von diesen beiden verdächtigen Unternehmungen war von Erfolg für Albrecht, wie überhaupt seine ungerechten Vergreifungen meistenteils fehlschlugen. Er trachtete zuzeiten nach der Krone von Frankreich: „Sie gehört Euch, erkläre ich aufs feierlichste!" sagte der Papst. Aber daraus ward nichts— bloß daß Frankreich die Päpste nach Avignon, mehr unter den Daumen von Frankreich, schaffte. Was sein schließlicher Erfolg mit Tell und den Waldkantonen gewesen, ist weltbekannt. Ein äußerst zugreiferischer, starkfäustiger, schrecklich hungriger, zäher und unschöner Mensch; den zuletzt sein eigener Neffe zu ermorden hatte, an der Fähre über die Reuß (bei dem Dorfe Windisch, Zusammenfluß der Reuß und Aar, 1. Mai 1308): „Schändlicher Pfänderjude von Oheim, du willst mir also mein väterliches Erbe, das dir mein Vater in seiner Todesstunde anvertraut, platt vorenthalten? Nicht fragend nach Gott und Menschen und dem letzten Blick eines verscheidenden Bruders? Oheim, schlimmer denn ein Pfandtrödler: denn es ist kein verpfändetes Erbe, das Gegenteil eher!" dachte der Neffe und stach besagten Onkel tot zu Boden, indem er mit ihm im Schiff übergefahren war und das Gefolge vom andern Ufer herüber verstört zusah; ward infolge davon Johannes Parricida genannt; entfloh selbigen Tages aus dem Angesicht der Menschheit, er und seine Gehilfen, nimmer wieder aufzutauchen bis zum Tage des Gerichts. Denn die Verfolgung war unmäßig, ohne Rücksicht auf die Kosten; das Geschrei nach gerichtlicher Rache groß (von seiten der Töchter

[1] Menckenii Scriptores I. Fredericus Admorsus (von Tentzel).
[2] Köhler S. 270.

Albrechts hauptsächlich), wiewohl vergeblich oder fast vergeblich in dieser Welt[1].

Von Kaiser Heinrich VII. und den Luxemburgern.

Von den andern sechs nichthabsburgischen Kaisern müssen wir einen erwähnen und bei seinen Schicksalen und denen des Hauses, das er begründet, kurz verweilen, da beide, Brandenburg und unsere Hohenzollern, im Laufe der Zeit viel damit in Berührung kamen. Es ist dies Albrechts nächster Nachfolger, Heinrich Graf von Luxemburg, als Kaiser Heinrich VII. genannt. Er ist Begründer, und zwar nur er allein unter diesen Nichthabsburgern, einer kleinen eingeschalteten Linie von Kaisern, „der luxemburgischen Linie", die sich freilich nur auf vier Kaiser beläuft, ihn mit eingeschlossen, und die auch sonst nicht denkwürdig ist, wenn wir ihn ausnehmen, obschon sie, um sich rankend wie fest eingewurzelte Brombeersträuche auf so günstigem Boden, sich zufälligerweise an ein oder zwei Punkten an der Weltgeschichte angehakt haben. Durch Zufall eine etwas namhafte Linie, diese luxemburgischen Kaiser: — auch ein vielgenannter Ort oder Ortsname jenes ihr „Luxemburg" mit seinen französischen Marschällen, vornehmen Pariser Bauten, die ihm neuen Glanz verleihen: was denkt der Leser wohl, daß Lüzzenburg, Luxemburg, Luxembourg bedeutet? Bloß Lützelburg falsch ausgesprochen, und dieses wieder bedeutet bloß Little- oder Kleineburg: so spielt das Geschick mit Namen!

Heinrich Graf von Luxemburg ward nach einer auf die Ermordung Albrechts folgenden Pause zum Kaiser erwählt „wegen seiner berühmten Tapferkeit", sagen die alten Bücher — und auch, fügen die schlaueren darunter hinzu, weil sein Bruder, Erzbischof von Trier, einer der Kurfürsten war und der Papst weder den österreichischen noch französischen Kandidaten leiden mochte. Gewählt wurde er nun einmal, 27. November 1308[2]; augenscheinlich und bei weitem der beste Kaiser, der eben zu Gebote stand. Eine mächtige Seele; einer, der Großes hätte vollbringen können, wäre er am Leben geblieben. Er schlichtete Fehden, befreite die Reichsstädte von Unterdrückungen, besaß einen gerechten Willen und fand oder schaffte Mittel dafür. Ihm fiel Böhmen heim, da das alte Königsgeschlecht untergegangen war — der letzte desselben allzuplötzlich „zu Olmütz", wie wir eben gesehen! Es gab zwar einigen Widerstand, aber doch weit mehr Begünstigung, besonders vom böhmischen Volk, und nach einer unbedeutenden „Belagerung von Prag" und dergleichen entschied sich die Sache für den Kaiser. Der derzeitige Burggraf von Nürnberg, Friedrich IV., Sohn jenes Freundes Rudolfs, war bei dieser Belagerung von Prag anwesend[3].

[1] Köhler S. 272. Hormayr: Österreichischer Plutarch oder Leben und Bildnisse usw. (12 Bändchen, Wien 1807 — ein Buch der besseren Art), I. 65.
[2] Köhler S. 274.
[3] 1310 (Rentsch S. 311).

Er zog nach Italien, der Burggraf und noch viele andere mit ihm, um die schiefen guelfisch-ghibellinischen Zustände und den Avignoner Papst womöglich ein wenig gerade zu biegen, und tat es eben mit Nachdruck, als er urplötzlich starb: „vergiftet durch Sakramentswein", sagen die Deutschen! Einer der hohen Gipfel menschlicher Niedertracht, die schmerzhaft im Gedächtnis haften. Sicher ist, er kam gesund zu Buonconvento an, 24. September 1313, in vollem Marsch gegen den rebellischen, vom Papst begünstigten König von Neapel begriffen. Zu Buonconvento begehrte Kaiser Heinrich das heilige Abendmahl zu nehmen, und ein Dominikanermönch, dessen finstern rattenäugigen Blickes sich die Leute nachher erinnerten, reichte es ihm in beiderlei Gestalt (weil damals noch kein Tridentinisches Konzil die flüssige Gestalt verboten hatte): soviel ist sicher, und auch daß am Morgen darauf Heinrich tot war. Die Dominikaner bemühten sich nachher, es in Abrede zu stellen; und man wünscht zur Ehre der menschlichen Natur, sie hätten es mit Erfolg getan[1]. Aber man hat niemals eine Untersuchung vorgenommen, die Leugnung galt für lahm, und die deutschen Geschichtschreiber fahren fort zu schaudern an dieser Stelle und zu behaupten: Vergiftet mit Sakramentswein! Die Florentiner sollen es angestiftet und den rattenäugigen Dominikaner dazu gemietet haben — „O Italia, O Firenze!" Nicht *so* bringt man italienische Freiheit oder Gehorsam gegen Gott zustande; *so* bestätigt man, wie mit furchtbarem stygischen Schwur, italienische Sklaverei oder beständige Unterwerfung, unter wechselnden Formen, unter die *andere* Macht! Die Stimme Dantes, damals lebendig unter den Menschen, verkündet traurig und liebend wie eine Mutterstimme und unerbittlich wie die Stimme des Gerichts, daß ihr irre gehet und gegangen seid auf eine schreckliche Weise! —

Peter, damaliger Erzbischof von Mainz, sagt: es habe seit Jahrhunderten kein so schädlicher Tod das Reich betroffen; ein Ausspruch, welchem Köhler, einer der verständigsten Neueren, beipflichtet: „Es war nicht genug zu bedauern", sagt dieser, „daß ein so wachsamer Kaiser in der Blüte seiner Jahre auf so teuflische Weise aus der Welt gerissen wurde, ein Mann, der, wenn er hätte länger leben sollen, Deutschland unsäglichen Nutzen gebracht haben würde[2]."

Heinrichs Sohn Johann ist König von Böhmen, und Ludwig der Bayer ist nach umstrittener Wahl Kaiser.

Als Heinrich VII. dergestalt plötzlich umgekommen war, vermochte sein kaum mündiger Sohn Johann nicht, des Vaters Absicht gemäß ihm als Kaiser nachzufolgen, wiewohl er sich im Verlauf der Zeit auf anderem Wege kräftig genug emporschwang und als sehr regsamer Herr in der

[1] Köhler S. 281 (Ptolemäus von Lucca, selbst Dominikaner, ist einer der *Ankläger*: Muratori I. XI Ptolemaeus Lucensis, A. D. 1313).
[2] Köhler S. 282—285.

Welt erwies. Durch Ernennung seines Vaters, welchem als Kaiser das Recht dazu anheimgefallen war, war er bereits im Besitz der Krone von Böhmen, stark in seinem Recht und in der Gunst des Landes, obschon ein Titular-Mitbewerber, den der verstorbene Kaiser aus dem Feld geschlagen, Heinrich von Tirol, noch da war: den Johann aber, wie jede andere Gefahr, zu überstehen vermochte, indem er zu einem weitblickenden starkmütigen Mann und gewaltigen, zu seiner Zeit weltberühmten König emporwuchs. Er hatte einen Sohn und dann zwei Enkel, die nacheinander auf diese oder andere Weise Kaiser waren und damit die erwähnten „luxemburgischen Viere" voll machen. Er unternahm Kreuzzüge, einen oder mehrere, für den Deutschorden, mit glänzender Auszeichnung — unglücklicherweise unter Verlust eines Auges, ja zuletzt (mit Hilfe der Augenquacksalber) unter Verlust beider Augen. Ein ehrgeiziger, nicht durch Blindheit zu dämpfender Mann, ein Mann, der sich viel aufs Unterhandeln legte, auch eine gute Klinge schlug und ein unerschrockenes Herz besaß, auf das wir Blicke werden werfen können.

Schade für das Reich, wenn nicht für ihn, daß er nicht selber Kaiser werden konnte. Vielleicht hätte man dann Heinrichs VII. wackere Unternehmungen nicht wie eine Flotte halbgebauter Schiffe größtenteils wieder im Balken auf dem wüsten Ozean zerfallen sehn, wenn sein Sohn ihm nachgefolgt wäre. Aber das Gegenteil geschah, es folgte eine bestrittene Wahl, Österreich wie gewöhnlich wieder im Feld, und zwar wieder umsonst. Des verstorbenen Kaisers ehemaliger österreichischer Rival „Friedrich der Schöne, Herzog von Österreich", ein Sohn des parrizidierten Albrecht, versuchte es aufs neue. Ihm entgegen, mit wirklicher aber nicht ganz unantastbarer Stimmenmehrheit, stand Ludwig von Bayern: „Ludwig IV.", „Ludwig der Bayer" unter den Kaisern genannt. Der Wahlstreit führte die gewöhnlichen Wahlkosten mit sich: Kriegskampf zwischen den Parteien, bis eine die andere geworfen. Es erfolgte viel verworrenes Ringen und Würgen, sieben Jahre lang und darüber (1315—1322). Unser Nürnberger Burggraf Friedrich IV., wie überhaupt, obzwar nur matt, die eigentliche Mehrzahl, hielt sich zu Ludwig und war tätig wie wenige. Die österreichischen Habsburger taten ihrerseits gleichfalls ihr mögliches, waren bald zu unterst, bald zu oberst. Johann, König von Böhmen, stand noch auf Ludwigs Seite. Ludwigs eigener Bruder, Kurpfalz (Stammvater sämtlicher dortigen Kurfürsten und ihrer zahlreichen Nebenzweige), ein älterer Bruder, war, „aus Ärger" dachte man, entschieden gegen Ludwig.

Im achten Jahr kam es zu einer Schlacht, die sich als entscheidend erwies; zu Mühldorf am Inn, 28. September 1322 — in den untern Donaugegenden, weiter hinab als Marlborough je gekommen ist, wo von jeher viel Gefecht gewesen: Burggraf Friedrich war hervorragend gegenwärtig. Eine gewaltige Schlacht, sagen die alten Bücher — sagt Hormayr

in einem lesbaren Buche[1], indem er umständlichen Bericht darüber gibt. Ludwig hielt sich mehr im Hintergrund, vertraute seine Sache dem hohenzollerschen Burggrafen und einem gewissen Schweppermann an, unterstützt von einem edlen Herrn mit Namen Rindsmaul und von anderen Sachverständigen. Der habsburgische Friedrich der Schöne, Herzog von Österreich und selbsternannter Kaiser, ein tapferer stattlicher Mann, war erfüllt von kriegerischem Ungestüm, heißt es: er wußte, sein Bruder Leopold war im Anmarsch mit Verstärkung von Straßburg her und stündlich zu erwarten; er wollte aber nicht warten — befürchtete vielleicht, Ludwig möchte entlaufen — beschloß jählings, ohne Verstärkung Ludwig zu schlagen. Neugierige nach dieser großen Schlacht finden bei unserm ungeschlachten heftigen (wennschon dem Tacitus und Johannes von Müller allzusehr nachahmenden) Hormayr volle Auskunft: wie sie einander wütend angriffen und würgten, wie die Schlacht „zehnen Stunden dauerte", wie der feurige schöne Friedrich umherstürmte und „über fünfzig mit eigener Hand erschlug". Der interessante Punkt für uns ist folgender: Bei einer Wendung der Schlacht, als die zehnte Stunde sich nun zu Ende neigte und das Kriegsgetümmel noch immer wütete, erhob sich ein Jubelgeschrei in den österreichischen Reihen: „Hilfe nahet! Hilfe!" — und Friedrich erblickte eine Reiterschar „in österreichischer Farbe" (so schlau war ein gewisser Mann) in seinem Rücken herankommen. Die Österreicher und Friedrich glaubten nicht anders, als daß es Bruder Leopold sei, der eben eintreffe, und rückten mit verdoppeltem Ungestüm vor. Mit verdoppeltem Ungestüm und waren doppelt erstaunt, als es auf sie eindrang mit scharfem Schwert, als Friedrich von Nürnberg — und den österreichischen Friedrich völlig zugrunde richtete. Der österreichische Friedrich selber focht wie ein gehetzter Löwe, aber es half nichts: Rindsmaul (unlieblichen Mundes) entwaffnete ihn: „Nur einem Fürsten übergebe ich mich!" — und man holte den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern herzu, damit er ihn übernehme; die Schlacht, aber zugleich auch der ganze Streit, war völlig gewonnen[2].

Der arme Leopold, der österreichische Bruder, traf erst am folgenden Morgen ein und hatte einen traurigen Anblick, ehe er sich wieder eilends aus dem Staube machte. Friedrich der Schöne saß gefangen auf dem alten Schloß Tausnitz (oberpfälzische oder nürnbergische Gegend), drei Jahre lang, und drechselte Holz: — Touristen, denen daran gelegen ist, können an Ort und Stelle noch Probestücke davon erhalten, für ein Trinkgeld. Dort saß Friedrich, während unterdes Bruder Leopold Himmel und

[1] Hormayr: Österreichischer Plutarch, II. 31—37.

[2] „Jedem Mann ein Ei,
Dem frommen Schweppermann zwei."

Die Überlieferung wiederholt diesen Reim noch als des Kaisers Anrede an sein Heer oder seine Hauptleute beim Nachtessen, nach einem solchen Tageswerk — in einem bereits bis auf die Knochen aufgezehrten Land.

Erde — ja sogar, wie man erzählte, den Teufel durch Zauberkunst[1] — vergebens anrief, ihn zu befreien. Und seine arme spanische Gemahlin weinte sich, gar zu buchstäblich, die Augen aus.

Ludwig herrschte fortan — wiewohl niemals unter leichten Bedingungen; wie dankbar gegen Friedrich von Nürnberg, brauchen wir nicht erst zu sagen. Unter anderem schenkte er ihm sämtliche österreichischen Gefangenen, welche Friedrich mit verständiger Großmut entließ ohne weiteres Lösegeld, als daß sie ihm von da ab lehnspflichtig sein mußten. Dies ist der dritte Hohenzoller, den wir als einen hervorragenden Mehrer in der hohenzollerschen Familie bezeichnen, dieser Friedrich IV., Erbauer des zweiten Stockes seines Hauses. Wenn Konrad, der erste Burggraf, den Grund zum Hause legte, so hat (bildlich zu reden) der tüchtige Friedrich III., welcher Rudolf von Habsburgs Freund war, den ersten Stock aufgeführt, und hier ist ein neuer Friedrich, sein Sohn, der einen zweiten Stock daraufgesetzt hat. Es ist erstaunlich, sagt Dryasdust, wie viele Lehnsgerechtigkeiten die Ansbacher und Bayreuther noch in Österreich besitzen — sie halten sich ihren eigenen Lehnpropst in besagtem Lande: — was alles von dieser Schlacht bei Mühldorf herrührt[2], die geschlagen wurde am 28. September 1322: — acht Jahre nach Bannockburn[3], während unser armer Eduard und England mit ihm in so argem Gewälze lagen mit ihren Spencers und ihren Gavestons: acht Jahre nach Bannockburn und vierundzwanzig vor Crecy. Dies diene dem englischen Leser als Datum.

Kaiser Ludwig regierte noch fünfundzwanzig Jahre, rührig und sogar angestrengt, aber nicht mit Erfolg. Auch brachte ihm das Glück manches, z. B. Brandenburg, wie wir sehen werden. Er gewann Freunde, söhnte sich mit seinem Bruder, dem Kurpfälzer, aus, indem er die streitigen Punkte zwischen ihnen freigebig und endgültig ordnete. Auch Feinde machte er sich, namentlich Johann, König von Böhmen, aus welchem Grund, werden wir binnen kurzem sehen, der zuletzt arg erbittert gegen ihn wurde. Aber da war vornehmlich ein überaus mißliches Element in seinem Schicksal: ein Papst zu Avignon, dem er sich durch kein Mittel genehm zu machen vermochte; ein Papst, der ihn in den Bann tat, kurz nach dem Sieg bei Mühldorf, und ihn darin ließ, unerbittlich, der arme Ludwig mochte sich drehen, wie er immer wollte. Ludwigs deutsche Fürsten hielten treulich zu ihm, erklärten auf feierlichem Reichstag den päpstlichen Bann für ein mattes Geschoß, kraftlos in Reichsdingen. Ludwig zog mit Macht nach Italien, versuchte einen eigenen Papst einzusetzen, aber es fruchtete nicht, und es versteht sich, daß es nicht geeignet war, Seine Heiligkeit zu Avignon zu besänftigen.

[1] Köhler S. 288.
[2] Rentsch S. 313, Pauli usw.
[3] Die Schlacht, in der die Schotten unter Bruce den Engländern eine so gewaltige Niederlage beibrachten. D. Übers.

Kurz, Ludwig mußte sein Kreuz mit sich herumschleppen, all seine Lebtage. Als der Papst schließlich bemerkte, wie aufgebracht König Johann von Böhmen gegen Ludwig sei, überredete er ihn, einen Gegenkaiser aufzustellen, Johanns zweiten Sohn als Gegenkaiser — der, obgleich an sich bedeutungslos und von den Leuten nur der Pfaffenkaiser genannt, dennoch hätte beschwerlich fallen können, wäre die Sache von Dauer gewesen. Wir werden weiter unten noch einiges Endgültige darüber erfahren.

Zehntes Kapitel / Brandenburg fällt dem Kaiser anheim

Zwei Jahre vor dem Sieg bei Mühldorf ereignete sich ein übles Geschick in Brandenburg: die askanische Linie der Markgrafen oder Kurfürsten ging aus. Der hochrednerische Otto mit dem Pfeil, Otto der Kurze, Hermann der Lange, sämtliche Ottos und Herrmanns und andere starben im Lauf der Natur; Neffe Waldemar selbst, ein rühriger Mann, starb vor der Zeit (A. D. 1319) und hinterließ bloß einen jungen Vetter als Nachfolger, der wenige Monate darauf starb[1]: die Linie Albrechts des Bären erlosch in Brandenburg. Sie hatte an zweihundert Jahre dort angedauert. Es waren in der letzten Zeit nicht die erfolgreichsten Markgrafen gewesen, Ländereien häufig zersplittert zwischen jüngern Söhnen, von mehreren Markgrafen gemeinschaftlich regiert, was selten gut tut: doch hatten sie sich bis ans Ende allezeit tapfer behauptet, hatten die Bühne mit stolzer Haltung beschritten und, man muß sagen, waren auch mit Ehren abgetreten, indem sie ein solches Brandenburg hinterließen, das hauptsächlich sie geschaffen während der zwei Jahrhunderte, die ihnen beschieden gewesen, ehe die Nacht kam.

Noch gab es askanische Vettern in Menge dortzulande, anhaltische Herrschaften, sächsische Herrschaften, angestammte Nachkommen von Albrecht dem Bären, deren einem oder anderem in gewöhnlichen Zeiten das albertinische Erbe zugesprochen worden wäre. Aber es waren Zeiten des Kampfes, der Ungewißheit, bestrittenen Wahl, und die Askanischen, bemerke ich, hatten sich mehr an die Partei Friedrichs von Österreich angeschlossen, die den kürzern zog. Kaiser Ludwig der Bayer wollte keinen von ihnen belehnen; das Gegenkaisers Belehnungen, falls er solche erteilte, waren ohne Kraft in jenen fernen nördlichen Gegenden. Ludwig zog es vor, nach seinem Siege bei Mühldorf das Kurfürstentum Brandenburg als dem Reich heimgefallen, als seit drei Jahren erledigt und herrschaftslos daliegend zu betrachten, über das der Kaiser nun zu verfügen habe. Der Kaiser gab es demgemäß seinem Sohn, welcher ebenfalls Ludwig heißt: das Datum der Belehnung ist 1323 (Jahr nach seinem Sieg bei

[1] September 1320 (Pauli I. 391); Michaelis I. 260—277.

Mühldorf), ein unglückliches Datum für Brandenburg. Wir kommen nun zu einer Linie bayrischer und dann luxemburgischer Markgrafen, beide von unheilvoller Bedeutung für Brandenburg.

Die askanischen Vettern, hohe sächsische Herrschaften etliche von ihnen, grollten enttäuscht und protestierten heftig, konnten die Sache aber nicht ändern, weder jetzt noch später. Die Linie erlosch mit der Zeit auch in Sachsen, machte den Wettinern Platz, die noch jetzt da sitzen. Die Askanier mußten sich mit ihrem ursprünglichen Besitzstand bescheiden — mit hohen Stammbäumen, Schlössern von Askanien und Ballenstedt, anhaltischen Territorien, oder was sie sonst noch haben mochten — und sind niemals wieder auf die verlorene Höhe gekommen, wiewohl das Geschlecht noch blüht und Eigenschaften besitzt außer seinem Stammbaum. Wir sagten, der „Alte Dessauer", Leopold Fürst von Anhalt-Dessau, war ihr Oberhaupt zu Friedrich Wilhelms Zeit, und er hat Nachkommen bis zum heutigen Tag. Katharina II. von Rußland war von dem anhalt-zerbstischen, einem jüngern Zweige. Albrecht der Bär, falls ihm das was nützt, hat noch immer gelegentlich bemerkenswerte Stellvertreter.

Ludwig der Jüngere, Kaiser Ludwigs des Bayern ältester Sohn, war noch unmündig, als er 1323 zum Kurfürsten von Brandenburg ernannt wurde: natürlich hatte er einen Statthalter damals, und nachher bei gelegentlichen Abwesenheiten eine Reihe solcher. Kaiserliche Räte, Burggraf Friedrich IV. unter ihnen, mußten auf Brandenburg in dessen neuer Lage etwas Sorge verwenden. Wer diese brandenburgischen Statthalter waren, ist sogar Dryasdusten völlig gleichgültig — außer daß zu einer Zeit einer von ihnen ein Hohenzollern war: welchen Umstand Dryasdust mit schuldiger Bewunderung anmerkt. „Was er dort getan", gesteht Dryasdust, „findet sich nirgends aufgeschrieben" — Gutes, wollen wir hoffen, und nichts Schlimmes — aber nur sein Ernennungsdiplom (datiert 1346, nicht zu Ludwigs Minderjährigkeit, sondern viele Jahre, nachdem diese geendigt[1]) ist als urkundliche Meldung von ihm da. Eine schwierige Aufgabe mußte er ebenso wie die übrigen Statthalter und Unterstatthalter gehabt haben, und er ahnte nicht, daß er im Grunde für seinen eigenen Enkel und eine lange Reihe von noch späteren Nachkommen wirkte. Der Name dieses zeitweiligen Statthalters, des ersten Hohenzollern, der je etwas mit Brandenburg zu tun gehabt, ist Burggraf Johann II., ältester Sohn unseres angesehenen Mühldorfschen Freundes Friedrich IV. und Großvater (durch einen andern Friedrich) des Burggrafen Friedrich VI. — welcher letztere Herr, wie sich zeigen wird, ganz ohne Zweifel erntete, was allerlei Leute in Brandenburg Gutes und Schlechtes ausgesät hatten. Derselbe Johann II. war es, der das Plassenburger Schloß und Territorium (billig, für bares Geld) erstanden hatte, wo die Familie dann ihren Sitz hatte. Hof, Stadt und Landschaft, waren seinem Vater in jener Gegend zu-

[1] Rentsch S. 323.

teil geworden, ein Geschenk der Dankbarkeit Kaiser Ludwigs — der größte Teil des Vogtlandes ist nun hohenzollerisch.

Kaiser Ludwig der Bayer hinterließ seine Söhne als Kurfürsten von Brandenburg — „Kurfürst" wird nun der üblichere Titel für ein so wichtiges Land — Kurfürsten nicht in den besten Umständen: aber kein Sohn folgte Ludwigen als Kaiser nach — Nachfolger im Reich war jener Pfaffenkaiser, der Sohn Johanns von Böhmen, ein Luxemburger wieder. Kein Sohn Ludwigs und auch von seinen Nachkommen keiner — außer, nach vierhundert Jahren, jener unglückliche Karl VII. zu Maria Theresias Zeit; dieser war ein Nachkomme, von dem wir mehr als genug hören werden. Der unglücklichste von allen Kaisern, jener Karl VII., weniger ein souveräner Kaiser als ein Zankapfel, hingeworfen, damit gewisse Parteien, Ludwig XV. und Georg II., sich darob herumbissen, wie Hunde um einen Knochen — Wachthunde der Götter, die mitunter fähig sind, zu jagen statt zu hüten. — Wir wollen für jetzt weiter nichts von Ludwig dem Bayer oder seiner Nachkommenschaft sagen: wollen einen kurzen Blick hinüber nach Preußen werfen und sehen, was die Deutschritter im neuen Jahrhundert treiben. Es ist das Jahr 1330, Johann II. zu Nürnberg ist erst ein werdender Burggraf und keineswegs Statthalter in Brandenburg, und Ludwig der Jüngere steht im siebenten Jahr seiner neuen Würden alldort.

Die Deutschritter haben nach unendlicher Arbeit und Mühe die heidnischen Preußen bezwungen, das Land besiedelt mit betriebsamen deutschen Einwanderern, die Weichsel und Nogat eingedämmt, ihr Sumpfland in Wiesen umwandelnd und ihre wüsten Lachen in tiefe Schiffahrtswege; Städte sind erstanden, Königsberg (König Ottokars Stadt), Thorn (Stadt der Tore) und noch viele andere: so daß die wilde Bevölkerung und die zahme nun leidlich zusammen lebten unter biblischem und lübischem Recht und überall blühten Ackerbau und Handel auf, und es war ein reiches Land, wodurch auch die Deutschritter reich geworden waren und ihr Leben sieghaft behaglich im Vergleich. Aber die Reichtümer und die Behaglichkeit des Sieges hatten auch die gewöhnlichen schlimmen Folgen mit sich gebracht. Ritter, die sich dem Wohlleben, dem weltlichen Ehrgeiz hingeben, Ritter, die nicht mehr geharnischt sind mit strengem Panzer und Gebet, Ritter, die sich auf üppige Gedanken und üppiges Treiben einlassen, feierlich gelobend und gemächlich nicht erfüllend, ohne Reue oder Bewußtsein von Unrecht täglich verbotene Früchte genießend, Ritter, die immer mehr zu dem Mastochsenzustand heranschwellen, für die gibt es nur e i n Schicksal. Wie weit es mit ihnen gekommen war, mag uns folgendes Symptom lehren.

Im Jahre 1330 war ein gewisser Werner von Orseln Hochmeister dieser Ritter. Der Hochmeister, der noch gemeiniglich der würdigste Mann, den sie finden können, und in der Theorie ihnen heilig ist, wie ein Großlama oder Papst unter Kardinallamas oder wie ein Abt unter seinen

Mönchen — Hochmeister Werner, sagen wir, hatte sich zu Marienburg eines Nachmittags des besagten Jahres 1330 niedergelegt, um sein Mittagsschläfchen zu halten, und träumte friedlich nach einem mäßigen Mahle, als ein gewisser vom Teufel gerittener Sterblicher, Johann von Endorf, einer seiner Ritter, der lange gemurrt über Strenge, Mangel an Beförderung und dergleichen, auf den guten alten Herrn losstürzte, ihn erstach[1]: „tot um einen Dukaten" — und ein Parricidium beging, darob das Kreuz auf den eigenen weißen Mänteln selber schaudert! Ein noch viel ärgeres Parricidium als jenes an der Furt des Reußflusses am einäugigen Albrecht verübte.

Wir verlassen die schaudernden Ritter, die es mit strenger Rache schlichten mögen, und die es auf einen Moment aufgeweckt hat zu einigem Bewußtsein der bedenklichen Lage, der sie entgegengingen.

[1] Voigt IV. 474, 482.

Elftes Kapitel / Bayrische Kurfürsten in Brandenburg

Als der junge Kurfürst Ludwig von Brandenburg, Kaiser Ludwigs ältester Sohn, die Mündigkeit erlangt hatte, kehrten die Hofmeister oder Statthalter heim — nicht mehr nötig außer in Fällen gelegentlicher Abwesenheit fortan — und der junge Mann suchte auf eigene Faust fertig zu werden. Sein Erfolg war nur leidlich, doch er behauptete sich zwanzig Jahre lang, besser oder schlechter. „Er half König Eduard III. bei der Belagerung von Cambrai (A. D. 1339)“[1], da dessen französische Politik mit der des Kaisers verknüpft war: es ist sicher, Kurfürst Ludwig „stand persönlich mit 600 Reitern“(gegen guten Sold, vermute ich) „im Felde bei jener Belagerung von Cambrai“ — und hat vermutlich den Schwarzen Prinzen gesehen und mit ihm zuweilen gespeist, wie englische Leser es sich vorstellen können. In Brandenburg hatte er viele Stöße und schwierige Begegnisse zu bestehen; ward aber niemals völlig aus dem Felde geschlagen, was einem hätte leicht geschehen können.

Ein Mann von einiger Fähigkeit, wie man sehen kann, obschon von nicht genug: er spielte seine Partie mit Entschlossenheit, nicht ohne Geschicktheit, aber die Karten waren von vornherein gegen ihn. Daß seines Vaters Sachen meist schlimm gingen, gereichte nicht zum Nutzen der seinigen, die an sich nicht gut gingen. Die Brandenburger, die ihre alten askanischen Fürsten im Andenken trugen, waren Ludwig und den neuen bayrischen nicht hold. Das anhaltische Vettertum grollte unversöhnlich, war nimmer müßig, Gruben zu graben und Verwirrung anzustiften. Durch sie und andere hatte Kurfürst Ludwig der Plagen in Fülle, denen er durchaus nicht übel die Spitze bot, und die wir hier gänzlich auslassen.

Ein auferstandener Askanier: Der Falsche Waldemar.

Die ruchloseste und ärgste Plage, die sie ihm anstifteten, war jene mit dem auferstandenen Waldemar (A. D. 1345), dem „Falschen Waldemar“, wie er jetzt in den brandenburgischen Büchern heißt. Waldemar war der letzte oder so gut wie der letzte der askanischen Markgrafen gewesen, und

[1] Michaelis I. 279.

er starb in seinem Bette, zwei Jahre ehe Ludwig je diese Länder gesehen, vor fünfundzwanzig Jahren, und ward begraben; und es war, wie es schien, mit ihm zu Ende. Doch nein, nach fünfundzwanzig Jahren erscheint Waldemar wieder: „Nicht begraben oder tot, nur scheinbegraben, scheintot; bin im Heiligen Land gewesen diese ganze Zeit über, auf Wallfahrt und Buße, und komme nun das Meine zurückzufordern — welches Fremde sehr mißbrauchen [1]!“

Perkin Warbeck, Post-mortem-Richard II. von England, Demetrius von Rußland, Martin Guerre der Causes Célèbres: es ist eine alltägliche Geschichte in der Welt und bedarf keiner Erklärung hier. Post-mortem-Waldemar soll ein Müllersknecht „mit Namen Jakob Rehbock“ gewesen sein, der viel um den wirklichen Waldemar gewesen, als Diener, und einige Ähnlichkeit mit ihm hatte. Er wies Siegelringe auf, erzählte allerhand Begebnisse, die der wirkliche Waldemar gehabt hatte. Viele glaubten an seinen Anspruch und griffen zu den Waffen, um ihn geltend zu machen, da das Reich zur Zeit in innerem Hader lag und der arme Kaiser Ludwig mit seinen Avignoner Päpsten und erzürntem Könige Johann in tiefen Gewässern watete. Namentlich glaubten und fochten für den Post-mortem-Waldemar die mißvergnügten Vettern oder Fürsten von Anhalt, deren Erfindung er überhaupt gewesen sein soll. Kurfürst Ludwig hatte vier oder fünf der schlimmsten Jahre mit ihm — um so schlimmer, als im Lauf derselben (A. D. 1346) der Pfaffenkaiser (König Johanns Sohn) auf dem Schauplatz erschien und Kaiser Ludwig zwei Jahre danach, freilich nicht ihm, sondern dem Tode sich beugend, von dort verschwand [2], so daß es Kurfürst Ludwig allein mit dem Pfaffenkaiser zu tun hatte und nun nicht verhindern konnte, daß dieser im Reich nachfolgte. Er versuchte es zwar nach Kräften, stellte, er mit anderen, einen Gegenkaiser auf (Günther von Schwarzburg, zeitweiligen Gegenkaiser, den englische Leser wieder vergessen dürfen): er tummelte, focht, unterhandelte, landauf landab, und rannte einmal nach Preußen zu den Deutschrittern hinüber — mutmaßlich, um Geld zu borgen —, aber es fruchtete alles nichts. Der Pfaffenkaiser obsiegte auf dem Reichstag und außerhalb des Reichstags: Karl IV. dem Titel nach; wohl ein kläglicher Kaiser und von Natur ein Feind Ludwigs.

Unter diesem Getümmel verwickelter Umstände war es, daß Ludwig mit seinem Falschen Waldemar zu tun hatte, aus den Tiefen heraufbeschworen über ihn, als ein frischer Spuk, wo bereits des Spuks genug um den armen Ludwig im Ringelreigen tanzte. Von diesem unentwirrbaren Spuktanz aber, der, unter andern Dingen, ganz Brandenburg mit Vernichtung bedrohte und dennoch im verborgenen Brandenburg der Neu-

[1] Michaelis I. 279.

[2] Erwählt 1314, Mühldorf und Wahl bekräftigt 1322, gest. 1347, 60 Jahre alt.

geburt und höheren Geschicken entgegenführte, meinen Lesern einen verständlichen Begriff zu geben (ohne gewissermaßen neue Geister aufzustören), wie wird das möglich sein? — Hier, flackernd am Rande des Verbrennens nach geleistetem Dienst, ist eine arme Notiz, die der Leser, selbst auf die Gefahr hin, daß sie überflüssig sei, doch zum Teil mit sich nehmen mag:

„Kaiser Heinrich VII., der am Sakramentswein starb, der erste der luxemburgischen Kaiser, hinterließ Johann, einen fünfzehnjährigen Knaben, der nicht der zweite derselben werden konnte, jedoch mit der Zeit den zweiten erzeugte, welcher wieder den dritten und vierten erzeugte.

Johann war bereits König von Böhmen; der wichtige junge Herr, Ottokars Enkel, den wir ‚zu Olmütz, man weiß nicht von wem, ermordet' gesehen haben, hatte diesen Thron erledigt hinterlassen, so daß dieser dem Kaiser anheimfiel, welcher unter Beistimmung der Nation seinen Sohn Johann darauf setzte. Da war ein Mitbewerber, ‚Herzog von Tirol', der locker gegründeten Anspruch machte: ‚Meine Gemahlin war Tante des jungen ermordeten Königs', sagte er, ‚folglich' —! — Der Kaiser, und Johann nach ihm, wiesen diesen Mitbewerber zurück, aber er gab ihnen lange zu schaffen, da er große Reichtümer und Mittel besaß. Er erzeugte eine Tochter, Margarete, Erbin von Tirol — mit einem schrecklichen M u n d in ihrem Gesicht und nicht dem sanftesten Herzen in ihrem Leibe — das war vielleicht seine Haupttat in der Welt. Er starb 1331, hatte sich ‚König von Böhmen' zwanzig Jahre lang — seit 1308 — tituliert, aber in den letzten zwei Jahren seines Lebens war er davon abgestanden und hatte nicht weiter zu schaffen gemacht, da er ein hübsches Abfinden mit Johann getroffen hatte.

Johann verheiratete nämlich seinen ältesten Sohn an seines Mitbewerbers schöne Tochter mit dem Munde (Jahr 1329): ‚Kommen nicht auf diese Weise Böhmen und Tirol zusammen in meinem Geblüt und in eurem, und wir sind alle beide gemachte Leute?' sagten die zwei vertragenden Parteien. — Leider nicht: der mitbewerbende Herzog, Vater der Braut, starb etwa zwei Jahre darauf, vermutlich mit verminderter Hoffnung für die Sache, und König Johann erlebte es, die Hoffnung ganz und gar scheitern zu sehen. Es kamen keine Kinder, es kam kein — kurz Margarete brach, nach einem Dutzend Jahren der Ehe unter mißlichen Umständen, dieselbe wie durch Explosion ab, nahm sich und ihr Tirol unwiderruflich hinüber zu Kaiser Ludwig, gänzlich hinweg von König Johann, welcher, als seine Hoffnungen auf Tirol so elend verschieden, fortan der bittere Feind Ludwigs und aller wurde, die mit ihm zu tun hatten." —

Die Tiroler Explosion war 1342. Und nun, diese vorläufigen Daten und Umrisse im Sinne behaltend, werden wir die großmaulige Dame und ihre Bedeutung in der Welt besser verstehen.

Margarete mit der Maultasche.

Was hauptsächlich diesen Tanz der Teufel über den armen Ludwig heraufbeschworen hatte, war eine Heirat, die er selbst angestiftet hatte, drei Jahre ehe Waldemar auftauchte; wovon einige Erwähnung, und wäre es auch nur um des Namens der Braut willen, erlaubt ist. Margarete von Tirol, gemeiniglich, von Zeitgenossen und der Nachwelt, Margarete Maultasche genannt, sie war die Braut — Hochzeit zu Innsbruck 1342, gefördert von Vater Ludwig dem Kaiser: — den Mund kann man sich

ungefähr vorstellen, und der Charakter entsprach ihm genau. Was die beiden Ludwige für eine wahrhafte Eroberung des Goldenen Vlieses unter den vorwaltenden Umständen hielten, erwies sich als der Anfang ihrer schlimmsten Tage für beide.

Durchaus nicht eine liebliche Braut, diese Maultasche, die außerdem nun an das mittlere Alter grenzt und Ärgernis genug in der Welt gehabt hat. War schon einmal verheiratet, vor dreizehn Jahren, nicht weislich und auch keineswegs allzu wohl. Ein schrecklicher Drache von einem Weib, ist in unmeldbaren ehelichen Zwisten gewesen, in Kriegen und Belagerungen gegen aufständische Vasallen, setzt sich sogar eine eiserne Haube auf den Kopf und zieht ins Feld, wenn es darauf ankommt: die wüterische Bärin von Tirol. Aber sie hat unermeßliche Besitztümer in Ermangelung weiblicher Reize. Sie stammte mütterlicherseits von jenem Herzog von Meran ab, welchen wir seinen Tod (nicht ohne Ursache) in der Plassenburg vor hundert Jahren haben finden sehen[1]. Ihr Ahne war Gemahl einer Schwester jenes umgebrachten Herzogs: von ihm erbte sie Tirol, Kärnten, Steiermark, ist selber ein einziges Kind, die letzte einer Linie, ungeheuerste Erbin weit und breit, so daß es ihr, trotz Mund und Gemütsart, mitnichten an Freiern gefehlt hat, namentlich warben kluge Väter für ihre Söhne um sie.

Noch zu ihres Vaters Lebzeit hatte Johann, König von Böhmen, der allezeit munter aufpaßte auf dergleichen Symptome von Dingen und in diesem Falle noch besondere Interessen hatte, um sie geworben und sie heimgeführt für seinen Kronprinzen (wie wir eben gesehen), einen Jüngling mit großen Aussichten, mit Aussicht auf die Kaiserkrone selber vielleicht, an den sie vor dreizehn Jahren verheiratet wurde, und dem sie auch Tirol als Erbe brachte: jedoch mit den schlimmsten Ergebnissen. Das Erbe war nämlich nicht zu haben ohne Streit mit Österreich, welches gleichfalls Ansprüche hatte. Noch weit schlimmer, die Heirat an sich ging schief: Johanns Kronprinz war „ein sanftmütiger Herr", sagen die Bücher: warum auch eine große Bärin in die Höhle eines armen Rehes bringen? Genug, die Ehe kam zu nichts, außer zu gewaltigem Gezänk, welches uns nichts angeht: und Margarete Maultasche hat sich nun von ihrem böhmischen Kronprinzen, als einer Nullität, scheiden lassen und heiratet aufs neue, unter ähnlichen Bedingungen, Kaiser Ludwigs Sohn, unsern brandenburgischen Kurfürsten — der möglicherweise nunmehr hofft, daß er, vermöge seines Vaters und Tirols, als Kaiser sukzedieren möge. Welches gar anders ausfiel.

Die Trauung geschah in der Kirche zu Innsbruck am 10. Februar 1342 (denn wir lieben es, genau zu sein), „im Beisein Kaiser Ludwigs", des glücklichen Mannes, „und vieler Fürsten des Reichs", wenig ahnend als welch ein Knäuel es sich erweisen werde. „Am Hochaltar streifte sie

[1] Oben S. 100.

ihren Schleier" (das Wahrzeichen des Frauen- oder Witwenstandes) „ab und setzte einen Jungfernkranz auf", symbolisch zu erkennen gebend, wie glücklich Ludwig der Jüngere noch wäre. Sie hatten nachher einen Sohn, aber es erging ihnen in anderem Betracht, und in Wahrheit auch in diesem Betracht, sehr bunt.

König Johann, als er Tirol dergestalt entgangen sah, grollte seinem Kronprinzen fürchterlich, verstieß ihn als eine Nullität: „Aus meinen Augen, nach Mähren mit dir, auf Apanage; bist nicht länger Kronprinz!" — und fing Krieg mit Kaiser Ludwig an, steckte sich fleißig mit dem feindlichen Papst, mit dem König von Frankreich zusammen, zettelte fleißig Bünde und Ränke an, weit und breit, ewige Feindschaft auf jede Art und Weise gegen Kaiser Ludwig gelobend — und stellte seinen Sohn Karl zum Pfaffenkaiser auf. Ja, vielleicht war er auch der Urheber vom Post-obit-Waldemar. Kurz, er beschwor, er vornehmlich, diesen Teufelstanz herauf, unter welchem, da Kaiser Ludwig gestorben ist, der arme Kurfürst mit der an ihm hängenden Maultasche mitunter nicht weiß, wo hinaus.

Johanns armer Kronprinz, als er die Dinge diese Wendung nehmen sah, zog sich nach Mähren zurück, wie befohlen: „Markgraf von Mähren", und fügte sich friedsam in seinen Charakter als Nullität und in den Verlust der Maultasche — wählte sich übrigens eine neue Prinzessin zur Gemahlin, eine mit mäßigern Mundesdimensionen, und erzeugte Söhne und Töchter mit ihr auf neue Rechnung. Zeugte unter anderen einen gewissen Jobst, seinen Nachfolger in der Apanage oder dem Markgrafentum, der als Jobst oder Jodocus von Mähren in der darauffolgenden Generation einiges Aufsehen machte und der uns noch in bezug auf Brandenburg in dieser Geschichte begegnen wird.

Was die Frau Margarete Maultasche betrifft, so hatte sie wie mit ihrem alten Ehegemahl so mit ihrem neuen ihre Plagereien, mit heftigem Funkenflug. Sie betrieb feurige Belagerungen gegen ihn und hatte Explodiermethoden — die denen des Mönchs Schwarz, der damals gerade dabei war das Pulver zu erfinden, nur wenig nachstanden. Es läßt sich nicht erwarten, daß sie in elysischer Eintracht mit Kurfürst Ludwig lebte — das Gegenteil war der Fall, und meist lag Deutschland in seiner ganzen Breite zwischen ihnen, er in Brandenburg, sie in Tirol. Auch wurde Ludwig junior niemals Kaiser, wie sein Vater und sie gehofft hatten; im Gegenteil, König Johanns von Böhmen Sippschaft — die erwarb zunächst die Kaiserkrone und behielt sie; ein neues Ärgernis für die Maultasche.

Ludwig und sie hatten einen Sohn, wie gesagt, Prinz von Tirol und was dazu gehört, Titular-Markgraf von Mähren und noch sonst vieles von Geburt: aber ach, er starb, etwa zehnjährig, ein frühreifer Knabe — man denke sich das wilde Geheul einer mütterlichen Bärin! Und der Vater war bereits tot[1], und eine boshafte Welt flüsterte, sie habe sie vielleicht

[1] 1361 starb Kurfürst Ludwig, 1363 der Knabe, 1366 die Maultasche selber.

beide vergiftet. Das stolze Weib, auch alt nun, beutelte seine starken Lippen zusammen ob solchen Gerüchtes und ebenso seine starke grobe Seele — in dumpfer Verachtung das Jenseits anrufend, in innerm Kummer, von dem die Welt nichts wußte. Sie vermachte förmlichst ihr Tirol mit seinen Anhängseln den österreichischen Erzherzögen, welche Kinder ihrer Mutterschwester waren, und setzte sie sogar in die Regierung ein, um die Sache ganz sicher zu machen. Dies geschehen, zog sie sich mit einem Jahrgeld nach Wien zurück, um da ein wenig ihren Gedanken zu leben und zu beten, bevor der Tod käme; wie er nun auch nach kurzen ein oder zwei Jahren kam. Und Tirol nebst Anhängseln blieb bei Österreich von jener Stunde ab bis zu dieser, da Margaretes kleiner Knabe gestorben war.

Margarete mit der Maultasche, der ungeschlachte Dragonerrittmeister von einem Weib, das gelegentlich eine Eisenhaube auf dem Kopfe trägt und schrecklich fluchen kann, bleibt mir einigermaßen denkwürdig. Im Vergleich mit einer Pompadour, einer Herzogin von Cleveland, von Kendal und anderen hochgeschminkten unglücklichen Weibsbildern, von denen es nicht anständig ist, unnötigerweise zu sprechen, wiewohl dies oft geschieht — erhebt sich die Maultasche in den Rang des Geschichtlichen. Sie brachte Tirol nebst Anhängseln an Österreich, war nahe daran, Brandenburg der Vernichtung entgegenzuführen, indem sie einen solchen Spuktanz um Ludwig und das Land veranlaßte, und führte Brandenburg im verborgenen dennoch einem gar andern Ziele entgegen, welches sich gleicherweise als bleibend erwiesen hat.

Zwölftes Kapitel / Brandenburg zu Kaiser Karls Zeit; Ende der bayrischen Kurfürsten

Kaiser Ludwig starb 1347, während der Falsche Waldemar sich noch rührte. Wir sahen Karl IV., Johanns von Böhmen zweiten Sohn, hierauf Kaiser werden, indem Johanns erstgeborne Nullität übergangen wurde. Dieser vierte Karl — die anderen drei Karle gehören zum Karolingergeschlecht, Karl der Kahle, der Fette usw., und liegen unterhalb unseres Horizontes, während Karl der Fünfte von wieder anderem Geschlecht und jedermann bekannt ist — dieser Karl IV. ist derselbe, der die heutigen Touristen wohlbekannte Karlsbader Quelle entdeckte, und der die Goldene Bulle[1] schuf, die für ein landwirtschaftliches Preisvieh zu halten ich allen Engländern untersage, da das Ding etwas ganz anderes ist, wie einige wissen.

Sonst ist nicht viel von Karl in der Reichsgeschichte zu melden. Ein ungeschätzter Mensch, der sich Ruhe in der Welt zu erkaufen suchte, indem er mit beiden Händen vom Heiligen Römischen Reich hergab an jeden Bettlerpolterer oder Barzahler, der sich meldete. Trauriges Anzeichen dessen, was aus dem Römischen Reich geworden und was im Werden war. Das hochaufgesteckte Reichsschild in den ronkalischen Gefilden zu Barbarossas Zeit bedeutete, und zwar in vollem Ernst: „Wohlan, wer da Unrecht gelitten!" — es bedeutet nun: „Wohlan, wer da mich ins Bockshorn jagen kann oder Geld in der Tasche hat!" Eine nichtbewundernde Nachwelt hat dieses Karl IV. Spottnamen bestätigt und nennt ihn den Pfaffenkaiser. Er blieb meist zu Prag, bereit, Geld entgegenzunehmen, und bedacht, sich Gefahr vom Leib zu halten. In seinen jüngeren Jahren hatte er viel an dem französischen Hof gelebt, in Italien hatte er Ungemach, fast Ermordung erlitten, viel hin und her gewehet, der arme leichte Schelm, von den chaotischen Winden seiner Zeit — indem er auf keinen Stern zusteuerte.

Johann, König von Böhmen, hatte es nicht erlebt, Karl als anerkannten Kaiser zu sehen. Der greise, seit einiger Zeit blinde Johann war zwei Jahre vor diesem Ereignis umgekommen — der Weltgeschichte und der Geschichte von England ein Wappenwahrzeichen hinterlassend,

[1] Englisch: the Golden Bull. D. Übers.

wenn sonst nichts. Der arme Herr, er hatte sich in Preußen glänzend für das Kreuz geschlagen, da er das Schlagen sehr liebte; er nahm Schlesien allmählich durch Bieten und Bitten (pretio ac prece) dem polnischen König ab[1], fügte es fest zu Böhmen und zu Deutschland — unbewußt harrend der höheren Geschicke, die Schlesien haben mochte. Der Maultasche und Tirols halber brachte er arges Drangsal über Brandenburg und führte doch unbewußt Brandenburg auf dunklen Bahnen des Weges, den es gehen sollte. Ein rastloser, prahlerischer, weithin greifender, starkfäustiger Mann, der die Welt in Getümmel erhielt, wo er sich immer befand. Und all das hat sich als stumm im Gedächtnis der Welt erwiesen, während der zufällige Schatten von einem Federbusch, den er einmal getragen, lautbar daselbst geworden ist. Das Gedächtnis der Welt ist mitunter gar launenhaft.

Vielfach verflochten mit dem König von Frankreich, der nebst dem Papst seine Hauptstütze in diesen letzten antiludwigischen Operationen war, hatte Johann — 1346, Pfaffenkaiser Karl eben aufgestellt — seine Ritterschaft nach Frankreich geführt zur Hilfeleistung gegen die zur Zeit dies Land sehr bedrängenden englischen Eduarde. Johann war blind, aber er hatte gute Ideen im Kriege. Bei der Schlacht von Crecy, am 24. August 1346, riet er, wir wissen nicht was, focht aber mit eigener Faust, obgleich stockblind. „Band seinen Zügel an den des Ritters neben ihm und stürmte drein" wie ein altes blindes Schlachtroß, das beim Trompetenklang zu wilder Wut entflammt — und ward dort von irgendeinem englischen Spieß oder Pfeil zu Boden gestreckt. Man fand ihn auf jenem Felde des Blutbads (auch Feld der Ehre in einer Art), sein altes blindes Gesicht sehr blind zu den Sternen hinaufblickend: auf seinen Schild war ein Federbusch aus drei Straußfedern gemalt mit „Ich Dien" darunter geschrieben: — ein Emblem, das seitdem jedem Engländer geläufig ist[2]! Der Verfasser dieses Buches selber bemerkte es, in sehr früher Kindheit, auf der britannischen Majestät Kriegstrommeln und mußte Kinder von größerem Wuchs fragen, was es bedeutete.

Dies ist alles, was ich von König Johann und seinem „Ich Dien" zu melden hatte. Von den luxemburgischen Kaisern (vier an der Zahl, zwei Söhne Karls kommen noch), die, außer jenem Opfer des Sakramentsweins mit „Ich Dien" zum Sohne, wenig taugen und kein Andenken von der Menschheit verdienen, soweit sie nicht leicht herauswirrbar mit der Geschichte edlerer Menschen verflochten sind: — auch über sie möchte ich lieber schweigen, darf aber nicht. Muß mindestens erklären, wie sie als „luxemburgische Kurfürsten" nach Brandenburg gekommen und wie sie daraus wegkamen und Brandenburg, zwar nicht vernichtet, aber sehr nahe daran, hinterließen.

[1] 1327—1341 (Köhler, S. 302).

[2] Es ist bekanntlich die Devise des Prinzen von Wales, Prince of Wales feather genannt. D. Übers.

Ende des auferstandenen Waldemar; Kurfürst Ludwig tritt durch Verkauf ab.

Da der imaginäre Waldemar sich noch immer in Brandenburg umtat, so war es natürlich an Kaiser Karl, ihn echt zu finden und jenen Spuktanz um den armen Kurfürsten Ludwig, des verstorbenen Kaisers Sohn, der gar kein Anbeter Karls war, in Schwung zu halten. Waldemar ward beträchtlich unterstützt. Kaiser Karl belehnte ihn förmlich als wirklichen Kurfürsten, soweit Pergament es vermochte, und im Fall seines Todes, lautete Karls Urkunde weiter, sollen die Fürsten von Anhalt sukzedieren — Ludwig soll auf alle Fälle fortan eine Null sein. Es folgte Krieg oder was sie Krieg nannten: viel verwirrtes Inslandbrechen, Scharmützeln und Würgen durch zwei Jahre. „Die meisten Städte erklärten sich für Waldemar und ihr altes anhaltisches Markgrafengeschlecht": Ludwig und die Bayrischen sind offenbar nicht populär hier. Doch hielt Ludwig wacker aus, wollte sich nicht bezwingen lassen. Er hatte den König von Dänemark zum Schwager, hatte Anhänger im Reich: noch wichtiger vielleicht, er hatte die jüngst seinem Vater zugehörigen Reichskleinodien noch in Händen. Er hielt hartnäckig Belagerung von den Kaiserlichen und den Anhaltischen aus, rief die Dänen zur Hilfe herbei, stellte einen Gegenkaiser auf, wie bereits erwähnt — zeitweiligen Gegenkaiser Günther von Schwarzburg, den der Leser ein zweites Mal vergessen darf: — kurz, Ludwig richtete es aus, Kaiser Karl und den imaginären Waldemar mit seinen Anhaltischen zum Stillstand und Unterhandeln zu bringen und Brandenburg von ihnen zu reinigen. Im Jahre 1349 gingen sie ihrer Wege, und jener Teufelstanz, der fünf Jahre und darüber um Ludwig gewütet hatte, ward endlich wieder beschworen oder eingelullt.

Der imaginäre Waldemar zog sich, nach einigem ferneren fruchtlosen Krümmen, völlig in das Privatleben am Hofe von Dessau zurück und starb glücklicherweise nicht lange Zeit darauf. Starb ebenfalls am Hof von Dessau, wo ihn die anhaltischen Vettern noch bis zuletzt als obersten Vertreter Albrechts des Bären und als wirklichen Prinzen Waldemar behandelten, wofür sie ihre guten Gründe hatten. Abbildungen von diesem Falschen Waldemar finden sich noch hie und da in deutschen Antiquarläden[1] und stellen einen recht albernen Kerl dar, in gewaltige Draperien eingehüllt, Mund teilweise, Augen gänzlich und weit aufgesperrt — nimmer zurückgekommen vom Erstaunen über sich und die Dinge überhaupt! Wie es dem armen Brandenburg bei diesen chaotischen Balgereien und dauernden Veränderungen unter den bayrischen Kurfürsten erging, können wir uns nur zu gut vorstellen, und das ist gering gegenüber dem, was ihm bevorsteht.

Indessen in demselben Jahre 1349, als zeitweiliger Stillstand ein-

[1] Kloß (Vaterländische Gemälde II. 29), die obenerwähnte dürftige Kompilation, wertlos bis auf die alten Exzerpte usw., enthält eine solche.

getreten, übergab Kurfürst Ludwig die Dinge, ihrer satt, seinem Bruder: „Habe ich nicht eine begüterte Maultasche, mein Gorgonenweib, empfänglich für Güte, in Tirol; habe ich nicht noch anderwärts im Reich Land und Gut?" dachte Markgraf Ludwig und übergab die Dinge seinem nächsten Bruder, der gleichfalls Ludwig heißt (wie auch der Vater geheißen, drei Ludwige auf einmal, denn unsere lieben Deutschen sind glänzend in der Namengebung): „Ludwig der Römer" dieser, während sein Bruder einfach Ludwig ist, unterscheidbar auch als Kurfürst oder selbst als Ludwig der Ältere bei diesem Stande der Dinge. Kurfürst Ludwig also, Jahr 1349, wäscht seine Hände über Brandenburg, während der Stillstand anhält, indem er sich nur die Kurfürstenwürde und den Titel vorbehält, und zieht seiner Wege, mit der Absicht, sich's nun in Bayern und Tirol bequem zu machen. Wie es ihm dort ergangen, seinem zärtlichen Gorgonen und ihm, wollen wir nicht weiter fragen. Sie hatten allezeit separate Wohnsitze als Zuflucht in äußersten Fällen! Sie hielten so noch zwölf Jahre miteinander aus, und Ludwig hinterließ seinen kleinen Knaben, der ihn noch überlebte, im Jahre 1361.

Zweiter und dann dritter und letzter der bayrischen Kurfürsten in Brandenburg.

In Brandenburg führte der neue Markgraf Ludwig, „der Römer" (weil er in Rom gewesen) zur Unterscheidung genannt, wie wir sagten, den Kampf mit der Anarchie fünfzehn Jahre ziemlich zähe fort, ohne sonderlichen Sieg auf irgendeiner Seite — schloß jedoch Frieden mit Kaiser Karl, indem er ihm die Reichskleinodien auslieferte, und versuchte, die einheimischen Räuber, die auftauchten, „viele davon Standesleute"[1], zu unterdrücken — bis auch er starb, kinderlos, A. D. 1365, nachdem er seit seines Bruders Tod, etwa vier Jahre, auch Kurfürst gewesen.

Hierauf kam Brandenburg, die Kurwürde und alle Titel, an Otto, Kaiser Ludwigs dritten Sohn, der glücklicherweise der letzte dieser bayrischen Kurfürsten ist. Sie waren eine unglückliche Reihe von Souveränen, nicht ganz ohne Verdienst bisher, und das unglückliche Land litt sehr unter ihnen. Bei weitem der Unglücklichste und bei weitem der Schlimmste war dieser Otto, ein liederlicher, durstiger, durchaus nichtsnutziger Herr, unter welchem, durch acht Jahre, die Verwirrung immer wirrer wurde, wie wenn das pure Chaos bevorstände, und Brandenburg und Otto wurden einander aufs äußerste müde.

Unter so bewandten Umständen, A. D. 1373, bot Kaiser Karl dem Kurfürsten Otto eine Kleinigkeit Bargeld, damit er sich hinwegmache. Otto schlug gierig ein, verkaufte sein Kurfürstentum und großes Markgrafentum Brandenburg für eine Bagatelle — 200 000 Taler (und davon

[1] Michaelis I. 282.

ward nur die Hälfte je bezahlt)[1] — zog sich auf sein Schloß Wolfstein in Bayern zurück, wo er sich mit Hilfe dieser und anderer Summen „so tief wie möglich in alle Art Wüstereien wälzte", und sudelte sich so nach wenigen Jahren zu Tode, die bayrische Reihe der Kurfürsten unsauber endigend. Sie hatten fünfzig Jahre gedauert, mit endloser Plage für das Land und für sich und mit solchem gegenseitigen Nutzen, wie wir gesehen.

[1] Michaelis I. 283.

Dreizehntes Kapitel / Luxemburgische Kurfürsten in Brandenburg

Wenn Brandenburg unter den bayrischen Kurfürsten fünfzig Jahre lang viel gelitten, so wurde es noch schlimmer und näherte sich dem Zustande des Schlimmsten unter den luxemburgischen, die vierzig Jahre regierten. Neunzig Jahre der Anarchie im ganzen, die es endlich der Hilfe von seiten des Schicksals sehr bedürftig machten! —

Karl IV. machte seinen ältesten erst zwölfjährigen Knaben Wenzel zum Kurfürsten von Brandenburg [1]; Wenzel soll einmal Kaiser und böhmischer König werden, denkt Karl — was auch wirklich, und wenig zu Wenzels Vorteil, später geschah. Mittlerweile ging Karl mit ihm nach Brandenburg, welches Land Karl für den gezahlten Preis recht gut gefiel; und wirklich scheint er sich später, in seinen alten Tagen, viel damit befaßt zu haben. Er versammelte eine Art Stände zweimal, ließ von ihnen das Land „nach Böhmen einverleiben" und machte es soweit fest und bequem zur Hand. Brandenburg soll von seinen Leiden ausruhen und fortan ein stillschweigender Teil von Böhmen sein, denkt Karl, wenn es dem Himmel gefällt. Karl, ein nichtiger Kaiser, hätte gern etwas getan „zur Ermunterung des Handels" in Brandenburg, wiewohl nicht zu sehen ist, was er eigentlich tat, falls es überhaupt etwas war. Er baute das Schloß Tangermünde und hat sich nachher meist da aufgehalten, ein noch ruhigerer Ort für ihn als sogar Prag; kurz, sein billiger Kauf scheint ihm Vergnügen gemacht, und er scheint sein altes nichtiges Leben damit erheitert zu haben, als mit dem einzig Gelungenen. Armer alter Gesell: er war ein Kaiser unter falschen Bedingungen gewesen, „wohlan, wer da mich ins Bockshorn jagen kann oder Geld in der Tasche hat" — ein Kaiser, der nicht anders als nichtig sein konnte! Nach vier Jahren starb er, und ohne Zweifel ward ihm in Brandenburg und sogar im Reich nachgetrauert angesichts dessen, was zunächst folgte.

In Brandenburg hinterließ er, anstatt eines mittelmäßigen oder selbst schlechten, aber fest an das Land gebundenen Regenten, dem es wenigstens hätte Ernst um sein Amt sein müssen, eine fluktuierende Reihe von Re-

[1] 1373 (geboren 1361).

genten, die nur locker und nicht im Ernst daran festhielten, was unendlich schlimmer war. Diese versuchten gar nicht einmal, es zu regieren, gaben es ins Pfandhaus, in eine fluktuierende Reihe von Pfandhäusern; unter ihnen schmeckte Brandenburg während der folgenden fünfunddreißig Jahre alle Früchte der Nichtregierung, nämlich Anarchie oder Regierung durch den Pfandleiher, und sank immer rascher der Vernichtung zu, wie es schien. Das war sein Schicksal unter den luxemburgischen Kurfürsten, welche sogar die bayrischen und alle anderen vermissen ließen.

Eines hat Kaiser Karl getan, was zuletzt zum Heile Brandenburgs ausschlug: er machte Freundschaft mit den hohenzollerschen Burggrafen. Diese, Johann II., jener zeitweilige „Statthalter" Johann, und sein Bruder, welche gemeinschaftlich daheim regierten, als Kaiser Karl zuerst auftrat — hatten treu zu Kaiser Ludwig und dessen Sohn gestanden, solange deren Spiel dauerte; ja von einem dieser Burggrafen war nach Ludwigs Abgang sogar die Rede als Kaiser, er war aber so weise, es nicht zu versuchen. Als Kaiser Ludwig gestorben, erkannten sie den Pfaffenkaiser noch immer nicht an, sondern beharrten finster in Widerstand, so daß Karl mit Macht ins Nürnberger Land rücken mußte, und durch große Versprechungen, ansehnliche Geschenke und das „Beispiel der übrigen Reichsfürsten"[1] bewog er sie zur Huldigung.

Nach diesem war ihr und ihres Nachfolgers (Johanns Sohn Friedrich V.) Fortschritt in der Gunst Karls etwas Außerordentliches. Karl gab seine Tochter dem ältesten Sohne dieses Friedrich V., bestimmte eine Tochter Friedrichs für seinen eigenen zweiten Prinzen, den berühmten, später berühmten Sigismund — welche letztere Heirat nicht in Wirkung trat, infolge veränderter Aussichten nach Karls Abgang. Ja, es gibt sogar noch eine Urkunde über eine Verehelichung von noch nicht geborenen Kindern: daß Karl eine Prinzessin binnen fünf Jahren und Burggraf Friedrich einen Prinzen zu dem Ende erzeugen solle[2]! Aber der Burggraf hatte keinen weiteren Prinzen, obschon Karl die schuldige Prinzessin lieferte und seinerseits bereit war. Oder dürfte diese wunderliche, voreilig aussehende Urkunde, die undatiert in den alten Büchern steht, nicht selber auf obige Heirat, die stattfand, Bezug haben? — Jahre vorher schon hatte Karl seinen vielgeschätzten Burggrafen Friedrich V. zum „Oberreichshauptmann", „kaiserlichen Vikar" und noch sonst zu vielem ernannt, ja, hatte ihm sogar das Landgrafentum Elsaß zugesprochen — soweit das Zusprechen in seiner Macht stand — welche wertvolle Landschaft Friedrich wirklich innehatte, solange der Kaiser lebte. „Der tüchtigste aller Menschen", dachte der arme leichte Kaiser, „hab mein Tag keinen solchen Mann gesehen!"

[1] „Allerheiligenabend 1347 auf dem Nürnberger Feld" vertrug man sich. (Rentsch S. 326.)
[2] Rentsch S. 336.

Welches sich am Ende als ein heilsamer Gedanke erwies. Der Mann hatte einen kleinen Knaben Fritz (nicht der Verlobte der Prinzessin Karls), der noch zu Kulmbach Schmetterlinge jagte, als Karl starb. In diesem Knaben liegen neue Geschicke für Brandenburg: ihm entgegen und nicht der Vernichtung entgegen leiten es Karl und die luxemburgischen Kurfürsten und die Pfandleiher unbewußterweise.

Vierzehntes Kapitel / Burggraf Friedrich VI.

Karl hinterließ drei junge Söhne, Wenzel, Sigismund, Johann, und auch einen gewissen viel älteren Neffen, welche uns sämtlich nun mehr oder weniger angehen in dieser unglücklichen Geschichte.

Wenzel, der älteste Sohn, erblicher Kurfürst von Brandenburg sowohl als König von Böhmen, war gerade erst siebzehn; ward nichtsdestoweniger Kaiser [1] — und geriet auf arge Wege, die arme Seele. Der Neffe war niemand anders als Markgraf Jobst von Mähren (Sohn von der Maultasche verstorbener Nullität dort), nun bei kräftigen Jahren und ein regsamer Mann: ihm fiel für eine Zeitlang das Regiment in Brandenburg unter diesen Umständen zu. Wenzel, noch minderjährig und bereits Kaiser und König von Böhmen, übergab Brandenburg seinen zwei jüngeren Brüdern, größtenteils an Sigismund, mit einem Ausschnitt für Johann, zu ihrem Leibgedinge, und wendete seine eigenen Kräfte dazu an, das Heilige Römische Reich zu regieren, in so jungen Jahren.

Das Heilige Römische Reich zu regieren, arme Seele — oder vielmehr „Bier zu trinken und mit den Dirnen zu tanzen", in welchen Stücken, wenn mangelhaft in anderen, Wenzel ein eminentes Talent besaß. Er war einer der schlechtesten Kaiser und der am wenigsten siegreiche, von dem man weiß. Er bekümmerte sich um nichts im Reich, „Prager Weißbier und Mädchen" von allerlei Farben seien viel angenehmer, hörte man ihn sagen. Er hatte den Beichtvater seiner armen Königin in die Moldau werfen lassen — Johann von Nepomuk, sogenannter Heiliger, falls er nicht überhaupt eine Fabel ist, dessen Bildnis seitdem auf allen Brücken dortzulande steht. Wenzels Böhmen standen gegen ihn auf, setzten ihn gefangen, und er brach aus dem Gefängnis mit Hilfe einer Schifferstochter, unter Abenteuern. Seinen Deutschen wurde er zum Ekel, sie entsetzten ihn seiner Kaiserwürde [2], wählten Ruprecht von der Pfalz und dann, nach Ruprechts Tod [3], Wenzels eigenen Bruder Sigismund an

[1] 1378, bei seines Vaters Abgang.
[2] 25. Mai 1400 (Köhler. S. 331).
[3] 1410 (das. S. 336).

seiner Stelle, ließen Wenzel sich in seinem angestammten böhmischen Element, als König dort, noch neunzehn Jahre herumtummeln, immer noch Töpfe zerschlagend in verderblichem Maße.

Er endigte am Schlag oder durch einen plötzlichen Herzkrampf, indem der furchtbare Ziska ihn gleichsam durch dritte Hand tötete. Denn Ziska, stämmig und wütend, blind auf einem Auge und zuletzt auf beiden, eine Art wahnsinnig gemachtes Menschenrhinozeros, war aus der Asche des gemordeten Hus und anderem schlimmen päpstlichen Treiben aufgestiegen in der Zwischenzeit und riß die Welt gewaltig zu Stücken. Rhinozeros Ziska stand am Weißen Berge oder auf einer Prag noch nähergelegenen Anhöhe, seitdem Ziskaberg genannt, und niemand wagte, dem König davon zu sagen. Ein aufwartender Diener bei Tafel ließ sich unachtsam ein Wort entschlüpfen: — „Ziska da? Leugne es, Sklave!" schrie Wenzel rasend. Der Sklave unterstand sich's, nicht zu leugnen; Wenzel zog sein Schwert, um auf ihn loszurennen, stürzte aber tot zu Boden: das war der letzte Topf, den Wenzel zerbrach. Das unglückselige königliche exkaiserliche Phantasma war selbst zerbrochen[1]. Arme Seele! er kam zu jung auf den Kaiserthron, war ein dürres heftiges Geschöpf, empfindlich für die Reize und die Schrecken des Erschaffenen und hatte fürchterliche Rhinozeros-Ziskas und unlenksames Hornvieh zu treiben. Er war einer der schlimmsten Kaiser, die je gewesen — hätte einen viel besseren Opernsänger abgegeben — und ein trauriger Anblick für Böhmen. Lassen wir ihn dort: er war niemals wirklich Kurfürst von Brandenburg, da er es zeitig abgetreten; hat jenem armen Lande nie ein Leides getan.

Sigismund ist Kurfürst von Brandenburg, ist aber auch König von Ungarn.

Der wirkliche Kurfürst von Brandenburg diese ganze Zeit über war Sigismund, Wenzels nächstfolgender Bruder, unter Vetter Jobsts Vormundschaft oder anders — wirklich und doch imaginär, denn er regierte niemals selber, sondern hatte immer Jobst von Mähren oder sonst wen an seiner Statt dorten. Sigismund hatte, wie oben erwähnt, eine Tochter des Burggrafen Friedrich V. ehelichen sollen, und er selber war, wie auch das Fräulein, mit dieser Anordnung einverstanden. Aber als die Alten tot waren und Sigismunden eine Königstochter angeboten wurde, brach Sigismund ab und nahm die Königstochter, Tochter des Königs von Ungarn — nicht ohne Bedauern damals und später, wie man glaubt. Jedenfalls bewährte sich die ungarische Bezauberin als eine Gemahlin von wenig Wert, und eine ungarische Nachfolgerin, die sie hatte, war eine Gemahlin von lockerem Wandel sogar; ungarische Bezauberinnen und ungarische Geschäfte waren nichts weniger als erquicklich für Sigismund.

Was die getäuschte Prinzessin, Burggraf Friedrichs Tochter, betrifft,

[1] 30. Juli 1419 (Hormayr. VII. 119).

so haben wir nicht gehört, daß sie was gesagt; sie ward schweigend Nonne, Äbtissin, und blickte durch ein langes Leben, ihre Gedanken für sich behaltend, hinaus auf den lauten Wirbelwind der Dinge, wo Sigismund (meist wie ein gewichtloser Lappen von hervorstechender Farbe) schwebte und umhergeschleudert wurde. Auch ihre beiden Brüder, gemeinschaftlich Burggrafen nach des Vaters Tode, scheinen sich ohne Schwierigkeit damit ausgesöhnt zu haben. Der ältere von ihnen war bereits Sigismunds Schwager, mit Sigismunds und Wenzels Schwester verheiratet — durch Prädestination, wie wir sahen. Burggraf Johann III. hieß dieser: ein biderber vieljähriger Kriegs- und Geschäftsmann, der viel bei Sigismunden galt, was sich freilich von beiden Brüdern sagen läßt; allzeit, mit- oder nacheinander, eine Art rechter Hand für Sigismund. Friedrich, der jüngere Burggraf und schließlich der Überlebende und Erbe (da Johann keinen Sohn hinterließ), ist der berühmte Burggraf Friedrich VI., der letzte und bedeutendste von all den Burggrafen. Ein Mann von hervorragender Wichtigkeit, äußerlich und innerlich, der oberste oder mit unter den allerobersten Staatsmännern Deutschlands in jener Zeit — und denkwürdig für die Nachwelt und für diese Geschichte, aus noch anderen Gründen! Doch greifen wir nicht vor.

Sigismund, nur mit Brandenburg apanagiert und an seine erste Liebe, nicht an eine Königstochter verehelicht, hätte dort wohl so ziemlich zurechtkommen können — besser als Wenzel mit dem Reich und Böhmen zurechtkam. Aber die trügerische Fortuna warf ihren goldenen Apfel auch nach Sigismunden, und er hatte seltsame Sprünge zu machen in der weiten hohen Welt. Sein Schwiegervater, dessen einziges Kind Sigismunds erste Gemahlin war, starb in Ungarn. Der Schwiegervater vermachte Ungarn an Sigismund[1], der dadurch in ein wunderliches Meer geriet, zahllose Plagen, Schläge nicht wenige, sich auflud; er hat sich sogar einmal auf ein Boot flüchten und ums liebe Leben nach Konstantinopel hinabfahren müssen. In welchem traurigen Abenteuer Burggraf Johann ihn begleitete und gleichsam bei den Haaren herauszog. Diese Unruhen und Abenteuer dauerten viele Jahre, während deren Verlauf Sigismund, indem er allerlei Freunde und Hilfsquellen versuchte, in den Burggrafen von Nürnberg, Johann und Friedrich, mit ihren Fähigkeiten, Besitzungen und Machtmitteln, seine hauptsächliche und fast einzige sichere Stütze fand.

Kein Ende der Plagen für Sigismund, noch durch ihn für Brandenburg, aus dieser sublimen ungarischen Erbschaft! Gleich einem fernen fabelhaften goldenen Vlies, das man erst aufsuchen und erobern muß, und das wenig taugt, wenn erobert. Noch ehe er sich auf den Weg machte (A. D. 1387), erkannte Sigismund allzuwohl, daß er werde Geld aufnehmen müssen: ein Unternehmen, mit dem er fortan sein Lebtag nicht zu Ende kam. Er verpfändete Brandenburg an Vetter Jobst von Mähren,

[1] 1387 (Sigismund zur Zeit 20 Jahre alt).

bekam „20 000 böhmische Gulden" — eine äußerst geringfügige Summe, wie ich rate; möchte Dryasdust sie nur übersetzen. Damit fing das Verpfänden für Brandenburg an; wann aber wird ein Ende damit sein? Jobst kam hierdurch für den Augenblick auf eignes Recht ins Brandenburger Land, nicht als Hofmeister oder Vormund, welches er bisher gewesen. Ins Brandenburger Land; und auf eine Rückzahlung, um ihn wieder hinauszuschaffen, bestand keine Aussicht.

Vetter Jobst hat Brandenburg zum Pfand.

Jobst versuchte anfangs das Regieren ein wenig; da er aber die Zustände sehr anarchisch fand, verlor er die Hoffnung; verlegte sich darauf, es sich selber leicht zu machen. Verlegte sich in der Tat darauf, seinen Pfandzettel zu versilbern, indem er Krongüter veräußerte, Raubrittern gegenüber ein Auge zudrückte und was dem mehr ist — und ging nach etlichen Jahren heim nach Mähren, Brandenburg sich selber überlassend, unter einem Statthalter (der eher einem hungrigen Gutsvogt glich), den niemand respektieren zu müssen meinte. Raubschlösser blühten, alles übrige geriet in Verfall. Keine Straße, die nicht unsicher war; mancher Schinderhannes, der sechzehn Ahnen hatte und sich Edler Herr titulierte, „lebte vom Steigbügel": — wozu sind Hamburger Krämer nutz, als zum Plündern?

Die Städte litten arg; was sie an Handel hatten, ging auf diese Weise zugrunde. Von Privatfehden nicht zu sprechen, die sich nach Belieben austobten. Benachbarte Potentaten, der Erzbischof von Magdeburg und andere, griffen auch nach Lust zu, woran sie sich so nach und nach gewöhnt hatten, und „zwackten" irgendein bequem gelegenes Stück Territorium ab oder kamen auf legitimere Weise herüber, um den oder jenen edlen Herrn von der Schinderhannsischen Sorte, an den nicht anders zu gelangen war, auf eigene Faust zu bestrafen, wenn er es zu toll trieb. „Herden von sechshundert Schweinen" habe ich (mittelst Lesens in jenen alten Büchern) gewisse Edle, „von Putlitz" glaube ich, offen wegtreiben sehen, eine Beute des Faustrechts, und habe das kurze klägliche Grunzen der borstigen Kreaturen gehört: „Was nützt es denn überhaupt, ein Schwein zu sein, wenn man auf die Art gestohlen und spitzbübisch zu Schinken gemacht werden soll?" Man fährt zwar fort, Schweine zu ziehen in Brandenburg, aber es geschieht unter solchen Entmutigungen. Ackerbau, Gewerbe, Wohlbefinden und Wohltun jeder Art: nicht Aufmunterung ist es, was ihnen hier begegnet. Wenig Länder, vielleicht nicht einmal Irland, haben Schlimmeres zu gewärtigen, wenn nicht Hilfe kommt[1].

Jobst kam 1398, nach achtjähriger Abwesenheit, zurück; aber Hilfe kam nicht mit Jobst. Der neumärkische Teil von Brandenburg, der Bruder Johanns Anteil gewesen, kam an Sigismund, denn schon lange war Bruder Johann gestorben: aber Sigismund, weit entfernt, alte Pfand-

[1] Pauli I. 541—612; Michaelis I. 283—285.

scheine mit der Neumark einzulösen, verpfändete die Neumark obendrein — die zweite Verpfändung Brandenburgs. Verpfändete die Neumark an die Deutschritter „für 63 000 ungarische Goldgulden" (etwa 200 000 Taler, denke ich) und gab keinen Teil davon an Jobst — hatte für sich selbst und seine ungarischen Erfordernisse noch lange nicht genug.

Als Jobst dies sah und solches Grunzen unrechtmäßig weggetriebener Schweine hörte, mit wenig anderem als nur mißhelligen Anblicken und Lauten allenthalben, ward ihm das Ding vollends zuwider, und er beschloß es sich vom Hals zu schaffen, wenigstens sein Kapital wieder herauszubekommen. Nachdem er von den Domänen, was er konnte, leichten Kaufes an Standespersonen losgeschlagen und so, was an Barschaft unter ihnen war, eingesteckt hatte, übertrug er seinen Pfandschein oder verpfändete eigentlich selber Brandenburg wieder an den sächsischen Potentaten, einen spekulativen Herrn bei Kasse, Markgrafen von Meißen, „Wilhelm der Reiche" genannt — verpfändete es an Wilhelm den Reichen — Summe nicht genannt — und ging heim nach Mähren, um da den Verlauf abzuwarten. Dies ist die dritte Verpfändung Brandenburgs: hoffen wir, daß es eine vierte und letzte geben werde.

Brandenburg in Pfandtrödlerhänden; Ruprecht von der Pfalz ist Kaiser.

Und so wären wir nun an dem Punkte in der brandenburgischen Geschichte angelangt, da, wenn nicht irgend Hilfe erscheint, Brandenburg nicht lange mehr ein Land bleiben wird, sondern entweder zersplittert und der Grenze anderer Länder, wo einige Regierung herrscht, eingefügt werden oder wieder veröden und den Auerochsen und wilden Bären anheimfallen muß.

Wer nun eigentlich Kurfürst von Brandenburg sei, wäre eine Frage: „Ich, ganz ohne Frage!" würde Sigismund mit Erstaunen antworten. „Sachte, ungarische Majestät", denkt Jobst: „möchte es nicht, bis mein Geld erstattet ist, wohl jemand anderes sein?" Die Frage hat Interesse: die Kurfürsten sind eben (A. D. 1400) dabei, Wenzel abzusetzen; müssen irgendeinen bessern Kaiser wählen. Sollten sie einen andern Sproß aus dem Hause Luxemburg brauchen, einen reifen alten Sechziger, voller Anschläge, annehmbarer Eigenschaften, Prätentionen — dann ist Jobst ihr Mann. Jobst und Sigismund stimmten darin überein, daß Wenzel zu beseitigen sei; wenigstens stimmte Sigismund klar dafür, und Jobst sagte nichts dagegen: aber die Kurfürsten hatten nicht Jobst zum Nachfolger ersehen. Nach einigem Stolpern bestimmten sie Ruprecht von der Pfalz zum Kaiser.

Ruprecht von der Pfalz erwies sich als ein sehr respektabler Kaiser; hielt zehn Jahre (1400—1410) vor, mit Ehren für sich und das Reich. Stark an Herz, stark an Kopf, aber knapp an Mitteln. Er bestrafte kleinere

Aufständische mit Nachdruck, konnte die mailändischen Visconti, die sich mittelst Geldes an Wenzel so hoch hinaufgenistet hatten, nicht herabbringen; konnte das Schisma in der Kirche (doppelten oder dreifachen Papst, Römisch-Avignonische Händel) nicht heilen oder das Reich aufwecken zu einem Bewußtsein seiner alten Würde und seines jetzigen lockeren Zustandes. In den seitherigen lockeren Zeiten, wie die alten Schriftsteller bemerken[1], hatten die meisten Reichsstände, kleinere Fürsten sogar und Reichsstädte nach eigener Selbständigkeit getrachtet, und es war ihnen nun mehr als alles darum zu tun, souverän in ihren Territorien zu werden. Und Schilter meldet, es sei zu diesem Zeitpunkt gewesen, daß die meisten von ihnen solch unheilsames Werk zuwege brachten, da Ruprecht allein mit dem besten Willen nicht imstande war, es zu wehren. Das Volk nannte ihn „Ruprecht Klemm", wegen seines strengen Verfahrens; welcher nicht aus Haß, sondern teilweise in satirischer Wohlgeneigtheit gegebene Spottname an sich eine Art Geschichte ist. Von Reichsgeschichtsschreibern verdient er ehrenhafte bedauernde Erwähnung.

Er hatte eine Schwester Burggraf Friedrichs zur Kaiserin, welcher, außer durch ihr Grab zu Heidelberg, uns unbekannten hohen Frau wir um ihres Bruders willen gedenken. Kaiser Ruprecht — Urenkel jenes Kurpfälzers, der Kaiser Ludwigs älterer Bruder war — ist der Gipfelpunkt der Pfalzkurfürsten, der Höchste, den Heidelberg hervorgebracht. Stammvater jener berühmten protestantischen „Pfälzer", all der in diesen jüngeren Jahrhunderten regierenden Pfälzer. Stammvater der jetzigen bayrischen Majestät, da Kaiser Ludwigs Geschlecht ausgestorben ist. Stammvater des unglücklichen Winterkönigs, Friedrich, König von Böhmen, den die englische Geschichte nur zu gut kennt — auch Stammvater Karls XII. von Schweden, ein in seiner Art ihm sehr zu Ehren gereichendes Faktum. Ein Faktum, das unstreitig: ein nachgeborner Sohn Pfalz-Zweibrückens, unmittelbar von Ruprecht abstammend, ging in seiner Soldatenprofession nach Schweden, tat sich hervor als Soldat, hatte eine Schwester des großen Gustav Adolf zur Frau und mit ihr einen bekannten Sohn, Karl Gustav (Christines Vetter), der als König sukzedierte, selbst wieder einen Enkel hatte, ihm gleichend, nur mit noch mehr Eisen in seiner Mischung. — Genug nun von Ruprecht Klemm, der im Jahre 1410 starb und das Reich abermals erledigt ließ.

Ruprechts Bestattung ist kaum vollzogen, als drüben in Preußen, in der fernen Memelschen Gegend, an einem Ort, der Tannenberg heißt, wo man noch jetzt „einen Kirchhof sieht", wenn auch nicht viel mehr, die Deutschritter unerwarteterweise eine furchtbare Niederlage erlitten: der Ausgang ihrer schon lange währenden polnischen vielfältigen Streitigkeiten und das Ende ihrer hohen Bahnen in dieser Welt. Ein ruiniertes, so gut wie ruiniertes Deutschrittertum fortan. Kaiser Ruprecht starb am 18. Mai, und

[1] Köhler S. 334, der Schilter anführt.

am 15. Juli, zwei Monate später, ward jene furchtbare „Schlacht von Tannenberg" geschlagen. — Polen und der Polenkönig mit einem Gesindel von rohen Tartaren und aufständigen Preußen kontra Deutschrittertum, alle in hochflammender Wut gegeneinander, indes die Elemente selber, „Gewitter, Sturm und Regenfluten", bei dieser Gelegenheit den Chorus aufführten[1]. Die Ritter fochten löwenmäßig, aber mit unzulänglicher strategischer und sonstiger Weisheit, und es brachte sie zum Rasen, ihren Stolz von solchem Gesindel in den Kot getreten zu sehen. Das erledigte Reich konnte sich nicht im mindesten um sie bekümmern, und auch wir können es jetzt nicht weiter.

Sigismund wird Kaiser mit heißem Bemühen.

Jobst und Sigismund waren Mitbewerber um die Kaiserkrone; Wenzel trat ebenfalls mit Ansprüchen auf Wiedereinsetzung dazwischen: das Haus Luxemburg entzweit mit sich selbst. Als Wenzel fand, daß an seine Wiedereinsetzung nicht zu denken, warf er, was an Gewicht er hatte, in Vetter Jobsts Wagschale, ärgerlich sich erinnernd, wie Bruder Sigismund bei der Absetzungsgeschichte vor zehn Jahren stimmte. Der Streit war heftig und drohte lange anzuhalten. Jobst, obschon er seinen Pfandbrief übertragen hatte, behauptete, er sei Kurfürst von Brandenburg, und stimmte als solcher für sich. Ein gleiches, mit noch lauterer Betonung, tat Sigismund, oder Burggraf Friedrich in seinem Namen. „Sigismund, sicherlich, ist Kurbrandenburg, wennschon verpfändet!" argumentierte Friedrich — und ich errate fast, wiewohl dies nicht gesagt wird, er produzierte im Verlauf des Handels aus der eigenen Tasche das wirksame Geld für Jobst, um dessen brandenburgische Ansprüche zu endigen.

Beide wurden gewählt (die Majorität so bestritten), und der alte, damals über siebzigjährige Jobst hätte ihnen wohl noch viel zu schaffen machen können: aber zum Glück starb er nach drei Monaten[2], und Sigismund stand ohne Widerspruch da. Jobst war der Sohn von Maultasches Nullität; auch von ihm war sie, auf eine unwillkürliche Weise, die Ursache. Er hat zu seiner Zeit viel Lärm in der Welt gemacht, aber wenig oder nichts Tüchtiges darin getan. „Er galt für einen großen Mann", sagt ein satirischer alter Chronist, „und es war doch nichts Großes an ihm als der Bart".

„Daß aber Sigismund unter den Kurfürsten eine Partei und so guten Erfolg hatte", sagt Köhler, „das erreichte die treue, unermüdliche Sorgfalt gedachten Burggraf Friedrichs von Nürnberg, welcher sich äußerst angelegen sein ließ, Sigismund zum Reich zu befördern; er stellte vor, daß sich Sigismund und Wenzel künftig am besten vertragen würden, und daß

[1] „Jodocus Barbatus" 21. Juli 1411.
[2] Voigt VII. 82; Büsching: Erdbeschreibung (Hamburg 1770) II. 1038. 21. Juli 1411.

Sigismund wegen seiner großen Erblande (Ungarn, Brandenburg usw.) nicht Ursach haben würde, auf die Reichszölle und anderen kaiserlichen Einkünfte so genau zu sehen. Dieser Friedrich war auch nach der so zweifelhaft abgelaufenen Kaiserwahl Sigismunds beste Stütze in Deutschland, ja fast seine rechte Hand, durch die er alles verrichtete[1]."

Sigismund ist also Kaiser, trotz Wenzeln. König von Ungarn, nach unerhörten Unruhen und Abenteuern, die vor ein paar Jahren in einer Art von Frieden und Eroberung geendet, war er schon lange. König von Böhmen ward er zuletzt auch, indem er den kinderlosen Wenzel überlebte. Kaiser des Heiligen Römischen Reichs und noch sonst so vieles: ist nicht Sigismund jetzt ein großer Mann? Wohl ist der Webstuhl, an dem er wirkt in dieser Welt, sehr groß. Aber der Weber war von hastiger, hochauftretender, lockerer Natur, und beides, Kette und Einschlag, waren in ein schreckliches Gewirre geraten!

Es ist dies der Kaiser Sigismund, der das Konzil von Konstanz gehalten und „sichtlich errötete", als Hus, mit dem Tode vor sich, des sichern Geleitsbriefs erwähnte, der so geachtet wurde[2]. Sigismund errötete, konnte aber die Sache nicht leicht ändern — da ihm gerade so vielerlei auf dem Halse lag, was beständig sein Fall ist und war. Ein immerwährend hoffender, nie rastender, erfolgloser, eitler und leerer Kaiser. Blendend, spekulierend, der Beredsamkeit, Diplomatie und den windigen, statt den soliden Künsten ergeben — und immer schlecht bei Gelde. Er zog umher und sprach beredt — hoch zielend und gewöhnlich fehlschießend: — wie er auf die Eroberung von Ungarn ausgezogen ist und sehr bald mit ein paar Begleitern sehr privatim hat die Donau hinabgleiten und Zuflucht beim Großtürken nehmen müssen: dies haben wir bereits gesehen und dies ist überhaupt symbolisch für ihn. Ungarn und sogar das Reich sind endlich sein geworden, haben ihm aber geringen Sieg irgendwelcher Art gebracht, und anstatt baren Geldes Schulden über Schulden. Seine Majestät hat kein Geld und Seiner Majestät Bedürfnisse benötigen es immer mehr.

Er hält jetzt (A. D. 1414) dies Konzil zu Konstanz, um die Kirche zu heilen, die krank ist an drei simultanen Päpsten und noch sonst vielem. Er findet die Aufgabe schwierig, findet, daß er eilends nach Spanien muß, um einen widerspenstigen Papst zu überreden, wenn Beredsamkeit es tun kann (wie sie es nicht kann): all das erheischt Geld, Geld. Bei Eröffnung des Konzils „verlas er das Evangelium im Habit eines Diakonen"[3], obschon Kaiser und römischer König. Folgender Stelle aus seiner Eröffnungsrede aber erinnere ich mich am besten von all seinem Tun dort: „Hochwürdigste Väter, date operam ut illa nefanda schisma eradicetur", ruft Sigismund aus, eifrig, daß man fertig werde mit dem böhmischen Schisma — welches

[1] Köhler S. 337.
[2] 15. Juni 1415.
[3] 25. Dezember 1414 (Köhler S. 340).

er für weiblich hält. Als hierauf ein Kardinal ihn sanft erinnert: „Domine, schisma est generis neutrius (Schisma ist sächlich, Ew. Majestät)" — erwidert Sigismund stolz: „Ego sum Rex Romanus et super grammaticam (Ich bin römischer König und stehe über der Grammatik)[1]!" Weshalb ich ihn in meinen Notizen Sigismund super grammaticam heiße, zur leichteren Unterscheidung in dem allgemeinen Kaiserwirrwarr.

Brandenburg zum letztenmal verpfändet.

Auf welche Weise Jobsts Pfandzettel eingelöst worden ist, habe ich nie recht erfahren können, kann aber erraten, daß Burggraf Friedrich in der oben angedeuteten Verlegenheit das Geld vorgeschossen oder nachher an Jobsts Erben, wer diese immer sein mochten, ausgezahlt habe. Soviel steht fest: Burggraf Friedrich hält bereits drei Jahre (seit dem 8. Juli 1411) Sigismunds Schuldbrief über „zu verschiedenen Zeitpunkten entliehene 100 000 Gulden" in Händen und hat gleichfalls das Kurfürstentum Brandenburg zum Unterpfand für diese Summe und verwaltet selber besagtes Kurfürstentum bis zur Rückzahlung. Das ist die wichtige Neuigkeit; aber das ist noch nicht alles.

Die neue Reise nach Spanien erfordert neue Gelder; dies Konzil an sich schon, mit dem Pomp, wie ihn Sigismund beliebte, hat ihn unendliches Geld gekostet. Brandenburg, zerrüttet in der Weise wie wir gesehen, ist ein leidiger Gegenstand und außer dem Titel davon, als Schmuckfeder im Hut, nichts nutz für Sigismund. Und er ist noch immer schlecht bei Gelde und wird es immerwährend sein. Warum könnte er nicht Brandenburg ganz und gar aufgeben, da er, statt abzuzahlen, doch nur neue Schulden bei Burggraf Friedrich macht, und die Hoffnung, jemals abzuzahlen, purer Wahnsinn wäre! Sigismund trägt auch diese trüben Gedanken, mitten in seinen diplomatischen Weltangelegenheiten und Versuchen, die Kirche zu heilen, mit sich herum. „Verpfändet für 100 000 Gulden", grübelt Sigismund traurig, „und noch 50 000 dazu seitdem nach und nach geborgt, und noch immer mehr nötig, namentlich für diese wichtige spanische Reise!" so lauteten Sigismunds trübe Gedanken: — „Schießt mir, in einer runden Summe, noch 250 000 Gulden vor", spricht er zu Burggraf Friedrich, „noch 250 000 Gulden für meine vielerlei Bedürfnisse bei jetziger Zeit — das wäre dann alles zusammen 400 000[2] — und nehmt das Kurfürstentum Brandenburg zu eurem Eigentum, Land, Titel, souveräne Kurfürstenwürde und alles, daß ich es loswerde!" So ward es abgeschlossen in Sigismunds Gemach zu Konstanz, am 30. April 1415, unterschrieben, besiegelt und bestätigt und das Geld ausbezahlt. Ein sehr denkwürdiges Ereignis in der Geschichte, virtualiter vollzogen am genannten Tage.

Die Zeremonie der Investitur fand erst zwei Jahre später statt, nachdem

[1] Wolfgang Menzel: Geschichte der Deutschen I. 447.
[2] Rentsch, S. 75, 357.

die spanische Reise sich als fruchtlos erwiesen, nachdem so manches andere Fruchtlose gekommen und verschwunden war, und Kaiser und Konzil vermutlich mehr Muße für dergleichen Dinge hatten. Vollzogen ward sie endlich, von Kaiser Sigismund in höchster Gala, unterstützt von den Großen des Reichs, während die erhabenen Mitglieder des Konzils und die Welt überhaupt zuschauten, auf dem großen Marktplatz zu Konstanz am 17. April 1417 — Beschreibung ist zu finden bei Rentsch, aus Nauclerus und den weiland Neuigkeitskrämern der Zeit. Sehr grandios: viele Umzüge zu Pferde unter Trompetenstoß und Fanfare; viel zierliches Hinknien, zierliches Aufstehen, Rückwärtsschreiten (vom Kurfürsten „zierlich" getan); freigebiger Aufwand an Tuch und Pomp; kurz, „über 100 000 Leute sahen zu von Dächern und Fenstern"[1], dazu Kaiser Sigismund in all seiner Herrlichkeit. Sigismund saß auf einer hohen Tribüne am Marktplatz mit hinan- und hinabführenden Treppen; der erlauchte Kaiser, rot wie ein Flamingo, „in Scharlachmantel und goldener Krone — eine Lust für die Augen der simplen Menschheit.

Wieviel in neuerem Geld, in wirklicher Kaufkraft, diese „400 000 ungarischen Goldgulden" eigentlich seien, danach habe ich mich an geeigneter Stelle vergebens erkundigt, und es ist wahrscheinlich, daß niemand es genau weiß. Der am längsten vorhandene Vertreter des alten Goldguldens ist der Dukaten, in englischer Münze etwa ein halb Pfund Sterling. Auf diesen Fuß gebracht, beliefe sich jene Summe auf 200 000 Pfund, und der Leser kann sich dessen als eine Gedächtnisnotiz über den Kaufschilling von Brandenburg mit all seinen Landen, Ehrentiteln und Gerechtsamen bedienen — indem er die Summe noch mit etwa vier oder sechs multipliziert, um ihren tatsächlichen Wert in heutigem Geld herzustellen. Spottbillig freilich, wenn man Größe und innere Möglichkeiten in Betracht zieht; aber jetzt ist das Land wüst, voll Meuterei, Gewaltsamkeit, Anarchie und Straßenraub; ein Kauf, der einen andern als Burggraf Friedrich hätte teuer genug zu stehen kommen können.

Aber auf jeden Fall hat das sterbenskranke Brandenburg dergestalt seinen hohenzollerschen Kurfürsten bekommen und begann eine neue ungeahnte Laufbahn — und wir können nun, von Herzen gern, Sigismund und die Reichsgeschichte verlassen; können Sigismund sich selbst überlassen, zu sinken oder zu schwimmen, wie er mag fortan. Seine große Lebenstat, das Wunder seines Zeitalters, war eben dieses Konstanzer Konzil, das durchaus fehlschlug, eines der größten Windeier, die je in dieser Welt mit Geräusch und Mühe gelegt wurden. Zweihunderttausend für die Quintessenz Europas an Geist und Rang gehaltene und sich haltende menschliche Geschöpfe; zweihunderttausend — ja andere, indem sie das niedere Gesinde und das zahlreiche weibliche Gesindel mitzählen, sagen vierhunderttausend

[1] Pauli: Allgemeine Preußische Staatsgeschichte II. 74; Rentsch S. 76—78.

— taten sich in jenem Schweizerstädtchen zusammen; und da, als eine Kirchenversammlung oder feierlich destillierte Quintessenz aller frommen Intelligenz und Tapferkeit, die in der Welt aufzutreiben war, arbeiteten sie sich mit aller ihrer auserlesenen Kraft ab, vier Jahre lang. Das war das Konstanzer Konzil. Und außer dieser Übertragung Brandenburgs an Friedrich von Hohenzollern, welche aus besagtem Konzil ganz entgegengesetzten unfreiwilligen Weges resultiert, ist nicht einzusehen, was für gutes Resultat es gehabt hat.

Allerdings verbrannten sie Hus, aber diesen Vorgang konnte man nicht wohltätig nennen; Sigismunden und dem Konzil dünkte er äußerst winzig und geringfügig. Und er entzündete Böhmen, entzündete Rhinozeros-Ziska zu nie geahnter Racheflamme; brachte nichts als Unheil, Schande und Niederlage auf Niederlage über Sigismund und machte ihm für den Rest seines Lebens zu schaffen, wie geringfügig er ihm auch gedeucht hatte. Was die erhabenen vierjährigen Beratschlagungen und Debatten dieses Sanhedrins des Universums anlangt — beredte Debatten, gehalten, darf man sagen, unter einem Perückenaufwand, wie er nie zuvor oder seitdem dagewesen — so sind sie gänzlich dem Bereiche Dryasdusts verfallen und belaufen sich, für die heutige Menschheit, auf Null plus Verbrennung Hussens. Im ganzen ist Burggraf Friedrichs Kurfürstenwürde und der erste Hohenzoller für Brandenburg das einzige gute Resultat.

Ade denn dem Sigismund. Lassen wir ihn auf diesem seinen Kulminationspunkte, auf dem Marktplatze zu Konstanz, rot wie ein Flamingo; einen Akt von Wichtigkeit vollziehend, obwohl unbewußt und gegen seinen Willen. — Zur Gedächtnisauffrischung des Lesers füge ich hier eine Übersicht oder nackte arithmetische Liste jener eingeschalteten nichthabsburgischen Kaiser bei, die nun, da sie ihren ursprünglichen kleinen Dienst geleistet hat, ebensogut gedruckt als verbrannt werden kann.

Die sieben eingeschalteten oder nichthabsburgischen Kaiser.

Rudolf von Habsburg starb A. D. 1291, nach achtzehnjähriger kräftiger Regierung, dem Reich sehr nützlich nach dem anarchischen Interregnum. Auf ihn folgte keiner von seinen Söhnen oder Verwandten, sondern

1. Adolf von Nassau, 1291—1298. Ein rüstiger aber bedürftiger Herr; viel verflochten mit unseres Eduard Langschenkels französischen Projekten: miles stipendiarius Eduardi, wie die Oppositionspartei ihn höhnisch nannte. Erschlagen auf dem Schlachtfeld von dem Gegenkaiser Albrecht, ältestem Sohn Rudolfs, der hierauf Kaiser wurde.

Albrecht I. (von Habsburg) 1298—1308. Parrizidiert im letzteren Jahre, an der Furt der Reuß.

2. (a.) Heinrich VII. von Luxemburg, 1308—1313; vergiftet (1313) mit Sakramentswein. Der erste der Luxemburger, deren Reihenfolge hier durch Beifügung von Buchstaben in alphabetischer Ordnung bezeichnet ist.

3. Ludwig der Bayer, 1314—1347. (Herzog von Oberbayern; Stammvater der nachmaligen Kurfürsten von Bayern, die Vettern der pfälzischen Familie sind.)

4. (b.) Karl IV., 1347—1378. Sohn Johanns von Böhmen (Johann Ich-Dien)

und Enkel Heinrichs VII. Mit dem Spitznamen: der Pfaffenkaiser. Karlsbad, die Goldene Bulle, Schloß Tangermünde.

5. (c.) Wenzel (oder Wenzeslaus), 1378—1400, Karls ältester Sohn; gewählt 1378, sehr jung noch; abgesetzt 1400, worauf Kaiser Ruprecht sukzedierte. Blieb König von Böhmen bis an seinen Tod (durch Ziska aus dritter Hand), neunzehn Jahre hernach. War zweiundzwanzig Jahre Kaiser gewesen.

6. Ruprecht von der Pfalz, 1400—1410; Ruprecht Klemm genannt; Schwager Burggrafs Friedrich VI. (nachherigen Kurfürsten Friedrich I.), der nach Italien und sonst häufig mit ihm zog, während Johann, der ältere Schwager, damals meistens in Ungarn mit Sigismund, Karls IV. zweitem Sohne, war.

7. (d.) Sigismund, 1410—1437, Wenzels jüngerer Bruder, vierter und letzter der Luxemburgischen, siebenter und letzter der eingeschalteten Kaiser, verkaufte Brandenburg, nachdem er es dreimal oder öfter verpfändet hatte. Sigismund super Grammaticam.

Super-Grammaticam starb 9. Dezember 1437; hinterließ nur eine Tochter, verehelicht an den damaligen Herzog Albrecht von Österreich; welcher Albrecht dadurch zum Königtum von Ungarn, als Erbe seiner Gemahlin, und zum Kaisertum durch Wahl gelangte. Starb alsdann wenige Monate nachher: „Drei Kronen, Böhmen, Ungarn, das Reich, in jenem einen Jahr 1438", sagen die alten Geschichtschreiber, „und hat sie dann das Jahr darauf insgesamt verlassen, für eine vierte dauerhaftere Krone hoffentlich." Kaiser Albrecht II., 1438—1439: nach welchem alle Habsburger sind — ausgenommen, wenn es eine Ausnahme ist, der unglückliche Karl VII. allein (1474—1745), der von Ludwig dem Bayer abstammt.



Drittes Buch

Die Hohenzollern in Brandenburg

1412—1713



Erstes Kapitel / Kurfürst Friedrich I.

Burggraf Friedrich fand bei seiner ersten Ankunft in Brandenburg einen nur sehr kühlen Empfang als Statthalter[1]. Er kam als der Vertreter von Gesetz und Recht, und da waren viele, die sich seither durch einen gesetzlosen Lebenswandel bereichert hatten. Gewerbe lagen danieder, Gewalttätigkeit florierte; Raub, Zerrüttung allenthalben; „aus dem Stegreif leben", wie sie es nannten, soviel wie Straßenraub in neuerer Sprache, war nur zu üblicher Brauch ritterlicher Herren geworden.

Die Städte, bis auf Haut und Knochen geschunden und geplündert, waren allerdings froh, einen Statthalter zu sehen, und huldigten ihm von ganzem Herzen. Aber Adel und Junkertum auf dem platten Lande waren anderen Sinnes. Diese hatten sich in den seitherigen anarchischen Zeiten als eine Art selbstberechtigter Könige geriert: sie hatten ihre Fehden, führten Krieg, schlossen Frieden, erhoben Zölle, Durchgangsgebühren; trieben es ziemlich nach eigenem Belieben in diesen abgelegenen Landen — aus ihren Steintürmen („Mauern vierzehn Schuh dick") hervorbrechend, um Herden von „600 Schweinen" oder den ersten besten Zug lübischer oder hamburgischer Kaufmannsgüter, für deren Durchzug sie nicht in befriedigender Weise bezahlt worden, wegzunehmen. Wozu wären Krämer und Gesindel, das Gewerbe treibt, nütze, als um sich nötigenfalls plündern zu lassen? Willkürliches Recht von seiten dieser edlen Raub-Freiherren! Außerdem war auch viel von dem Krongut den Vornehmsten unter ihnen in die Hände geraten — verpfändet (und der Pfandschein abhanden gekommen, so zu sprechen) oder veräußert für das bißchen lumpige Barschaft, das zu erhalten war in den Zeiten von Jodokus und Konsorten. Für diese Herren war ein zur Untersuchung gekommener Statthalter keine willkommene Erscheinung. Ein edler Herr von Putlitz, edle Herren von Quitzow, Rochow, Maltitz und andere, frei schaltend in ihren grasigen Einöden seit lange nun und gewohnt an nichts Größeres als an ihre eigenen Personen in Brandenburg, wie sollten sie einem Statthalter gehorchen?

[1] „Johannistag" (24. Juni) „1412" setzte er zuerst Fuß auf brandenburgischen Boden, mit gehörigem Gefolge, in gehörigem Staat; nur Statthalter vorerst: Pauli I. 594, II. 58; Stenzel, Geschichte des Preußischen Staats (Hamburg 1830—1851) I. 167—169.

Dies, mehr oder weniger, war die allgemeine Stimmung unter dem brandenburgischen Junkertum; nicht von guter Vorbedeutung für Burggraf Friedrich. Aber der Mittelpunkt der Aufsässigkeit schien unter den genannten Quitzows, Putlitzen zu sein, mächtigen Junkern in der Priegnitz, im Land der trägen Havel, zehn oder acht Meilen nordwestlich von Berlin. Von diesen verweigerten viele die Huldigung; sagten, sie wären „nach Böhmen einverleibt", sagten dies und jenes; sehr ungeneigt zum Huldigen, und wollten es mitnichten tun. Störrische, mürrische Gesellen, sehr mangelhaft in Erkenntnis dessen, was über ihnen ist und was nicht —: eine dickhäutige Rasse, die Leiber in Leder gekleidet, den Geist ebenfalls eingehäust in schlimme Gewöhnungen von langer Dauer.

Friedrich war sehr geduldig mit ihnen, hoffte mit gelindem Verfahren auszukommen. Er „lud sie an seine Tafel"; „hatte sie oft bei sich zur Tafel, ein Jahr lang und drüber": kam aber nicht vom Fleck mit ihnen auf diese Weise. „Was ist der, den man uns da als Herrscher hergesetzt hat?" sagten die edlen Herren unter sich: „Ein Nürnberger Tand" (Nürnberger Spielzeug), sagten sie, dickhäutig grinsend: „Und wenn es auch ein ganzes Jahr hindurch Burggrafen regnete, es soll doch keiner hierzulande aufkommen", und fuhren fort mit ihren Fehden, Zollerhebungen, Plünderungen und übrigen Aufsässigkeiten.

Als er sah, daß die Dinge so standen, nachdem er über ein Jahr gewartet, sammelte Burggraf Friedrich seine fränkischen Kriegsmannen, verbündete sich im stillen mit den benachbarten Potentaten, Thüringen und anderen, verschaffte sich einige Munition und schweres Geschütz — namentlich eine große Büchse, die größte, die man noch gesehen, „einen Vierundzwanzigpfünder", nichts Geringeres; welchem enormen Stück die Vorspannbauern, die es mit Schwierigkeit durch die lehmigen Wege schleppten, den Namen Faule Grete gaben; ein merkwürdiges Stück Geschütz. Die Faule Grete hatte er von dem Landgrafen von Thüringen bekommen, geborgt bloß; aber er machte sie sich vortrefflich zunutze. Ich habe mich oft nach den nachmaligen Schicksalen der Faulen Grete erkundigt, habe aber niemals was Gewisses darüber erfahren können —: der deutsche Dryasdust ist leider ein gar dämischer Gesell und führt selten etwas Menschliches mit sich in seinen vielen schweren Felleisen! —

Solchermaßen ausgerüstet marschiert Burggraf Friedrich (er war noch nicht Kurfürst, sollte es erst werden) nach dem Land der Havel (frühe im Jahre 1414)[1], erscheint vor Quitzows starker Burg Friesack, Mauern vierzehn Schuh dick: „Ihr, Dietrich von Quitzow, seid Ihr bereit, von nun an als ein friedsamer Untertan zu leben, den Gesetzen und mir Huldigung zu leisten?" — „Nimmermehr!" antwortet Quitzow und zieht seine Zugbrücke hoch. Da eröffnete die Faule Grete ihr Feuer auf ihn, die Faule

[1] Michaelis I. 287; Stenzel I. 168 (wo, wider Gewohnheit, ein oder zwei unerhebliche Irrtümer sind); Pauli (II. 58) ist wie gewöhnlich ganz verwässert.

Grete und anderes Geschütz, und im Verlauf von etwa achtundvierzig Stunden stiebte Quitzows unbezwingliches Friesack ihm um die Ohren. Dies war im Februarmonat 1414, der Tag ist nicht angegeben: Friesack hieß die unbezwingliche Burg (von der noch Spuren zu sehen sind), und sie sollte jedem Preußen denkwürdig und ehrwürdig sein. Burggraf Friedrich VI., noch nicht völlig Kurfürst Friedrich I. geworden, was er aber in Jahresfrist werden soll, er höchstpersönlich war der wohltätige Operateur; die Faule Grete und standhafte menschliche Einsicht, das waren offenbar die Hauptinstrumente dabei.

Als Quitzow abgefertigt — denn das Land ist militärisch besetzt von Friedrich und seinen Verbündeten, und außer hinter festen Mauern kann kein Mensch an Widerstand denken — ward stracks Putlitz oder sonst ein Aufständiger mit gesperrter Zugbrücke schlapp ins Ebene gebracht. Solchermaßen ward in unglaublich kurzer Frist die Meuterei gedämpft, und es wurde edlen Herren und jedermann einleuchtend, daß hier endlich ein Mann gekommen war, der die Gesetze wieder beobachtet wissen wollte und Meuterei zu unterdrücken stark genug und willens war.

Friedrich zeigte keine Grausamkeit. Im Gegenteil, nachdem die Meuterei einmal gelegt und ein wenig bereuet, ist er bereit, wieder euer gnädiger Fürst zu sein: ehrliches Spiel und den geselligen Humpen oder unerbittlichen Krieg und die Faule Grete, die Wahl steht bei euch. Brandenburg unterwarf sich, ist kaum je mehr aufständig gewesen. Brandenburg, unter dem weisen Kurfürsten, den es erhalten, fängt ein wenig an wieder kosmisch zu werden oder zum Gebiet der Götter zu gehören; hört auf chaotisch und bloßer Raufboden der Teufel zu sein.

Es ist kein Zweifel, daß auch dieser Friedrich, wie sein Ahne Friedrich III., der erste Erbburggraf, ein patriotischer deutscher Mann war, dessen Bedeutung in allen deutschen Dingen seiner Zeit in die Augen fällt. Ein Mann, der auf keine besondere Seelengröße, Fähigkeit oder Heldenhaftigkeit Anspruch machte, aber unbewußt viel an den Tag legte, was später allgemeine Anerkennung gewann. Als Reichshauptmann unter Kaiser Sigismund, in dessen Unternehmungen gegen Ziska, glänzte er nicht sehr; im Gegenteil präsidierte er mehrmals über gewaltige Niederlage und Flucht in besagter Eigenschaft; hatte freilich vergebens vorgestellt, wie mit einer solchen Art von Landwehr Sieg unmöglich sei. Er machte Vorstellungen und abermals Vorstellungen, umsonst; darauf legte er das Amt nieder, in welchem es anderen nicht besser erging[1].

Man wollte ihn in seinen alten Tagen zum Kaiser wählen, aber er schlug auch das weislich aus. In Brandenburg, durch das, was er stillschweigend dort gegründet hatte, erwarb er sich mehr als anderswo Verdienste um Deutschland und die Menschheit. Er verstand die edle Kunst, Menschen zu

[1] Hormayr: Österreichischer Plutarch VII. 109—158. S. Ziska.

regieren; besaß die hierzu nötige Gerechtigkeit, Klarheit, Tapferkeit und Geduld. Ein Mann von bewährter Rechtlichkeit unter anderem. Welches in der Tat das allererste Erfordernis in besagter Kunst ist —: willst du deine Gesetze ohne Meuterei gehorsamt wissen, so sieh wohl zu, daß sie auch Stücke von Gottes des Allmächtigen Gesetz seien: sonst vermag alles Geschütz in der Welt nicht, die Meuterei niederzuhalten.

Friedrich „reiste viel in Brandenburg umher", alles mit eigenen Augen besichtigend — unzählige krumme Dinge eben machend, kann ich mir wohl denken. Mehr und mehr jenen ausgehungerten Hundestall von einem Brandenburg zu einem fruchtbaren Ackerfeld umschaffend. Die Bildnisse von ihm stellen einen mild aussehenden rüstigen Herrn mit quadratförmigem Kopf und einem gewissen Zwinkern von Lustigkeit in seinen ernsten Augen dar. Außer in jenen Hussitenkriegen für Kaiser Sigismund und das Reich, worin kein Mensch gedeihen konnte, kann man ihn als beständig gedeihend definieren. Für Brandenburg war er ganz eigentlich der Segen alles Segens, Erlösung aus dem Tod zum Leben. In den Trümmern jener uralten, von der Faulen Grete zusammengeschossenen Burg Friesack dürfte die Altertumskunde (wenn sie Augen hätte) die Hauptwurzel der preußischen Nation suchen und den Anfang alles dessen, wozu Brandenburg seitdem emporgewachsen unter der Sonne.

Friedrich hat, in einer oder der anderen Eigenschaft, an die dreißig Jahre über Brandenburg gewaltet. Er kam zu allererst im Jahre 1411 dahin, war nicht völlig Kurfürst in seiner eigenen Person bis 1415 und nicht öffentlich installiert, „mit 100 000 von Fenstern und Dächern herab zuschauend" zu Konstanz dort, bis 1417 — in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahr ungefähr. Seine brandenburgische Residenz, wenn er gerade Muße hatte zu residieren und stillzusitzen, war Tangermünde, das Schloß, das Kaiser Karl IV. gebaut. Er starb daselbst, 21. September 1440, beladen ziemlich mit Jahren und besser noch mit Erinnerungen an vollbrachte schwere Arbeit. Rentsch errät mittelst guter Schlüsse, er sei um 1372 geboren. Er ist, nach meiner Zählung, der siebente in Abkunft von jenem Konrad, Burggraf Konrad I., dem nachgeborenen Hohenzollern, der von der Rauhen Alb herabstieg und Dienst beim Kaiser Rotbart suchte vor mehr als zweihundert Jahren: Konrads Generation und sechs andere waren nacheinander vom Weltschauplatz auf die allezeit so mysteriöse Weise verschwunden und hatten die Bühne geräumt, als Friedrich, der sechste Burggraf, erster Kurfürst wurde. Laßt erst drei Jahrhunderte, laßt zwölf Generationen ferner kommen und vorübergehen, dann wird ein anderer noch denkwürdigerer Friedrich da sein — unser kleiner Fritz, bestimmt, dritter König von Preußen zu werden, offiziell Friedrich II. und volkstümlich Friedrich der Große genannt. Dieser erste Kurfürst ist sein Stammvater in gerader Linie, im zwölften Grade aufwärts[1].

[1] Rentsch S. 349—372; Hübner T. 176.

Zweites Kapitel / Matinées du Roi de Prusse

Elf Kurfürsten folgten nacheinander auf diesen Friedrich in Brandenburg. Von ihnen und ihrer Geburt, ihrem Tod, ihren Kriegen, Heiraten, Unterhandlungen und dem beständigen, vielfachen Strom von kleineren oder größeren Begegnissen ist viel geschrieben worden, das von langweiliger verworrener Natur und wovon nur das wenigste hier wiederholt werden darf. Eine Liste ihrer Namen, mit dem, was von erinnerlichen menschlichen Zügen und Begebenheiten in ihnen noch zu uns spricht, müssen wir zu geben versuchen. Ihre Namen, richtig datiert, mit einigen Taten, Umständen oder Lebensphasen, die auf diese Weise in des Lesers Erinnerung an ihnen haften bleiben dürften, mag der Leser, jeden an seine Stelle, in die große Strömung europäischer Begebenheiten oder in das Bild, das der Leser davon haben mag, einordnen. Hierdurch kann er sich mit einigem Fleiß eine schwache dämmerige Vorstellung vom Flug der Zeit im fernen Brandenburg verschaffen — kann sich überzeugen, daß das ferne Brandenburg die ganze Zeit über da war, lebendig in seiner Art und, stumm oder sonstwie, teilnehmend am Verlauf des großen Weltdramas.

Im allgemeinen haben wir zu bemerken, daß die Geschichte von Brandenburg unter den Hohenzollern wenig enthält, was eine gewöhnliche Neugier reizen, obschon vielleicht sehr viel, das eine verständige anziehen dürfte. Hätte sie gehörig intelligente Behandlung gefunden — doch wie konnte sie, glücklicher als ihre Nachbarn, das hoffen? Der platte Dryasdust und die voluminöse Stupidität, hier nicht schlimmer als anderswo, spielen ihre Rolle.

Es ist die Geschichte eines Staates oder einer sozialen Lebenskraft, heranwachsend von Kleinem zu Großem; stetig wachsend hinfort unter Leitung: und der Gegensatz zwischen Leitung und Nichtleitung oder Mißleitung in solchen Dingen findet hier wieder einmal einen eindringlichen Beleg. Daß dies eine Tatsache ist, sieht man wohl ein, und die Einzeldinge wären allerdings von Belang, wären sie uns gegeben: aber sie sind es nicht — wie könnte voluminöse Stupidität sie geben? Und dann hin-

wiederum zeigt sich das Phänomen eine lange Zeit in einem so kleinen Maßstab, ohne alle Wichtigkeit in der europäischen Politik und den europäischen Dingen, daß der platte Historiker, indem er im großen Maßstab darüber schreibt, unlesbar und unerträglich wird. Beweis: ein hochtrabender Pauli, unser fataler Freund, mit seinen acht wäßrigen Quartbänden, denen Götter und Menschen, wenn nicht anders gezwungen, aus dem Wege zu gehen gelernt haben[1]! Das Phänomen Brandenburgs ist klein, fernliegend, und die wesentlichen Umstände, allzu fein für Dryasdusts Auge, fehlen meistens, tief ertränkt in Einzelheiten des Unwesentlichen. So daß wir, meine Leser und ich, uns gern begnügen wollen, bei dieser Gelegenheit einen fernen Standpunkt einzunehmen.

Da ist aber noch ein Punkt, vor dem ich den Leser warnen muß. Ein Fels des Ärgernisses, an dem er, falls er unbedacht dagegen anrennen sollte, meines Erachtens scheitern muß, wenigstens kann ihm keine Hilfe von mir was nützen, solange er sich nicht wieder davon losgemacht. Ach, es muß ja Ärgernis kommen und muß dastehen gleich einem Fels des Ärgernisses, vielen zum Schiffbruch! Der neuere Dryasdust, die geheimnisvollen Wege der göttlichen Vorsehung in diesem Universum auslegend oder Geschichte schreibend, wie er es nennt, hat den besten Interessen der Menschheit unberechenbaren Schaden zugefügt. Der unglückselige gottlose Dummkopf, der er ist, getrieben und treibend auf Bahnen, die nur abwärts führen, für ihn und für uns! Aber man könnte ihm noch alles vergeben im Vergleich mit dieser Teufelsdoktrin, der er zur Zeit ziemlich allgemeine Geltung unter seinen unglücklichen Mitgeschöpfen verschafft hat! — Ich muß folgendes Zitat hier einrücken, Leser erraten von welchem Autor:

„In einem unverschämten Pamphlet, geschmiedet, ich weiß nicht von wem, und publiziert 1766 unter dem Titel: Matinées du Roi de Prusse, die sich für ‚Morgenunterhaltungen' Friedrichs des Großen mit seinem Neffen, dem Erbprinzen, ausgeben, deren jede Zeile, für einen Leser, der die mindeste unmittelbare oder wirksame Forschung über Friedrich oder seine Art und seine Geschäfte gemacht hat, sich als falsch und unecht verrät — ist es als Einleitung zu diesen vorgeblichen königlichen Geständnissen hingestellt, daß ‚notre maison', unsere Familie Hohenzollern, von ihrem ersten Ursprung in den schwäbischen Gebirgen, oder seit ihrem ersten Herabsteigen von dort zur Burg und kaiserlichen Verweserschaft von Nürnberg, vor mehr als sechshundert Jahren, konsequent e i n e n Weg verfolgt habe, und zwar einen sehr merkwürdigen. ‚Wir, wie ich, der königliche Friedrich, noch immer tue, sind' nämlich ‚diese ganze Zeit hindurch auf dem Wege des gewandten Machiavellismus verfahren, als geschickte Spieler in den Geschäften dieser Welt, emsige Einsammler der Güter dieser Welt, und, mit einem Wort, als andächtige Verehrer Beelzebubs, des großen Ordners und Belohners der Sterblichen hienieden. Welchen Glauben wir, die Hohenzollern, als den wahren befunden haben, und ich noch immer als diesen befinde; lerne auch du ihn, mein gescheiter Neffe, und mögen alle Menschen ihn lernen. Durch stetiges Daranfesthalten und Wirken in diesem Geiste früh und spät haben wir es so weit gebracht, wie du siehst — und werden es

[1] Dr. Carl Friedrich Pauli: A l l g e m e i n e P r e u ß i s c h e S t a a t s - G e s c h i c h t e, oft genug hier angeführt.

auch noch weiter bringen, so Beelzebub will, der im allgemeinen gnädig ist denjenigen, die ihm recht dienen.‘ Das ist die Doktrin dieses unverschämten Pamphlets; wovon ‚Originalmanuskripte‘ noch von simplen Leuten gekauft werden und mir alsdann edelmütig, zu drei verschiedenen Malen, beinahe umsonst, als eine unschätzbare Kuriosität angeboten worden sind; wovon eine neue gedruckte Auflage, wohl die fünfte, noch vor wenigen Jahren erschienen ist. Simple Leute betrachten es als ein kurioses und interessantes Dokument, etwas zweideutig in seinem Ursprung vielleicht, aber vermutlich echt im wesentlichen und unerwartetes Licht werfend auf den Charakter Friedrichs, den die Menschen den Großen nennen. Welches neuen Lichtes sie einen verdienstlichen Redakteur gern teilhaftig werden ließen.

Wer dies Pamphlet geschrieben, weiß ich nicht, und es zu erraten bin ich nicht in der Lage. Eine gewisse schnippische Lebendigkeit (sehr unähnlich dem Stile Friedrichs, welchen es vorstellen will), eine ermüdende grimassierende gestikulierende Malice und Bissigkeit, die der trüben Erhabenheit dessen, was in neueren Zeiten ‚Witz‘ genannt wird, nahekommt oder sie erreicht; überhaupt die Faulheit des Stoffes und die epigrammatische unruhige Graziosität der Manier in dem Ding und seine gekünstelt fühllose Weise des Ausdrucks wie des Gedankens charakterisieren es augenscheinlich. Des Gedankens, sagten wir — wenn Gedanke es zu nennen ist: Gedanke, gänzlich gelähmt, verschrumpft durch eingewurzelten Rheumatismus seitens des armen schlecht geratenen Denkers; ja, g e b u n d e n (so zu sprechen, denn auch einen epigrammatischen Hang hat er), wie mit Querstricken, rechte Schulter am linken Fuß, und genötigt, sich in so mißlicher Gestalt hoppelnd und schiebend fortzubewegen: nicht in der Weise des Gehens, sondern des Hüpfens und Tanzens, und zwar auf ein falsches, kein wahres Ziel, los, eher nirgend- als irgendwohin: — Hier wären Züge, die einen auf den Gedanken bringen könnten, daß ein erlauchter Fürst von Ligne etwas damit dürfte zu schaffen gehabt haben? Die bibliographischen Lexika, ohne Erweise zu liefern, nennen einen ganz anderen oder eine Reihe von anderen [1], völlig unnamhafte Leute außerdem. Wendet man sich hierauf an die anerkannten W e r k e (wie sie genannt werden) dieser anderen, so findet man darin einen Stil, der nicht die allergeringste Ähnlichkeit hat, und bleibt Zweifeln preisgegeben, wäre es von Erheblichkeit. In Ermangelung von Beweisen, möchte ich ungern Sr. Hoheit von Ligne eine solche Handlung zur Last legen und bin wahrlich wenig begierig nach der Bekanntschaft des Individuums, das sie begangen, das sie begehen konnte und mochte. Ein Fürst der Gecken muß es gewesen sein, soviel sehe ich, einer der das Zeug hatte, in den Augen unaufrichtiger törichter Personen zu glänzen und ihnen Schaden, nicht Nutzen zu bringen; ein Mensch ohne Ehrfurcht für Wahrheit oder menschliche Vortrefflichkeit, der im Grunde gar nicht zu unterscheiden weiß, was wahr und was falsch, was vortrefflich und was scheinvortrefflich und bloß auf der Höhe der Mode ist; ein scheinbar höflicher und bewanderter, innerlich aber ein unverschämter, unsauberer und bloß modischgeckischer Mensch — der, wenn er je dem Rhadamantus in den Weg kommen sollte, eine Tracht Schläge davontragen würde. Ihn wollen wir diesem wohltätigen Schicksal, das ihn sicherlich früher oder später treffen wird, gern überlassen und uns an die Erwägung der Theorie selber und der Tatsachen wenden, auf denen zu fußen sie vorgibt.

Was die Theorie anlangt, so bin ich gezwungen zu sagen, nichts kann falscher, ketzerischer oder verruchter sein. Meine eigene arme Meinung und tiefe Überzeugung über diesen Gegenstand ist seit langem wohlbekannt. Und in der Tat, die Summe von all dem, was ich geglaubt und nach bestem Vermögen versucht habe die Welt zu lehren, auf daß sie es ebenfalls glaube, ist eben diese selbige Meinung und Überzeugung, angewandt auf alle Bereiche der Dinge. Leider steht unser armer unver-

[1] Ein gewisser „N. de Bonneville“ (nachmals eine Zeitlang ein literarischer Marktschreier der Revolution) wird jetzt dafür genannt — erweist sich bei näherer Untersuchung als unmöglich. Barbier (Dictionnaire des Anonymes) gibt auf lahme zweifelvolle Art wieder andere.

schämter Pamphletist in dieser seiner traurigen Theorie von der Welt gegenwärtig mitnichten allein; ja, gewissermaßen hat er eher den ganzen tätigen Teil der Menschheit zur Zeit für sich; um so bedauerlicher für uns alle! —

Es ist ausgemacht, wenn Beelzebub diese Welt geschaffen hat, so haben unser Pamphletist und der ungeheure Teil der Menschheit, der ihm nachfolgt, recht. Hat aber Gott diese Welt gemacht und führt er Beelzebuben bloß herum, wie man einen häßlichen geschnauzten Bären am Seile führt, für einen längeren oder kürzeren zeitweiligen Tanz in dieser Gotteswelt, und zieht er ihn immer wieder an sich heran und nimmt ihm den unehrlichen Gewinn wieder ab und taucht ihn in einen gewissen feurigen Pfuhl, mit dem sichern Vorhaben, ihn zuletzt dort einzulogieren für alle Ewigkeit — dann haben unser Pamphletist und der ihm nachfolgende ungeheure Teil der Menschheit unrecht.

Mehr will ich nicht sagen, da ich fürwahr des Redens über diesen Gegenstand völlig müde bin. Es ist kein Gegenstand, dessen Besprechung mich angeht, wie sehr es auch mich und alle Menschen angeht, die Wahrheit davon zu erkennen und solche schweigend zu jeder Stunde und in jedem Augenblick zu üben. Wie denn auch allerdings die heilige Stimme ihres eigenen Innern, wenn sie darauf horchen, alle Menschen bündig ermahnet; und wahrlich, wenn sie es nicht tut, dann nützt ihnen meine Logik wenig. Für meinen Teil verlangt es mich nicht, zu tun zu haben mit Leuten, die von jener Tatsache erst überzeugt werden müssen. Befinde ich mich in ihrem Hause und entdecke dergleichen an ihnen, so will ich ihr Haus verlassen; sind sie bei mir, will ich, wie der alte Samuel Johnson riet, meine silbernen Löffel zählen. Geistreiche Personen, die da glauben, Beelzebub habe die Welt geschaffen, sind nicht die Leute, von denen ich profitieren kann. Mögen sie in der Entfernung bleiben, damit nicht Ärgernis zwischen uns entstehe. Sie gehören zu der Sippe, die da verdient, genannt zu werden — und zwar nicht in profanem Fluch, sondern in feierlichem Zorn und Mitleid, ich sage, in tugendlicher Erbitterung und unerbittlicher Verwerfung genannt zu werden — die verdammte Sippe. Denn sie sind in aller Wirklichkeit verurteilt und verdammt durch der Natur urälteste Parlamentsakte; sie und jederlei Ding, welches sie tun oder sagen oder denken; es wäre denn, sie könnten jenem Teufelselement entkommen, was ich noch immer von ihnen hoffe! —

Was aber die Tatsachen selber anlangt, ‚de notre maison‘, so erlaube ich mir zu sagen, daß auch sie aller Grundlage von Wahrheit ermangeln. Sie sind nicht so falsch wie die Theorie, weil nichts an Falschheit dieser völlig gleichkommen kann. ‚Notre maison‘, wie dieser Pamphletist sich überzeugen kann, wenn es ihm beliebt zu forschen und zu untersuchen, ehe er spricht, ist nicht durch die Verehrung Beelzebubs in dieser Welt gestiegen, sondern durch ein ganz entgegengesetztes Verhalten. Es ist in der Tat auf derselben Bahn gestiegen, die alle, außer den Toren, Stockjobbern, Kartenbetrügern, fälschenden Pamphletisten und anderen zeitweiligen Kreaturen von der verdammten Sippe, von jeher als den einzigen Weg des permanenten Steigens befunden haben: nämlich dadurch, daß sie dem Widersacher Beelzebubs stetig gedient, indem sie in die Gesetze dieses Universums sich schickten, statt zu versuchen, sie durch Pfiffigkeit zu umgehen und ihnen profitbringend zu widersprechen. Auch die Hohenzollern haben eine zum menschlichen Verstand noch sprechende Geschichte, wenn man hinlänglich danach forscht; und es ist dies, was sie uns, mit einigem Nachdruck sogar, über ihre Begegnisse und gewonnenen Erfolge auf dem Felde des Lebens lehrt. Widersteh dem Teufel, guter Leser, so flieht er von dir!“ —

So schließt unser erzürnter Freund.

Wie die Hohenzollern zu ihren großen Territorien gekommen und das geworden, was sie sind in der Welt, wird sich zeigen. Makellose Muster von Tugend waren sie vermutlich nicht, kein einziger von ihnen. Sie wan-

delten nicht in durchaus unbefleckten Sonntagsschuhen oder aufgeschniegelt zu einem Selbstbewußtsein des Moralisch-Sublimen, sondern gingen in rauhen praktischen Stiefeln und auf Straßen, wie sie eben da waren. In betreff ihrer Moralitäten und ihrer Beobachtung der Gesetze der Straße und des Universums wird Pamphletisten und anderen viel zu argumentieren übrigbleiben. Menschen werden ihre Meinung haben, Menschen von mehr Weisheit oder von weniger. Affen am Toten Meere[1] werden ebenfalls die ihrige haben. Aber welcher Mensch, der an ein Universum wie das jenes Totes-Meer-Pamphletisten glaubte, könnte einwilligen, überhaupt darin zu leben? Wer, der da an ein solches Universum glaubte und nicht gesonnen wäre, wie eine Papinische Verdauungsmaschine oder ein Porcus Epicuri auf äußerst garstige Weise darin zu leben, könnte von zwei Dingen eines vermeiden: entweder schnell von Sinnen zu kommen oder sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen? „Er kann mir keinesfalls anstehen, dieser unendliche Hundestall; nicht mir, Ihr Dryasduste und allmächtigen Hundsungetüme und Kotgötter, wer Ihr immer sein möget. Ein ehrenhaftes Ding kann ich tun: Abschied nehmen von Euch und Eurer Hundeanstalt. Genug!“ —

[1] Denen das Dasein „zur bloßen Phrase und Lüge geworden“. Vgl. Beiträge zum Evangelium der Arbeit. Aus den Schriften Thomas Carlyles. Von J. Neuberg. (Berlin 1851.) S. 30. D. Übers.

Drittes Kapitel / Kurfürst Friedrich II.

Friedrichs des Ersten Nachfolger war ein jüngerer Sohn, Friedrich II., der bis 1471 regierte, über dreißig Jahre, und der sich gleichfalls als ein namhafter Handhaber und Regent bewährte, sehr befähigt, sich und sein gutes Recht in der Welt zu behaupten. Er war erst siebenundzwanzig, als er zur Regierung gelangte, aber die Berliner Bürger, die sich einiges gegen ihn herausnehmen wollten, fanden ihn reif genug an Jahren. Er erhielt den Beinamen Eisenzahn, Friedrich Ferratis Lentibus, wegen seines festen Verfahrens damals und hernach. Er hatte sein Teil Hader mit verfänglichen streitsüchtigen Nachbarn, Zwiste, die mitunter nicht ohne Hiebe zu schlichten waren. Seine ärgste Fehde war mit Pommern — wo man ihm wohlbegründete Anrechte verweigerte, was viel wirres Geraufe, Belagern und langwierige Plackereien nach sich zog: auf welchen Streit wir sogleich zurückkommen werden. Er war es, der zuerst das ansehnliche Schloß zu Berlin baute, indem er den Grund dazu (denselben, wo der gegenwärtige schöne Bau, eine zweite Auflage jenes friderizianischen, steht) von den reuigen Bürgern erhalten hatte, und er verlegte seinen Hauptsitz dahin[1].

Seine wichtigste Vollbringung in der brandenburgischen Geschichte ist jedoch die Wiedererwerbung der Neumark für das Kurfürstentum. Unter der schlechten Wirtschaft Sigismunds war die Provinz verpfändet, veräußert worden; der Deutschorden, an dessen Gebiet sie stieß, hatte sie für bares Geld an sich gebracht. Die Deutschritter waren seitdem geldlos genug geworden; sie erboten sich, die Neumark an Friedrich zu verpfänden, der einschlug und die Summe vorschoß: nach einer Weile verstanden sich die Deutschritter dazu, für eine kleine weitere Summe die Neumark zu verkaufen[2]. Tun wir, für unsere späteren Zwecke, einen Blick in diesen Handel mit seinen Daten und Umständen. Die Deutschritter waren eine reiche herrscherische Körperschaft zu Sigismunds früherer Zeit; sie sind aber nun gewaltig heruntergekommen zu der Friedrichs II.! Und kommen immer

[1] 1442—1451 (Nicolai I. 81).
[2] Michaelis I. 301.

tiefer herab. Stetig sinkend oder mit verzweifelten Versuchen sich zu erheben, welche die Schnelligkeit abwärts nur vermehren, seit jenem verhängnisvollen Tag von Tannenberg, 15. Juli 1410. Hier der traurige Fortschritt ihres Niedergangs, in drei Stationen oder Zeiträume eingeteilt:

„Erster Zeitraum, von dreißig Jahren, 1410—1440. Ein Friede mit Polen folgte bald auf jene Niederlage von Tannenberg; erniedrigender Friede, Buße an Geld und leidliche an Gebiet auflegend. Worauf dann bald wieder Krieg und immer aufs neue Krieg folgte; jeder neue Friede erniedrigender als sein Vorgänger. Der Deutschorden sinkt stetig — in Schulden unter anderem; getrieben zu strengen Finanzmaßregeln (zuletzt sogar zum ‚Verfälschen seiner Münze'), die Unzufriedenheit genug hervorbringen. Polen schiebt sich allmählich in die Territorien und inneren Unruhen von Preußen hinein, als Einleitung zu größeren Operationen, die sich dort vorbereiten.

Zweiter Zeitraum, von vierzehn Jahren. So war es fortgegangen, sich immer verschlimmernd, bis 1440, als die Bevölkerung durch ihre Häupter, den Landadel und die Städte, müde des fiskalischen und anderen Druckes ihres herrischen, nun in solche Lage gekommenen Rittertums, überall anfing, in laute Klagen auszubrechen. Klagen, die emphatisch genug lauteten: ‚Wo ist der Mann, der nicht Schaden gelitten in seinem Recht, vielleicht in seiner Person? Unsere Freunde haben sie als Gäste zu sich gebeten und haben sie unter dem Schein von Gastfreundschaft ermordet. Männer hat man, ihrer schönen Weiber halber, in den Fluß geworfen wie Hunde' — und genug dergleichen mehr[1]. Kein Mangel an Klagen noch an Klagstellern: Stadt Thorn, Stadt Danzig, Kulm, allerlei Städte und Landbezirke taten sich nun zusammen zu einem Bund, um vereint Klage zu führen, um einem herrischen Rittertum mit so gebrochenem Rücken heißer und heißer zu widerstehen, endlich um sich mit Polen zusammenzustecken — was am ominösesten von allem war. Landadel, Bürgerschaft, sie waren meistens deutsch von Geblüt und in ihrer Bildung gänzlich deutsch, zogen aber Polen einem Deutschrittertum von solcher Natur vor. Nichts als Hader, Balgerei, Schmähungen, ein gewaltiger Ausbruch heranreifend. Der Orden muß Söldner mieten, hat kein Geld, sie zu bezahlen. Es war in diesen traurigen Jahren, daß die geldlos gewordenen Ritter die Neumark unserem Kurfürsten als Pfand antrugen; 1444 ward diese Operation ausgeführt[2]. All dies geht, heißer und heißer, noch zehn Jahre so fort.

Dritter Zeitraum beginnt, frühe im Jahre 1454, mit einer wichtigen Sonderkatastrophe und endigt im dreizehnten Jahr nachher mit einer noch wichtigeren allgemeinen von derselben Natur. Der preußische Bund oder Antiunterdrückungsverein von Städten und Landadel, vierzehn Jahre lang an Temperatur dergestalt steigend, erreichte endlich den Entzündungspunkt und brach in Feuer aus. Am 4. Februar 1454 packte die Stadt Thorn, das geliebte älteste Kind des Ordens — ein Kind, das zur Zeit 223 Jahre alt[3] und sehr groß geworden und gegenwärtig sehr aufgebracht ist — seinen alten Vater plötzlich sozusagen bei der Gurgel und schmiß ihn zu den Hunden hinaus, zu den Polacken draußen zu allererst. Stadt Thorn schickte

[1] Voigt VII. 747, der augenscheinlich kein echtes Manifest, sondern ein von den alten Chronisten fabriziertes anführt.

[2] Pauli II. 187, gibt die Summe nicht an.

[3] „Gegründet 1231, als eine hölzerne Burg, eben über dem Fluß drüben, auf der heidnischen Seite, größtenteils um den Stamm einer mächtigen Eiche herum, die dort nahebei wuchs — sieben Kähne allezeit auf dem Fluß (die Weichsel) für die Besatzung zur Flucht nach unserer Seite herüber, wenn gänzlich übermannt." Eiche und sieben Kähne ist noch das Stadtwappen von Thorn. S. Köhler, Münzbelustigungen, XXII. 107, welcher Dusburg (einen Priester des Ordens) und dessen alte, 1326 geschriebene Chronica Terrae Prusciae anführt.

nämlich an jenem Tage ihren ‚Absagebrief' an den Hochmeister in Marienburg drüben, ergriff ein paar Tage darauf die hochmeisterlichen Gesandten, Würdenträger des Ordens, führte sie unter einem allgemeinen Sturm von Verwünschungen, Spottgeschrei und unreinen Wurfdingen geradeswegs ins Gefängnis und belagerte die hochmeisterliche Burg (Bastille von Thorn, mit wenigen Rittern darin), sämtliches Geschütz und die gesamten Kehlen und Herzen des Platzes wild loswütend dagegen, so daß die armen Ritter, ohne Möglichkeit sich zu verteidigen, in wenigen Tagen zur Übergabe gezwungen wurden[1]; mußten im bloßen Wams ausmarschieren, und Thorn entließ sie schimpflich für immer — mit wirklichen ‚Fußstößen', habe ich in einigen Büchern gelesen, obgleich andere diesen traurigen Zug verschleiern. Dermaßen warf Thorn seinen alten Vater hinaus, huldigte dem König von Polen und lud andere Städte und Ritterschaften ein, dem Beispiel nachzufolgen, wozu man bereit war überall, wo man es vermochte.

Hierauf Krieg, der über ganz Preußen aufflammte — der preußische Bund und König von Polen kontra Deutschrittertum — und bis ins dreizehnte Jahr währte, ehe er wieder erlöschen konnte; erlöschen durch Mangel an Feuerung hauptsächlich. Einer der grimmigsten Kriege, die je gewesen, besonders was das Sengen und Brennen betrifft; über ‚300 000 wehrbare Männer' sollen darin umgekommen sein, und die Zahl der verwüsteten Städte, Dörfer, Gehöfte bildet eine Ziffer, die die Phantasie gleichsam ganz schwarz und aschig macht. Die Ritter zeigten keinen Mangel an kriegerischer Kraft, aber das konnte sie nicht retten in dem Zustand, in den sie geraten waren. Entsetzlicher Mangel an Weisheit, an Wirklichkeit und menschlicher Wahrhaftigkeit hatte lange obgewaltet, und die Stunde war nun gekommen. Finanzen erschöpft bis auf den letzten Pfennig. Große Armeen von Söldnern die ganze Zeit über, und am Ende keinen roten Heller, um sie zu bezahlen: die Söldner wurden ungestüm, ‚belagerten den Hochmeister und seine Ritter in Marienburg' — schließlich verkauften sie das Land, das sie innehatten, übertrugen es förmlich an den König von Polen, um ihren Sold herauszukriegen. Solche Dinge mußte der Hochmeister mit ansehen und konnte wenig dazu sagen. Friede oder Erlöschen aus Mangel an Feuerung kam im Jahre 1466. Polen behielt jenes ganze schöne, von nun an zur Unterscheidung Westpreußen genannte Land, das vom linken (West-) Ufer der Weichsel bis an die Grenzen von Brandenburg und Neumark reicht — würde auch die Neumark erhalten haben, wäre nicht Kurfürst Fiedrich dagewesen, sie zu retten. Der Deutsche Orden mußte über die Weichsel hinüberziehen, schimpflich getrieben, sich mit ‚Ostpreußen', dem königsbergisch-memelschen Lande, begnügen und selbst hierfür Huldigung an Polen leisten. Letzteres war noch die bitterste Klausel von allen, war aber nicht zu ändern, so wenig wie die übrigen. Auf diese Weise schmissen seine empörten Kinder das Deutschrittertum hinaus zu den Hunden, zu den Polacken zuvörderst — indem Thorn, das älteste Kind, den Reigen anführte oder das Beispiel gab."

Und so sind die Deutschritter hoffnungslos gesunken, und Westpreußen, nachher „Königliches Preußen" genannt, als nicht lehnspflichtig, wie das „Herzogliche" oder Ostpreußen, ist nicht länger deutsch, sondern polnisch, slawisch: nicht gedeihend durch den Wechsel[2]. Und all jenes schöne deutsche Land, zur Empörung gegen seinen unweisen Vater gebracht,

[1] 8. Februar 1454, sagt Voigt (VIII. 361); 16. Februar, sagt Köhler (Münzbelustigungen XXII. 110).

[2] Zu welchem Zustand das einst blühende Thorn herabsank, siehe in Rankes Wanderungen durch Preußen (Hamburg und Altona 1800) II. 177—200: — ein angenehmes Büchlein, hauptsächlich von Naturgeschichte handelnd, dessen unschuldige Einfalt und Genialität einen aber anziehen; mit Dank zu lesen alles, was es immer enthält.

ward durch das polnische Schwert abgehauen und blieb bei Polen, das sich ebenfalls nicht sehr weise aufführte, bis — bis es im Jahr 1773 durch das deutsche Schwert wieder zurückgehauen wurde! Alle Leser haben von der Teilung Polens gehört, aber von der Teilung Preußens, 307 Jahre vorher, haben nicht alle gehört.

Im zweiten Jahr jener letzten Bedrängung, oben als dritter Zeitraum bezeichnet, war es, daß die Deutschritter, verschmachtend aus Geldnot, den neumärkischen Handel mit Kurfürst Friedrich vollendeten; die Neumark, bereits seit 10 Jahren an ihn verpfändet, waren sie 1455 erbötig, für eine kleine weitere Summe zu verkaufen, und er, lange sorgfältig einem solchen Ausgange zusteuernd, verfehlte nicht sie zu kaufen. Fortan konnte Friedrich die Neumark auf eigene Rechnung schützen, eine unsichtbare aber undurchdringliche Mauer zwischen sie und die benachbarten dreizehnjährigen Feuersbrünste aufrichten, und die Neumark ist seitdem stets bei Brandenburg, ihrem ursprünglichen Besitzer geblieben.

Was Friedrichs Streit mit Pommern anlangt, so verhielt es sich damit folgendermaßen. Hier ist eine Szene aus Rentsch, die in Friedrichs Zeit fällt und ihm und den Seinen viel Kampf und Hader gebracht hat. Sie ist zugleich symbolisch für vieles, was sich in Brandenburg von Anfang bis zu Ende zutrug. Unter den Hohenzollern, wie vorher, wuchs Brandenburg mittelst Anfügung und Angleichung, und hier sehen wir, wie schwierig der Prozeß oft war.

Pommern, lange wendisch, aber friedlich so seit Albrechts des Bären Zeit und immer mehr deutsch werdend, war, nach Friedrichs Begriffen, wenn menschlichen Verträgen und Reichsgesetzen Kraft innewohnt, zu gutem Teil billigermaßen an Brandenburg gefallen — nämlich die Hälfte, Pommern-Stettin, war ihm billigermaßen zugefallen — im Jahre 1464, als Herzog Otto von Stettin, der letzte wendische Herzog, ohne Erben starb. Für solchen Fall war es durch viele Verträge, manche davon mit blutigen Köpfen gemacht, festgesetzt, daß, wenn die wendischen Herzöge ausstürben, das Land an Brandenburg kommen solle — und hier waren sie nun tot. „Also nahm bei der Bestattung Herzog Ottos in der Hochkirche zu Stettin, als der Sarg eingesenkt wurde, der Stettiner Bürgermeister, Albrecht von Glinden, Schwert und Helm und warf sie mit ins Grab, zum Zeichen, daß die Linie nun erloschen sei. Aber Franz von Eichstet", wie es scheint ein anderer Bürger, der dazu angestellt war, „sprang ins Grab und holte sie wieder heraus, indem er einwendete: die Herzöge von Pommern-Wolgast gehören auch ins Geschlecht, denen müsse man diese Zeichen übersenden und ihnen als neuen Herren huldigen; so sprach Franz von Eichstet[1]." Und so wurden sie auch geschickt und angenommen. Und wohl ein Dutzend Verträge, manche davon mit blutigen

[1] Rentsch S. 110 (wo das Datum verkehrt gedruckt ist); Stenzel (I. 233) nennt den Mann „Lorenz Eikstetten, ein entschlossener Edelmann".

Köpfen geschlossen, und noch andere Umstände und Jahrhunderte nebst dem Erlöschen neuer Linien — hatten hinzuzukommen, ehe selbst Pommern-Stettin, und zwar nicht einmal vollständig, zu erlangen war[1]. Das eigentliche Pommern aber, Pommern, auf welches die Anrechte, nach solchen Erlöschungen und Abererlöschungen der herzoglichen Stammlinie, nicht in Abrede gestellt wurden, fiel noch Jahrhunderte nachher nicht heim; und was für Kämpfe und unentwirrbare bewaffnete Rechtshändel darum statthatten, das wissen Leser brandenburgischer Geschichte zum Überdruß. Der Angleichungsprozeß war nichts weniger als ein leichter!

Dieser Friedrich war zweitgeborner Sohn: sein Vater hatte anfangs eine polnische Prinzeß und die polnische Krone für ihn in Aussicht, welche letztere damals nicht so wahlrechtlich war wie nachher: und in dieser Absicht hatte er seine frühe Erziehung hauptsächlich in Polen empfangen, während Johann, der älteste Sohn und Erbprinz, daheim dem Vater zur Hand ging. Aber diese polnischen Aussichten wurden durch den Tod der Prinzessin vereitelt; so daß Friedrich, bloß im Besitz der polnischen Sprache und der von den Göttern ihm verliehenen Fähigkeiten, welche ansehnlich waren, wieder heimkehrte. Unterdessen hatte Johann, der sich eine Zeitlang gut für das praktische Leben angelassen hatte, sich auf Alchimie verlegt und beschäftigte sich mit Schmelztiegeln und Grübeleien bis zu einem Grad, der bedenklich schien. Vater Friedrich mußte deshalb einschreiten und mit diesem „Johann dem Alchimisten" (Johannes Alchimista, so nennen ihn die Bücher noch) eine Abfindung treffen, worauf dieser, gehorsam gegen das väterliche Begehr, der Kurwürde zugunsten Friedrichs entsagte, Bayreuth (die größere Hälfte der kulmbachischen Lande) zum Leibgedinge annahm und allda nach Belieben in Frieden destillierte und sublimierte, weil das Regiment daselbst eine leichtere Aufgabe und eher für einen sanftmütigen grüblerischen Herrn passend war. Ein dritter Bruder, mit Namen Albrecht, erhielt Ansbach bei des Vaters Tod, sehr dazu gemacht, dieser, Kämpfe auf sich zu nehmen, für die es in Kulmbach Gelegenheit geben mochte.

Was die Burggrafschaft anbelangt, so war nun nur noch der Titel davon da. Der erste Friedrich, nachdem er erst einmal Kurfürst geworden, gab sie weislich auf. Der erste Friedrich fand, daß sein Kurfürstentum schrecklich wirkliche Pflichten für ihn enthalte, und daß jene der Burggrafschaft zumeist veraltet waren, und so verkaufte er letztere für eine runde Summe an die Nürnberger: nur die Fürstentümer und Territorien werden in jener Gegend beibehalten. Auch wegen dieser und ihrer Lehnsgerechtsamen, Grenzen und Zölle, mit einem scheel- und prozeßsüchtigen Nürnberg zum Nachbarn, gab es Händel genug zuletzt. Aber Albrecht, der dritte Bruder in Ansbach drüben, befaßte sich mit dem allen, und Johann hatte nichts damit zu schaffen.

Der gute Alchimist starb — vollzog seine letzte Sublimation, der arme

[1] 1648 durch den Westfälischen Frieden.

Mann — sechs oder sieben Jahre vor seinem Bruder Friedrich, dreiundsechzig Jahre alt[1]. Friedrich, mit seinen eisernen Zähnen und Fähigkeiten, hielt nur bis zum achtundfünfzigsten aus — 10. Februar 1471. Die Art seines Endes war eigentümlich. In jenem Krieg mit Pommern lag er vor einer pommerschen Stadt, Ückermünde, die er belagerte: eines Tages, über der Mittagstafel, fuhr eine Kanonenkugel auf den Tisch hernieder[2], krachend, wie man sich es denken kann — wodurch Friedrichs Nerven arg erschüttert wurden; sein Gehör und sogar sein Gedächtnis waren sehr beschädigt von der Zeit an. Wenige Monate nachher dankte er zugunsten seines Nachfolgers ab, zog sich auf die Plassenburg zurück und starb daselbst binnen Jahresfrist.

[1] 14. November 1464.
[2] Michaelis I. 303.

Viertes Kapitel / Kurfürst Albrecht Achilles und seine Nachfolger

Friedrich und Johann hinterließen beide nur Töchter: so daß dies vereinigte Erbe, Brandenburg und Kulmbach, an den dritten Bruder, Albrecht, kam, der in Kulmbach diese vielen Jahre über gewesen ist. Ein hochgewachsener, feuriger, zäher alter Herr, von gewaltigem Talent fürs Schlagen, der zu seiner Zeit der „Achilles von Deutschland" hieß, ein hellflammender, weithin bekannter Charakter damals, wie dunkel er auch jetzt geworden ist[1]. Dieser Albrecht Achilles war der dritte Kurfürst, Stammvater der sämtlichen brandenburgischen und kulmbachischen hohenzollerschen Fürsten, die seitdem eine Rolle in der Welt gespielt haben. Nach ihm findet weder Lücke noch Wechsel in der Nachfolge statt, bis herab auf den kleinen Friedrich, der eben geboren — Friedrich, der alte Großvater, der erste König, war der zwölfte Kurfürst.

Wir müssen sagen, sie folgten gemeiniglich in ihrer Altvorderen Fußtapfen und hatten gleichen Erfolg, mehr oder weniger; Hohenzollern sie alle, nach Charakter und Benehmen, wie nach Abstammung. Kein Mangel an gefaßter Tatkraft, an Wirtschaftlichkeit und an gesundem Verstand. Auch solides billiges Verfahren war im allgemeinen da, kein Fußen auf Grund, der nicht tragen kann — und es war da unverzügliches, gelindes aber unerbittliches Unterdrücken der Meuterei, wenn sie sich zeigte, was sie nach dem zweiten oder höchstens dritten Kurfürsten gar nicht mehr tat. Der junge Friedrich II., gegen den die Berliner versucht hatten, ihre Tore zu schließen, bis er gewisse, ihnen beliebige Bedingungen unterzeichnet habe, erhielt von ihnen, und zwar nicht völlig aus böser Laune, jenen Beinamen Eisenzahn: — „Ist nicht im mindesten eine wächserne Nase, dieser! Nützt folglich nichts, hier was zu versuchen!" — was, mit dem daran hängenden Humor, an sich schon symbolisch für Friedrich und diese hohenzollerschen Souveräne ist. Albrecht, sein Bruder, hatte Fechtens die Hülle und Fülle zu seiner Zeit: aber es war in den nürnbergischen und anderen entfernten Regionen; in Brandenburg ist kein oder kaum einiges Fechten mehr nötig fortan.

[1] Geboren 1414, Kurfürst 1471—1486.

Mit Nürnberg und dem Erburggrafentum dorten, nun da ein neues Geschlecht anfing, an den lockeren Klauseln jener Übereinkunft mit Friedrich I. zu rütteln, und da die Freien Städte überhaupt alle ihre Privilegien überspannten, hatte Albrecht eine Zeitlang viel Plackerei und zuletzt wirklichen wütenden Krieg — da andere Städte Nürnberg in diesem Handel begünstigten und unterstützten, während zahlreiche kleine Fürsten, benachbarte Lehnsherren, ein gleiches für Albrecht taten. All dies war vor zwanzig Jahren, und es hielt nicht an, so wütend war es. „Acht Siege" werden auf Albrechts Seite gezählt — wütende glückliche Gefechte wollen wir sie nennen — in einem von ihnen, erinnere ich mich, stürmte Albrecht, da seine Ritter sich gar zu behutsam zeigten, allein in den Feind hinein und schlug gewaltig um sich, an einer Standarte, die er genommen hatte, festhaltend, bis er fast zu Tode gehauen war[1]. Acht Siege und auch eine Niederlage, bei der Albrecht in Gefangenschaft geriet und sich loskaufen mußte. Der Erbeuter war Kunz von Kaufungen, nürnbergischer Mietsfeldherr zur Zeit; Lesern außerdem wegen seines sächsischen Prinzenraubes bekannt, welcher Streich Kunzen den Kopf gekostet hat[2]. Albrecht gewann doch zuletzt die Oberhand, wie er denn der Mann dazu war, und band seine Nürnberger an Klauseln, die ihm genügten.

In seinen jungen Tagen hatte er gegen Polen, Böhmen und andere als kaiserlicher General gefochten. Er hatte die ganze Zeit über viel zu schaffen in jenen abstrusen kriegerischen Prozessen des Hauses Österreich mit seinen untergebenen Völkerschaften und half dem Kaiser — Friedrich III., einem etwas schwachen, jedoch gierigen und habsüchtigen Kaiser — in den meisten fleißig durch. Jenes unentwirrbare ungarisch-böhmisch-polnische Donnybrook[3] (so kann man es nennen), in welches Österreich verwickelt war; peinlich tumultuarisches Donnybrook, das, auf wilde konfuse Weise fechtend, von 1440 bis 1471 dauert; in welchem antitürkische Hunjads, antiösterreichische Corvinus, die königlichen Majestäten Georg Podiebrad, Ladislaus Posthumus, Ludwig Ohnehaut und andere Ludwige, Ladislause und Wladislause solche Schläge austeilten und empfingen: — in all jenen Händeln war Albrecht gewöhnlich das, was wir Hauptkonstabler nennen dürfen, im Namen des Kaisers nun hier dreinschlagend und dann dort[4]. Fast von Kind auf hatte er das Soldatenhandwerk erlernt und hatte nimmer nachher Muße, es wieder zu verlernen. Er hat eine Fülle des Fechtens gehabt — nämlich ein Halbjahrhundert, hin und her, von den etlichen und siebzig Jahren, die er in der Welt ge-

[1] 1449 (Rentsch S. 399).

[2] Vgl. Carlyles Miscellanies (London 1857) IV. §. Prinzenraub.

[3] „Donnybrook", ein Ort in der Nähe von Dublin, der sprichwörtlich geworden ist wegen der wilden verworrenen Schlägereien, die auf den da gehaltenen Jahrmärkten regelmäßig vorkamen. Letztere wurden deshalb, erst vor wenigen Jahren, ganz abgeschafft. D. Übers.

[4] Hormayr II. 138, 140 (s. Hunjadi Corvin); Rentsch S. 389—422; Michaelis I. 304—313.

dauert. Mit dem erwähnten Donnybrook, mit den Nürnbergern, mit den Herzögen von Bayern (endlose Scharmützel mit diesen Herzögen, Ludwig dem Bärtigen, Ludwig dem Stolzen, Ludwig dem Buckligen, gegen sie und wegen ihrer, in eigenen und des Kaisers Sachen), ebenso mit den Franzosen, die bereits die Hand nach Lothringen ausstreckten, mit Karl dem Kühnen von Burgund — endlich mit dem Bischof von Bamberg, der den Kirchenbann über ihn brachte und die Toten nicht wollte begraben lassen.

Kurfürst Albrechts Brief wegen dieses letztern Umstandes, an seinen Statthalter zu Kulmbach, ist ein bekanntes Schriftstück, das noch vorhanden (Datum 1451)[1], und sein Plan für den eintretenden Fall ist einfach und sachgemäß: „Man trage die Leichen dem Pfarrherrn ins Haus, lasse ihn dann zusehen, ob er sie nicht bald begraben wird! — Man muß sich des Teufels wehren mit dem heiligen Kreuz", sagt Albrecht — man muß den Himmel anrufen, mit soviel ehrlichem Mutterwitz, als der Himmel einem verliehen hat, meint Albrecht. „Sie hätten gern", fährt er fort, d. h. die Pfaffen „hätten gern das weltliche Schwert zu dem geistlichen hinzu. Hätte Gott ein Schwert wollen haben, Er hätte es ebensowohl erdenken können wie zwei. Er war gar ein weiser Mann" — Mangel an Weisheit war offenbar nicht die Ursache! — Kurzum sie mußten die Toten bestatten und tun was billig war, und Albrecht schlug sich durch diesen Handel hindurch, wie er sich durch so viele hindurchgeschlagen.

Kampf genug für den armen Mann, mit eisernen und anderen Waffen — und wir sehen, er betrieb ihn mit scharfem Blick und Vorausblick, mitunter auf eine wild löwenmäßige oder adlermäßige Weise. Ein langer habichtsnäsiger Mann, mageren, scharfen, schweigsamen Aussehens; Nase und Blick sind sehr adlermäßig, und es liegt ein bewölkter Schmerz in den alten Augen, der plötzlichen Aufblitzens bis zu einem gefährlichen Grade fähig scheint. Ein namhafter Diplomat war er ebenfalls: sehr angesehen beim Kaiser, dem alten Friedrich III. (Maxens Vater, Karls V. Urgroßvater)[2], und bewerkstelligte viele Dinge für ihn. Bewerkstelligte es, die dreimal herrliche Erbin von Niederland und Burgund (Tochter Karls des Kühnen) mit ihren siebzehn Provinzen dem jungen Max zu verschaffen[3] — der darob allermänniglich für den glücklichsten Sterblichen gepriesen wurde; wiewohl binnen kurzem der Erfolg dem widersprach.

[1] Rentsch S. 409.

[2] Wie bewunderswürdig, um nicht zu sagen „fast göttlich", Albrecht dem damaligen Sekretär des Kaisers, dem glattzüngigen Aeneas Sylvius, nachmaligem Papst, ist — das kann Rentsch (S. 401, 586) bezeugen, der des Aeneas Lobpreisungen und Fraubasereien anführt (ich vermute die Historia Rerum Frederici Imperatoris, obschon kein Buch genannt ist). Der glatte flüssige Aeneas hatte, in seinen eigenen jungen und in Albrechts besten Jahren, natürlich viel gesehen von diesem „Wunder" in Waffen und Künsten — „Wunder" und „fast göttlich" sozusagen.

[3] 1477.

Kurfürst Albrecht starb am 11. März 1486, zweiundsiebzig Jahre alt. Es war etliche Monate nach der Schlacht von Bosworth, wo unser bucklicher Richard seinen Garaus hier in England fand und die Kriege der Rosen ein Ende nahmen — ein pausbäckiges Knäblein, armer Eltern Kind zu Eisleben im Thüringer Land, Martin Luther mit Namen, blickte mit seinen wunderlichen Augen, in Röcklein, wir wissen nicht von welchem groben wollenen oder halbwollenen Zeug, in das abstruse Universum hinein[1].

Albrechts Leichenbegängnis war sehr großartig, der Kaiser selber und alle Großen des Reichstages und Reichs begleiteten ihn von Frankfurt zu seiner letzten Ruhestätte, viele Stunden Wegs. Denn er starb auf dem Reichstag zu Frankfurt am Main, wo er erkrankt war, als er eben geschäftig — vielleicht allzu geschäftig für sein Alter, im rauhen Frühlingswetter — Maximilian (den „glücklichen Max", der in kurzem auch Kaiser werden wird und bereits in tiefem Unglück ist, in tragischem und anderem!) zum römischen König wählen half. Der alte Kaiser selbst hatte „zu Onolzbach bei ihm eingesprochen" und ihn mitgenommen; so ein Mann durfte bei solcher Gelegenheit nicht fehlen. Ein Mann, der „vielleicht mehr für das deutsche Reich als für das Kurfürstentum Brandenburg getan", geben einige zu verstehen. Der Kaiser selbst, Friedrich III., war nun alt geworden, besorgt, Max gesichert zu wissen und sein Haus zu bestellen. Ein etwas ängstlicher, krächzerischer, engfäustiger, unwirksamer alter Kaiser[2], ausgezeichnet durch sein Glück, Max so versorgt zu sehen und die siebzehn Provinzen der Niederlande an sein Haus zu bringen. Er ist der erste von den habsburgischen Kaisern, der das hatte, was seitdem die „Österreichische Lippe" genannt worden ist — hervorstehende Unterkiefer mit schwerer, zum Schließen ungeneigter Lippe. Er bekam sie von seiner Mutter und hat sie nachhaltig vererbt, so daß seine Nachkommenschaft bis auf den heutigen Tag Spuren davon trägt. Die Mutter hieß Cimburgis, eine polnische Prinzessin, „Tochter des Herzogs von Mähren", eine Dame, die etwas von der Maultasche an sich hatte, in Charakter sowohl als Mund. — Mit dem alten Albrecht hat der arme alte Kaiser seine rechte Hand verloren und hängt ohne Zweifel trüben Gedanken nach, während er im Leichenzuge reitet.

Albrecht liegt begraben zu Heilsbronn in Franken unter seinen Vorvätern — Begräbnis in Brandenburg damals noch nicht üblich bei diesen neuen Kurfürsten — dort war in nachmaligen Zeiten sein Schädel auf dem Deckel der Gruft ausgestellt zu sehen, ein Schädel wunderbar wegen seiner Stärke und auch deshalb, weil „keine Sutura (Nähte) daran zu sehen", meldet Rentsch. Amtliche brandenburgische Pietät machte endlich der Ent-

[1] Geboren 10. November 1483.

[2] Lebhafte Schilderung von ihm in Köhler, *Münzbelustigungen* VI. 393 bis 401, II. 89—96 usw.

weihung ein Ende und gab den — allerdings seines einstmaligen Inhalts wegen wunderbaren Schädel, mag er nun Suturen gehabt haben oder nicht, seiner Ruhestätte zurück.

Johann Cicero ist vierter Kurfürst und hinterläßt zwei namhafte Söhne.

Albrechts ältester Sohn, der vierte Kurfürst, war Johann Cicero (1486—1499): Johann war sein natürlicher Name, welchem das Epitheton „Cicero von Deutschland (Cicero Germaniae)“ von einem bewundernden Publikum beigefügt wurde. Er hatte gewöhnlich das Kurfürstentum während der Abwesenheit seines Vaters verwaltet und es mit Ehren getan. Er war ein tätiger Mann, der in keiner Weise als Herrscher zurückblieb: übte lobsame Strenge an Straßenräubern, unter anderem — zerstört dir „fünfzehn Ritter-Raubnester“ auf einmal; hatte gleichfalls mit jenem ungarisch-böhmischen Donnybrook zu tun und tat auch dies mit Tüchtigkeit. Aber nichts berührte ein einsichtsvolles Publikum so sehr wie sein Rednertalent. Er sprach seine „vier Stunden lang auf einmal auf Kaiser Maxens Reichstag in zierlich fließendem Latein“ und auch mit einer ziemlichen Portion Sinn im Inhalt — und hatte Ausbrüche parlamentarischer Beredsamkeit im Leibe, die zum Erstaunen waren. Ein Mann von hohem Wuchs, Kopf quadratförmig und ein wenig zurückgeworfen, festen, heiteren, gelassenen Aussehens: seine Ausbrüche parlamentarischer Beredsamkeit, einst glorreich wie der Tag, trugen ihm den Namen „Johann Cicero“ ein, und das ist auch alles, was davon übrig ist; denn sie sind versunken nun, unwiederbringlich, sie und er, im Bauche der ewigen Nacht; die endliche Ruhestätte, ich kann es wohl sagen, von gar viel ciceronischer Ware in dieser Welt. Wie es scheint, besaß er, wie einige seiner Nachkommen, das, was man jetzt „ausgezeichnetes literarisches Talent“ nennen würde — nichtssagend für die Welt und für uns. Ich finde, er hieß auch „der Große“, es stellt sich aber bei näherer Untersuchung heraus, daß bloß seine große Gestalt und Beleibtheit damit gemeint war.

Im übrigen hinterließ er seine Familie in guten Umständen, verbunden mit hohen Potentaten ringsumher, und hatte sein Gut angemessen vergrößert in seiner Zeit. Außer seinem ältesten Sohn, der als Kurfürst nachfolgte, des Namens Joachim I., ein dicker Herr, von dem viel in Büchern geschrieben steht, hinterließ er einen zweiten Sohn, Erzbischof von Magdeburg, der mit der Zeit Erzbischof von Mainz und der Heiligen Kirche Kardinal ward[1] — und durch Zufall für immer denkwürdig in

[1] Ulrich von Huttens großer „Panegyrikus“ auf diesen Albrecht, bei dessen erstem Einzug in Mainz (9. Oktober 1514) — „Einzug mit einem Gefolge von 2000 Reitern, meist von den brandenburgischen und kulmbachischen Verwandten geliefert“, sagen die alten Bücher — ist in Ulrichi ab Hutten Equitis Germani Opera (herausgegeben von Münch, Berlin 1821) I. 276—310.

der Kirchengeschichte geworden ist, wie wir sogleich sehen werden. Erzbischof von Mainz, das will auch heißen Kurfürst von Mainz, welcher erster der sieben Kurfürsten und gleichsam ihr Präsident oder „Sprecher" ist. Albrecht hieß dieser; sein älterer Bruder, damaliger Kurfürst von Brandenburg, hieß Joachim. Kardinal Albrecht Kurmainz, wie sein Bruder Joachim Kurbrandenburg, figuriert stark und strahlt hervor in der geschäftigen Regierung Karls V. und den unentwirrbaren lutherisch-papistischen, türkisch-christlichen Händeln, die sie erfüllen.

Jedoch der merkwürdige Punkt in diesem Albrecht von Mainz war jener mit Leo X. und dem Ablaß[1]. Papst Leo hatte Albrechten gestattet, sein Erzbistum Magdeburg und andere Würden neben dem von Mainz beizubehalten, was eine ungewöhnliche Begünstigung war. Aber der Papst erwartete Bezahlung dafür — 30 000 Dukaten, beinahe ein Königslösegeld zu jener Zeit, für das „Pallium" von Mainz; Pallium oder Streifchen Wollentuch, das der Papst zum Verkauf hat, ohne welches Mainz nicht gehalten werden konnte. Albrecht, mit all seinen Würden, war schrecklich schlecht bei Gelde zu der Zeit. Das Mainzer Kapitel konnte oder wollte auch wenig tun, da es erst kürzlich ausgeleert worden war; Magdeburg, Halberstadt desgleichen. Albrecht versuchte allerlei Auskunftsmittel, versuchte ein wenig Geschäft mit Reliquien — sammelte im Mainzischen „etliche hundert Stück Heiligenknochen und drei ganze Leiber", die er nach Halle schickte für frommen Kauf — aber es kam bei diesem Geschäftszweig nichts heraus. Die 30 000 Dukaten blieben unbezahlt, und Papst Leo, der St. Peter baute, „eine Schwester ausstaffierte" und schlimmere Sachen trieb, war deren aufs äußerste bedürftig. Was ist anzufangen? „Ich könnte freilich dies Geld von den Fuggers in Augsburg geborgt bekommen", sagte der Erzbischof zaudernd, „aber was dann —?" — „Mit der Rückzahlung könnte ich Euch helfen!" sagte Seine Heiligkeit: „Könnte selber die Hälfte davon zahlen — wäre nur erst (aber sie machen immer soviel Geschrei über das Zeug) ein Ablaß in Deutschland ausgeschrieben!"— „Gut, es sei drum!" antwortete Albrecht zuletzt, indem er einwilligte, das Geschrei auf sich zu nehmen und das Zeug ins Werk zu setzen, da er gar so schlecht bei Kasse war. Er stellt, vermöge seiner Befugnis als erster geistlicher Kurfürst, seine Vollmacht aus, ernennt (1516) einen gewissen Tetzel, einen Priester, dessen eherne Stirn und Flinkigkeit mit Kopf und Hand ihm bekannt waren, zum Oberverkaufsmann; und — hier ist ein Hohenzoller, der eine Stelle in der Geschichte hat! Der arme Mann, es war durch Zufall und wegen großen Geldmangels. Er war keineswegs ein heftiger Kirchenmann, hegte selber Neigungen zu Luther hin, sogar von praktischer Art, als die Sache im Gange war. Aber er konnte nun einmal nicht anders.

Kardinal Albrecht, Kurmainz, zeigt sich als ein oft gehörter, ge-

[1] Pauli V. 496—499; Rentsch S. 869.

wandter öffentlicher Redner auf den Reichstagen und anderswo in jenen Zeiten, ein Mann, der gern heftige Maßregeln vermeiden möchte — unbequem dick in seinen späteren Jahren, nach den Porträts zu urteilen. Kurbrandenburg, Kurmainz (der Jüngere nun in amtlicher Stellung sogar größer als der Ältere), diese Namen kommen beständig vor in den deutschen Geschichten jener Reformationsperiode, fehlen bei keiner wichtigen Gelegenheit, und inmitten der inhaltlosen Namenslisten, denen man in jenen Büchern bis zum Ermüden begegnet, gestalten sie sich zuletzt für uns zu Personen wie oben.

Fünftes Kapitel / Von dem bayreuth-ansbachischen Zweig

Albrecht Achilles, der dritte Kurfürst, war vor seinem Antritt Markgraf von Ansbach gewesen und seit seines Bruders, des Alchimisten, Tod auch Markgraf von Bayreuth oder des Gesamtfürstentums. — „Markgraf von Kulmbach" wollen wir es der Kürze wegen nennen, obschon die wirremachenden alten Bücher keinen beständigen Namen dafür haben[1]. Nach seinem Antritt behielt Albrecht Achilles natürlich beide, das Kurfürstentum und Fürstentum, inne, solange er lebte. Was sich äußerst selten so fügte, daß das große und kleine Land beisammen waren.

Kein anderer Kurfürst, seit beinahe hundert Jahren, hatte sie beide besessen, und auch dann gleichsam nur auf Augenblicke. Allerdings blieben die zwei Länder, Kurfürstentum und Fürstentum, hohenzollerisch beide und zusammen das ausmachend, was die Hohenzollern an Besitz in der Welt hatten, rege miteinander verbunden; ihre Verwandtschaft und Schutzgenossenschaft ward sorgfältig gepflegt, und das kleinere stand allezeit unter der ausdrücklichen Obhut und sozusagen Vetterschaft des größern. Aber sie hatten ihre besonderen Fürsten, Fürstenlinien, und nur zweimal in der Zeit dieser zwölf Kurfürsten sind sie auch nur zeitweilig unter ein und dasselbe Haupt gekommen. Und was ihre endliche Vereinigung anlangt, so sind Brandenburg-Bayreuth und Brandenburg-Ansbach dem eigentlichen Brandenburg und dessen neuen Geschicken erst in unserer Zeit, nämlich im Jahre 1791, einverleibt worden, und auch dann nicht bleibend, da sie fünfundzwanzig Jahre darauf, auf dem großen Wiener Kongreß, Bayern zufielen. Dies alles, mit den für uns daraus

[1] Ein gewisser Subaltern mit diesem ausdrücklichen Titel: „Markgraf von Kulmbach (ein nachgeborener, zeitweilig dort apanagierter Prinz, der einst im Dienst des sogenannten Winterkönigs stand, und von dem wir vorübergehend vielleicht hier noch hören werden), ist jene völlig mysteriöse Person, die sich als „Marquis de Lulenbach" gedruckt findet in Bromleys Collection of Royal Letters (London, 1787) p. 52 etc.: — eines der kuriosesten Bücher über den Dreißigjährigen Krieg „ediert" mit einer gelassenen Stupidität und heitern Unendlichkeit von Unwissenheit, die es noch ferner auszeichnen. Die Bromleyschen Originale, die sich wohl des wirklichen Edierens verlohnten, sind, wie es sich auf eingezogene Erkundigung herausstellt, „vor etwa fünfzig Jahren als Autographen verkauft und unwiederbringlich zerstreut worden".

entspringenden Verwicklungen und Verwirrungen müssen wir in kurzer Fassung dem Leser klarzumachen suchen.

Zwei Linien in Kulmbach oder Bayreuth-Ansbach: Der Geraer Vertrag von 1598.

Kulmbach hinterließ der Kurfürst bei seinem Tode seinem zweiten Sohn — eigentlich zwei Söhnen, aber der eine davon starb bald, und der andere ward alleiniger Besitzer — Friedrich mit Namen, der, als Gründer der älteren Linie der brandenburgisch-kulmbachischen Fürsten, von uns nicht vergessen werden darf. Gründer der ersten oder älteren Linie, denn es gibt zwei Linien, da diese friderizianische nach ungefähr hundert Jahren erlosch und die ansbach-bayreuthischen Lande wieder an Brandenburg heimfielen, wo sie jedoch nur während des damaligen Kurfürsten Lebzeit verblieben sind. Johann Georg (1525—1598), der siebente Kurfürst, war es, dem Brandenburg-Kulmbach heimfiel — ja, genau zu sprechen, war es nur die gewisse Aussicht darauf, was ihm heimfiel, das Ding selber kam nicht völlig zu seiner Zeit, wiewohl die Verfügung darüber ihm zufiel [1], zur Wiedervereinigung mit Brandenburg. Zur Vereinigung nämlich auf die kurze mögliche Dauer seines Lebensrestes, und um alsdann wieder als Leibgedinge verwendet zu werden — welche letztere Operation, da Johann Georg dreiundzwanzig Kinder hatte, nicht schwer fallen konnte.

Johann Georg spaltete demgemäß (Jahr 1598) das Land in zwei Teile; Brandenburg-Bayreuth war für seinen zweiten Sohn, Brandenburg-Ansbach für seinen dritten: dadurch waren wieder zwei neue Stammväter kulmbachischer Fürsten eingeführt, und eine neue Linie, zweite oder „jüngere Linie" genannt (Linie meist in zwei gespalten, wie vorher), welche — nach verwickelten Geschicken in ihrem gespalteten Bestand, Bayreuth unter einem Haupte, Ansbach unter einem andern — tätig fortbesteht bis herab auf die Zeit unseres kleinen Fritz und weiter. Wie das uns nur allzu bekannt werden wird im Verlauf dieser Geschichte! —

Von alters her waren diese Länder häufig geteilt worden: ein jedes hatte seine kleine Hauptstadt für sich, Stadt Ansbach, Stadt Bayreuth [2], wie das die Verhältnisse mit sich brachten. Häufig geteilt, wiewohl stets in engster Vetterschaft und bereit zur Wiedervereinigung, wenn möglich. Gewöhnlich hatten sie sich auch unter der älteren Linie, unter Friedrichs Nachkommenschaft, die zahlreich war und oft Apanage erforderte, in verschiedenen Händen befunden. Aber es war herkömmlicher Gebrauch, nicht weiter zu teilen; Bayreuth für sich, Ansbach für sich (oder noch glücklicher, wenn beide in eine Hand gelangen konnten) — und namentlich Brandenburg für sich: dies, bemerke ich, war das übliche Herkommen. Jedoch Johann Georg, ein weiser Fürst wie er war, wünschte es nun noch gewisser

[1] „Verfügung" 1598; Ding selber, 1603, zu seines Sohnes Zeit.
[2] Bevölkerungen ungefähr gleich, 16 000 bis 17 000 in unserer Zeit.

zu machen und tat es mittelst einer berühmten Urkunde, der Geraer Vertrag genannt, datiert 1598[1], im letzten Lebensjahre Johann Georgs.

Hierdurch ward auf einem Familienkonklave, gehalten zu Gera, einem thüringischen Städtchen, vertragen und unwiderruflich festgesetzt: daß ihr Kurfürstentum, ungleich all den übrigen in Deutschland, unteilbar bleiben soll; Gesetz der Primogenitur, hier wenn sonst nirgendswo, soll in voller Kraft gelten; und nur die kulmbachischen Territorien (wenn anders unbesetzt) sollen für jüngere Söhne abgespleißt werden dürfen. Kulmbach darf abgespleißt werden, und zwar dieses allenfalls wieder in zwei Teile (Bayreuth und Ansbach), aber auf keinen Fall weiter. Welches Hausgesetz fortan strenge beobachtet wurde. Datiert ist es 1598; Haupturheber davon ist Johann Georg, der siebente Kurfürst. Diesen „Geraer Vertrag" kann der Leser sich anmerken als ein vortreffliches Stück hohenzollerscher Wirtschaftlichkeit und wichtig in den brandenburgischen Annalen. Überhaupt wächst Brandenburg, wie wir bemerken, fortwährend unter diesen zwölf Hohenzollern, langsamer oder schneller, gerade wie die Burggrafschaft wuchs und durch ähnliche Verfahrungsweisen. Eine glückliche Anlage ihrer Gelder (wie im Falle Friedrich Eisenzahns in der Neumark) bringt ihnen eine Provinz, glückliche Erbschaft eine andere: gute Verwaltung ist allezeit da, welche die Mutter des guten Glücks ist.

Und so erstreckt sich von Johann Georg abwärts wieder ein neuer Strom kulmbachischer Fürsten, die jüngere oder neue Linie genannt — eigentlich zwei gleichzeitige Linien von Bayreuthern und Ansbachern — stets in enger Verwandtschaft mit Brandenburg und mit letztem Rückfall an Brandenburg im Erlöschungsfall beider Linien, aber mit gegenseitiger Beerbung unter sich, wenn nur eine erlischt. Sie haben verwickelte Schicksale gehabt, in auswärtigen Armeen gedient, sind viel umhergewandert, und mitunter hat es ihnen sehr an Geld gemangelt: aber während der darauffolgenden hundertundfünfzig Jahre ist keine von den beiden Linien im mindesten erloschen — fürwahr nichts weniger als das.

Von dieser späteren oder neuen kulmbachischen Linie oder gespalteten Linie, namentlich aber von ihrem Bayreuther Teil, hat unsere kleine Wilhelmine, des kleinen Fritzens Schwester, welche Markgräfin daselbst wurde, aller Welt Kunde gegeben. Aus dem ansbachischen Teil (dem es zur Zeit sehr an Geld gebrach) stammt die Königin Karoline, berühmt zu unseres Georgs des Zweiten Zeit[2]. Aus ihm stammt auch ein unwichtiger Markgraf, der eine kleine Schwester Fritzens und Wilhelminens heiratete und von dem wir hören werden. Und da ist endlich ein noch unwichtigerer Markgraf, ein einziger Sohn des besagten unwichtigen und seiner Ehehälfte, der die beiden Länder wieder vereinigte, da es in Bayreuth keine Erben gab, und der selber unbeerbt und mit einer schwachen Lady Craven zur Markgräfin —

[1] Michaelis I. 345.
[2] S. ein synoptisches Diagramm dieser Genealogie weiter unten.

in Hammersmith, in unserer nahen Nachbarschaft hier[1], 1806 starb und so der Plackerei ein Ende machte. Er hatte bereits 1791 seine sämtlichen zeitweiligen Anrechte an Preußen verkauft und ließ Preußen die Erbschaft sogleich, ohne längeres Warten, antreten. Preußen, wie gesagt, behielt das Land nicht lange, und es bildet jetzt einen Teil des bayrischen Gebietes; — dabei möge es, Redakteuren und Lesern zuliebe, lange bleiben!

Von dieser jüngeren Linie, in sich wenig bedeutend für die Welt, werden wir zur Zeit und Stelle genug zu schreiben haben: für jetzt müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf die ältere Linie richten.

Die ältere Linie von Kulmbach: Friedrich und seine drei namhaften Söhne dort.

Des Kurfürsten Albrecht Achilles zweiter Sohn, Friedrich (1460 bis 1536)[2], Gründer der älteren kulmbachischen Linie, hat sein Land eine gewisse Zeit wohl regiert und war „ein Mann von berühmter Stärke an Leib und Geist“; erfordert aber wenig Meldung von uns, außer wegen der Söhne, die er hatte. Ein ruhiger, löblicher, ehrenhafter Herr — mit einer gewissen pathetischen Würde, sichtbar selbst noch in dem verdunkelten Zustand, in den er gesunken war. Der arme alte Herr! nach manchen namhaften Kriegs- und Friedenstaten verfiel er in Melancholie, in Blödsinn, Blindheit bald nach der Mitte des Lebens und blieb so zwanzig Jahre lang, bis er starb; während welchen trüben Zustandes es schön anzusehen war, sagen die alten Bücher, wie aufmerksam seine Söhne ihn behandelten und wie ehrerbietig der Älteste ihn immer zur Tafel führte[3]. Sie wohnen und tafeln auf jenem hohen Schloß Plassenburg, wo der alte Friedrich den weißen und roten Main nicht mehr sehen kann. Ach Gott! Plassenburg ist gegenwärtig ein Zuchthaus, wo Schufte und Schuftinnen Strafarbeit verrichten; und der fromme Friedrich wie der beredte Johann sind ein vergessener Gegenstand geworden. Er war mit unter dem Reichsheerbann, welcher nach den Niederlanden marschierte, um Max aus der Gefangenschaft zu befreien[4] — Max, den König der Römer, welchen, all seinem Glücke zum Trotz, die Fläminger zu einer Zeit unter Verschluß genommen hatten[5]. Das ist seine einzige mir gegenwärtig erinnerliche Tat.

Er war Johann Ciceros Halbbruder, Kind einer zweiten Frau.

[1] Hammersmith grenzt an Chelsea, den Wohnort Carlyles. D. Übers.

[2] Rentsch S. 593—602.

[3] Rentsch S. 612.

[4] Von welchem Zug Herr Götz von Berlichingen viel zu erzählen hat. Es ist dies nämlich derselbe „Markgraf Friedrich von Ansbach“, an dessen Hof Götz „in der Lehre“ war, von dessen „polnischer Gemahlin“ er in den finstern Turm gesteckt worden und dessen „schwarzweißes Banner“ er, als junger Knappe, vor Konstanz trug.

[5] 1482 (Pauli II. 389): Seine schöne, junge Gemahlin war kurz vorher „durch einen Sturz vom Pferde“ schrecklich tragisch umgekommen, und die siebzehn Provinzen waren störrisch unter Maxens Vormundschaft.

Wie sein Onkel, Kurfürst Friedrich II., war er an eine polnische Prinzessin verehelicht, weil der schlaue Achilles vielleicht ein Auge auf Kronen in jener Richtung hatte, während des besagten ungarisch-böhmisch-polnischen Donnybrooks. Aber wenn dem so ist, so ist abermals nichts von einer Krone danach gefolgt, wiewohl es mit der Zeit nicht ohne gute Ergebnisse für Friedrichs Kinder blieb.

Er hatte acht Söhne, die zu Mannesalter heranwuchsen, deren fünf oder sechs in der Welt zu Ansehen gekommen sind; drei sind denkwürdig bis auf den heutigen Tag. Eine seiner Töchter verheiratete er an den Herzog von Liegnitz in Schlesien; was mit zu den ersten von mir wahrgenommenen Gliedern einer Verbindungskette mit diesem souveränen Herzogtum gehört, die stark wurde und die hier für meinen Leser der Beachtung wert ist. Von den drei namhaften Söhnen ist es nötig, etwas zu sagen. Kasimir, Georg, Albrecht sind die Namen dieser drei.

Kasimir, der Älteste[1], dessen Erbteil Bayreuth ist, war zuerst für den geistlichen Stand bestimmt; da er sich aber mehr zu weltlichen und militärischen Dingen neigte oder weil seine Aussichten sich änderten, verließ er jenen zeitig und betrat rüstig die Laufbahn der Waffen und Geschäfte. Ein wüterisch aussehender Herr mit gedankenvollen Augen und hängender Unterlippe — Hut von beneidenswerter Weichheit; lose Filzscheibe nachlässig an den Kopf gesteckt, fast wie eine künstlich ausgeweitete Nachtmütze, so bewundernswürdig weich — und der Anblick des Menschen Kasimir, zwischen seinem Wassersturz von schwarzem Bart und dieser Semi-Nachtmütze, ist nachlässig wüterisch. Er hat sich viel herumgeschlagen mit den Nürnbergern und anderen; konnte schrecklich zuschlagen, wenn es not tat. Namentlich wüterisch war er gegen die aufständischen Bauern in ihrem Bauernkrieg (1525). Diesen stellte er sich in ihrer wildesten Wut entgegen; er, damit andere sich um ihn sammeln mögen: „Unselige Sterbliche, wollt ihr die Welt zu Trümmern reißen, weil ihr euch viel zu beschweren habt?" und knüpfte ihre Führer buchstäblich dutzendweise auf, als sie unterworfen und gefangen waren. Ein strenger, ziemlich wüterischer Herr. Sein Bruder Georg, welcher Ansbach zum Erbe und ein Recht auf die Hälfte dieser Gefangenen hatte, vermahnte seine Hälfte und verzieh ihr und legte für die übrigen dringende Fürbitte bei seinem Bruder ein, in einem schönen auf uns gekommenen Brief[2], der aber ohne Wirkung auf Kasimir blieb. Um des Hundes selber willen und um aller willen „laßt den Hund nicht lernen Leder essen" (woraus seine Kuppeln und Maulkörbe gemacht sind)! Das war ein Sprichwort, welches man bei jener Gelegenheit oft hörte, in Luthers Mund neben anderen.

Kasimir starb im Jahre 1528, gegen fünfzig Jahre alt. Während der letzten zwölf Jahre ungefähr, als des Vaters Krankheit hoffnungslos ge-

[1] 1481—1527.
[2] In Rentsch S. 627.

worden, hatte er Kulmbach in den beiden Teilen regiert, indem der ansbachische Teil, der seinem nächsten Bruder Georg angehörte, natürlich in allen Stücken zu Bayreuth hielt und Georg, der gewöhnlich abwesend war, außer bei wichtigen Veranlassungen sich nicht darein mischte. Kasimir hinterließ einen damals erst sechsjährigen Knaben, des Namens Albrecht, zu dessen Vormund Georg, nunmehr tatsächlich Souverän in Kulmbach, bestellt war. Dieser Junge, voll Feuer, Wildfeuer zuviel davon, explodierte nachher gewaltig über Deutschland (Albrecht Alcibiades ist der Name, den sie ihm geben); ja, er war gegen das Ende seiner Minderjährigkeit bereits aufsässig gegen seinen Onkel geworden, den vortrefflichen Vormund, der die Aufsicht über ihn hatte.

Friedrichs zweiter Sohn, Markgraf Georg von Ansbach.

Onkel Georg von Ansbach, Kasimirs nächster Bruder, war allezeit von friedlicherem Naturell als Kasimir gewesen, wiewohl es ihm an Gemütsfeuer und genugsamer Lebendigkeit jeder Art nicht mangelte. Als Jüngling hatte er Kaiser Maxen in zweien seiner kleinen Kriege geholfen, war aber allezeit mehr dem „Lateinlesen", der Gelehrsamkeit und den Geistesbeschäftigungen zugetan. Seine polnische Mutter, welcher, wie wir bemerken, „Kasimir" seinen Namen verdankte, hat sich viel wichtiger für Georg erwiesen. In früher Jugend ging er zu seinem Onkel Wladislaus, König von Ungarn und Böhmen: dann — — ach, da werden wir am Ende doch einen Blick in jenes unschöne, einem „irischen Donnybrook" vergleichbare, ungarisch-böhmische Getümmel werfen müssen, wo Albrecht Achilles sich so lange als Hauptkonstabler umtat! Es ist am Ende doch nötig, daß wir auf etliche der höchsten Köpfe daraus hindeuten und auf die Richtung, nach der sie, Knüttel in der Hand, zu drängen und schwenken scheinen. Mut, geduldiger Leser!

Georg ging also in früher Jugend zu seinem Onkel Wladislaus, König von Ungarn und Böhmen: denn Georgs Mutter war, wie wir wissen, aus königlichem Geschlecht, Tochter des polnischen Königs Kasimir IV. (der jüngst die Deutschritter übel zurichtete), welche Verwandtschaft Resultate für Georg und uns hatte. Tochter Kasimirs IV. war die Dame, und folglich jagellonischen Geblüts von väterlicher Seite, was wenig auf sich hat; aber von mütterlicher Seite war sie eine Enkelin jenes Kaisers Albrecht II., der „drei Kronen in einem Jahr empfing und das Jahr darauf starb"; dessen Nachkommen immer seitdem — bis an die Lippen in Plackereien mit der sie begleitenden konfusen Mitbewerbschaft, den Hunjads, Corvinus, Georg Podiebrad und anderen, gar nicht zu reden von dem lauernden Türkendrachen, der sich immer enger um ihre Grenze schlang — Könige von Ungarn und Böhmen gewesen, zwei von den Kronen (die erblichen zwei), die Kaiser Albrecht in jenem merkwürdigen Jahr erhalten. Er erhielt sie, wie sich der Leser vielleicht erinnert, weil er Kaiser Sigismunds

Tochter zur Gemahlin hatte — Sigismunds Super-Grammaticam, den wir auf dem Marktplatz zu Konstanz, rot wie ein Flamingo, vor hundert Jahren stehen ließen. So rollt die Zeit in ihrer buntscheckigen Art, gefräßig und trächtig.

Auf solche Weise ist Georgs Onkel Wladislaus, Albrechts Tochtersohn, jetzt König von Ungarn und Böhmen: der letzte König Wladislaus und der vorletzte König überhaupt, den sie gehabt haben, wie wir noch sehen werden. Wladislaus war Erbe von Polen gleichfalls, hätte er sich nur dessen Besitz verschaffen können; aber er überließ es seinem Bruder, verschiedenen jüngern Brüdern nacheinander, da er beide Hände voll zu tun hatte mit seinen ungarischen und böhmischen Nöten. Er hielt viel auf seinen Neffen Georg, da er die offene, verständige und treue Natur des Jünglings recht wohl erkannte. Er bestellte Georg zum Erzieher seines armen Sohnes Ludwig, den er im frühen Alter von zehn Jahren in einer schlimmen Welt und schlimmen Lage darin zurückließ. „Geboren ohne Haut", sagt man, d. h. im siebenten Monat zur Welt gekommen, und deshalb Ludwig Ohnehaut genannt. Allerdings mit ziemlich dünner Haut geboren, wie man wohl sagen kann; und es hätte ihm doch eine von rhinozerossischer Dicke not getan!

Georg bekleidete sein Amt redlich und mit Erfolg: Ludwig wuchs zu einem ritterlichen, stattlichen, munteren jungen König heran, trotz natürlicher und anderer Schwierigkeiten, erhielt eine Schwester des großen Kaisers Karl V. zur Ehe — beschloß (A. D. 1526), einen Streich gegen den Türkendrachen zu versuchen, der sich um seine Grenze schlang und in einem unerträglichen Grade Feuer spie. Ludwig, ein stattlicher, zwanzigjähriger Jüngling, zog mit vieler ungarischer Ritterschaft aus, unmittelbar auf den Türken los (Sommer 1526), während unterdes Georg geschäftig nach Böhmen ging, um da nach Kräften Verstärkungstruppen auszuheben. Ludwig focht und scharmützelte eine Weile mit der türkischen Vorhut, kam endlich zu einer wütenden allgemeinen Schlacht mit den Türken (29. August 1526) an einer Stelle namens Mohacz, tief östlich in den Niederungen der Unterdonau, und ward allda tragisch geschlagen und geendigt. Da er die Schlacht verloren und seine Ritterschaft fliehen sah, mußte Ludwig gleichfalls die Flucht ergreifen; galoppierend um sein Leben, geriet er in ein bodenloses oder so gut wie bodenloses Moor, und darin verschwand Ludwig, Roß und Reiter, plötzlich aus dieser Welt. Der unglückliche Jüngling! wie ein Blitzstrahl unversehens dort hineinfahrend — und die ungarische Souveränität mit ihm, denn Ungarn wird von da ab ein Teil von Österreich, da es, nebst Böhmen, an Karls V. Bruder Ferdinand kommt, als dem nun nächsten Erben Albrechts mit den drei Kronen. Bis an die Lippen in Schwierigkeiten noch heutigentags! —

Unterdessen war Georg mit wohl gerüsteter Verstärkung in vollem Marsch, um zu Ludwig zu stoßen; aber die traurige Nachricht von Mohacz traf ihn: er zog sich, sobald als tunlich, nach seinem eigenen Gebiet zurück

und verließ die ungarischen Händel. Dies, glaube ich, war Georgs dritter und letzter Kriegsversuch. Er fand keinen besonderen Gefallen an dieser Kunst und hatte sie auch nicht gepflegt wie Kasimir und einige von seinen Brüdern. —

Georg hatte nunmehr ansehnliche Besitztümer, ein Teil derselben wichtig für die Leser dieser Geschichte. Ansbach ist uns bereits bekannt, aber das Herzogtum Jägerndorf — das und seine freundlichen Täler, schönen Jagdgehege und lärchenbewachsenen Höhen im schlesischen Riesengebirge — das ist das denkwürdige Territorium für uns. Georg erwarb es auf folgende Art:

Vor etwa zehn oder fünfzehn Jahren hatte der verstorbene König Wladislaus, unser hochseliger Onkel, da er Georg liebte und kein königliches Geld zur Verfügung hatte, diesem erlaubt, mit seinem eigenen Gelde gewisse, spottwohlfeil verpfändete, dennoch aber für Wladislaus uneinlösbare ungarische Herrschaften einzulösen. Georg tat das, vor Jahren, genauer vor zehn oder fünfzehn Jahren. Die ungarischen Herrschaften mit ihren türkischen und sonstigen Unbequemlichkeiten gefielen Georgen nicht, er schlug dem König Wladislaus ihren Tausch gegen das böhmisch-schlesische Herzogtum Jägerndorf vor, das damals gerade wegen Erbermangelung dem König heimgefallen war. Auch dazu verstand sich der wohlwollende geldlose Onkel, der Georg immer lieber gewann. Und die Sache ward auch vollzogen; ich sehe zwar nicht, in welchem Jahr: bloß daß die schließliche Belehnung (durch Ludwig Ohnehaut und mit gehöriger Billigung des Kaisers) 1524 datiert ist, zwei Jahre vor dem verhängnisvollen Begegnis von Mohacz.

Von der Zeit dieses Kaufes an, und besonders bis zu Bruder Kasimirs Tod, 1527, residierte Georg öfter zu Jägerndorf als zu Ansbach. Ansbach, an der Seite Bayreuths, bedurfte keiner besonderen Verwaltung, und in Jägerndorf mochte manches die Hand eines guten Regenten erfordern, um es wieder instand zu setzen. Das Jägerndorfer Schloß, das sich bis auf den heutigen Tag recht mächtig dort emportürmt, ist von Georg erbaut: „das alte Schloß derer von Schellenberg" (der erloschenen vorhergehenden Linie), nun in Trümmern, „steht auf einem mit Lärchen bewachsenen Hügel in einiger Entfernung". Markgraf Georg war wohlangesehen als Herzog von Jägerndorf. Was seine Taten in jener Gegend waren, weiß ich nicht; aber es scheint, er war so wohlgelitten in Schlesien, daß zwei kleinere benachbarte Potentaten, der Herzog von Oppeln und der Herzog von Ratibor, die der Leibeserben ermangelten, diese Städte und Gebiete, mit des Kaisers Einwilligung, an Georg vermachten[1] — einzig ihren Untertanen zuliebe (bemerkt Rentsch), auf daß arme Menschen von

[1] Rentsch S. 623, 127—131. Der Kaiser ist Ferdinand, Karls V. Bruder — vorläufig erst König von Böhmen und Ungarn, aber vollmächtig in solchen Dingen. Seine Einwilligung ist in Rentsch „17. Juni 1531" datiert.

einem weisen Herzog regiert würden in kommender Zeit. Im andern Fall wären die Herzogtümer dem Kaiser heimgefallen.

Doch der Kaiser erwies sich, trotz seiner vorhergegangenen Gutheißung, wucherhaft gegen Georg in der Sache und erpreßte schwere Summen für die wirkliche Besitznahme von Oppeln und Ratibor. Georg, der in protestantischen Dingen so eifrig voranging, geriet in immer weniger Gunst bei Kaisern. Aber so jedenfalls, vermöge friedlicher, unbestreitbarer Gründe, Gründe gültig wie Reichsgesetz und bares Geld, ist Georg Herr dieser beiden Ländchen in der Ebene von Südschlesien ebenso wie von Jägerndorf im nahen Gebirge. Georg hat das Herzogtum Jägerndorf nebst diesen Anhängseln inne (Jägerndorf seit 1524, Ratibor und Oppeln seit etlichen Jahren später) und sitzt da, beständig oder in gehörigen Zwischenräumen, auf seinem eigenen starken Bergschloß Jägerndorf — ohne Zweifel zum wirklichen Vorteil guter Menschen in jenen Gegenden. Somit hat sich Jägerndorf den brandenburgischen Landen angefügt; und der Leser mag sich den Umstand merken, denn er wird sich eines Tages als denkwürdig erweisen.

In Sachen der Reformation hat sich Markgraf Georg sehr edel gehalten. Ein schlichter, wahrheitsliebender, bescheiden tapferer Mann, der sich unbewußt in jenem großen Element zur heroischen Gestalt erhob. „Georg der Fromme", „Georg der Bekenner" waren die Beinamen, die er von seinen Landsleuten erhielt. Sowie dies Werk erst einmal praktisch geworden war, mischte sich Georg ein wenig mehr in das kulmbachische Regiment, da sein Bruder Kasimir, der gleichfalls Reformationstendenzen hatte, mehr damit hinter dem Zaune hielt als Georg.

Im Jahre 1525 war die städtische Bevölkerung des kulmbachischen Landes, das mächtige Nürnberg voran, entschieden für die neue Lehre eingetreten und äußerte ununterdrückbar den ungeduldigen Wunsch, den Lügenkram auszuräumen und der Predigt des Evangeliums eine freie Bahn bei sich zu machen. Es war dies ein bedenklicher Schritt, der allenfalls für einen großen Kurfürst von Sachsen tunlich war — aber für einen Markgrafen von Ansbach? Georg war von Jägerndorf, etliche und sechzig Meilen Weges, heimgekommen, um selber Einsicht darein zu nehmen; fand es, mit der Dunkelheit ringsum, mit den drohenden Abgründen zu beiden Seiten und einer eifervollen, rücksichtslosen Städtebevölkerung, die auf die Stange zu beißen drohte, ein schrecklich mißliches Ding. Da bestieg Georg an einem Tag in diesem Jahre (Tag nicht näher angegeben) sein Roß und ritt „mit einem Gefolge von nicht mehr als sechs Leuten" in aller Stille aus zu einem gut dreitägigen Ritt von weiteren vierzig Meilen Weges, gen Wittenberg, und stieg ab an der Haustüre des Doktors Martinus Lutherus[1]. Ein namhafter erwähnenswerter Vorgang. Aber solche Besuche hoher Fürstlichkeiten in dem armen Hause des Doktors waren

[1] Rentsch, S. 625.

nichts Ungewöhnliches damals. Luther klärte Georgs Zweifel auf; Georg kehrte mit gefaßtem Entschluß heim: „Voran denn, ihr armen vogtländischen Evangelischen! Ich muß euch führen, wir müssen voran!" — Und es zeigten sich Fährlichkeiten genug und Abgründe auf beiden Seiten: Bauernkrieg, Wiedertäuferei und die Rote Republik auf der einen Seite, die Reichsacht auf der andern. Aber Georg, in brennender, feierlicher Achtsamkeit — immer neues Licht ging ihm auf — ward mit den Gefahren, wie sie jedesmal kamen, fertig und schritt stetig vor auf eine schlichte, gar mannhafte und mutige Art und Weise.

Er hat die wirklichen Kriege, die auf Luthers Predigt folgten, nicht mehr erlebt; er war eines Alters mit Luther, wenige Monate später geboren, und starb drei Jahre früher als Luther[1] — aber bei all den Hauptaktionen, die dazwischen liegen, ist Georg hervorragend mit zugegen: „Georg von Brandenburg", wie die Bücher ihn nennen, oder einfach „Markgraf Georg".

Es versteht sich von selbst, daß er auf dem Tag zu Augsburg (1530) und bei dem Unterzeichnen des Augsburgischen Bekenntnisses gegenwärtig war. Er ritt dahin, umgeben von seiner ansbachischen Ritterschaft, „400 Kavalieren" — die Seckendorff, Hutten, Flans und andere bekannte Familien, in den Listen erkennbar[2] — und sprach dort, nicht Ausbrüche parlamentarischer Beredsamkeit, sondern Dinge, die Sinn in sich hatten. Eine Rede von ihm, nicht in der Reichsversammlung, sondern in des Kaisers Herberge (am 15. Juni 1530, mutmaßlich in Anton Fuggers Haus[3], aber ohne die „Zimmetfeuer", von denen bei einer andern Gelegenheit gemeldet wird) ist noch berühmt. Es war an dem Abend nach der Ankunft Karls V. am Reichstag, wo die Stände sich bereits einige Zeit versammelt gehalten. Und groß war der Empfang des Kaisers am Morgen jenes Tages gewesen; der Flor Deutschlands, sämtliche Fürsten des Reichs, protestantische wie päpstliche, waren ihm bis an die Lechbrücke entgegengeritten. Mit überschwenglichen Reden und Freundlichkeiten auf beiden Seiten — nur daß der Kaiser begehrte, jedermann, die Protestantischen wie die andern, sollten mittlerweile den papistischen Litaneikram, Wachskerzenumgang und götzendienerischen Firlefanz des Fronleichnamsfestes am folgenden Tag mitmachen, was die Protestantischen nicht konnten noch wollten. Kaiserliche Winke waren bereits von Innsbruck aus ergangen; milde Hoffnungen, von der Natur der Befehle: Daß loyale protestantische Fürsten mittlerweile offene Mißhelligkeiten vermeiden möchten, vielleicht so loyal sein möchten, ihre Kapellane und besonderen Religionsübungen für sich

[1] 4. März 1484 — 27. Dezember 1543 Georg. 10. November 1483 — 18. Februar 1546 Luther.

[2] Rentsch, S. 633.

[3] Vgl. Carlyles Miscellanies, III., 199. Jetzt ein Gasthaus, „Zu den drei Mohren", wo Touristen logieren und sich den Saal zeigen lassen, den der Kaiser bei solchen Besuchen bewohnt haben soll.

privat zu halten mittlerweile? Solche Winke hatte man erhalten — und nun dies mit dem Fronleichnamsfest ein noch bedeutsamerer Wink! Loyale Protestanten weigerten sich daher. Lehnten es geradezu ab, trotz Befehl und abermaligem Befehl. Sie kamen insgesamt zum Kaiser, der alte Johann von Sachsen, der junge Philipp von Hessen und die übrigen; Markgraf Georg, als Sprecher, mit beredter Schlichtheit ihre Gründe vortragend — in der Hauptsache ungefähr folgendermaßen:

Unüberwindlichster, allergnädigster Kaiser und Herr! Pflichtgehorsamst sind wir gegen Euere Kaiserliche Majestät, allzeit bereit, kaiserlichem Befehl und Begehr zu gehorsamen bei Tag und bei Nacht. Aber nur kaiserlichem Begehr unter Gott, nicht gegen Gott. Verlanget es nicht, o allergnädigster Kaiser! Ich kann nicht, und wir können nicht, und wir sollen nicht und dürfen nicht. Und „ehe ich wollt meinen Gott und sein Evangelium verleugnen", das sind Georgs eigene Worte, „ehe wollt ich vor Eurer Majestät niederknien und mir den Kopf abhauen lassen" — und schlug sich dabei mit der scharfen Hand auf den Nacken, während seine Augen wunderlich strahlten und die Stimme zu einem musikalischen Alt sich erhob. — „Nit Kop ab, löver Förſt, nit Kop ab!" antwortete Karl in seinem Flämisch-Deutsch, indem ein leichtes Lächeln seine schweren grauen Augen erleuchtete und die dicke österreichische Unterlippe unmerklich belebte[1].

Sprecher und Genossen kamen am Morgen noch einmal; Markgraf Georg noch beredter. Dessen Rede über ganz Deutschland hinflog, wie Feuer über trockenen Flachs, und noch zu lesen ist — beide Reden nun meist zu einer zusammengerollt von ungenauen Herausgebern[2]. — Und der Markgraf und seine Genossen blieben für diesmal mit der Fronleichnamsgötzendienerei verschont. Aber der Kaiser wandelte, fast gebraten in der Sonne, im schweren Purpurmantel, mit einer langen, sehr überflüssigen Wachskerze spritzelnd und brodelnd in seiner Rechten, durch die Straßen von Augsburg. Kurbrandenburg, Kurmainz, hohe Vettern Georgs, waren auf dieser Versammlung zu Augsburg; Kurbrandenburg (Kurfürst Joachim I., Ciceros Sohn, von dem wir gesprochen haben und ferner noch sprechen werden) häufig laut auf der konservativen Seite, während der beredte Kurmainzer den Vermittelungsweg einschlug. Der Kurfürst von Brandenburg war in seinem Eifer nach Innsbruck geritten, um da den Kaiser zu treffen und ein vorläufiges Wort mit ihm zu reden. Beide diese hohen Vettern redeten und rührten sich viel auf diesem Reichstag. Sie waren diesen Morgen dem Kaiser entgegen mit auf die Lechebene herausgekommen, und ihr finsterer Blick äußerte wohl unaussprechliche Dinge über Georg und seine Rede. Georg mußte sich's gefallen lassen.

[1] Rentsch, S. 637; Marheinecke: Geschichte der Teutschen Reformation. (Berlin 1831), II., 487.
[2] Wie bei Rentsch, ubi supra.

Bis an seinen Tod, im Jahre 1543, trifft man Georg stets in der Vorderreihe dieser hohen Bewegung an, in der Reihe, wo Kursachsen, Johann der Beständige, und der junge Philipp der Großmütige von Hessen standen und wo die Gefahr und Schwierigkeit war. Leser aus unserer aufgeklärten Goldklumpengeneration können sich keine Vorstellung machen von dem Geist, der damals die edleren königlichen Gemüter beseelte. „Gottes Wort bleibt in Ewigkeit, Verbum Dei Manet In Eternum", lautete der Wahlspruch, den Johann der Beständige für sich angenommen: „V. D. M. I. E.", diese Initialen waren auf all sein Gerät gezeichnet, auf seine Feldzeichen, Gemälde, auf sein Silbergeschirr, auf die Ärmel seiner Dienerschaft sogar — und ich kann wohl sagen, auf sein eigenes tiefes Herz zu allererst. V. D. M. I. E.: — oder ließe es sich nicht, wie Philipp von Hessen manchmal sagte (Philipp, der noch ein junger Gesell war und auch spaßen konnte in seinem großmütigen Spott), auch etwa lesen: „Verbum Diaboli Manet In Episcopis, des Teufels Wort in den Bischöfen steckt"?

Wir müssen nun Abschied nehmen von Markgraf Georg und seinem schönen Verhalten in jener Krise der Weltgeschichte. Er hatte Jägerndorf erworben, welches wichtig für sein Haus und für andere wurde: aber was war das im Vergleich mit den prometheischen Errungenschaften (so dürfen wir sie wohl nennen) für sein Haus und für sein Land und für alle Menschen, die er mit zu bewirken die Ehre gehabt — völlig unbewußt, daß er „Feuer vom Himmel herabholte", der gute bescheidene schlichte Mann! Soweit ich entnehmen kann, haben zu seiner Zeit wenig echtere Exemplare des Biedermannes gelebt. Eine derbe, ins Rohe gehauene, etwas stumpfnäsige Physiognomie; Backenknochen hoch, Wangen ein wenig bauschig und faltig; Augen mit ziemlicher Besorgtheit und Traurigkeit darin; liebevolle Schlichtheit, Treue, Verstand, Wahrhaftigkeit blicken aus allen Zügen. Er trägt reichlichen weißen, kurzgeschnittenen Bart, reichliche Goldketten, Halskrausen, Hermeline; Hut nicht lobenswert, verglichen mit dem Bruder Kasimirs, ein übler umgekehrter Seiher von einem Hut, in einem fünfundvierziggradigen Winkel herabhängend, mit einer Perlenschnur oben, nicht unten herum, unsicher auf Georgs schönem Haupte und durchaus nicht zu dessen Zier.

Eine seiner Töchter verheiratete er an den Herzog von Liegnitz, ein neues Glied in jener Verbindung. Er hinterließ einen Knaben, Georg Friedrich, der unter Alcibiades, seines bayreuthischen Vetters, Vormundschaft kam und viel zu leiden hatte wegen dieses Verhältnisses, oder in Wahrheit vielmehr wegen seiner eigenen ausgesprochenen protestantischen Richtung, welche zu ahnden das Verhältnis zu Alcibiades nur zum Vorwand diente. In reiferen Jahren überstand Georg Friedrich seine Mißgeschicke und lebte, Gutes in der Welt zu wirken, protestantisches und sonstiges, worauf wir vielleicht noch zurückkommen werden. Die Linie des Markgrafen Georg des Frommen endigt mit diesem Georg Friedrich, der

keine Kinder hatte; die Linie des Markgrafen Georg und die ältere kulmbachische überhaupt (1603), da auch Albrecht Alcibiades, Kasimirs einziger Sohn, ohne Nachkommenschaft gestorben war.

„Von den jüngern Brüdern", sagt meine Quelle, „gehörten etwa vier dem geistlichen Stand an, von denen zwei zur Prälatenwürde emporstiegen; hier sind die vier:

1. Einer, Wilhelm mit Namen, war Bischof von Riga, an der fernen preußischen Außengrenze, und ward protestantisch — mit unter den ersten großen Prälaten, die diesen häretischen Weg einschlugen, wobei die Umstände ihn begünstigten, das ‚V. D. (Verbum Diaboli)', wie Philipp es las, auszutreiben. Er ist ein verständig aussehender Mann, mit prächtigem Bart, mit etwas von geringschätziger Geduld in seinen nachdenklichen Augen. Er hatte seine Not mit seinen Rigaern — wie das freilich nichts Neues war zwischen ihrem Bischof und ihnen, wes Glaubens er immer sein mochte. —

2. Der andere Prälat hielt fest an der päpstlichen Rechtgläubigkeit; er stand auf der Leiter der Beförderung zum erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg, hoffend, seinem Onkel Kurmainz, dem beredten vermittelnden Kardinal, in diesem Teil seiner Pluralitäten nachzufolgen, was auch geschah — wenig zu seinem Trost, armer Mann; denn er litt viel in den Belagerungen und Religionsunruhen seiner Magdeburger, die ihn zuletzt ganz fortgehen hießen, da sie sich endlich öffentlich zum Protestantismus bekannt hatten. Er hatte wegzugehen und mit Klagen, Beschwerden beim Reichshofrat und dergleichen den Rest seines Lebens zuzubringen. —

3. Der Propst zu Würzburg; orthodox päpstlich war auch er; machte seinem Bruder Georg oft zu schaffen.

4. Ein noch orthodoxeres Exemplar, das jüngste Mitglied der Familie und ebenfalls geistlich: Gumbrecht (‚Gumbertus, ein Kanonikus' von irgend etwas, sagen die Bücher), der frühzeitig nach Rom ging und einer von Seiner Heiligkeit Leos des Zehnten Kammerherren wurde — bestand die ‚Stürmung Roms' (des Connetable Bourbon) und ward da gefangen genommen und ausgelöst — starb aber jung (1528). Diese drei waren Katholiken, der von Würzburg ein etwas giftiger.

5. Katholisch war auch Johannes, ein fünfter Bruder, der dem Soldaten- und Diplomatenberufe folgte, meist in Spanien; besorgte Regierungsbotschaften an Reichsversammlungen und dergleichen für Karl V.; ein hochstehender Mann und wohlangesehen bei seinem Kaiser — er hatte die junge Witwe des alten Königs Ferdinand in Spanien geehlicht, was sich, wie es scheint, als ein plagvoller Vorfall für den armen Johannes erwies. Was wir wissen, ist, daß er zum Befehlshaber von Valencia ernannt wurde und allda starb, kaum erst über dreißig Jahre alt — durch Gift, vermutet man — und seine junge Witwe für eine dritte Ehe hinterließ."

Dies sind die fünf jüngeren Brüder, wovon vier katholisch, Söhne des alten blinden Friedrich von Plassenburg, die zwar an sich nicht denkwürdig, jedoch, um der drei älteren Brüder willen, nennenswert sind. So viele rechtgläubige Katholiken, während Bruder Georg und andere den Ketzereien solchermaßen anhingen! Eine Familie, in der viel Religionsspaltung herrscht — und der blinde alte Friedrich, blöd an Geist, wußte nichts davon; und die vortreffliche polnische Mutter sagte und dachte, wir wissen nicht was. Eine entzweite Zeit! —

Johannes von Valencia und diese hohen Priester waren sämtlich Leute von Ansehen, bemerkenswert für die Journalisten ihrer Zeit: aber der einzige, heute noch der Menschheit allgemein bekannte Bruder ist Albrecht, Hochmeister des Deutschordens, durch welchen Preußen an die Familie kam. Von ihm müssen wir nun ein wenig sprechen.

Sechstes Kapitel / Hochmeister Albrecht, dritter denkwürdiger Sohn Friedrichs

Albrecht war geboren 1490; jünger als Georg um sechs, als Kasimir um neun Jahre. Er war ebenfalls für die Kirche bestimmt gewesen, gab dies aber bald auf, da andere Aussichten und Richtungen sich eröffneten. Er war allezeit den freien Künsten zugetan gewesen, aber auch das tätige Leben hatte Reiz für ihn. In seiner Jugend zeichnete er sich in Geistes- und Leibesübungen aus, war von höherem Wuchs als seine Genossen, geschickt in Künsten, besonders in den Waffen — ritt mit seinem Vater an Kaiser Maxens Hof, ward von ihm, als sein Augapfel, dem Kaiser Max präsentiert — der einen wackern Junker in ihm sah und seiner gedachte, als der Hochmeisterstuhl des Deutschordens frei wurde[1].

Das Deutschrittertum war seit der Zeit, da ihm in jener Schlacht von Tannenberg, 1410, der Rücken gebrochen und es mit so schmählichen Fußstößen aus Westpreußen vertrieben worden, bettlägerig gewesen, sein übergebliebenes Einkommen verzehrend oder zappelnd in hilflosen Bestrebungen, wieder auf die Beine zu kommen, die keine Meldung von uns erfordern. Ohne Hoffnung, je Westpreußen zurückzugewinnen, hatte der Orden die Huldigung an Polen für den östlichen Landesteil ruhig geleistet, ruhig während ein paar Menschenaltern. Aber in der dritten oder vierten Generation nach Tannenberg ließ sich einiges Murren verlauten — zu allererst im Heiligen Römischen Reich. „Preußen ist ein Stück des Reichs", hörte man hitzige unüberlegte Köpfe sagen, „Preußen konnte ohne des Reichs Einwilligung nicht losgetrennt werden!" Reden, denen die gekränkten Ritter nur zu gern horchten und deren Klang ihre matten Augen mit neuen falschen Hoffnungen erglimmen ließ. Es handelte sich darum, jemanden von deutschem Einfluß, von Macht und Verbindungen im Land, zum Hochmeister zu wählen, der ihnen zu ihrem sogenannten Rechte verhelfen könnte. Mit diesem Gedanken wählten sie einen und dann einen zweiten von solcher Art — und fanden es nicht sehr hoffnungsvoll, wie wir sehen werden.

Albrecht ward zum Hochmeister von Preußen gewählt im Februar

[1] Rentsch, S. 840—863.

1511, sein Alter zur Zeit einundzwanzig, hielt seinen Einzug in Königsberg, November folgenden Jahres, in großem Reiterzug, „bei grausamem Sturmwind und Hagelwetter“ — der arme Albrecht ganz schwarz angetan und voller Trauer über den Verlust seiner Mutter, der guten polnischen Prinzessin, die nach seiner Abreise von zu Hause das Zeitliche gesegnet hatte. Zwanzig Monate der Vorbereitung seit seiner Erwählung hatte er zugebracht, ehe er etwas tat, denn der Fall war allerdings verwickelt. Wie seine Vorgänger im Amt hatte er es auf sich genommen, jene Huldigung an Polen zu verweigern, da das Reich im allgemeinen und Kaiser Max im besonderen in lockeren Redensarten ihn dazu aufmunterten: „Ein Stück des Reichs“, sagte sie alle, „die Deutschritter hatten kein Recht, es so zu veräußern“. Eine Sache, die leichter gesagt als praktisch getan ist.

Albrechts Vorgänger, auf dies Prinzip erwählt, war ein sächsischer Prinz, Friedrich von Meißen, ein nachgeborner Sohn von Sachsen; allerdings von mächtiger Verwandtschaft auch er, der es ebenfalls auf sich genommen hatte, die Huldigung zu verweigern, und sie auch eifrig verweigerte — freilich auf seine Kosten, der arme Mann. Von dem Reich, trotz all dessen großen Worten, erhielt er keinerlei Beistand; er mußte sich einen polnischen Krieg vom Leibe halten, wie er eben konnte, durch gute Worte und schlaue Diplomatie, und starb im mittleren Alter, aufgerieben vom Kummer dieser mißlichen Lage.

Es herrscht eine Vorstellung in schlecht unterrichteten Kreisen, als ob unser neuer Hochmeister Albrecht nicht besser als eine Art Betrüger gewesen sei, daß er dieses Hochmeistertum von Preußen angenommen und darauf fröhlichen Mutes Preußen für seinen eigenen Vorteil in die Tasche gesteckt habe. Das ist eine müßige Vorstellung, die sich nicht mit der geringsten Forschung oder Kenntnis von der eigentlichen Lage der Dinge verträgt[1]. Nichts weniger als fröhlichen Mutes steckte Albrecht Preußen ein, noch ohne einen vorausgegangenen Kampf, ein anderes damit zu tun, einen so zähen Kampf, als sich von irgendeinem Menschen konnte erwarten lassen.

Ein Umstand, den die Deutschritter nicht ahnten, und ihr junger Hochmeister am allerwenigsten, war, daß die Deutschritter jenen schrecklichen Umsturz von Tannenberg, jene schmähliche Entlassung mit Fußstößen aus Westpreußen reichlich verdient hatten. Mit ihrem Übermut, ihrer Üppigkeit, Entartung war es weit gekommen; und auch jene Demütigung machte sie nicht besser — eher schlimmer. Es war tief verborgen vor ihrem jungen Hochmeister, wie vor ihnen, daß sie vermutlich nun am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angelangt und reif waren, vom Schauplatz entfernt zu werden, sobald sich eine passende Gelegenheit darbot! — Natürlich erfüllten sie die übernommenen Bedingungen gegen Polen ungern

[1] Voigt, IX., 740—749; Pauli, IV., 404—407.

genug; sehr unwillig, für Preußen nun zu huldigen und zu bekennen, daß man zur zweiten Stufe herabgesunken war. Die Ritter nährten noch immer ihren alten Hochmut, ihren tiefgewurzelten, jetzt in den unglücklichen Zustand der Bewußtheit getretenen Rangstolz. Das ist gemeiniglich das allerletzte, was ein sinkendes Haus verläßt: bewußt gewordener Rangstolz — wie wenn, auf eine verkehrte Weise, das Haus fühlte, daß es verdient zu sinken.

Im übrigen war Albrechts Lage unter ihnen ebenso wie die Friedrichs von Sachsen gewesen, schlimmer, nicht besser, und der hauptsächliche Endunterschied war: er starb nicht daran, wie Friedrich von Sachsen, sondern fand einen zu Friedrichs Zeit nicht offenen Ausweg und lebte. Den Rittern und dem vagen Publikum, das sich das Reich nannte, hatte Albrecht versprochen, Polen die Huldigung zu verweigern; dazu klatschten Ritter und Reich in die Hände: und das war so ziemlich der ganze Beistand, den er von ihnen erhielt. Das Reich, als solches, hatte niemals sein Recht auf Preußen behauptet oder sich auch nur entschieden darüber ausgesprochen; es war bloß das vage Publikum, welches gesprochen hatte im Namen des Reichs. Vom Reich oder von irgendeinem Individuum darin, Kaiser oder Fürst, vermochte Albrecht, wenn er sie wirklich darum ansprach, absolut nichts zu bekommen. Von dem, was an Rittern in Preußen war, durfte er etwa, falls es dazu käme, Bereitwilligkeit zum Schlagen erwarten, was nicht viel hieß, wie die Dinge einmal standen. Aber von der Masse der über ganz Deutschland ausgestreuten Ritter, mit ihren reichen Balleien, sicheren Hilfsquellen, mit ihrem behaglichen „Deutschmeister" über sich, fand er glatte Abweisung[1]: „Wir wollen mit dem Abenteuer durchaus nichts zu schaffen haben, wünschen Euch guten Erfolg damit!" Niemals fand sich ein ritterlicher junger Herr in eine unmöglichere Stellung versetzt.

Sein Bruder Kasimir (Georg war damals in Ungarn), sein Vetter Joachim Kurbrandenburg, Friedrich Herzog von Liegnitz, ein schlesischer Verwandter der Familie[2], hielten Rat, berieten und unterhandelten die Fülle; Albrecht selber bemühte sich unablässig. „Verständige dich mit König Sigismund", sagten sie, „Onkel Sigismund, deiner guten Mutter Bruder, ein König, der uns allen wohlgeneigt ist!" — „Wie verständigen?"

[1] Die Titel Hochmeister und Deutschmeister werden in vielen Büchern und in allerlei Lexika als von einerlei Bedeutung definiert. Dem ist aber nicht ganz so. Sie waren anfangs gleichbedeutend, soweit ich entnehmen kann, und nach Albrechts Zeit sind sie es wieder geworden, aber in der Periode, wo wir halten, und eine geraume Zeit zurück, bezeichneten sie verschiedene und in der Tat öfters, seit der preußische Verfall begann, entgegengesetzte Wesenheiten. Der Deutschmeister, Untervorstand über des Ordens deutsche Angelegenheiten und Besitzungen, residiert zu Mergentheim: der Hochmeister ist oberster Vorstand über das ganze, sitzt aber zu Marienburg in Preußen und fühlt dort, wo der Schuh drückt — viel zu scharf, denkt der Deutschmeister in seinen weichen Pantoffeln zu Mergentheim in der sichern Würzburger Gegend.

[2] „Herzog Friedrich II." stammt durch Mütter von Kurfürst Friedrich I., heiratet eben jetzt, 1519, Markgraf Georgs Tochter (Hübner T. 179, 100, 101).

antwortete Albrecht: „Er fordert die Huldigung, und ich gelobte, sie nicht zu leisten!“ Kasimir ging und kam, nach Königsberg, nach Berlin; ging einmal selber nach Krakau zum Könige deswegen: aber es war eine Aufgabe von „Ja und Nein“, die Kasimir nicht lösen konnte.

König Sigismund seinerseits war bis zu einem hohen Grad geduldig damit, gab die freundlichsten väterlichsten Versicherungen — indem er zugleich bezeugte, daß sein Recht unstreitig sei, von dem er niemals mit Ehren abstehen könne und folglich niemals wolle: „Mein lieber Neffe mag es sich überlegen, ob sein ausschweifendes, eitelmütiges, halbketzerisches Rittertum oder gar dies preußische Bruchstück allein in der Lage sei, in einem ungerechten Streite Polen beim Bart zu fassen, oder ob es hoffen könne, Tannenberg umzukehren mittelst Beelzebubs Hilfe.“ —

Sieben Jahre lang hielt Albrecht aus in diesem Zwischenzustand von nicht Krieg und nicht Frieden, Himmel und Erde anrufend um die Mittel, Polen trotzen und Krieg anfangen zu können. Das Reich antwortete: „Wir haben wahrlich nichts für Euch.“ Der Deutschmeister antwortete einmal übers andere: „Ich sage Euch, wir haben nichts!“ Zuletzt ward Sigismund ungeduldig, machte (Dezember 1519) einige Bewegungen von feindseliger Natur. Albrecht gab nicht nach, bedacht nur, zu zögern bis er in Bereitschaft wäre. Durch übermenschliche Anstrengungen, mit Borgen, Betreiben, Bitten, Hinundhergaloppieren, brachte Albrecht gegen Ende des folgenden Jahres einen Anschein von einer Armee zusammen: „14 000 deutsche Söldner zu Roß und zu Fuß“, soviel in der Theorie; in tatsächlichem Ergebnis kamen sie ihm 8000 Mann stark zumarschiert (Oktober 1520), um „auf acht Monate“ zu dienen. Mit diesen will er Danzig belagern, Thorn belagern, will plötzlich, wie ein feuriger Speer, in das Herz Polens dringen und Polen zwingen, seinen Anspruch aufzugeben. Worauf denn König Sigismund sich selbst ernstlich anschickte; zog mit gewaltigen Scharen polnischer Ritterschaft aus, warf Albrechts 8000 — die sich sofort daran machten, das Land aufzuzehren, statt für dasselbe zu schlagen, da sie freilich Mangel an allem litten. Einer der frohesten Tage, die Albrecht noch erlebte, war der, an dem er die 8000 wieder loswarb.

Was nun machen? „Waffenruhe auf vier Jahre“, Sigismund war noch immer so gefällig, darein zu willigen: „Stillstand auf vier Jahre: probiere es allerorten, mein armer Neffe, hernach wird dein Sinn vielleicht biegsam.“ Albrecht probierte das Reich aufs neue: „Vier Jahre, o Fürsten, und alsdann muß ich es tun oder mich verschlingen lassen!“ Das Reich, geschäftig mit lutherisch-päpstlichen, türkisch-christlichen Händeln, zuckte die Achseln zu Albrecht. Der Deutschmeister tat desgleichen, alle Welt desgleichen. Im Himmel oder auf Erden keine Hoffnung für mich also? dachte Albrecht. Und sein Kassenbestand — davon wollen wir nicht sprechen!

Unterdessen hatte sich Dr. Osiander von Ansbach bei ihm eingefunden,

und der fromme junge Mann ward nachgerade gänzlich in seiner Religion erschüttert. Mönchische Gelübde, Papst, die heilige Kirche selber, was ist davon zu halten, Herr Doktor? Albrecht, religiös in hohem Grade, geriet tief in den Protestantismus hinein. Auf seinen vielen Reisen, nach Nürnberg, nach Brandenburg, und auf und ab, war er auch in Wittenberg gewesen: hatte Luther dort mehr als einmal persönlich gesehen, wechselte Briefe mit Luther, glaubte schließlich an die Wahrheit Luthers. Die kulmbachischen Brüder waren beide, Georg wenigstens war es inbrünstig, zum Protestantismus geneigt, wie wir gesehen haben, aber Albrecht war von den dreien der vorderste auf dieser Bahn. Osiander und Schwärme eifriger kulmbachischer Prediger machten viele Konvertiten in Preußen. Unter solchen Umständen gingen die vier Jahre zu Ende.

Albrecht, man kann sich es denken, ist in nicht wenig gespannter Lage, und tiefe Beratungen, Kulmbach, Berlin, Liegnitz, Polen sämtlich herzugezogen, gehen vor sich — ein über die Maßen verwickelter Fall. Du hast dein Wort gegeben, Wort muß man halten — und kann doch nicht ohne offenbaren Schaden, oder Ruin sogar, derjenigen, denen es gegeben worden. Tritt zurück also, laß es fahren! — Fahren lassen? Einen kostbaren Gegenstand fahren lassen; Fahrenlassen ist die letzte Zuflucht. Ja, an wen eigentlich wolltest du es fahren lassen? Die preußischen Ritter selber sind sehr geteilt über den Punkt, und werden es nachgerade über allerlei Punkte, weil der Protestantismus immer mehr überhandnimmt unter ihnen. Was die deutschen Brüder anlangt, sie und ihr behaglicher Deutschmeister, die sich weigerten an dem gefährlichen Abenteuer überhaupt teilzunehmen, sind sie befugt, jetzt bei dessen Abschluß viel dreinzusprechen?

Unter anderen, oder als das Hauptorakel von allen, ward auch Luther zu Rate gezogen. „Was heißt Ihr mich tun, um den Deutschen Orden zu reformieren?" fragte Albrecht sein Orakel. Luthers Antwort war, wie sich's denken läßt, emphatisch. Luther, sagt ein Berichterstatter, hat den Orden „weder Gott noch Menschen nütze" genannt und seine Verfassung für „eine monströse, abscheuliche, hermaphroditische, weder weltliche noch geistliche Verfassung" erklärt[1]. Luthers ausdrückliche Antwort an Albrecht ist uns unbekannt — aber wir können auf ihren Inhalt schließen: daß nämlich ein so gestaltetes Deutschrittertum keinesfalls lange Bestand in der Welt haben könne, daß weiße Mäntel mit schwarzem Kreuz darauf an sich keinem Rittertum was frommen können, daß feierliche Gelübde und hohe überweltliche Bekenntnisse, verbunden mit einer Lebensübung, wie sie weltbekannt, ein betrübendes, um nicht zu sagen ein verdammliches Schauspiel auf Gottes Erden sei — daß ein junger Herr besser daran täte, sich in den heiligen Ehestand zu begeben, besser, gar nichts mehr mit dem elenden babylonischen Alpdrücken der Papisterei zu schaffen zu

[1] C. J. Weber: Das Ritterwesen (Stuttgart 1837) III. 208.

haben, besser, sich wach zu schütteln in Gottes Namen und zuzusehen, ob es nicht noch immer in dem ewigen Himmel Mahnungen gebe bezüglich dessen, was zu tun und was zu lassen weise sei! — So ungefähr denke ich mir, in neuern Dialekt übersetzt, den Inhalt von Dr. Luthers Rat an den Hochmeister Albrecht bei gegenwärtiger interessanter Gelegenheit.

Gewiß ist, daß Albrecht kurz darauf diesen Weg einschlug, da Onkel Sigismund und die ansässigen Ordensobern sich dazu verstanden hatten, als dem einzigen praktischen Weg. Art und Weise wie folgt: 1. Anstatt erwählter Hochmeister seien wir erblicher Herzog von Preußen und huldigen in diesem Charakter Oheim Sigismund dafür. 2. Die ansässigen Ordensbeamten, die bereit sind mit uns voranzugehen, wollen wir gleichfalls zu bleibenden Lehnsbesitzern von dem machen, was sie jetzt als Nutznießer innehaben, und sie sollen Unterlehnsträger unter uns als erblichem Herzog sein. 3. In allen welchen Stücken Onkel Sigismund und die Republik Polen uns gegen alle Welt zu schützen sich verpflichten.

Dies ist, in Summa, der Vertrag zwischen König Sigismund I. von Polen einerseits und Hochmeister Albrecht und denjenigen von seinen Ordensbeamten, die mit ihm gingen (was natürlich die nicht tun konnten, die nicht Protestanten waren), andererseits: Geschehen zu Krakau, 8. April 1525[1], wodurch das Deutschrittertum in seinem preußischen Teil aus der Welt verschwand, indem es sich und seine „hermaphroditische Verfassung" auflöste wie eine Art männliches Nonnenkloster, was der weiblichen so viele in jenen Jahren taten. Ein Handel, der zu endloser Kritik Anlaß gegeben hat, damals und später. Ein Handel, der sich offenbar nicht mit dem Buchstaben des Gesetzes aussöhnen läßt und sich jede Länge von Wortsplitterei gefallen lassen muß. Der Deutschmeister und seine deutschen Ritterbrüder schrien Zeter; die ganze Welt, damals und lange nachher, hatte viel zu sagen und zu argumentieren.

Für uns, nun da sich die Wortspreu längst gelegt hat, ist die Frage eine inhaltliche, keine formale. Wenn das Deutschrittertum zur Zeit faktisch tot war, faktisch umherstolperte als eine bloß galvanisierte Leiche, die zu faulen anfing — dann wahrlich geziemte es sich, daß irgendeiner es begrabe, um pestartige Wirkungen in der Nachbarschaft zu verhüten. Irgendeiner oder der andere — indem er ihm zuvor, wie natürlich, die

[1] Rentsch S. 850. — Hier sind einige von Rentsch, Voigt und anderen attestierte abgenutzte Notizzettel, die vielleicht des Druckens wert sind:
1490 Mai 17., Albrecht geboren.
1511 Februar 14., Hochmeister.
1519 Dezember, König Sigismunds erste feindliche Bewegung.
1520 Oktober, die deutschen Söldlinge kommen an.
1520 November, versuchen Danzig zu belagern.
1520 November 17., Belagerung aufgehoben.
1521 April 10., Waffenruhe auf vier Jahre.
1523 Juni, Albrecht fragt Luther um Rat.
1524 November, Unterredung mit Luther.
1525 April 8., Frieden von Krakau und Albrecht Herzog von Preußen.

Haut abzog und sie für sich behielt, für seine Mühe. Um diesen Punkt dreht sich im wesentlichen die ganze Frage! Wenn hingegen das Rittertum nicht tot war —?—

Und es kämpfte allerdings hartnäckig wie der Kalendermann[1], jene vernichtende Beschuldigung von sich zu weisen, klagte (nämlich der Deutschmeister und der deutsche papistische Teil davon) laut auf Reichstagen, brachte Albrecht und seine Genossen in die Reichsacht, grimmig bedroht von Kaiser Karl V. Aber es kam nichts danach, nichts außer Lärm. Albrecht behauptete seine Stellung. Kaiser Karl hatte stets seine Hände voll; er konnte nichts weiter tun, als gestempeltes Pergament und Drohungen gegen Albrecht abzufeuern. Das Deutschrittertum, der deutsche Teil desselben, verblieb im Genuß seiner wertvollen Balleien und sehr ansehnlichen Einkünfte in einigen Teilen Deutschlands und Europas, denn es hatte nur Preußen eingebüßt, und spazierte noch drei Jahrhunderte länger umher, mit Geld in der Tasche und solennem weißen Mantel mit schwarzem Kreuz auf den Schultern — der reichst begüterte Gesellschaftsklub, den es gab, und eine vortreffliche Versorgung für jüngere Söhne mit sechzehn Feldern im Wappen. Aber es war und blieb durch all die Jahrhunderte, in jedem wesentlichen Betracht, eine feierliche Heuchelei, ein amtloses bloß essendes Trugbild, von der Natur des Spuks, der hungerigen Gespenster oder Dämonen (wie es deren viele gibt) — bis Napoleon es schließlich verschwinden hieß, nachdem seine Zeit selbst als Trugbild gekommen war.

Albrecht hatte wohl seine eigenen Schwierigkeiten als Regent in Preußen[2]. Die protestantische Theologie hatte sich, um seine Lage noch zu verschlimmern, wütend in „Doxien" gespalten, und es gab einen Osianderismus (da Osiander des Herzogs Kaplan war), bitter befeindet von dem orthodoxeren Ismus. So waren auch „Ausländer", deutsch-ansbachische und sonstige, scheel von den Eingeborenen angesehen, fanden mitunter aber Beförderung. Ein gewisser Funccius, ein glänzender nürnbergischer Eingewanderter dort, der aus der Theologie in die Politik überging, mußte zuletzt (1564) geköpft werden — der greise Herzog Albrecht selber „weinte bitterlich darüber", denn es war nicht Albrechts Tun. Seine neuen allodialen Ritter waren wohl nicht die allergefügigsten, als sie erst erblich gemacht waren. Wir können nur hoffen, daß der Herzog ein Hohenzoller war und nicht ganz ungewachsen seiner Aufgabe in diesen Stücken. Ein Mann mit hoher kahler Stirn, prächtigem spatförmigen Bart, Miene nachdenklich, fast hager, hagere Art von Augen besonders, und ein wenig schielend, was das Strenge in seinem Aussehen noch vermehrt. Er behauptete seinen Besitz, jeden Zoll desselben, und hinterließ alles in sicherem Stande bei seinem Tode im Jahre 1568, da er nahe

[1] Der gar nicht stirbt. D. Übers.
[2] 1525—1568.

an achtzig Jahre alt war. Es war im zehnten Jahre unserer Elisabeth als Königin, die unbesiegbare Armada noch ungebaut, aber Herzog Alba sehr geschäftig in Brabant Köpfe abschneidend und die Holländer aufrüttelnd zu der gehörigen Wut, die nötig war, um Spanien und ihn in die Luft zu sprengen.

Dieser Herzog Albrecht war ein tief religiöser Mann, wie dies alle gedankenvollen Leute damals waren; gab sich viel mit Theologie und Gottesgelehrten ab, begierig, Gottes Gesetze in diesem Universum zu erkennen, und heilsam überzeugt von der Verdammnis, wenn er sie nicht befolgen würde; liebte auch die profanen Wissenschaften, namentlich die Astronomie: Erasmus Reinhold und seine Tabulae Prutenicae waren einst sehr berühmt; Erasmus Reinhold verkündet dankbar, wie diese seine mühsamen Tafeln (angefertigt, nach den jüngsten Entdeckungen, 1551 und folgende) vermöge Herzog Albrechts erhabener Freigebigkeit ausgearbeitet worden, weshalb sie auch dem Herzog Albrecht zugeeignet und „Prutenicae", d. h. preußische, benannt sind[1]. Die Universität zu Königsberg war bereits mehrere Jahre früher, 1544, gegründet.

Albrecht hatte nicht ermangelt zu heiraten, wie Luther riet: mit seiner ersten Gemahlin hatte er nur Töchter, mit seiner zweiten einen Sohn, Albrecht Friedrich, der, ohne Widerspruch oder Schwierigkeit, seinem Vater sukzedierte. Dergestalt ward Preußen für die hohenzollersche Familie erworben — denn der kurfürstliche Zweig bewerkstelligte es, in nicht langer Zeit, die Mitbelehnung zu erhalten, das heißt ein Anrecht auf die Sukzession, und Preußen ward ein Familienerbe, wie es Ansbach und Bayreuth waren.

[1] Rentsch S. 855.

Siebentes Kapitel / Albrecht Alcibiades

Wir müssen dem bereits erwähnten armen Albrecht, Kasimirs Sohne[1], ein Wort widmen. Dieser arme Albrecht, den sie Alcibiades nennen, machte großen Lärm zu jener Zeit. Er ließ sich als eine Art „verdorbenen Fritz" definieren, der wirklich Züge von jenem, dem der Name „Friedrich der Große" zuerkannt worden, in sich hat, der aber seine glänzenden Eigenschaften als bloß zeitweiligen Schimmer für die Zeitungen verflackern ließ und es nie zu etwas Rechtem brachte.

Ein hoher und ritterlicher Jüngling, in der Kindheit vaterlos geworden, gelangte er vielleicht zu früh zur Gewalt — jedenfalls kam er zu sehr vulkanischen Zeiten, da Deutschland durch und durch in Zuckungen war; die alte Religion und die neue waren endlich zu offener Schlacht gegeneinander ausgebrochen und gewaltige Ergebnisse zu hoffen und zu fürchten; ein ungeheures Spiel breitete sich aus vor den Augen eines verwegenen Jünglings. Wie Albrecht dabei einsetzte, wie er mitspielte bis zu ungeheurer Höhe plötzlichen Gewinstes und schließlich zu völligem Bankerott, kann ich hier nicht erörtern: ein deutscher Schilderer menschlicher Geschicke, „Künstler", des Namens würdig, wenn es deren gäbe, dürfte einen prächtigen Gegenstand in ihm finden.

Er war Mündel seines Oheims Georg, und man darf annehmen, daß er keinen treuern Vormund haben konnte. Nichtsdestoweniger, als er sich der Mündigkeit nahete, der Mündigkeit, aber nicht der Bedachtsamkeit, fand er für gut, mit seinem Oheim zu hadern, verlangte dies und jenes, das nicht bewilligt wurde: ein Hader, der jahrelang währte. Ja, es kam so weit, daß beinahe ein Krieg zwischen ihnen ausbrach, wäre Georg nicht zu verständig gewesen. Der junge Hitzkopf forderte wirklich seinen Oheim heraus zu tödlichem Zweikampf, wozu Georg vermutlich bloß seinen alten Bart schüttelte und nichts sagte. Nachbarn schlugen sich ins Mittel, der Reichstag selber schlug sich ins Mittel, und die Sache ward beigelegt. Albrecht, wir wollen hoffen, ein reuiger Jüngling. Wir sagten, er war voller Feuer, zuviel davon Wildfeuer.

[1] 1522—1557.

Sein Handwerk waren die Waffen; er tat sich viel im Krieg hervor, schlug und focht sich durch jene schmalkaldischen und anderen Händel seiner Zeit; ein hervorragender Heerführer, der sich einen Weg haute nach irgend etwas Hohem, er sah selbst nicht recht was. Er hatte viel Kameradschaft mit Moritz von Sachsen in den Kriegen: zwei geschworene Freunde und Waffenbrüder die beiden — ebenjener gewandte Moritz, der, selber Protestant, es anzustellen wußte, daß seines allzu protestantischen Vetters Kurfürstentum durch das Glück des Spieles ihm in die Hände fiel; derselbe Moritz gleichfalls, durch den Albrecht nachher seine letzte Niederlage erhielt, die Moritzen dafür den Tod gab. Das war das Ende ihrer Kameradschaft. Alle Dinge enden, und nichts läßt ab sich zu verändern, bis es geendet hat.

Seine ursprüngliche Stellung war auf des Kaisers Seite, in dessen Dienst er sich hoch emporgeschwungen und große Waffen- und Feldherrntaten verrichtet hatte. Da er aber seines Glaubens Protestant war, wechselte er nach jenem schmalkaldischen Sturz (Niederlage bei Mühlberg, 24. April 1547), der Moritzen ein Kurfürstentum brachte und Moritzens allzu protestantischen Vetter außer seinen Landen beinahe sein Leben kostete[1]. Da der siegreiche Kaiser die Saiten nun zu straff spannte, erhoben sich Beschwerden gegen ihn von allen Seiten, sehr laut von der protestantischen Seite, und Moritz und Albrecht griffen zu den Waffen, mit lauten Manifesten und den übrigen Phänomenen.

Dies geschah früh im Jahre 1552, fünf Jahre nach der Niederlage oder Schlacht bei Mühlberg. Der dort siegreich gewesene Kaiser ward nun plötzlich fast zugrunde gerichtet, wie ein Rebhuhn ins Innsbrucker Gebirge gescheucht — hätte gefangen werden können, nur daß Moritz nicht wollte: „Er habe keinen Käfig groß genug für einen solchen Vogel", sagte er. So ward der Vertrag von Passau abgeschlossen, und der Kaiser mußte die Saiten herabspannen. Berühmter Vertrag von Passau (22. August 1552), der diese Händel abschloß und sie unterdrückte bis in das folgende Jahrhundert. Es war ein denkwürdiges Jahr in der Geschichte der deutschen Reformation.

Albrecht hatte sich unterdessen im inneren Lande herumgetummelt, hochauflodernd in Franken, seinem Heimatslande, mit einem Erfolg, der alle Welt in Staunen setzte. Sieben Monate lang war er tatsächlich König von Deutschland, brandschatzte Bamberg, brandschatzte Nürnberg (Städte, denen er grollte), brandschatzte allerlei Städte und Plätze — namentlich reiche Bischöfe und ihre Städte mit dem Verbum Diaboli darin — um ungeheure Summen. König der Welt auf eine Weile — und mußte wunderliche Gedanken bei sich gehabt haben, wären sie uns berichtet. War dabei auch ein frommer Mann, nicht im mindesten wie „Alcibiades", außer

[1] Nachricht darüber in De Wette: Lebensgeschichte der Herzöge zu Sachsen (Weimar, 1770), S. 32—35.

in den plötzlichen Schicksalswechseln, die er erlitt. Sein Wahlspruch oder altes Reitergebet, das er bei kriegerischem Ausritt im Steigbügel zu sagen pflegte — ein von ihm selbst verfaßter rauher Reim — ist auf uns gekommen und mag hier stehen als ein Blick in das Innere einer verschwundenen Zeit und ihrer Waffenmänner[1]:

Das walt der Herr Jesus Christ
Mit dem Vater, der über uns ist:
Wer stärker ist als dieser Mann,
Der komm und tu' ein Leid mir an.

Er war bei der Belagerung von Metz (Ende jenes Jahres 1552), und zwar eine Hauptfigur darin. Der Leser hat von der Belagerung von Metz gehört: wie Heinrich II. von Frankreich jene „drei Bistümer" (Metz, Toul, Verdun, welche zu Lothringen, einem begehrbaren Stück von Deutschland, gehören) mit Hilfe von Moritz, nunmehrigem Kursachsen, und Albrecht aus den trüben Wassern deutscher Dinge herausgefischt hatte und sie nicht, Übereinkommen gemäß, wieder hineinwerfen wollte, als der Passauer Frieden abgeschlossen war. Wie darauf Kaiser Karl beschloß, sie vor Jahresende zurückzuhaben, es koste was es wolle, und Heinrich, sie zu behalten, es koste was es wolle. Wie der Guise verteidigte mit all der Ritterschaft von Frankreich und Karl belagerte[2] mit einem Heer von 100 000 Mann, unter Herzog Alba als oberstem Befehlshaber. Belagerung tief in den Winter hinein dauernd, und „der Donner der Kanonen nicht allein zu Straßburg, sondern auch vier Meilen über den Rhein" in den Winternächten zu hören[3].

Von Albrecht, der sich mit seinen eigenen Völkern etwas abseits hielt, hatte es abgehangen, ob die Belagerung auch nur anfangen konnte; aber er stieß zum Kaiser, wieder ausgesöhnt mit ihm, und die Laufgräben wurden eröffnet. Dank der Tapferkeit des Guisen und seiner Ritterschaft — noch mehr vielleicht dank den harten Fröste und eisigen Winterregen und dem Hunger und den Strapazen von hunderttausend Menschen, die vergebens im gefrorenen Boden gruben oder bei nassem Wetter ihn zu Kotmooren stampften und selber hineinsanken, als sie Tag und Nacht kanonierten, unter Ruhr, Hungersnot, Mühseligkeit und Verzweiflung — Metz konnte nicht genommen werden. „Unmöglich!" sagten die Generäle einstimmig, nachdem sie es ein paar Monate versucht hatten. „Versucht es noch zehn Tage", sagte der Kaiser mit düsterer Starrheit, „laßt uns alle sterben oder es nehmen!" Sie versuchten es mit verdoppelter Verzweiflung noch zehn Tage; Kanonen wüten krachend durch die Wintermitternacht auf dreißig Stunden in der Runde: „Es geht nicht, Ew. Majestät! Wir

[1] Rentsch, S. 644.
[2] 19. Oktober 1552 und weiter.
[3] Köhler, Reichshistorie S. 453 — und ausführlicher in Münzbelustigungen IX. 121—129. Der Jahrgang dieses Bandes und der fraglichen Nummer ist 1737; die zur „Belustigung" dienende Münze von Heinrich II.

können nicht — der Winter und der Kot und der Guise und die Wälle, es übersteigt Menschenmöglichkeit zu dieser Jahreszeit. Wir müssen abziehen!" Karl hörte schweigend zu, aber man sah die Tränen über sein stolzes Antlitz fließen, das nun nicht mehr so jung war wie ehemals. „So laßt uns denn abziehen!" sagte er.

Alcibiades deckte den Rückzug bei Diedenhofen, täuschte die Franzosen mit seinen Manövern, zog sich glücklich zurück; er hatte bereits einen großen Herzog von Aumale, einen guisischen Prinzen, zum Gefangenen gemacht — was großes Lösegeld versprach. Man meinte, er hätte sich besser mit dem Kaiser abfinden sollen vor dem Abmarsch, aber er hatte es versäumt. Albrechts Bahn ging abwärts von da an, die Kaiser Karls ebenfalls. Die Franzosen behalten die „drei Bistümer (Trois Evêchés)", und Deutschland beklagt ihren Verlust bis zur heutigen Stunde[1]. Kaiser Karl, schreiben einige, habe niemals wieder gelächelt — dankte nicht lange nachher ab, zog sich nach dem Kloster St. Just zurück und starb bald allda. Das ist die Belagerung von Metz, in welcher Alcibiades Hilfe leistete. Seinen eigenen Handel mit dem Kaiser hätte er besser vorher abschließen sollen.

Unzufrieden mit jeder Abfindung, die jetzt noch zu haben war, unzufrieden mit dem Vertrag von Passau, mit einem solchen Abschluß und Vertuschen des Religionsstreites und überhaupt mit sich selbst und der Welt, zog Albrecht aufs neue sein Schwert; überzog mit gewaltiger Hand seine alten bambergisch-würzburgischen Feinde und rückte, nachdem er da Hilfsgelder erhoben, gegen Moritz und jene passauischen Vertragschließer. Er ward zuletzt von Moritz geschlagen, „Sonntag, 9. Juli 1553", bei Sievershausen im hannoverschen Land, wo Moritz selber im Gefecht blieb. — Albrecht floh hierauf nach Frankreich. Keine Hoffnung in Frankreich. Kein Glück in anderen kleinen und verzweifelten Einsätzen, die er machte: das Spiel ist aus. Albrecht kehrte zurück zu einer Schwester, die er hatte, zu ihres Gemahls Hof in Baden; ein gebrochener, nackter, bankerotter Mann — stirbt daselbst bald, den Schatten eines Namens hinterlassend[2].

Sein Tod brachte großes Ungemach über Bayreuth und die Familienbesitztümer. So viele Nachbarn, Bamberg, Würzburg und die übrigen, dürsteten nach Rache, und ein neuer Kaiser war gierig nach Konfiskationen.

[1] Auch Metz, das im Frankfurter Frieden 1871 deutsch wurde, ist ja seit Versailles wieder verloren. D. Herausgeber.

[2] Hier, hauptsächlich nach Köhler (Münzbelustigungen III. 414—416), folgt die Chronologie von Albrechts Operationen: Überfall von Nürnberg usw., 11. Mai bis 22. Juni 1552; Innsbruck (mit Vertrag von Passau) folgt. Alsdann Belagerung von Metz, Oktober bis Dezember 1552; Bamberg, Würzburg und Nürnberg abermals gebrandschatzt, April 1553; Schlacht von Sievershausen, 9. Juli 1553. Würzburg usw. erheben sich gegen ihn; Reichsbann, 4. Mai 1554. Hierauf nach Frankreich; kehrt zurück, in der Hoffnung zu unterhandeln, Ende 1556; stirbt zu Pforzheim, bei seiner Schwester, 8. Januar 1557. — S. Pauli III. 120—138. Vgl. auch Dr. Kapp: Erinnerungen an diejenigen Markgrafen usw. (ein Abdruck aus dem Archiv für Geschichte und Altertumskunde in Oberfranken, Jahrgang 1841).

Schloß Plassenburg ward belagert, beschossen, ausgehungert und niedergebrannt; gar vieles ward niedergebrannt und verwüstet. Ja, ohne Hilfe von Berlin wäre die Familie völlig zugrunde gegangen in dieser Gegend. Denn dieser Alcibiades war seinerseits Vormund über Georgs Sohn gewesen, den bereits erwähnten, zur Zeit noch minderjährigen, nachher aber wohlbekannten Georg Friedrich; und man versuchte seitens eines begierigen Kaisers Ferdinand, diesen armen Jüngling mit in seines Vetters Unrechtmäßigkeiten zu verwickeln, als ob Mündel und Vormund einerlei Person gewesen wären. Bayreuth, das Alcibiades gehört hatte, Ansbach, des jungen Mannes Eigentum, ja auch Jägerndorf mit seinen Anhängseln, waren sämtlich eine Zeitlang von des Habichts Klauen gefaßt — wäre nicht Hilfe von Berlin bei der Hand gewesen. Am Ende mußte man Recht gelten lassen; Georg Friedrich erhielt seine eigenen Lande (bis auf einige abgezwackte Stücke im Jägerndorfischen, wovon an anderer Stelle die Rede sein wird) zurück und erhielt auch Bayreuth, seines armen Vetters Erbteil — war nun einziger Erbe in Kulmbach, da die Kasimirsche Linie erloschen war.

Man muß sich zu einer Art Liebe für den armen Albrecht Alcibiades bekennen. Zu gewissen gemeinen Zeiten ist selbst ein „verdorbener Fritz" besser als manche gangbare Gelungenheiten. Ein Mann mit etwas wahrem Adel, dieser Albrecht, leider nicht mit Weisheit, nicht mit Glück genug. Hätte er „Herr der Situation", wie unsere welschen Freunde sagen, bleiben können, um die fanatischen Papistereien und den Kaiser Karl mit Stumpf und Stiel zu vertreiben, heim nach Spanien und San Justo ein wenig früher, die herankommenden Jesuitereien wie mit flammendem Schwert hinwegzuscheuchen, im voraus den jammervollen Dreißigjährigen Krieg zu bannen und die noch jammervollere geistige Auszehrung, die darauf folgte (die schlaffe, immerfort gelehrten alten Kram durchstöbernde und neuordnende Pedanterei, die sich für Weisheit und Einsicht hält, das flaue Murren, Flöten, das lässige unvermögende Tagträumen und Tabakrauchen des armen neueren Deutschlands) — ach Gott, er wäre wohl dreimal ein „gelungener Fritz" gewesen! Er hätte ein deutscher Cromwell sein können, sein Volk heranwinkend, adlergleich gradauf der Sonne zuzufliegen, anstatt drum herum zu kreiseln in jener traurigen dämmerigen und allzu spiralen Art! — Aber er war am Ende doch nicht der Mann dazu, hatte nicht die Fähigkeiten oder Gelegenheiten: und wir verschwenden nur die Zeit mit solchen Grübeleien.

Achtes Kapitel / Historische Bedeutung der Reformation

Die kulmbachischen Brüder, sehen wir, spielen eine wichtigere Rolle in jener Ära als ihre Senioren und Häupter von Brandenburg. Diese Kulmbacher, Markgraf Georg und Albrecht von Preußen an ihrer Spitze, schreiten tapfer voran im Reformationswerk, während indes Kurbrandenburg, Joachim I., ihr Vetter Senior, laut auf Reichstagen spricht, nach Innsbruck galoppiert, und was dem mehr ist, eifrig auf der konservativen Seite, und während indes Kardinal Albrecht Kurmainz, sein beredter Bruder, beflissen ist, die Sachen abzuglätten und heftige Maßregeln zu verhüten.

Die Reformation war das große Ereignis jenes sechzehnten Jahrhunderts; je nachdem einer etwas dabei getan oder nichts getan und das Tun verhindert hat, hat er viel Anspruch auf Andenken oder keinen Anspruch an unser Zeitalter. Je augenfälliger es wird, daß die Reformation das Ereignis war, welches sich damals zustande brachte, das Ding, welches Deutschland und Europa entweder vornahmen oder vorzunehmen ablehnten, desto mehr knüpft sich die geschichtliche Bedeutung von Menschen an die Phasen dieser Vornahme. Demgemäß bemerken wir von nun an, wie alles Denkwürdige der brandenburgischen Geschichte, dasjenige, wovon etwas im Gedächtnis eines Lesers oder Forschers natürlicherweise haften bleibt, sich von selber, fast alles, an die Reformation anreiht. Langsam sich befestigend hat sich das als Naturgesetz in dieser Sache erwiesen, bewiesen, und uns geziemt es, diesem Gesetz zu folgen.

Brandenburg, nicht einstimmig anfangs, keineswegs allzu unbedachtsam, aber mit überwältigender Einhelligkeit als die Sache erst klar geworden, war so glücklich die Reformation anzunehmen — und hält seitdem stets fest daran in ihrer immer wechselnden Tragweite, unter was immer für Schwierigkeiten. Brandenburg hatte irgendwie gefühlt, daß es nicht anders konnte; und auch stets fürderhin, die Zeiten unseres kleinen Fritz hindurch und weiter (wenn wir das Wort „Reformation" richtig nehmen wollen) fühlt Brandenburg so, indem es bis auf den heutigen Tag in einem ehrenhaften Grade unfähig ist, Unglaubliches zu glauben, feierlichen Trug anzunehmen oder vorzugeben, daß es von geistlichem Mondschein

lebe; was von unberechenbarem Vorteil für Brandenburg gewesen — wie konnte es anders sein? Dies war ja was wir nennen müssen: der vernehmbaren Stimme des Himmels gehorchen. Und alle die, welche selbiger „Stimme" damals kein Gehör gaben — was ist seitdem aus ihnen allen geworden, haben sie nicht auffallend dafür büßen müssen!

„Büßen": hadere nicht mit der altväterischen Redensart, o Leser, beachte lieber das Ding, das damit gesagt ist. Das Wort ward ehedem, mit einer daran haftenden, gar feierlichen Bedeutung, auf Kanzeln und dergleichen Stellen vernommen, und läßt sich da noch immer mit halber Bedeutung oder mit gar keiner Bedeutung vernehmen, wiewohl es ziemlich verschollen ist für neuere Ohren. Aber das Ding hätte nicht in Verschollenheit geraten sollen; das Ding ist eine große und feierliche Wahrheit, die ein immer geltendes, schweigendes Himmelsgesetz ausdrückt. Der alleruntheologischste Mensch darf noch immer das Ding bejahen und alle Menschen auffordern, acht darauf zu haben als auf eine stille Warnung und Prophezeiung in diesem Universum, es mit mehr schauervoller Ehrfurcht als sie gewohnt sind als eine richtige Lesart des Willens des Ewigen in bezug auf solche Sachen aufzufassen und auch in ihrer modernen Zeit sich seiner wohl bewußt zu bleiben. Denn es ist vollkommen gewiß und kann zur Stunde mit Augen geschaut werden in allen Teilen Europas.

Protestantisch oder nicht protestantisch? die Frage bedeutete überall soviel wie: „Hast du des Edlen in dir, o Nation, oder nicht? Gibt es in dieser Nation genug der heldenmütigen Menschen, um sich hervorzuwagen und zu streiten für Gottes Wahrheit kontra Teufels Lüge auf Lebens- und größere Gefahr hin? Menschen, die den Tod und sonst alles dem Leben unter Lug vorziehen — die ein für allemal nicht unter Lug leben wollen, sondern, nachdem sie das Schwert dagegen gezogen haben (als die Zeit für solch seltenen und wichtigen Schritt gekommen), die Scheide von sich werfen und in frommer Klarheit mit ganzer Seele zu sagen vermögen: „Komm heran denn! Leben unter Lug ist nicht gut für mich, und wir wollen es nun miteinander ausmachen. Wohlan denn, gehe es um Tod und Leben zwischen uns!"

Einmal emporgetragen zu einer solchen göttlichen Weißglut der Seele, und wäre es auch nur auf eine Zeitlang und nicht wieder, wird die Nation fortan bedeutend ihre ganze übrige Geschichte hindurch. Welche Massen von Unrat und heimlichem Giftstoff verbrennt sie nicht, in jener hohen Temperatur, aus sich hinweg im Verlauf weniger Jahre! Zeugen sind Cromwell und seine Puritaner — England, selbst unter solchen Bedingungen, wie sie Karl II. mit sich brachte, auf ein paar fernere Jahrhunderte bewohnbar machend. Es tut, glaube ich, Nationen auf lange Zeitalter hinaus wohl, wenn sie einmal solchermaßen in göttliche Weißglut geraten sind. Und keine Nation, die dergleichen göttlichen Paroxysmus nicht ein einziges Mal gehabt, hat das Zeug dazu, es weit zu bringen.

Das wollte es damals heißen, „den Protestantismus annehmen"; und daher ist nicht zu verwundern, wieviel daran hing, ob es geschah oder unterblieb. Denn es daran fehlen lassen, ist buchstäblich: es an der Loyalität gegen den Weltschöpfer fehlen lassen. Wem die mangelt, was sonst hat der oder kann der haben? Wenn du Mensch oder du Nation die Wahrheit nicht genug liebst, sondern versuchst mit der Wahrheit zu feilschen, anstatt dich ihr, so wie du bist, mit Leib und Seel und Leben ganz hinzugeben, alsdann wird die Wahrheit nicht bei dir weilen, wird die Wahrheit von dir scheiden, und nur Logik, „Witz" (z. B. „Londoner Witz"), Sophisterei, Kunstliebhaberei, die schönen Künste und vielleicht (auf eine kurze Zeit) die doppelte Buchhaltung werden bei dir weilen. Du wirst der Lüge nachgehen und sie für die Wahrheit halten, du unglückseliger Mensch oder unglückselige Nation. Du wirst ganz sicher zum Teufel stolpern und machst täglich und stündlich, wie wenig du es auch ahnst, Fortschritte dahinwärts.

Österreich, Spanien, Italien, Frankreich, Polen — die Reformation ward allerorten angeboten, und es ist wundersam anzusehen, was aus den Nationen, die nicht darauf hören wollten, geworden ist. In allen Ländern gab es Leute, die sie annahmen, aber in vielen gab es deren nicht genug, und die anderen erreichten es, langsam oder schnell, mit verhängnisvollem, mühseligem Fleiß, sie aus dem Weg zu brennen. Österreich war eine Zeitlang voller Protestanten, aber das darüber waltende verstockte flämisch-spanische Kaiserelement sagte hartnäckig zwei Jahrhunderte lang: „Nein, wir mit unserer schwerfälligen eigensinnigen cimburgischen Unterlippe und trägen Augen, mit unserer steifen österreichischen Tiefe des Schlendrians und mit unserer Geistesläſſigkeit, wir ziehen beständige Finsternis dem ungewissen neuen Lichte vor!" — und alle Menschen können sehen, wo Österreich nun hält. Noch mehr Spanien, das arme Spanien, das zur Stunde umhergeht und seine „Pronunciamentos" macht; all die parteisüchtigen Advokaten, die sich in seinen kleinen Städtchen zusammentun, um wirkungsvoll dies zu p r o n u n c i e r e n: „Das Alte ist also eine Lüge — o Himmel, nachdem wir so lange hart, härter als irgendeine andere Nation, versucht haben, es für eine Wahrheit zu halten! — und wenn es nicht etwa Menschenrechte, rote Republik und „Fortschritt" ist, so wissen wir nicht, was nun glauben oder tun, und sind wie ein Volk, das auf abschüssigem Grunde strauchelt in der Finsternis der Mitternacht!" — Sie wiesen die Wahrheit von sich als sie kam, und nun weiß die Wahrheit nichts von ihnen. Alle Sterne und himmlischen Lichter sind überschleiert für solche Menschen, sie müssen nun irdischen Lichtern nachgehen und sie für Sterne halten. Das ist das Gericht, das über sie ergangen.

Italien hatte ebenfalls seine Protestanten, aber Italien brachte sie um, bewerkstelligte es, den Protestantismus zu ersticken. Italien ließ sich stillschweigend handgreifliche Lügen von allerlei Art gefallen und zog es

schulternzuckend vor, sich dem Dilettantismus und den schönen Künsten hinzugeben. Die Italiener verließen den heiligen Dienst der Tatsache und Leistung, machten nun Musik, fertigten Malerei an und was dem mehr ist — bis sogar dies ihnen unmöglich geworden war: keine edle, aus Virtus zur Virtu[1] gesunkene Nation hat je zuvor ein solches Schauspiel dargeboten. Wer den Dilettantismus zu seiner Ausstattung in dieser Welt vorzieht, dem wird er zuteil werden, aber alle Götter werden von ihm scheiden, und männliche Wahrhaftigkeit, Ernst im Vorsatz, fromme Tiefe des Gemütes werden ihm nicht mehr gehören. Er kann sich, wenn er will, zum Sopran machen und für Lohn singen — und das ist vermutlich sein wirkliches Endziel.

Aber das hervorstechendste Beispiel ist Frankreich, das uns beständig zur Erläuterung dienen muß. Frankreich, mit seinem scharfen Verstand, sah die Wahrheit und sah die Lüge in jenen protestantischen Zeiten, und mit seinem Feuer hochherzigen Antriebs drängte es ziemlich stark zur Annahme der Wahrheit hin. Frankreich wäre um ein Haar protestantisch geworden. Aber Frankreich befand für gut, den Protestantismus zu massakrieren und ihm in der Nacht von Sankt Bartholomäus 1572 den Garaus zu machen. Der erhabene Gerichtsbote des Himmelskanzleigerichts, so darf man sprechen, der Genius der Tatsache und Wahrhaftigkeit, hatte seinen Vorladungsbefehl überreicht, der Befehl ward gelesen — und in besagter Weise beantwortet. Der Genius der Tatsache und Wahrhaftigkeit begab sich hierauf hinweg, ward abgewehrt, ferngehalten, zweihundert Jahre lang. Aber der Vorladungsbefehl war überreicht worden, des Himmels Bote konnte nicht für immer wegbleiben. Nein, er kam pünktlich wieder, mit angelaufener Rechnung, zu Zinseszins, bis zur Stunde der Tat im Jahre 1792 — und dann endlich mußte ein Protestantismus da sein, und wir wissen von was für Art der war! —

Die Nationen verstanden es nicht so, Brandenburg nicht mehr als die anderen; aber die Frage aller Fragen für sie zu jener Zeit, entscheidend für ihre Geschichte auf ein Halbjahrtausend hinaus, war: Wollt ihr der himmlischen Stimme gehorchen oder wollt ihr nicht?

[1] Kunstliebhaberei. D. Herausg.

Neuntes Kapitel / Kurfürst Joachim I.

Brandenburg war in der Sache der Reformation anfangs — mit Albrecht von Mainz, Tetzels Freund, auf der einen Seite und dem frommen Georg von Ansbach, „Nit Kop ab", auf der andern — allerdings ein uneiniges Haus. Aber nach dem ersten Akt hörte es deutlich auf uneinig zu sein, ja, Kurbrandenburg und Kurmainz selber hatten bekanntlich reformatorische Tendenzen und sahen sehr wohl ein, daß die Kirche, so wie sie war, nicht bestehen konnte. Auch ermangelte die Sache nicht der Anhänger in Berlin, in Brandenburg — die sich kaum zurückhalten ließen, zu heller Flamme auszuschlagen, dieweil Kurfürst Joachim so vorsichtig und konservativ war. Von diesem lauten Kurfürsten Joachim I., den wir schon einigemal erwähnt haben, laßt uns nun noch ein ausdrückliches Wort sagen[1].

Joachim I., des langen Johanns Sohn, schwankte eine Zeitlang herüber und hinüber, indem er versuchte, ob es nicht anging, Kaiser Karls V. Leitung zu folgen, und zuletzt, ärgerlich vielleicht über die raschen Schritte seiner Freunde, erklärte er sich förmlich gegen weitere Reformation, und in seinem eigenen Haus und Land war er strenge in dem Punkt. Ich vermute, er war ein Mann von heftiger Gemütsart, gelegentlich sehr laut auf den Reichstagen und sonstwo — erinnert mich an einen gewissen König Friedrich Wilhelm, den meine Leser später kennenlernen sollen. Ein starkleibiger, mürrischer, dicknäsiger Mann, mit dicken Lippen, versteckten müden Augen und so gut wie keinen Augenbrauen: kein schöner Mann, wenn du ihm zu nahe kommst.

Von Joachims Gemahlin und Schwager.

Seine Frau war eine dänische Prinzessin, Schwester des armen Christian II., Königs von Dänemark: des liederlichen Christian, der sich mit der Tochter einer Hökerfrau einließ — „die Mutter verkaufte Pfefferkuchen", wie es scheint, „zu Bergen in Norwegen", wo Christian Vizekönig war; Christian entbrannte in willkommener Liebe für die Tochter,

[1] 1484, 1499, 1535, Geburt, Antritt, Tod Joachims.

„D i v i k e (Täubchen“), wie er sie nannte. Ja, er machte die Mutter zu einer Art Premierminister, sagte das erzürnte Publikum, mit Recht aufgebracht über das Verhältnis mit „Täubchen“. Er hatte mittlerweile die Schwester Karls V. geehelicht, behielt aber jenes andere Verhältnis bei[1]. Er hegte jäh wechselnde Gesinnungen, bald für die Reformation, bald dagegen, als er König geworden; ein sehr jäher, unweiser, explosivischer Mensch. Er machte ein „Stockholmer Blutbad“, das noch in der Geschichte berüchtigt ist (eine Art offenes, anbefohlenes oder erlaubtes Hinschlachten von achtzig oder hundert seiner Hauptfeinde daselbst); zu Stockholm, wo er freilich gesetzmäßiger König und nicht ohne ungesetzmäßige Feinde war, war ein Blutbad nur die rechte Manier gewesen, mit ihnen fertig zu werden. Gustav Wasa war ein junger Gesell dort, der diesem Blutbad geschickt entwischte, und der es später zu etwas gebracht hat.

In Dänemark wie in Schweden machte sich der jähe Christian der Feinde immer mehr; zuletzt war er gezwungen davonzulaufen, und sie wählten einen anderen König oder ein paar Könige nacheinander. Christian floh zu Kaiser Karl nach Brüssel, beschwerte sich bei Kaiser Karl, seinem Schwager — dessen Schwester er nicht gut behandelt hatte. Kaiser Karl hörte seine Beschwerden an, mit hängender Unterlippe, mit schwerfälligen, tiefen, unentzifferbaren Augen; offenbar keine Hilfe von Karl.

Nach diesem trieb sich Christian umher mit unausführbaren Unternehmungen und Projekten zur Wiedererlangung seiner Krone oder Kronen; nahm häufig Obdach bei Kurfürst Joachim, der sich von Anfang bis zu Ende viel Mühe um ihn gab, oder bei dem Kurfürsten von Sachsen, Frierich dem Weisen, oder nach ihm bei Friedrich dem Beständigen („V. D. M. I. E.“, den wir in Augsburg sahen), die seiner Mutter Brüder und wohltätige Männer waren. Er hielt sich auf diesem Fuße ab und zu in Sachsen auf, als eine gewisse andere Flucht dahin stattfand, von der wir sogleich sprechen werden und welche eigentlich die Ursache ist, daß wir seiner hier erwähnen. — Zuletzt (A. D. 1532) bekam er einige Kriegesmacht zusammen und schiffte damit nach Norwegen, vermochte aber nichts dort auszurichten — im Gegenteil fror er während des Winters an der Küste ein, wurde ergriffen, nach Kopenhagen geschafft und in sicheres Verwahr gebracht auf „Schloß Sonderburg“, ein düstres Seequartier am schleswigischen Ufer — Gefangener für den Rest seines Lebens, welches lange genug gewährt hat. Sechsundzwanzig Jahre der Gefangenschaft: die ersten sechzehn Jahre derselben streng und hart, fast kerkerartig, den übrigen Teil, nachdem er förmlich Verzicht geleistet, verlebte er in einem anderen Schloß, Callundborg in Seeland, „mit schönen Gemächern und Bequemlichkeiten“ und sogar „dann und wann einem tüchtigen Trunk Malvasier“

[1] Hier sind die Daten dieses armen Christian in einem Haufen. Geboren 1481, König 1513 (Täubchen vorher schon), heiratet 1515, fortgeschickt 1523, fällt ein, wird gefangen 1532, stirbt 1559. Vetter und sodann Vetters Sohn sukzedierten.

nach Belieben des alten Patrons. Das war das Ende des ungestümen Christian II.; er hielt auf diese Weise bis zum Alter von achtundsiebzig aus[1].

Seine Schwester Elisabeth zu Brandenburg ist vielleicht, was das Naturell anbelangt, erkennbarlich von derselben Art wie Christian, aber ihr Betragen unterscheidet sich gar sehr von dem seinigen. Auch sie ist eifrig für die Reformation, aber sie ist innerlich berechtigt dazu, und ihre Gesinnungen in dieser Richtung sind beständig, und sie hat bisher, obgleich in einer schwierigen Stellung, ihrem Glauben nur Ehre gemacht. Mit dem mürrischen Joachim ist schwer zurechtzukommen, er ist sehr positiv, nun da er sich einmal erklärt hat: „In meinem Haus wenigstens will ich nichts mehr von dem unseligen Zeug dulden." Arme Dame! ich sehe häusliche Schwierigkeiten sich über ihr anhäufen, nichts als Zwiespalt, sogar die Kinder in Parteien geteilt. Sie kann zum Himmel beten, sie muß ihr Weisestes tun.

Einmal nahm sie bei einer Gelegenheit insgeheim das „Abendmahl unter beiderlei Gestalt": eine von ihren Töchtern wußte darum, sagte dem Herrn Vater davon. Der Herr Vater zieht seine dicken Lippen zusammen, rollte seine versteckten mißfälligen Augen auf ominöse Weise: die arme Dame, vermutlich von erregbarer Einbildungskraft noch dazu, zittert für sich: „Man glaubt, Seine Durchlaucht wolle Sie zeitlebens einmauern lassen, Durchlauchtigste Frau, finsterer Kerker auf Lebenszeit, die wohl nicht lang sein dürfte!" Diese argwöhnischen Einbildungen verdienten zwar keinen Glauben, aber zu Ort und Stunde, in einem Schauder des Entsetzens, beschließt die arme Dame zu fliehen, entrinnt wirklich eines Nachts („Montag nach Lätare", welches der 24. März ist) im Jahre 1528[2] „auf einem Bauernwagen", von der Dunkelheit umhüllt, mit nur einer Magd und einem Bedienten — fahrend, als gälte es das Leben. Dies ist ganz sicher, auch sie ist auf der Flucht nach Sachsen, um bei ihrem Oheim, Kurfürst Johann, Obdach zu suchen — es wäre denn, daß er aus Staatsgründen etwas Bedenken trüge? Auf der finstern Straße brach eine Speiche am Wagen: — „Kein bißchen Strick zum Festmachen", sagte der unvorsichtige Fuhrmann. „Da, nimm meinen Schleier dazu", sagte die

[1] Köhlers Münzbelustigungen XI. 47, 48; Holberg, Dänemarkische Staats- und Reichshistorie (Kopenhagen 1731, nicht das große Buch von Holberg) S. 241; Buddäus: Allgemeines Historisches Lexikon (Leipzig 1709), s. Christianus II.

[2] Pauli (II. 584), welcher Seckendorff anführt und folgendes Stück eines Briefes von Luther an einen gewissen „Linckus" oder Linke geschrieben am darauffolgenden Freitag (28. März 1528):

„Die Kurfürstin" (Markgräfin nennt er sie) „ist mit Hilfe ihres Bruders, des Königs von Dänemark" (des armen Christian II.) „aus Berlin zu unserem Fürsten" (Johann dem Beständigen) „geflohen, weil der Kurfürst sie hat wollen einmauern lassen (wie man sagt) wegen des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. — Ora pro nostra Principe, der fromme Mann und herzliche Mensch ist doch ja wohl geplaget" (Seckendorff. Historia Lutheranismi II. §. 62. No. 8. p. 122).

arme Fürstin, und so gelangten sie nach Torgau (ich möchte raten, ihres armen Bruders Quartier) — und von da, kurz darauf, nach dem nahen schönen Schloß Lichtenberg, nachdem Oheim Johann, dem sie es inständig anheimgestellt hatte, es abzuschlagen, „wenn er eine Gefahr ihrethalben zu besorgen hätte“, es ebenso inständig erlaubt und sie zum Dableiben eingeladen hatte.

Und es widerfuhr ihr auch nicht die mindeste Belästigung von seiten ihres Gemahls Joachim, welcher, wie ich vermute, obwohl ein heftiger Mann und strenge in seinem Haus, etwas lange nicht so Arges als lebenslängliches Einmauern mit ihr vorhatte — der arme Joachim, wollen wir nicht minder sagen! „Indessen, da Sie nun einmal fort sind, Madame, bleiben Sie fort!“ Und auch um Christian II. kümmerte er sich nicht weiter, sondern überließ ihn sich selber und seiner Gefangenschaft. Was die Dame anlangt, so ließ er sogar seine Kinder sie in Lichtenberg besuchen, Kryptoprotestanten insgesamt und unter ihnen die reumütige Tochter, die sie verraten hatte.

Der arme Joachim, auf seinem Sterbebett hält er eine fromme Rede, seinen Sohn feierlich vor diesen neumodischen Ketzereien warnend, während der Sohn in seinem Herzen bereits davon ergriffen war[1]. Was konnte der Vater mehr tun? Vater und Sohn, denke ich mir, weinten. Dies war im Jahre 1535, diese letzte Szene, als die Dinge nun bedenklicher als je aussahen. Von Kurfürst Joachim will ich weiter nichts erinnern, außer daß er einmal, dreiundzwanzig Jahre früher, „ein Turnier gehalten, zu Neuruppin“, Jahr 1512, Turnier von der prächtigsten Art und zu Neuruppin[2], einem Ort, den wir noch kennenlernen werden.

Die Dame aber verlebte achtzehn Jahre in jenem schönen Schloß Lichtenberg, sah ihre Kinder, wie gesagt, und freute sich, in der Stille oder anders, des Glaubens, dessen diese teilhaftig wurden. Sie sah manchmal Luther in Person, „hatte ihn verschiedene Male bei sich zur Tafel“, er pflegte in ihrem Schlosse vorzusprechen, wenn seine Reisen ihn des Weges führten. Sie wechselte fleißig Briefe mit ihm, ja, einmal zog sie auf ein Vierteljahr zu ihm hinüber und hauste mit Doktor Luther und seiner Käthe, wie eine königliche Frau mit einem heroischen Weisen wohl hausen durfte, wenn auch des Weisen jährliches Einkommen sich nur auf hundertundsechzig Taler belief. Es ist kein Zweifel über diesen dreimonatigen Besuch, man denkt daran als an etwas Natürliches, Treuherziges und Hübsches. Nichts in des mürrischen Joachim Geschichte ist halb so denkwürdig für mich oder in der Tat überhaupt denkwürdig da, wo wir heutzutage halten.

Die Dame überlebte Joachim um zwanzig Jahre, davon verbrachte sie noch elf zu Lichtenberg, nicht übereilt auf Heimkehr bedacht. Da jedoch

[1] Rede mitgeteilt in Rentsch S. 434—439.
[2] Pauli II. 466.

ihr Sohn, der neue Kurfürst, sich für den Protestantismus erklärt hatte, gab sie endlich dessen Einladungen nach, kam heim (1546) und vollendete ihre Tage zu Berlin in friedlicher und ehrwürdiger Weise. Ihr unglücklicher Bruder Christian liegt die ganze Zeit über hinter Schloß und Riegel, schickt verstohlen Botschaften heraus, und was dem mehr ist — wie eine Stimme aus dem Land der Träume oder Alpe, schmerzhaft, unwirklich, dann und wann kommend.

Zehntes Kapitel / Kurfürst Joachim II.

Joachim II., sechster Kurfürst, kam zweifelsohne nach mühseligem Forschen und verwickeltem stillen Überlegen seit seinem zwölften Jahre, da die Welt zuerst von Luther hörte, allmählich zu dem Schluß, ja, er war bereits vor seines Vaters Tod dazu gekommen, das Augsburgische Bekenntnis anzunehmen als die wahre Interpretation dieses Universums, soweit man zur Zeit damit gelangt, und tat dies öffentlich im Jahre 1539[1]. Zur großen Freude Berlins und der gesamten brandenburgischen Bevölkerung, die schon seit einigen Jahren von einer protestantischen Stimmung war, welche sich kaum durch das Gesetz in Zaum halten ließ. An dieser Entscheidung hielt Joachim fest mit starkem gewichtigen Griff, durchaus nichts Krampfhaftes in seiner Handhabung der Sache und dennoch eine Kräftigkeit, die angenehm zu sehen ist. An dem Schmalkaldischen Krieg wollte er nicht teilnehmen, da er vermutlich einem solchen Krieg, mit vielen Häuptern und wenig Überlegung, nicht viel Erfolg zutraute, auch noch nicht willens war, mit Kaiser Karl V., der gegen ihn sonst sehr gütig war, zu brechen.

Er hatte für diesen Kaiser persönlich zweimal gegen die Türken gefochten, zuerst als brandenburgischer Offizier, der sein Handwerk lernte, und hernach als kaiserlicher Obergeneral, im Jahre 1542. Er hatte bei dieser letztern Gelegenheit nichts ausrichten können gegen die Türken; was war da auch in einem solchen Moorsumpf von Undingen, wie das Element, in welchem Joachim sich dort befand, auszurichten? „Zu unmäßig in seinen Mahlzeiten, zu viel Wein namentlich!" deuten einige verleumderisch an[2]. „Der Hektor Deutschlands!" sagen andere. Er versuchte irgendeine unbedeutende einleitende Belagerung oder Überrumpelung von Pest, kam nicht damit zustande und zog seines Weges wieder heim, das beste, was zu tun war. Pedantische Chronisten geben ihm den Beinamen Hektor, „Joachim Hektor" — als Seitenstück zu jenen Namen Cicero und Achilles. Ein Mann von festem Bau, dieser unser Hektor, an Leib

[1] Rentsch S. 452.
[2] Paulus Jovius usw.; S. Pauli III. 70—73.

und Geist: weitläufige Backen, sehr breites, schwer beladenes Antlitz, fähig zu schrecklichen Zornausbrüchen, wie die von seinem Geschlecht überhaupt.

Der Schmalkaldische Krieg ward zu Wasser: Kursachsen — nämlich Johann Friedrich der Großmütige, Sohn Johanns „M. I. E." und Neffe Friedrichs des Weisen — hatte seine traurigen triftigen Gründe zu dem Krieg, auch starke Macht und genug eifrige Teilnehmer, Philipp von Hessen und andere, aber keine oder nicht hinlängliche Feldherrnkunst für solch ein Geschäft. Dem starken Heer wurden, wie das so häufig geschieht, die Lebensmittel knapp, Kaiser Karl lauerte in der Nähe, zuversichtlich abwartend, bis es zur Hungersnot kam. Johann Friedrich unternahm nichts Entscheidendes, solange der Proviant reichte — und als er zuletzt, sonderbar genug und etwas taub gegen Rat, sein großes Heer in drei getrennte Haufen teilte, ward Johann Friedrich selber mit einem dieser Haufen zu Mühlberg an einem Sonntag (24. April 1527), als er eben in der Kirche war, überrascht und ward da unversehens gänzlich aufs Haupt geschlagen und sogar gefangen, und es ging um seinen Kopf beim siegreichen erzürnten Kaiser. Philipp von Hessen, ein wenig verständiger, war mittlerweile mit seiner Abteilung glücklich heim nach Marburg gelangt. — Kurfürst Joachim II. von Brandenburg hatte Ursache, sich über sein eigenes behutsames Rückhalten bei der Gelegenheit zu freuen. Jedoch trat er nun mannhaft hervor, als er vernahm, was für strenge Dinge im Winde waren.

Er sprach ernstlich, leidenschaftlich, er und Vetter oder bereits schon „Kurfürst" Moritz [1] — der eben Johann Friedrichs Kurfürstentum von ihm wegfischte aus diesen trüben Nöten [2] — für Johann Friedrichs von Sachsen Leben. Für Johanns Leben erstlich, dies ist etwas, das unter keiner Bedingung aufgegeben werden kann, Ew. Majestät, ein sine qua non, dies Leben, für das ganze protestantische Deutschland. Worauf der Kaiser sich vernehmen ließ, „er wolle zusehen; auf keinen Fall unmittelbaren Tod; wir wollen sehen". Ein Leben, das auf diese Weise nimmer genommen werden könne und dürfe: das war der erste Punkt. Sodann zweitens, daß Philipp von Hessen, der nun wieder daheim zu Marburg — mitnichten ein böser oder unloyaler Mann, wenn auch rasch und mit zwei Ehegemahlinnen — nicht verwirkt sein solle, sondern daß ihm gegen völlige Unterwerfung Friede und Verzeihung gewährt werden möge. Auf welchen zweiten Punkt der Kaiser antwortete: „Gut, gegen seine Unterwerfung." Das waren die zwei Punkte. Die Verhandlungen fanden zu Halle statt, wo der Kaiser nun in triumphierend siegreicher Laune lagert, in den frühen Junitagen, Jahr 1547. Johann Friedrich von Sachsen war von irgendeinem kaiserlichen Hofrat, vermutlich bloß aus Spaniern bestehend, zum Tod verurteilt worden. Er war eben beim Schachspiel, als man ihm den

[1] Pauli III. 102.
[2] Kurfürst 4. Juni 1547.

Spruch verkündete: „Zeit damit bis unser Spiel aus ist", dachte Johann — „Pergamus", sagte er zu seinem Gefährten, „fahren wir fort also!" Spruch soll noch nicht vollzogen werden, bis man erst zugesehen.

Mit Philipps von Hessen Sachen sah es entscheidender aus. Philipp hatte die für ihn ausgewirkten Bedingungen angenommen; diese waren mühsam abgeschlossen, zu Papier gebracht worden und bedurften nun nur noch der Unterschrift: — „Ohne einiges Gefängnis", eine der Hauptklauseln. Und so kam Philipp nun nach Halle herüber, ward von seinen zwei Freunden, Joachim und Moritz, zu Naumburg, eine Station vor Halle, begrüßt — alles im reinen nun, daß er seine Unterwerfung mache und dem Kaiser Abbitte tue, übereinkunftsgemäß. Am andern Morgen, 19. Juni 1547, wurden die Papiere unterschrieben, und den Tag darauf, 20. Juni, tat Philipp übereinkunftsgemäß dem Kaiser öffentliche Abbitte in Sr. Majestät Audienzsaal (Rathaus zu Halle, vermute ich), „kniete öffentlich zu des Kaisers Füßen auf beiden Knien, indes sein Kanzler die Unterwerfung und Abbitte verlas, wie übereingekommen": und — und leider sagte der Kaiser dann gar nichts zu ihm! Der Kaiser blickte stolz, mit undurchdringlichen Augen und vorstehender Simslippe stolz über ihn hinweg, reichte ihm keine Hand zum Kusse und ließ den armen Philipp so dort knien. Allerdings eine verlegene Stellung — woraus ein rechter deutscher Maler ein Bild machen könnte, habe ich manchmal gedacht, ein Bild mit wirklichem Sinn — wenn er vor lauter symbolischen Türmen von Babel, mittelalterlichen Mythologien und was derart weitläuftiges Geschmier mehr ist, Muße dazu fände! — — Als Philipp eine billige Länge so gekniet hatte und fand, daß nicht zu helfen war, stand er auf in der grauenhaften Stille (einige sagen, mit einem allzu dreisten Ausdruck im Gesicht) und zog sich aus dem Geschäft hinweg, nachdem er wenigstens seinen Teil geleistet hatte.

Das zunächst Tunliche war nun das Abendessen. Ein ungemein erlesenes und hohes Souper: Wirt der Herzog Alba; wo Joachim, Kurfürst Moritz und ein anderer hoher Beamteter, der Bischof von Arras, den armen Philipp nach seinen überstandenen Plagen begrüßen sollten. Wie das hohe Souper verlief, habe ich nicht gehört: möglicherweise ein wenig gezwungen, da des Kaisers seltsames Schweigen allen im Sinn lag: Erwähnung davon nicht zulässig in gegenwärtiger Gesellschaft. Die Gäste erhoben sich endlich zum Fortgehen. Philipp logiert bei Moritz (der sein Eidam ist, wie gelehrte Leser wissen): „Eure Herberge, Philipp, ist die meinige, meine Herberge ist die Eurige — sollte ich sagen! Können wir nicht miteinander gehen?" — „Philipp darf nicht von hinnen", sagte der kaiserliche Beamte, „Philipp muß dableiben und, wir fürchten, muß in Verhaft." — „Verhaft?" riefen sie alle aus: „Ohne einiges Gefängnis!" — „Wie wir die Worte lesen, lauten sie: ‚Ohne ewiges Gefängnis'", antworteten jene. Und so soll, populärer Überliefe-

rung zufolge, die wenig oder keine Glaubwürdigkeit besitzt, wiewohl in vielen Büchern abgedruckt, ihr Falschschreiber sie wirklich umgeändert haben.

„Keine Absicht, Seine Durchlaucht von Hessen auf ewig einzusperren, nicht auf ewig!“ antworten sie, und Kurfürst Joachim, in erstaunter Entrüstung, nach einigen Protesten und immer lauter werdenden Vorhaltungen, welche nichts fruchteten, brach in eine wahre Windsbraut von Wut aus, zog vom Leder, flüstern schaudernd die Berichterstatter — und zückte sein Schwert oder wollte es zücken gegen den Herzog von Alba und würde Gott weiß was getan haben, hätten sich nicht Freunde dazwischengeworfen und den Herzog hinweggeschafft oder ihn hinweggeschafft[1]. Andere Berichte lauten, er habe sein Schwert gegen den Bischof von Arras gezogen, was freilich was anderes wäre. Vielleicht zog er sein Schwert gegen beide oder gegen die Menschen und Dinge im allgemeinen — denn sein Unwille kannte keine Grenzen. Der schwere massive Mann, jedoch mit einem menschlichen Herzen im Leib und einem hohenzollerschen Abscheu vor Kniffen und Ränken, der ins Transzendente steigen kann! Seine Türkenkriege und übrigen Hektortaten will ich vergessen, aber dies, wie ein so weitläuftiges Antlitz sich gänzlich zu göttlichem Feuer entzündete um des armen Philipps willen, soll mir denkwürdig sein.

Philipp ward später wieder in Freiheit gesetzt, obschon mit Mühe, da sich der Kaiser sehr starr in der Sache zeigte und nur hartem Drängen und der Macht der Zeit und der Ereignisse nachgab. Philipp ward freigelassen; wie dann Johann Friedrich von Sachsen, nachdem er an die fünf Jahre im Gefolge des Kaisers als ein Verurteilter, der jeden Tag hingerichtet werden konnte, mit herumgeschleppt worden, am Ende gleichfalls freikam mit heilem Kopf und verlorenem Kurfürstentum: das sind bekannte historische Ereignisse, die wir bereits in anderem Zusammenhang berührt haben.

Denn der Kaiser stieß nach und nach auf derbere Vorhaltungen als die Joachims. Der Kaiser hatte endlich durch sein stolzes, hochmütiges Verfahren in diesen und andern ähnlichen Dingen einen neuen Krieg um sich entzündet und fand sich alsbald wieder arg bedrängt, ins Tiroler Gebirge verjagt und gezwungen, sich in mancherlei zu fügen. Ein neuer Krieg, von ganz anderer Emphase und Handhabung als der Schmalkaldische, gehandhabt von Kurfürst Moritz und unserm armen Freund Albrecht Alcibiades als Häuptern. Ein Kaiser, ins Gebirge gescheucht, fangbar, wenn man nur ein wenig die Sporen gibt. — „Sollen wir ihn fangen?“ fragte Albrecht. „Hab keinen Käfig, groß genug für einen solchen Vogel!“ versetzte Moritz, und sie ließen den Kaiser laufen. Wie er alsdann gelaufen ist, zum Vertrag von Passau (1552), zur Belagerung von Metz und zu anderen traurigen Ausgängen, endigend in „Abdankung“: auch dies sind

[1] Pauli III. 103.

bekannte Phasen in der Reformationsgeschichte, wie bereits oben angedeutet. —

Hier zu Halle, im Jahre 1547, der Protestantismus gefesselt zu seinen Füßen und vieles nach Wunsch gehend, stand der Kaiser auf seinem Höhepunkt. Er verkündete sein Interim (1548, wie ihr lästigen Protestanten euch zu verhalten habt, dieweil das Trienter Konzil sitzt und bis es, und ich mit ihm, über euch entscheidet). So trieb und zügelte er das Reich zur Zeit mit stolzer Hand und scharfer Peitsche. Die lästigen Protestanten verwarfen größtenteils das Interim, Moritz und Alcibiades, mit Frankreich im Hinterhalt, griffen auf besagte Weise zu den Waffen, brandschatzten fette Bistümer („Verbum Diaboli Manet“, wir wissen wo!) — trieben den Kaiser ins Gebirge — und die Zeiten änderten sich bald wieder. In all diesen späteren Händeln, wie gespannt er sie auch beobachten mochte, trachtete Kurfürst Joachim II. sich ruhig zu verhalten und eher durch Gewicht des Einflusses und weisen Rat als durch Losschlagen auf seinen Kaiser zu wirken.

Einer traurigen kleinen Anekdote erinnere ich mich von Joachim: eines Unfalles, der sich zur Zeit des Passauer Vertrags, ein oder zwei Jahre nach jenem Schwertziehen gegen Alba, zugetragen hat. Damals brach nämlich Kurfürst Joachim einmal unglücklicherweise durch eine Treppe, da er, wie ich vermute, ein schwerer Mann gewesen ist. Es war im Schloß zu Grimnitz, einem seiner vielen Schlösser, einem geräumigen, alten, nicht im besten Zustand gehaltenen Jagdschloß. Der gute Herr, schwer von Tritt, führte eines Tages seine Kurfürstin herab zur Mittagstafel in diesem Grimnitzer Schloß, die breite Treppe windet sich an den Wänden einer großen, mit Hirschgeweihen, Waffengruppen und dergleichen Hausflurgerät behangenen Halle entlang. Ein unglücklicher Balken gab nach, gähnende Kluft in der Treppe, Joachim und seine gute Fürstin sanken vermöge der Schwerkraft, Joachim auf den Flur mit geringer Beschädigung, seine arme Fürstin (schrecklich zu denken), der Wand zunächst, stieß auf die Hirschgeweihe und Eberspieße unten[1]. Der armen Dame Schaden war unbeschreibbar: sie blieb all ihr Lebtag lahm und Joachim, hoffe ich (hoffe, doch nicht mit Zuversicht)[2], liebte sie dafür um so mehr. Dieses unglückliche alte Schloß Grimnitz, an fünf Meilen nördlich von Berlin, ist — von dem achten Kurfürsten, Joachim Friedrich, Enkel des gegenwärtigen, zu seinem und des Schlosses Ruhm — in ein Schulstift umgewandelt worden: das berühmte Joachimsthaler Gymnasium, noch immer rühmlich bekannt, wiewohl nun unter veränderten Umständen und nach Berlin verlegt[3].

Joachims erste Gemahlin, von welcher die nachfolgenden Kurfürsten

[1] Nicolai S. 725.
[2] Pauli III. 112.
[3] Ebendas. 194.

abstammten, war eine Tochter jenes Herzogs Georg von Sachsen, Luthers berühmtem Freund — „wenn's gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete".

Joachim erhält Mitbelehnung in Preußen.

Die zweite Gemahlin, die, welche den Unfall zu Grimnitz hatte, war Hedwig, König Sigismunds von Polen Tochter, eine Verbindung, glaubt man, die dazu beitrug, daß Joachim die Mitbelehnung von Preußen (denn er war es, der dies erwirkte) von König Sigismund erlangte.

Mitbelehnung in Preußen — wodurch Joachim und seinen Nachkommen die Anwartschaft auf Preußen für den Fall der Erlöschung der kulmbachischen Linie feierlich zugesichert ist. Es war eine Sache, um die sich Joachim lange beworben, bis zuletzt, in etwa zwanzig Jahren von nun ab, sein Schwiegervater sie bewilligte[1]. Sollte Albrechts Linie ausgehen, so erhalten die andern Kulmbachischen Preußen; sollten sämtliche Kulmbachischen aussterben, dann erhalten es die berlinischen Brandenburger. Bei den Kulmbachischen sieht es um diese Zeit karg mit Erben aus: der arme Alcibiades starb kinderlos, wie wir wissen, und Kasimirs Linie ist erloschen, Herzog Albrecht selber hat nur einen Sohn hinterlassen, der nun in Preußen nachfolgt, noch jung und nicht von den besten Anzeichen. Markgraf Georg der Fromme hinterließ nur Georg Friedrich, einen recht vortrefflichen Mann, der nun in guten Umständen und längst verheiratet ist, aber keine Kinder hat, so daß zwischen Joachims Linie und Preußen nur zwei Zwischenerben stehen — und die Sache war es im hohen Grade wert, daß man sich darum bewarb, woran man es denn auch nicht fehlen ließ. Und so hat Kurfürst Joachim, fast am Ende seiner Laufbahn, sie nun sichergestellt.

Joachim macht Erbverbrüderung mit dem Herzog von Liegnitz.

Etwas anderes ähnlicher Natur hatte Joachim II. vor langer Zeit bereits bewerkstelligt, welches sich ebenfalls auf die Länge wichtig in seiner Familie und in der Weltgeschichte erwiesen hat: eine Erbverbrüderung nämlich mit dem Herzog von Liegnitz — Datum 1537. Erbverbrüderungen (Bündnisse zu gegenseitiger Beerbung in Ermangelung der eigenen Nachfolge) waren allezeit zwischen befreundeten deutschen Fürsten üblich gewesen. Friedrich II., damaliger Herzog von Liegnitz, war, wie wir im Vorbeigehen gesehen haben, mit der Familie verwandt; er hatte fleißig mitgeholfen, die Angelegenheiten Albrechts von Preußen zu gutem Ausgang zu bringen — von dem er auch eine Nichte zur Gemahlin hatte — war tatsächlich ein naher Freund dieses unseres Joachim, und zwischen den

[1] Datum: Lublin, den 19. Juli 1568. Pauli III. 177—179, 193; Rentsch S. 457; Stenzel I. 341—342.

beiden Häusern hatte schon seit langem durch Heiraten und gute Dienste eine wachsende Verbindung bestanden.

Die Herzöge von Liegnitz waren souveräne Fürsten, von alten polnischen Piasten abstammend, und waren vollkommen befugt, auf einen solchen Erbverbrüderungsvertrag einzugehen mit wem sie immer wollten. Sie hatten sich zwar vor mehr als zweihundert Jahren, in den Tagen des Königs Johann Ich-Dien (A. D. 1329), freiwillig unter böhmische Lehnsherrschaft begeben[1]: aber das Recht der freien Verfügung über ihre Lande war diese ganze Zeit über anerkannt und unvermindert vorbehalten geblieben; und noch im Jahre 1521, gerade vor sechzehn Jahren, hatte der böhmische König Wladislaus der Letzte, unseres guten Markgrafen Georg Freund, in einer noch vorhandenen Urkunde mit jeder der Rechtssprache nur zu Gebote stehenden Ausdrücklichkeit und Bündigkeit ihnen das Recht eigens bestätigt, „besagte Lande schriftlich durch Testament oder mündlich auf ihrem Sterbebett zu vergeben, verkaufen, versetzen, verschaffen, verwechseln" unbeschränkt und nach eigenem Gutdünken; welches Privilegium gleichfalls, und zwar zweimal (1522, 1254), bestätigt worden von Ludwig, dem nächsten König, Ludwig Ohnehaut, der in den Moorsümpfen von Mohacz umkam und die eingeborene Linie der böhmisch-ungarischen Könige endete. Ja, Ferdinand, König der Römer, Karls V. Bruder, nachmals Kaiser, der jene böhmische Krone mit den übrigen absorbierte, hatte 1529, vor erst acht Jahren, selber das Privilegium stillschweigend gebilligt oder zugelassen[2]. Die Befugnis, die Erbverbrüderung abzuschließen, konnte niemandem zweifehaft erscheinen.

Und so ist sie auch abgeschlossen worden, unterschrieben, besiegelt, auf die gehörigen Pergamente ausgefertigt, 18. Oktober 1537, folgenden klaren Inhalts: „Daß, wenn Herzog Friedrichs Linie aussterben sollte, dessen sämtliche liegnitzischen Lande, Liegnitz, Brieg, Wohlau, den Hohenzollern-Brandenburgern zufallen sollen, und daß, wenn die Linie von Hohenzollern-Brandenburg zuerst erlöschen sollte, alle und jede böhmische Lehne Brandenburgs (als Crossen, Züllichau und sieben andere dort aufgezählte Herrschaften) dem Hause Liegnitz zufallen sollen[3]." Es schien ein klarer Vertrag, zweifelhaft für keinen Sterblichen. Doppelheirat zwischen den zwei Häusern (ältester Sohn jeder Seite mit einer passenden Prinzessin der andern) sollte darauf folgen und folgte nach einigem Verzug, 17. Februar 1545, so daß nunmehr die Sache vollständig schien, auf allen Punkten gesichert und ein Gegenstand ruhiger Befriedigung für beide Häuser und ihre Freunde.

Jedoch Ferdinand, König der Römer, König von Böhmen und Ungarn und künftiger Kaiser, war nicht dieser Meinung. Ferdinand hatte zwar

[1] Pauli III. 22.
[2] Stenzel I. 323.
[3] Ebendas. 320.

einmal das Privilegium stillschweigend anerkannt, aber nun, da er das Privilegium angewandt und eine Herrschaft wie Liegnitz der Möglichkeit, in unbequeme Hände zu fallen, preisgegeben sah, änderte Ferdinand ausdrücklich seinen Sinn und kam allmählich zu dem Entschluß, diese Erbverbrüderung zu verbieten. Demgemäß wurden die böhmischen Stände im Jahre 1544 (zweifelsohne auf Ferdinands Veranlassung) bewogen, besagte liegnitzische Erbverbrüderung zu beanstanden[1], worauf König Ferdinand ohne weiteres den Herzog von Liegnitz bedeutete, daß der Vertrag rechtswidrig und zu widerrufen sei. Der Herzog von Liegnitz, tief gekränkt, war nicht in der Lage Widerstand zu leisten. Ferdinand, König der Römer, der Kaiser Karl für sich hatte, und dessen böhmische Stände bellten auf seinen Wink, war zu mächtig für den armen Herzog Friedrich von Liegnitz. Es entspann sich weitläuftiger Schriftenwechsel zwischen Berlin, Liegnitz, Prag über den Gegenstand: aber das Ende vom Lied war eine Aufforderung an Herzog Friedrich — Aufforderung von König Ferdinand, im März 1546, „auf dem Kaiserhof in Breslau zu erscheinen" und daselbst jene Erbverbrüderungsurkunde den Ständen zur Untersuchung vorzulegen. Die Stände, gehörig abgerichtet, waren mit der Untersuchung bald fertig (den 8. Mai 1546). Die Urkunde ward vernichtet und außerdem Friedrich angehalten, binnen sechs Monaten nachzuweisen, daß seine Untertanen gleichfalls aller darauf Bezug habenden Eide oder sonstigen Verpflichtungen entbunden und daß überhaupt der Vertrag von Grund aus aufgehoben und gänzlich zunichte gemacht sei. Friedrich willfahrte, mußte willfahren; tief gekränkt kehrte er heim und starb das Jahr darauf, man vermutet aus Verdruß über den Handel. Er hatte äußerlich nachgegeben, aber nur der Gewalt. In einem etliche Monate später seinem Testament angehängten Kodizill (welches vor Jahren ausgefertigte Testament die Erbverbrüderung als eine abgemachte Sache behandelte) deutet er, wie mit seinem letzten Atemzug, an, daß er die Sache noch als gültig betrachte, wenn auch durch die Hand der Gewalt beiseite gesetzt. Der Leser merke sich diesen Gegenstand, denn er wird sicherlich eines Tages denkwürdig werden.

Die Hand der Gewalt, nämlich Ferdinand, König der Römer, hatte in gleicher Weise Joachim von Brandenburg angehalten, seinen Teil der Urkunde auszuliefern und auch seinerseits besagte Erbverbrüderung zu vernichten. Aber das erreichte er nicht. Joachim und alle seine Nachfolger weigerten sich standhaft, dies Stückchen beschriebenen Pergaments aus den Händen zu geben, verwahrten es unter ihren kostbaren Urkunden für einen künftigen Tag (und ich vermute, es liegt noch jetzt im Archiv zu Berlin), stillschweigend oder in Worten behauptend, daß die Erbverbrüderungsurkunde gültig sei und daß, wenn manche Hände auch Gewalt haben mögen, keine Hand doch das Recht haben könne, sie unter solchen Bedingungen ungültig zu machen.

[1] Ebendas. 233.

Wie König Ferdinand sich ein solches Verfahren erlaubte? Ferdinand, bemerkt einer seiner spätesten Schutzredner in dieser Sache, „sah die von seinen Vorgängern in bezug auf Hoheitsrechte gewährten Privilegien als mit deren Tode für erloschen an"[1]. Was — wenn nur Tatsache und Wirklichkeit ebenso gefällig sein wollten, es so „anzusehen" — allerdings bequem für Ferdinand war!

Joachim stand nicht auf so gutem Fuße mit Ferdinand, als er mit Karl, dessen kaiserlichem Bruder, gestanden hatte. Joachim und Ferdinand hatten manche, mitunter scharfe Debatten dieser Art miteinander. Jägerndorf z. B. und die bayreuth-ansbachischen Konfiskationen in Georg Friedrichs Minderjährigkeit: Ferdinand, nunmehr Kaiser, hatte dem armen jungen Georg Friedrich, Sohn des uns bekannten vortrefflichen Markgrafen Georg, Jägerndorf weggeschnappt; „gehört mit zu der Albrecht-Alcibiades-Beute", meinte Ferdinand, „ein guter Fund" — obschon der junge Georg Friedrich bloß seines Vetters Alcibiades Mündel gewesen und durchaus nichts mit dessen politischen Händeln zu tun gehabt. „Trefflicher Fund", dachte Ferdinand und hielt seinen Griff fest. Aber Joachim trat auf seine gewichtige feste Weise dazwischen; Joachim, emphatisch auf den Reichstagen und sonst, zwang Ferdinand, den Griff fahren zu lassen und Jägerndorf herauszugeben. Jägerndorf und das übrige mußte sämtlich wiedererstattet werden, und mit Ausnahme einiger Mausereien in den jägerndorfischen Anhängseln (Ratibor und Oppeln nur scheinbar „erstattet" und zuletzt ganz und gar aus der Tasche gespielt)[2] kam alles wieder an den rechtmäßigen Eigentümer zurück. Auch ruhte Joachim nicht, bis des Alcibiades sämtliche Lande ebenfalls pünktlich zurückgegeben waren an denselben Georg Friedrich, dem sie von Rechts wegen zugehörten. In diesen Punkten trug Joachim den Sieg davon über einen starkhändigen Kaiser, der fähig war, mitunter anderer Leute „Rechte als erloschen anzusehen". In der liegnitzischen Sache vermochte er weiter nichts, als die Urkunde zu bewahren, in standhaftem stillen oder lauten Protest.

Doch nun genug von Joachim Hektor, dem sechsten Kurfürsten, und dessen Tun und Streben. Er ging, möglichst leise auftretend, jedoch mit kräftigem gewichtigen Schritt, durch diese Welt, besonnen das Gebüsch auseinanderreißend und schauend wohin der Weg führte. Ein etwas kostspieliger Herr, hat viel gebaut, der Ausbau des Schlosses zu Berlin ein Beispiel dafür[3], und auch sonst Ausgaben nicht gescheut, sei es in Reichsangelegenheiten oder in was für Stücken es immer angemessen schien: Wenn eine Ernte, wäre es auch eine ferne, in Aussicht steht, so ist es schlechte Wirtschaftlichkeit, mit dem Saatkorn zu geizen!

Joachim war allezeit ein hervorragender Mann in den öffentlichen

[1] Stenzel I. 323.
[2] Rentsch S. 129, 130.
[3] Nicolai S. 82.

Dingen, ein geschäftiger Politiker im Reich, fest zu seinen Verwandten haltend und mitnichten blind für sich selbst oder seine eigenen Interessen. Fest auch, man muß es zugeben, und stets tätig, wiewohl gewöhnlich auf eine behutsame, gewichtige, niemals auf eine rasche schnelle Weise, in der großen Sache des Protestantismus und in allen guten Sachen. Er war persönlich ein feierlich frommer Mann, seine Vorstellung vom Universum durchdrungen von tiefer schauervoller Ehrfurcht. Von ernstester Gesinnung, wiewohl im allgemeinen scherzhaft im Ausdruck, da er eine heitere Laune in der Unterhaltung hatte. Luthers Bücher nannte er seinen Seelenschatz, Luther und die Bibel waren seine Hauptlektüre. Auch ein Liebhaber der weltlichen Gelehrsamkeit und der nützlichen und schönen Künste war er, liebte die Musik und „pflegte selber laut zu singen", wenn er gerade eine melodische Mußestunde hatte. Der treffliche alte Herr: er starb, ziemlich jäh, aber mit viel Adel, 3. Januar 1571, sechsundsechzig Jahre alt. Des alten Rentsch Erzählung dieser Begebenheit ist noch immer lesenswert[1]; Joachims Sterbeszene hat eine milde fromme Schönheit, die nicht vom Bekenntnis bedingt ist.

Er hatte auch einen Bruder, der nicht wenig mit der Politik zu tun gehabt, und zwar stets auf der guten Seite, ein weiser frommer Mann, dessen Ruf in allen Kirchen war: „Johann von Küstrin", auch Johann der Weise genannt, der sich der protestantischen Dinge stark annahm, an Frömmigkeit und Eifer nur seinem Vetter, Markgraf Georg dem Frommen, nachstehend und nicht so durch Staatsrücksichten gehemmt wie mitunter sein Bruder, der Kurfürst. Johann von Küstrin ist ein in den alten Büchern vielberühmter Mann; Johann war der erste, der Küstrin befestigte, baute sich ein prächtiges Schloß und „deckte es mit Kupfer" (zu Küstrin, einem Ort, mit dem wir noch genau bekannt werden sollen) und lebte da, mit der Neumark zum Leibgedinge, eines echten Mannes Leben — meist mit vielen Geschäften, kriegerischen und anderen, in Händen, mit guten Büchern, guten Taten und gelegentlich guten Menschen, die bei ihm einkehrten, zu seiner Erheiterung — nach den Verhältnissen, wie sie damals gegeben waren.

[1] Rentsch S. 458.

Elftes Kapitel / Der siebente Kurfürst, Johann Georg

Kaiser Karl, sagten wir, war sehr gütig gegen Joachim, der sich allezeit, und mitunter sogar mit gedehntem Gewissen, befliß, in gutem Vernehmen mit dem Kaiser zu bleiben. Der Kaiser nahm Joachims jungen Prinzen mit sich in jenen Schmalkaldischen Krieg (nicht die behagliche Seite für Joachims Gewissen, jedoch die sichere für einen besorgten Vater); der Kaiser schlug den jungen Prinzen bei einer Gelegenheit zum Ritter, schrieb öfters an Papa von ihm, was für ein versprechender junger Held er sei — scheint den Jüngling wirklich liebgehabt zu haben. Es war Johann Georg, der nachmalige siebente Kurfürst. — Folgender kleine Vorfall ist mir auf Zeugnis bekannt[1]. Ein geringfügiges Ding, das sich sicher bei der Belagerung von Wittenberg (A. D. 1547) während jener Landgraf-Philippischen Unterhandlungen zugetragen, vor dreihundert und etlichen Jahren.

Als der Schmalkaldische Krieg zunichte geworden und der sächsische Kurfürst, das Schwert über ihm hängend, in der Art wie wir gesehen, gefangen saß, ward das sächsische Wittenberg belagert, und der Kaiser war in großer Eile, es einzunehmen. Der Kaiser in eigener Person und der junge Johann Georg, als sein einziger Begleiter, ritten eines Tages um den Ort, um die Werke zu besichtigen und um zu beurteilen, wie bald oder ob er überhaupt zur Übergabe gezwungen werden könne. Die Stückmeister oben auf den Zinnen bemerkten sie, sächsisch-protestantische Stückmeister vermutlich und mit Recht erbittert über den Schimpf und die Gefahren, die gegenwärtig auf ihrem frommen Kurfürst Johann Friedrich dem Großmütigen lasteten. „He, schau! dort reitet der Kaiser selber und einer von seinen seidenen Junkern; gesetzt, wir geben dem Kaiser selber einen Schuß?" sagte der Stückmeister oder dachte es: „Es dürfte einem bessern Mann aus seiner Lebensgefahr helfen, wenn so ein Schuß —!" — Und das Stück blitzte wirklich los, mit gehörigem Krachen und beinahe mit der gehörigen Wirkung. Die Kugel schlug gerade unter den Füßen der zwei Reiter in den Boden, so daß sie nahe am Stürzen waren, eingehüllt in

[1] Rentsch S. 465.

einer Wolke von Erde und Sand — und die Stückmeister dachten augenblicklang, daß es mit dem Leben eines ungerechten halsstarrigen Kaisers aus und eines frommen Kurfürsten Leben gerettet sei. Aber es bewährte sich doch nicht so. Kaiser Karl und Johann Georg kamen in ein paar Minuten wieder zum Vorschein, unbeschädigt — Kaiser Karl vielleicht ein wenig errötend und befangen diesmal in seinen undurchdringlichen Augen, denke ich mir, und seine Cimburgislippe für den Augenblick geschlossen — und sprengten davon, aus der Schußlinie hinaus. „Unvergeßlich ist mir dieser kleine Vorfall", ruft hier Smelfungus aus: „Es ist eines von den wenigen Malen, wo ich, nach all meinen Lesen über jenen erstaunlichen Karl V., ich will nicht sagen das geringste Verständnis oder den geringsten sachlichen Begriff von ihm und seinem Charakter und seinen Dingen, sondern die geringste Augenansicht oder deutliche Vorstellung von ihm, als eine Tatsache unter Tatsachen, gewinnen kann!" Was für Smelfungus unglücklich ist. — Johann Georg, noch stärker davon ergriffen, vergaß den Vorfall all sein Lebtag nicht. Und man muß allerdings eingestehen, daß, hätte der Schuß die beabsichtigte Wirkung getan, der ganze Lauf der menschlichen Dinge auffallend geändert worden wäre — und wie unter anderen Dingen weder Friedrich der Große noch die gegenwärtige Geschichte Friedrichs zutage gekommen oder ein aufgeklärtes Publikum oder mich behelligt haben würde!

Von Johann Georg, diesem siebenten Kurfürsten[1], der sich als ein guter Regent bewährt und die Sachen der Familie im hergebrachten Stil des langsamen steten Erfolges weitergeführt hat, will ich weiter nichts erinnern, als daß er die erstaunliche Anzahl von dreiundzwanzig Kindern gehabt, wovon eines nach seinem Tode zur Welt kam, obgleich er im Alter von dreiundsiebzig starb.

Er ist Gründer der neuen kulmbachischen Linie: setzte zwei Söhne aus diesen dreiundzwanzig Kindern, einen in Bayreuth, den andern in Ansbach, ein, von denen sämtliche nachherige Häupter jenes Fürstentums abstammen, bis der letzte im Jahre 1806 zu Hammersmith starb, wie oben erwähnt[2]. Er war ein bedachtsamer wirtschaftlicher Herr, duldete keine Mätressen, keinen Luxus; beim Anblick eines neumodischen Rockes war er wohl imstande, einen unglücklichen jungen Menschen hart anzufahren und fortgehen zu heißen. Er hielt strenge auf Gerechtigkeit: als ein Bauer ihn einmal auf einer seiner Inspektionsreisen durch das Land um Gerechtigkeit anflehte, weil er ein geborener kurfürstlicher Untertan sei, antwortete Georg: „Es soll dir Gerechtigkeit widerfahren, wenn du auch ein geborener Türke wärest!" — Es liegt etwas Besorgliches, Ernsthaftes und gleichsam Verwundertes im Blick dieses wackern Herrn. Er stiftete den obenerwähn-

[1] 1525, 1571—1598.
[2] Rentsch S. 475 (Christian nach Bayreuth, Joachim Ernst nach Ansbach) — s. das genealogische Diagramm weiter unten.

ten Geraer Vertrag — begründete die jüngere kulmbachische Linie, mit strenger Einführung jenes wichtigen Primogeniturgesetzes. Hervorstechende Wirtschaftlichkeit, Wahrhaftigkeit, bescheidene Festigkeit blicken durch das Benehmen dieses Herrn — ein entschiedener Protestant auch er, wie das fürwahr auch alle die Folgenden waren und sind[1].

Von Joachim Friedrich, seinem ältesten Sohne, der eine Zeitlang Erzbischof von Magdeburg war — heimgerufen aus den Kriegen, um dies wertvolle, durch den Tod eines Onkels erledigte Erbstück einzunehmen und warm zu halten — und hernach eine „löbliche Regierung" von dem Stil und der Physiognomie wie hergebracht, als achter Kurfürst, von seinem fünfzigsten bis zu seinem sechzigsten Jahre (1598—1608)[2] führte: von ihm haben wir bereits das schöne „Joachimsthaler Gymnasium" oder Stiftung für gelehrte Zwecke im alten Schloß zu Grimnitz, wo seine durchlauchtige Großmutter zu Schaden kam, erwähnt und wollen an dieser Stelle sonst nichts von ihm erwähnen, als seine sehr große Besorgtheit, aus jener preußischen Mitbelehnung, die sein Großvater Joachim II. zustande gebracht hatte und die nun eben im Reifen war, Nutzen zu ziehen. — Joachim Friedrich hatte bereits seinen ältesten Prinzen mit der Tochter Albrecht Friedrichs, des zweiten Herzogs von Preußen, welcher, es war nun augenscheinlich, der letzte Herzog seiner Linie dort sein würde, verehelicht. Als hierauf Joachim Friedrich selber Witwer geworden, nahm er im folgenden Jahre, trotzdem er nun ein Sechsundfünfziger — doch es ist wohl geratener, wir setzen erst ein wenig auseinander, wie die Sachen mit Preußen nun standen.

[1] Rentsch S. 470, 471.

[2] Geb. 1547; Magdeburg 1566—1598 (alsdann erhielt es sein dritter Sohn — sehr unglücklich im Dreißigjährigen Krieg hernach).

Zwölftes Kapitel / Von Albrecht Friedrich, dem zweiten Herzog von Preußen

Herzog Albrecht starb im Jahre 1568, mit Jahren beladen und durch andern Verdruß sehr gebrochen in seiner letzten Zeit. Seine preußischen Räte waren widerspenstig, seine Ossiander und lutherisch-kalvinistischen Theologen waren in flammendem Hader gegeneinander: der arme Greis, mit den besten Absichten, aber ohne Macht sie auszuführen, hatte viel zu tun und zu dulden. Gottesfürchtig, gerecht und ehrenhaft, das Beste wollend, aber sein Gedächtnis verlierend und den Geschäften nicht mehr gewachsen, wie er nun klagte. In seinem sechzigsten Jahre hatte er sich zum zweitenmal verehelicht mit einer jungen braunschweigischen Prinzessin, mit deren törichtem Bruder, Erich, er viel Plage hatte, und die selber zuletzt die unverschämte Anmaßung und Gewalt dieser zudringlichen Räte und Theologen so übel vertrug, daß ihr häusliches Leben mit ihrem Gemahl und ihnen ihr unerträglich ward; sie zog sich auf eine andere Residenz — ein kleines Jagdschloß zu Neuhausen, ein paar Stunden von Königsberg — zurück; und da oder in dem noch entfernteren Labiau verbrachte sie meistens in getrenntem Haushalt ihre übrige Lebenszeit. Geschieden fürs Leben: — nichtsdestoweniger fügte es sich, daß sie an ein und demselben Tage starben; 20. Mai 1568 wurden sie beide gleichzeitig von ihren Leiden in dieser Welt befreit[1].

Albrecht hinterließ einen Sohn, das zweite Kind dieser letzteren Gemahlin: sein einziges Kind mit der ersten Frau, eine Tochter nun bei Jahren, war an den Herzog von Mecklenburg verheiratet. Der Sohn hieß Albrecht Friedrich, bei seines Vaters Ableben fünfzehn Jahre alt. Ein hoffnungsvoller junger Prinz, aber von reizbarer, schwieriger Gemütsart — unter harter Vormundschaft gehalten von seinen Räten und Theologen und von Zeit zu Zeit in Rebellionsausbrüchen gegen sie aufbrausend. Dieser sollte nun (1568) souveräner Herzog von Preußen werden und einziger Vertreter der kulmbachischen Linie in jenem schönen Gebiet; Markgraf Georg Friedrich von Ansbach aber, der einzige übrige Kulmbacher, war kinderlos, obschon verheiratet.

[1] Hübner T. 181; Stenzel I. 342.

Man braucht nicht zu zweifeln, daß das brandenburgische Haus — der alte Kurfürst Joachim II. noch bei Leben und der wirtschaftliche Johann Georg Erbprinz — diesen Stand der Dinge scharf im Auge hielt. Aber es war schwer, unmittelbar einzuschreiten; die einheimischen preußischen Räte waren sehr eifersüchtig und der polnischen Souveränität war häkelig begegnen. Da Albrecht Friedrich noch minderjährig war, so schlug der polnische König Sigismund vor, ihn unter seine Vormundschaft zu nehmen, wie es das Verhältnis zwischen Lehnsherrn und Vasallen bei solcher Gelegenheit mit sich bringt. Aber die preußischen Räte versicherten Seine Majestät, „ihr junger Prinz habe einen so lebendigen Verstand, daß er der Führung der Regierungsgeschäft vollkommen fähig sei" (besonders mit einem so sachverständigen Ratskörper zum Beistand) „und sogleich mündig erklärt werden könne". Und so schlug man diesen Weg denn auch ein, da Polen nur wenig an der Sache gelegen war und Brandenburg sie verdauen mußte so gut es konnte. Dabei blieb es einige Jahre, selbst unter aufsteigenden neuen Schwierigkeiten; die Ratsclique führte das eigentliche Regiment, während der arme junge Albrecht Friedrich zuweilen in Tränen, zuweilen in nutzlose Launen von feuriger Natur gegen sie ausbrach. Die Ossiandertheologie und die Schlacht der „D o x i e n" wüteten stark, und das preußische Ratsregiment war auch kein schön Ding.

Diese preußischen Räte und die preußische Ritterschaft überhaupt, die ihre „Stände" hatte, nährten die ganze Zeit über eine meuterische widerspenstige Laune. Es hatte sich der Gedanke bei ihnen festgesetzt, als seien sie nun vermöge der Geburt, was die alten Ritter mittelst Wahl waren, berechtigt, ob fähig dazu oder nicht, die Regierungsposten unter sich zu teilen: „Der Herzog ist erblich in seinem Amt, warum nicht wir? Alle Ämter, gehören sie nicht von Natur uns, um sie unter uns zu verteilen?" Des Herzogs Meinung dagegen war, daß die Geschäfte seiner Ämter gut besorgt werden müßten, wenig bedeute es durch wen. Die Ritter sahen den Gegenstand weniger von dieser Seite an — betrachteten jedweden im Amt stehenden „Fremden" (Ansbachisch-Deutschen oder sonstigen Nichtpreußen), was immer sein Verdienst sein mochte, als einen Eindringling oder als eine Art Dieb. Ihre Streitereien, Widersetzlichkeiten und Anmaßungen waren demgemäß mannigfaltig. Sie hegten Träume von einer „aristokratischen Republik, der Souverän zu Null reduziert", nach der Art, wie es sich bei ihren polnischen Nachbaren gestaltete. Sie hegten allerlei Träume, und einzelne unter ihnen brachen von Zeit zu Zeit zu tätlichen Vermessenheiten und Meutereien aus. Es erforderte hundertundfünfzig Jahre brandenburgischer Zureitekunst, mitunter mit scharfer Traktierung und einem mächtigen Gebiß, um sie von jenen Ansichten abzubringen und stetig im Geleise gehen zu machen, was jedoch am Ende gleichfalls von den Hohenzollern bewerkstelligt wurde.

Von Herzog Albrecht Friedrichs Heirat: wer seine Gemahlin war und was ihre mögliche Aussteuer.

Nach einem oder zwei Jahren kam des jungen Herzogs Friedrich Albrecht Verehelichung zur Sprache. Die Prinzessin, die man nach gehöriger Beratung dazu ausersah, war Maria Eleonore, älteste Tochter des derzeitigen Herzogs von Kleve: an diesen schickte man eine gebührliche Gesandtschaft für diesen Zweck ab, und sie kam mit bejahender Antwort zurück. Herzog von Kleve zu jener Zeit war Wilhelm, „der Reiche" in Geschichtsbüchern genannt; ein Souverän von einigem Besitz in jenen niederen Rheinlanden, den ich dem Gedächtnis des englischen Lesers nicht besser anzureihen weiß, als durch das Faktum, daß er der jüngere Bruder (jünger um ein Jahr) einer gewissen „Anna von Kleve" war — einer großen dicken Dame, die man hier in England ziemlich schnöde behandelt hat, indem sie von Heinrich VIII. und uns eine „große flandrische Stute", unpassend zur Ehe mit einem feinfühlenden König, genannt wurde. Diese Anna von Kleve, die es sich ruhig gefallen ließ und ihr Leibgedinge verzehrte, als König Heinrich sie verstoßen, war die Tante der jungen Dame, von der nun in Preußen die Rede ist. Sie war noch bei Leben, hier in England, ruhig sich bequemend „zu Burley an der Höh", bis zu Maria Eleonorens siebentem Jahr — die möglicherweise noch jetzt in ihrem Gedächtnis verblichene Spuren liest von schwarzen Röckchen oder Garnierungen und kurzer Hoftrauer beim Tod der armen Tante Anna über dem Meere drüben. — Eine andere Tante ist ehrenvoller ausgezeichnet: Sybilla, Gemahlin unseres edlen sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen, der sein Kurfürstentum und beinahe sein Leben um der Religion willen einbüßte, wie wir gesehen, und dem in seinen Gefahren und Nöten Sybilla stets zur Seite stand, wie ein treues und edles Weib.

Herzog Wilhelm selber war ein Mann von großer Bedeutung zu seiner Zeit. Sein Herzogtum Kleve bestand nicht nur aus dem eigentlichen Kleve, sondern schloß auch die an sich bedeutenderen Herzogtümer Jülich und Berg und noch verschiedene andere kleine Herrschaften mit ein, die, allmählich sich zusammenhäufend durch Heirat, Erbschaft und das Glücksspiel der Ereignisse im Verlauf von Jahrhunderten, sämtlich in Wilhelms Besitz gekommen waren, so daß er unter seinen Zeitgenossen den Beinamen Wilhelm der Reiche erhielt. Er scheint von einem tollköpfigen, polternden, schwankenden Naturell gewesen zu sein; viel hin und her gestoßen in den Streitigkeiten seiner Periode. Eine Zeitlang war er ein erklärter Protestant, nicht ohne Ursachen verschiedener Art. Das Herzogtum Geldern war ihm durch ausdrückliches Vermächtnis des letzten Eigentümers, dessen Linie erloschen war, überkommen, und Wilhelm hatte Besitz davon genommen. Aber der Kaiser Karl V. verwehrte ihm, es in Besitz zu behalten. Darauf hatte sich Wilhelm mit den Franzosen verbündet (es war in der Moritz-Alcibiadischen

Zeit), Krieg erklärt und noch andere kühne Maßregeln unternommen: aber es kam zu nichts oder zu noch weniger. Das Ende war, Wilhelm mußte vor dem Kaiser „auf die Knie sinken" und Abbitte tun, gänzlich auf Geldern verzichtend, das demzufolge auch seitdem seinen eigenen besonderen Weg gegangen. Wilhelm war eifrig protestantisch in jenen Tagen, wie sein Volk ist und wie er noch zu dem Zeitpunkt ist, von dem wir handeln. Aber er wendete sich nicht lange hernach zur Papisterei und machte noch andere jähe Wendungen und mißratene Sprünge; nach allem Anschein ein hastiger, krakeelerischer, wankelmütiger Herr. Dieser ist es, an den Albrecht Friedrich, der junge Herzog von Preußen, von seinem Rate geleitet, nun (1572) eine Gesandtschaft schickt, um die älteste Tochter, Maria Eleonora, sich zur Gemahlin auszubitten.

Herzog Wilhelm bejahte, „schickte eine Gegengesandtschaft", nebst allem, was sonst nötig war; und zur gehörigen Zeit machte sich die junge Braut mit ihrem Vater auf den Weg nach Preußen, um daselbst, so hatte man es verabredet, die Sache zur Vollendung zu bringen. Sie waren bis nach Berlin gekommen, bewillkommt vom Kurfürsten Johann Georg, als von Königsberg eine traurige Botschaft an sie gelangte: nämlich, daß der junge Herzog plötzlich von einer unüberwindlichen Niedergeschlagenheit und Geistesüberwölkung befallen worden sei, was man zwar nicht gänzlich mit dem Namen Wahnsinn bezeichnen, aber noch viel weniger völlige Geistesgesundheit nennen könne. Sein Verlangen nach seiner Braut sei unverändert, aber sein Geisteszustand sei von der beschriebenen bedenklichen Art. Die junge Dame pausierte ein wenig, in einer Stimmung, wie man sie sich denken kann. Es waren ihr bereits zwei Anträge, die Bräutigame vom Tod weggeschnappt, verlorengegangen, sagt Pauli[1], und sie hielt dafür, es möchte von böser Vorbedeutung sein, den dritten auszuschlagen. Also beschloß sie voranzugehen; stieß ihres Vaters Bedenklichkeiten beiseite, schickte ihrem siechen Bräutigam „eine Blumengirlande als Liebeszeichen", welcher gebührlich erwiderte, und Vater Wilhelm und sie verfuhren, als wenn nichts schlimm wäre. Den Geisteszustand des Prinzen, fand sie, hatte man ihr nicht übertrieben. Seine Launen und sein Wesen waren wunderlich, bedenklich, anders als sich wünschen ließe. Jedoch so wie er war, heiratete sie ihn auf die übereingekommenen Bedingungen — hoffend wahrscheinlich auf Genesung, die niemals kam.

Die Umstände von Albrechts Krankheit bleiben dunkel bis zur Stunde, und es sind über ihren Ursprung wunderliche Geschichten im Umlauf, welche nachlesen mag, wer sich für Psychologie interessiert[2]; sie sind nicht dazu geeignet, hier gemeldet zu werden. Es scheint eher eine Überwölkung, als eine gänzliche Zerrüttung des Geistes gewesen zu sein. Unheilbare Niedergeschlagenheit war dabei, düstere Stumpfheit abwechselnd mit Anfällen

[1] Pauli IV. 512.
[2] Das. IV. 476.

von heftigem Tun oder Leiden, große Unbeständigkeit zu allen Zeiten — offenbare Geschäftsunfähigkeit. Man hoffte lange, daß er genesen würde; und Doktoren der Gottesgelahrtheit und der Medizin nahmen ihn in die Kur: Theologen, Teufelsaustreiber, Ärzte, Quacksalber; aber es erfolgte keine Heilung; nichts als gegenseitige Beschuldigungen, Heftigkeiten und sogar Verfluchungen von seiten der besagten Doktoren und ihren jeweiligen amtlichen Beschützern, geistlichen und weltlichen, folgten daraus. Müssen Erlebnisse für ein junges Weib gewesen sein, wie sie selten vorgekommen sind in Dichtung oder Wirklichkeit. Kinder wurden immer wieder geboren, Tochter auf Tochter, aber kein lebender Sohn.

Markgraf Georg Friedrich kommt nach Preußen, um zu verwalten.

Nach Verlauf von fünf Jahren, im Jahre 1578[1], als Heilung nunmehr hoffnungslos geworden und selbst die Räte die Geschäftsunfähigkeit des Herzogs einräumten, kam Georg Friedrich von Ansbach-Bayreuth ins Land, um die Regentschaft für ihn zu übernehmen, nachdem er und die anderen Brandenburger die Sache bereits mit dem König von Polen, in dessen Hand die Entscheidung vor allem lag, verhandelt hatten.

Georg Friedrich war keineswegs den preußischen Räten, noch der Gemahlin, noch der angesessenen Aristokratie willkommen — das Gegenteil von willkommen war er, aus Gründen, die sich erraten lassen. Aber er hat sich, nach dem Urteil aller billigen Zeugen, als ein vortrefflicher Regent bewährt und verwaltete das Land sechsundzwanzig Jahre zu dessen großem und dauerhaftem Nutzen. Seine Porträts zeigen uns eine große schwere Gestalt von einem Manne, sehr beleibt in seinen späteren Jahren, mit einem Ausdruck von ehrlichem Menschenverstand, Würde, gelassener Festigkeit — sehr gewachsen der Aufgabe, die er nun in Händen hat.

Entschlossen, wenn auch mild in der Form, stillte er die lodernden Flammen seiner Geistlichkeit, indem er nun dieser, dann jener Streitfrage („de concreto et de inconcreto“ oder was es immer sein mochte) befahl stillzuschweigen und sich bloß mittelst Denken und Nachsinnen weiterzuführen, ganz ohne Worte. Er bändigte die meuterische Aristokratie, meuterische Bürgermeister, den Magistrat von Königsberg, was für Meuterei es immer gab. Er legte Sümpfe trocken, berichtet der alte Rentsch, er rodete Wälder aus, baute Straßen, errichtete Herbergen. Preußen ward gut regiert bis an Georgs Tod, welcher im Jahr 1603 erfolgte[2]. Ansbach, sowie Bayreuth und Jägerndorf, die sämtlich zuletzt sein waren, hatte er mittlerweile durch Stellvertreter regiert; keine Veranlassung, jene ruhigen Länder zu besuchen, es wäre denn mitunter zur angenehmen Erholung oder für einen flüchtigen allgemeinen

[1] Pauli IV. 476, 481, 482.
[2] Rentsch S. 666—668.

Überblick. Allen Nachrichten gemäß ein trefflicher, handfester, verständiger und gerechter Mann, dieser dicke Georg Friedrich, würdig des Vaters, der ihn erzeugt („Nit Kop ab, löver Först, nit Kop ab!") — welches viel sagen will.

Durch seinen kinderlosen Abgang fielen große Territorien dem älteren Hause heim, worüber zu verfügen war, wie im Geraer Vertrag vor fünf Jahren festgesetzt worden. Ansbach und Bayreuth kamen an zwei Brüder des jetzigen Kurfürsten Joachim Friedrich, Söhne Johann Georgs seligen Andenkens; Gründer, sie, der uns bekannten „neuen Linie". Jägerndorf fiel an den Kurfürsten selber, und der übertrug es nicht lange darauf einem seiner Söhne, einem neuen Johann Georg, welcher zu jener Zeit ziemlich land- und berufslos geworden war: „Johann Georg von Jägerndorf", wie er nun hieß, dessen Geschichte uns noch angehen wird. Preußen sollte dem Kurfürstentum einverleibt werden — hätte man nur erst Besitz davon. Aber das ist ein heikler Punkt; noch immer heikel, trotz der Anrechte darauf, und möglichen widrigen Zufällen ausgesetzt.

Joachim Friedrich, wie wir bereits angedeutet, ließ es nicht an Maßregeln mangeln. Aber der Gegenstand war voller Verwicklungen, ein wahres Wespennest von Ärgernissen, und erforderte eine feine, obschon kräftige und entschiedene Behandlung. Joachim Friedrichs ältester Sohn, Johann Sigismund, Kurprinz von Brandenburg, hatte bereits 1594 eine von Albrecht Friedrichs, des hypochondrischen Herzogs von Preußen, Töchtern geehelicht, und die Ehe war mit Kindern gesegnet; kein Mangel an Kindern. Nichtsdestoweniger tat Joachim Friedrich, ein Witwer nun und nahe an sechzig, in der gegenwärtigen schwierigen Lage noch ein übriges, indem er sich selber mit einer andern dieser Prinzessinnen, einer jüngeren Schwester der Gemahlin seines Sohnes, vermählte — sieben Monate nach Georg Friedrichs Tode — um dergestalt das Gewisse doppelt gewiß zu machen. Ein Mann, der nicht leicht eine Lücke offen ließ, die er zumachen konnte. Vermöge vortrefflicher Handhabung — denn die Herzogin, die preußischen Stände und die polnische Krone mußten sämtlich zufriedengestellt werden — bahnte sich Joachim Friedrich, mit sanftem Druck, obendrein einen Weg zur wirklichen Vormundschaft über Preußen und den blödsinnigen Herzog, wie sie ihm von Rechts wegen zustand. Dies letztere brachte er im Laufe eines fernern Jahres (11. März 1605)[1] zustande und bekam hiermit Preußen richtig zu fassen; packte es, „die Fingerknöchel weiß", wie man sagen darf, und seine Nachkommen haben es seitdem nie wieder fahren lassen.

Geschickte Handhabung war sehr nötig. Die Sache war an sich schwierig — und war zugleich von höherem Belang, als wir annoch gewahr sind. Nicht allein Preußen steht bei der Sache in Frage, sondern ein noch besseres Land, das Herzogtum Kleve, Kleve-Jülich, Herzog Wilhelms Erbe unten

[1] Stenzel I. 358.

im Rheinland — ein Erbe, das nun bald fällig werden dürfte, und auf das, wie es sich nun ergibt, dessen älteste Tochter hier das Anrecht hat. Diese erste Krise, die Einsetzung in die erledigte Kuratel von Preußen, hat unser wachsamer Kurfürst Joachim Friedrich glücklich bewerkstelligt, und er hält seinen Griff fest, Fingerknöchel weiß. In nicht langer Zeit kommt eine zweite Krise, bei der er ebenfalls entschieden dreingreifen muß — er oder die in seinen Schuhen Stehenden, wenn deren Knöchel noch festhalten können. Doch das mag zu einem neuen Kapitel überleiten.

Dreizehntes Kapitel / Der neunte Kurfürst, Johann Sigismund

Im Sommer 1608 (23. Mai 1608) starb Johann Sigismunds (und seines Vaters) Schwiegermutter[1], die arme Gemahlin des armen blödsinnigen Herzogs von Preußen, worauf Joachim Sigismund, Erbprinz von Brandenburg und dessen Anwartschaften, unverzüglich von Berlin abgeschickt ward, um die durch das Ereignis abgerissenen Fäden aufzunehmen und zuzusehen, daß kein Schaden daraus entstehe. Auf dem Weg dahin ereilt ihn die Kunde, daß sein eigener Vater, der alte Joachim Friedrich, gestorben (18. Juli 1608), daß er nun selber Kurfürst sei[2], und daß zahlreiche Fäden los seien an beiden Enden seiner Angelegenheiten.

Der „junge Mann" — nicht so gar jung nunmehr, denn er ist bereits fünfunddreißig und ziemlich erfahren — fand sich in Schwierigkeit durch diese gewaltigen Nachrichten und, eine kurze Weile, in Ungewißheit, ob er weiterreisen oder umkehren solle. Er beschloß, weiterzureisen und die preußischen Dinge, wo mehr Gefahr und Risiko war, ins reine zu bringen; das brandenburgische Geschäft konnte er schriftlich abmachen.

Seine Schwierigkeiten in Preußen und am polnischen Hofe waren in der Tat unermeßlich. Jedoch im Verlauf von acht oder neun Monaten brachte er durch vortreffliche Handhabung, wobei er das Geld, klüglich an Individuen verwendet, nicht sparte, eine erträgliche Übereinkunft zustande und bekam Preußen in die Hand[3], rechtmäßiger Administrator des blödsinnigen Herzogs, wie sein Vater es gewesen. Worauf er eilig nach Brandenburg mußte, weil dort große Dinge im Winde waren. Nichts Schlimmes los in Brandenburg zwar, aber in Kleve stand eine unermeßliche Anwartschaft eben auf dem Punkt der Entscheidung.

Wie die klevische Erbschaft herunterfiel und viele herzusprangen, sie aufzuheben.

Wilhelm von Kleve, der brausköpfige Herzog, den wir zu Berlin und zu Königsberg bei der Hochzeit dieser armen, nun verstorbenen Dame

[1] Maria Eleonora, Herzog Wilhelms von Kleve älteste Tochter: 1550, 1573, 1608 (Hübner T. 286).

[2] 1572, 1608—1619.

[3] 29. April 1609. Stenzel I. 370.

sahen, hatte im Ehevertrag, sowie in allen späteren Verträgen und Urkunden dieser Art, eine Bestimmung über seinen Staatenbesitz ausgesprochen, die nun von höchster Wichtigkeit für Johann Sigismund geworden war. Das zur Zeit unter dem Herzogtum Kleve begriffene Land bestand, wie oben erwähnt, nicht nur aus dem eigentlichen Kleve, sondern aus noch zwei andern bessern Herzogtümern, Jülich und Berg, ferner aus der Grafschaft Ravensberg, Grafschaft Mark, Herrschaft — kurz, es war ein mannigfaltiges Agglomerat von vielen kleinen Ländern, zusammengebracht durch Heirat, Erbschaft und Glück und nun in der Hand dieses Herzogs Wilhelm vereinigt. Ein von Natur wohlhabendes Land[1], mit fetten Weiden, Schiffahrtsmöglichkeiten, metallreichen Gebirgen; füllt sich eben um diese Zeit, infolge des holländisch-spanischen Krieges und der großen Anzahl protestantischer Flüchtlinge, mit geschicktem Gewerbe und Betrieb, heranwachsend zu dem, was es noch jetzt ist, der geschäftigste Gau von Deutschland. Ein Land, wo Kühe auf der Weide brüllen, das Schwirren der Flachsspindel aus den Hütten tönt, in jenen alten Tagen — „ein großer Teil der sogenannten holländischen Leinewand wird in Jülich gewebt und von den Holländern bloß gebleicht, gestempelt und verkauft", sagt Büsching. Es ist dasselbe Land, das in unseren Tagen fast überall von dem eigentümlichen Thronhimmel des Steinkohlenrauchs überdacht ist, und laut im Getöse von Amboß und Webstuhl.

Dieses Herzogtum Kleve, dieses gesamte schöne Agglomerat von Herzogtümern, sollte nach Herzog Wilhelms Festsetzung als ungeteiltes Erbe an seinen ältesten (und in der Tat, wie es sich bald auswies, einzigen) Sohn und an dessen Leibeserben, wenn deren da sind, kommen. Ermangelt dieser einzige Sohn der Leibeserben, so soll das gesamte Herzogtum Kleve an Maria Eleonora, als die älteste, gegenwärtig mit Friedrich Albrecht, Herzog von Preußen, sich vermählende Tochter und an deren ehelichen Leibeserben kommen: an die weiblichen Leibeserben, wenn keine männlichen da sind. Von den übrigen Schwestern, deren drei da waren, sollte keine den geringsten Anspruch auf die Erbschaft von Kleve oder auf irgendeinen Teil der Länder haben. Im Gegenteil sollten diese, wenn der Fall einträte, daß die älteste Tochter oder ihre Sprößlinge Kleve erbten, eine jede eine bare Geldsumme[2] von besagter Erbin von Kleve oder deren Erben ausgezahlt erhalten, und damit ihre Ansprüche als völlig abgefunden ansehen und für die Folge nicht weiter an Kleve denken.

Gestützt auf ein ausdrückliches Privilegium Kaiser Karls V., ja auf ein noch älteres von Kaiser Maximilian, sowie auf das Reichsgesetz, zweifelte Herzog Wilhelm nicht, daß er berechtigt sei, diese Anordnungen zu treffen; und er traf sie auch, indem seine Juristen in ihrer langwierigen Art die Bestimmungen wohl sechsmal wiederholten und sich bemühten, auf alle

[1] Vgl. Büsching Erdbeschreibung V. 642—734.
[2] „200 000 Goldgulden": Pauli VI. 542, III. 504.

Weise jedwedem Mißverständnis vorzubeugen. Kleve mit all seinem Zubehör, Jülich, Berg und dem übrigen, geht an die älteste Schwester und deren Leibeserben männlichen oder weiblichen Geschlechts: Hat sie keine Erben, männliche oder weibliche, dann, aber nur dann, tritt die nächste Schwester in ihre Schuhe: hat sie deren aber, so, wiederholen wir zum sechsten- und letztenmal, hat keine Schwester noch Schwester-Stellvertreter das mindeste Wort dreinzusprechen, sondern nimmt ihre 200 000 Goldgulden und denkt nicht ferner an Kleve.

Die anderen drei Schwestern wurden allmählich sämtlich vermählt — eine von ihnen an Pfalz-Neuburg, einen angesehenen Fürsten in der bayrischen Gegend, der Oberpfalz, welcher, oder wenigstens sein ältester Sohn, sehr erwähnens- und erinnernswert hier für uns ist — und in diesen sämtlichen Eheverträgen sprachen Wilhelm und seine Juristen die gleichen Bestimmungen in der gleichen sorgfältig ausgearbeiteten sechsfältigen Weise aus: so daß Wilhelm und sie dachten, es könne nirgendswo in der Welt ein Zweifel darüber obwalten.

Kurz nach Ausfertigung des letzten dieser Eheverträge, oder vielleicht geschah es über der Ausfertigung, ward Herzog Wilhelm vom Schlag gelähmt. Er hatte sich zuvor wieder mit der Papisterei eingelassen, der arme Mann. Die Wahrheit ist, er hatte wiederholte Schlaganfälle und, ein hastiger, explosiver Herr, der er war, geriet er zuletzt in totale Lähmung und sank langsam aus der Welt, in einem Nebel von Halbwahnsinn, der fast zwanzig Jahre lang andauerte[1]. Herzog Wilhelm hinterließ zwar einen Sohn, der ihm als Herzog nachfolgte, aber auch dieser Sohn erwies sich als von explosiver Natur, ward halb und zuletzt ganz wahnsinnig. Jesuitenpfaffen und ihre Ränke, um ein protestantisches Land wieder in den Schoß der Kirche zurückzubringen, hüllten den armen Mann all sein Lebtag in ein brennendes Nessushemd ein, und er hat, außer Unheil, wenig in der Welt getan. Er heiratete, hatte keine Kinder, klagte sein unschuldig Weib, er und die Jesuiten klagten sie der Untreue an. Sie ward gerichtet, nicht förmlich verurteilt und dann von ihm und ihnen im Bett erdrosselt. — „Jakobe von Baden (1597)“, eine dreimal tragische Geschichte. Darauf heiratete er aufs neue, weil die Jesuiten gar zu begierig nach einem rechtgläubigen Erben waren; aber es erschien abermals kein Erbe, nur neuer Brand des Nessushemdes erfolgte. Endlich starb der arme Mann (Frühjahr 1609) und entledigte die Welt seiner. Starb 25. März 1609, das ist das genaue Datum — ungefähr einen Monat, bevor unser neuer Kurfürst, Johann Sigismund, seine Geschäfte am polnischen Hofe zum Abschluß brachte und so hastig nach Hause eilte. Die Dinge im Klevischen waren arg drängend für ihn.

Denn die mühsame Genauigkeit des Herzogs Wilhelm und seiner Juristen hat wenig gefruchtet, und es tritt ein Prätendent nach dem andern

[1] Gestorben 25. Januar 1592, Alter 76 Jahre.

auf mit Ansprüchen auf jenes wertvolle klevische Land, wie Johann Sigismund es freilich vorausgesehen hatte und von allen Seiten davor gewarnt worden war. Seit Monaten bereits war seine ganze Aufmerksamkeit mit luchsäugiger Spannung dahin gerichtet gewesen, doppelt und dreifach ungeduldig, Preußen irgend haltbar zurechtzulöten, seitdem diese andere Sache auf dem Punkt des Ausbruchs stand. Was immer die äußerste Wachsamkeit seiner Bevollmächtigten zu tun vermochte, war geschehen. Es war der 25. März, als der wahnsinnige Herzog starb: am 4. April ward von Johann Sigismunds Bevollmächtigten und einem Notar, der den Akt bezeugte, „das brandenburgische Wappen an das Regierungsgebäude von Kleve geheftet"[1], am 5. April taten sie ein Gleiches zu Düsseldorf, an den folgenden Tagen zu Jülich und den übrigen Städten. Aber schon am 5. April waren sie zu Düsseldorf kaum damit fertig, da erschien — der junge Wolfgang Wilhelm, Erbprinz von Pfalz-Neuburg, in eigener Person, um das pfalz-neuburgische Wappen anzuschlagen! Der Pfalz-Neuburger, der die zweite Tochter heiratete, macht also wirklich Anspruch — auf das Ganze oder auf einen Teil? Beiden Parteien ist es wohl bewußt, daß der Besitz neun Zehntel des Rechts ausmacht.

Pfalz-Neuburgs Anspruch ging auf das ganze Herzogtum. „Gehört alles meiner durchlauchtigen Mutter!" schrie der junge Erbe von Pfalz-Neuburg: „Eigentlich alles mir!" schrie er. „Ist sie nicht die nächste Blutsverwandte? Zweite Tochter freilich, aber doch Tochter, nicht Tochterstochter, wie Ihr seid (wie Eure durchlauchtige Kurfürstin ist), o Durchlaucht von Brandenburg: — bedenket überdem, Ihr seid weiblich, ich bin männlich!" So lautete Pfalz-Neuburgs Logik: nicht die haltbarste, meines Erachtens, in juristischer Genealogie. Sein zehntes Zehntel war vielleicht ein wenig schwach, aber er hatte Besitz, Mitbesitz, und die neun Zehntel in Sicherheit. Die andern zwei Schwestern meldeten durch ihre Söhne oder Gemahle ebenfalls Anspruch an, jedoch nichts aufs Ganze: „Teilt es", sagten sie, „das sicherlich ist der eigentliche Sinn von Karls V. Privilegium zur Ausstellung eines solchen Testaments. Teilt es zwischen den vier Töchtern oder deren Stellvertretern und laßt uns alle Anteil haben!"

Aber diese vier Prätendenten waren noch nicht einmal alle. Die sächsischen Fürsten prätendierten zunächst, zwei Zweige sächsischer Fürsten. Erstlich der jüngere Zweig, Gotha-Weimar und die übrigen, die sogenannte ernestinische Linie, Vertreterin Johann Friedrichs des Großmütigen, die das Kurfürstentum um der Religion willen verlor, zu Mühlberg im vergangenen Jahrhundert, und von der älteren zur jüngeren ward in der sächsischen Genealogie. „Johann Friedrich der Großmütige", sagten diese, „hatte zur Gemahlin eine Tante des eben verstorbenen Herzogs von Kleve, Gemahlin Sybilla (Schwester der flandrischen Stute) glorreichen

[1] Pauli VI. 566.

Andenkens, unsere Stammutter in gerader Linie, zu deren Gunsten ihr Vater, der damalige regierende Herzog von Kleve, einen Ehevertrag ausstellte, genau desselben Inhalts, wie dieser euer preußischer; er band damit seine sämtliche Nachkommenschaft, wenn Verträge Geltung haben sollen." So lautet die Einsprache der ernestinischen Linie sächsischer Fürsten, die nicht viel Gewicht hat in deren jetzigem herabgekommenen Zustande. Aber die albertinische Linie, der damalige Kurfürst von Sachsen, prätendiert gleichfalls: „Hier ist eine Urkunde", sagte er, „ausgestellt von Kaiser Friedrich III. im Jahre 1483[1], ganze Menschenalter vor eurem Kaiser Karl, welche Urkunde dem Herzog Albrecht, jüngerer sächsischer Linie, und seinen Nachkommen die Anwartschaft auf diese Herzogtümer, bei Ermangelung männlicher Leibeserben, die damals in Aussicht stand, feierlich zusichert. Wie konnte Kaiser Max seines Herrn Vaters Urkunde widerrufen, oder Kaiser Karl die seines Herrn Großvaters? Der kleine Albrecht, der Albrecht des ‚Prinzenraubs', der zum Manne emporwuchs und löwenmäßig für seinen Kaiser in den Niederlanden und westlichen Gegenden focht: ihm und den Seinen steht klar und von Rechts wegen die Erbschaft von Kleve zu, und wir, die nun Kurfürsten und Oberhäupter des sächsischen Hauses sind, fordern unser Erbteil von der Hand eines erkenntlichen Hauses Habsburg — und wollen uns auch der Gegendienste schönstens befleißen." —

„Ja, wenn ihr das zur Richtschnur annehmet, daß ältere Gesetze und Urkunden spätere ausschließen, dann sind wir", schreit ein Haufe von Personen — darunter französische Herzöge von Nevers und allerlei ferne exotische Gestalten — „sind wir die eigentlichen Erben! Ravensberg, Mark, Berg, Ravenstein, dies Stück und jenes Stück eures großen Herzogtums, waren sie nicht von Urzeiten her ausdrücklich auf Manneserben beschränkt? Und wir sind die nächsten Manneserben besagter Stücke und Teile und wollen es nachweisen!" — Kurzum, so ein Rechtshandel war noch gar nicht dagewesen — ein so fetter Bissen für die Advokaten, hätte man diesen Weg eingeschlagen — wie dieser klevische zu werden versprach.

Was der Kaiser und was die Welt davon hielt.

Die Sache wurde noch vollends verwickelt durch den Anteil, den der Kaiser daran nahm. Dem Kaiser konnte ein mächtiger Protestant in jenem Lande wenig gefallen, noch weniger seinem Vetter, dem Spanier. Die Spanier, bis auf den Grund erschöpft von ihren Anstrengungen zur Bezwingung jenes weltberühmten holländischen Aufstands und nicht wenig erstaunt, als sie fanden, daß sie ihn nicht bezwingen konnten, hatten zur Zeit eben beschlossen Atem zu holen, ehe sie es weiter damit versuchten. Spanier und Holländer haben, nach fünfzig Jahren solchen Fechtens wie uns bekannt, einen zwölfjährigen Waffenstillstand abgeschlossen (1609):

[1] Pauli, ubi supra; Hübner T. 288.

aber der gedemütigte Spanier, schnaubend, blaß in seiner unmächtigen Wut und seinem Schweiß, hat die Sache noch nicht aufgegeben, er schöpft bloß Atem und gedenkt es noch einmal zu versuchen. Nun ist aber Kleve sein Weg nach Holland bei einem solchen Unternehmen, Erfolg nicht möglich, wenn nicht Kleve in sichern Händen ist. Brandenburg ist protestantisch, mächtig, Brandenburg taugt mitnichten zum Nachbarn dort.

Pfalz-Neuburg auch nicht. Ein Protestant der Protestanten dieser Pfälzer ebenfalls — jüngerer Zweig, möglicherweise einstmaliger Erbe von Kurpfalz selber, in den Rheinlanden; Kurpfalz, welches anerkanntes protestantisches Oberhaupt ist, amtlicher „Vorstand" der „Evangelischen Union", die sie vor kurzem unter sich errichtet haben, in diesen bedrohlichen Zeiten — auch Pfalz-Neuburg, dieser junge Wolfgang Wilhelm, wenn er nicht von den Seinen abbricht, könnte dem Kaiser in Kleve-Jülich sehr in die Quere kommen. Ja selbst Sachsen; denn sie sind ja alle Protestanten — es wäre denn etwa, daß Sachsen geschmeidig würde und sich einem freigebigen kaiserlichen Hause nützlich zu machen suchte?

Offenbar würde es dem Kaiser und den Spaniern am besten gefallen, wenn sich überhaupt keine starke Macht in Kleve festsetzte und durch dessen Besitz stärker würde: — noch besser als am besten, wenn er, der Kaiser, es sich selber in die Hände spielen und es da festhalten könnte! welches letztere auch der Weg war, für den man sich unter sich im Hauptquartier entschied. Auf diese Weise wird der „klevische Sukzessionsstreit" eine hochwichtige Sache und verflicht sich mit dem großen protestantisch-papistischen Disput, dem allgemeinen bewaffneten Rechtshandel der Menschheit in jener Generation. Kaiser, Spanier, Holländer, Engländer, Heinrich IV. von Frankreich und alle Sterblichen werden an seiner Entscheidung beteiligt.

Vierzehntes Kapitel / Anzeichen eines herannahenden großen Krieges

Indessen hatten Brandenburg und Neuburg auf besagte Weise, mit einander bedrohender und fragender Miene, Kleve fest gepackt; jeder erfaßt es (sozusagen) mit der einen Hand und hält mit der andern sein Schwert beim Griff, bereit, vom Leder zu ziehen. Um aber das brandenburg-neuburgische Phänomen und die damalige Bedeutung des kleve-jülichschen Disputs richtig zu würdigen, müssen wir nachfolgende Stückchen Chronologie mit uns nehmen. Denn das deutsche Reich, mit seinen protestantischen Klagen und papistischen Usurpationen und Gewalttaten, war zu dieser Zeit eine dichte Masse bitteren trüben Rauches, in dem es bereits hie und da trübe aufflammte — Anzeichen von der allgemeinen Feuersbrunst eines Dreißigjährigen Krieges, der darauf folgte. Erstes Anzeichen ist das von Donauwörth und datiert über ein Jahr zurück.

Erstes Anzeichen, Donauwörth 1608.

Donauwörth, eine protestantische Freie Reichsstadt im bayrischen Lande, war wegen eines Vergehens des Pöbels gegen eine prunkende Meßprozession, die nichts dort zu tun hatte, in die Reichsacht gekommen, war demgemäß von dem Herzog Maximilian von Bayern, als Achtsvollstrecker[1], ergriffen (Dezember 1607) und arg gepufft und geschüttelt worden — und was noch schlimmer, er wollte die Stadt auf keinen Fall wieder herausgeben, als er sein Geschäft vollzogen: die Stadt lag ihm bequem zur Hand, und der Mann war rüstig und ein heftiger Papist. Daher die „Evangelische Union", die wir sahen — welche Donauwörth noch nicht wiedergewonnen hat und nimmer nehmen wird! Donauwörth ward nie wiedergenommen, sondern ist bayrisch noch zur heutigen Stunde. Eine Stadt, die von da ab namhaft in der Geschichte ist, zu geschweigen, daß es dieser Ort ist, wo lange nachher Marlborough „die Linien von Schellenberg" bezwang: der Schellenberg blickt auf die Donau und auf Donauwörth herab — seine „Linien" und sonstige Geschichte sehr verwischt und Gras darüber gewachsen.

[1] Michaelis II. 216; Buddaei Lexicon I. 853.

Als nun aber der ganze Protestantismus allenthalben zornigen trauervollen Tones erscholl: „Donauwörth! Heraus mit Donauwörth!“ — und eine „Evangelische Union“ mit Geldmitteln, mit theoretischem Truppenkontingent, für diesen und ähnliche Behufe auf den Beinen war — kann man sich denken, welch ein Gereiß um dies Kleve-Jülich entstehen mochte und namentlich welche Wirkung diese Duellantenstellung von Brandenburg und Neuburg auf das protestantische Gemüt machen mußte. Protestantische Nachbarn, Landgraf Moritz von Hessen-Kassel voran, traten mit bebender Hast ins Mittel in diesem kleve-jülichschen Handel: „Frieden, o Freunde! Vertragt euch; friedlicher gemeinschaftlicher Besitz, irgendein vorläufiger Ausweg, bis auf weiteres! Dürfen zwei Protestanten aufeinander losschlagen bei solcher Lage des Reichs und seiner Jesuitereien?“ — Und so schlossen sie eine Übereinkunft (Dortmund, 10. Mai 1609), die erste von ihren unzähligen „Übereinkünften“, auf zeitweiligen gemeinschaftlichen Besitz — indem das dreimal dankbare Land beiden huldigte „mit Eidesleistung an denjenigen, welcher als rechtmäßig anerkannt werden würde.“ Und sie suchten auf diese Bedingungen gemeinschaftlich zu regieren und den Frieden zu erhalten, wiewohl es kein Leichtes war.

Denn der Kaiser hatte es bereits ausgesprochen (oder eigentlich sein Hofrat und sein spanischer Vetter, indem der arme Kaiser Rudolf sich zu wenig um dergleichen kümmerte[1], hatten es bereits ausgesprochen), Kleve dürfe schlechterdings nicht in unrechte Hände gelangen. Gibt es aber hierfür ein sicheres Mittel, es sei denn, daß der Kaiser selber Besitzer werde? In einem noch vorhandenen Schreiben des Hofrats an seinen Vizekanzler, der abgeordnet war, die Sache mit den Beteiligten zu verhandeln, heißt es: daß ein Ergebnis dieser Art zweckmäßig sei, daß es herbeigeführt werden müsse, daß er „alle Spitzfindigkeiten auffordern solle“, um es herbeizuführen[2]. Dieses kuriose Schreiben eines erhabenen kaiserlichen Hofrats an seinen Vizekanzler ist noch vorhanden.

Und demgemäß erwies es sich auch nicht als unmöglich, Spitzfindigkeiten kaiserlicherseits zu ersinnen. „Sintemal ihr nicht eins werden könnet“, sagte der Kaiser, „und euer so viele sind, die Anspruch machen (wozu wir selber privatim mehrere angespornt haben), so ist nichts zu machen, als daß der Kaiser das Land unter Sequester nehme und es mit

[1] Rudolf II. (Keplers allzu insolventer „Gönner“), 1576—1612, alsdann Mathias, Rudolfs Bruder, 1612—1619, eher tolerant gegen Protestanten — sodann Ferdinand II., seines Oheims Sohn, 1619—1637, sehr das Gegenteil von tolerant, durch welchen hauptsächlich der Dreißigjährige Krieg kam, waren die Kaiser dieser Periode.

Ferdinand III., Sohn des II. (1637—1657), der den Dreißigjährigen Krieg zu Ende führte, teilweise durch eigenhändiges Fechten in jüngeren Tagen (Schlacht von Nördlingen war seine Haupttat), war Vater von

Kaiser Leopold (1658—1705) — dessen Söhne waren

Kaiser Joseph (1705—1711) und Kaiser Karl VI. (1711—1740), Maria Theresias Vater.

[2] Pauli III. 505.

seinen eigenen Truppen besetze, bis die Sache entschieden — was vermutlich nicht so bald geschehen dürfte!"

Zweites Anzeichen, Besetzung Jülichs durch den Kaiser und Belagerung und Wiedereinnahme der Stadt durch die Protestantischen 1610. Hierauf „Katholische Liga" gegenüber der „Evangelischen Union".

Und der Kaiser tat alsbald, wie er gesprochen, schickte den Erzherzog Leopold mit Truppen, der sich der Festung Jülich gewaltsam bemächtigte, mit Befehl an alle übrigen Festungen und Plätze, sich zu übergeben und sequestrieren zu lassen; Brandenburg und Neuburg furchtbar bedrohend mit der Reichsacht, wenn sie sich unterfangen sollten, Widerspenstigkeit zu zeigen. Worauf Brandenburg und Neuburg zusammentraten und sich ganz entschieden widerspenstig zeigten, „rissen die kaiserliche Proklamation herunter[1], wobei sie gute Hilfe hinter sich hatten.

Und „am 4. September 1610" nahmen sie, oder die mitbombardierenden Holländer, Franzosen und Evangelischen Unionstruppen, „viele englische Freiwillige" mithelfend, Jülich auch wieder ein und schickten Leopold seiner Wege[2]. Die Holländer und Franzosen nahmen sich dieses klevischen Handels besonders an — der arme Heinrich IV. war eben dabei, jene französischen Truppen gen Jülich in Bewegung zu setzen, als Ravaillac, der verrückte Teufelsjesuit, seinen Streich gegen ihn führte, so daß ein anderer als Heinrich diesen Kriegszug anführen mußte. Der eigentliche Befehlshaber bei der Belagerung war Fürst Christian von Anhalt, der damals für den besten Kriegsmann von Deutschland galt: es wurde ihm ein Pferd unter den Beinen erschossen, da es heiß dabei herging — es begegnete ihm Schlimmeres im Verlauf der Jahre. Es waren „viele englische Freiwillige" bei dieser Belagerung, die englische Nation erfüllt von mächtiger Teilnahme, wennschon ihr König nicht handeln wollte, außer diplomatisch. Die Belagerung war das Gespräch der ganzen damaligen Welt — das Abendlied und Morgengebet der Protestanten insbesondere — bis sie auf diese Weise zu Ende gebracht wurde. Sie verdient als *zweites Anzeichen* in diesem Hergang zu zählen, ein noch weit stärkeres Aufflackern von Dunkelrot in dem allgemeinen Rauchkontinent als jenes donauwörthische gewesen. Sind denn keine Denkwürdigkeiten jener „englischen Freiwilligen" vorhanden[3]? Ach, sie könnten redigiert werden, wie jene Bromleyschen Royal Letters es sind — und da wäre es doch besser, sie blieben ruhig liegen!

[1] Pauli III. 524. Des Kaisers Proklamation zu Düsseldorf, 23. Juli 1609 — feierlich heruntergenommen, 1. August 1609.

[2] Das. III. 527.

[3] In Carlyles Miscellanies (IV. S. „Two Hundred and Fifty Years ago: a Fragment about Duels. Vor zweihundertundfünfzig Jahren: ein Fragment über Duelle") ist eine kleine Szene, die daher stammt.

Die „Evangelische Union", zwei Jahre früher, wir haben gesehen weshalb, gegründet, hat Kurpfalz[1] an ihrer Spitze, aber ihre Truppen oder Operationen waren niemals von einem sehr kräftigen Charakter. Kurbrandenburg trat ihr nun förmlich bei, wie noch viele andere; Kursachsen, beflissen sich an anderer Stelle nützlich zu machen, hat sich niemals dazu verstehen wollen. Zu diesen Phänomenen füge man das nun endgültige Erscheinen einer „Katholischen Liga" noch hinzu, welche als Gegengewicht zur „Union" von dem Herzog Maximilian von Bayern vor mehreren Monaten gestiftet worden und deren Gestalt unter seiner Leitung nun in diesen schlimmen Umständen sehr an Umfang gewann. Herzog Maximilian, der „Donauwörther Max", hatte, als er die Evangelische Union so kühn auftreten sah und dabei wohl wußte, wie wenig sein eigener Kaiser solchem Geschäft gewachsen (der arme hypochondrische Kaiser Rudolf II., mehr beschäftigt mit Drechselbänken und Lötröhren, als mit politischen Dingen, der folglich auch so summarisch aus Jülich hinausgefegt worden ist) — der Donauwörther Max hatte diese Institution für notwendig erachtet unter jetzigen Aspekten. Beide, „Union" und „Liga", wuchsen schnell unter dem Schall der Kanonen von Jülich, wie das natürlich war.

Kursachsen dafür, daß es sich so hübsch abseits von der Union hielt, empfing von dem dankbaren Kaiser geschriebene Rechtstitel auf diese Herzogtümer Kleve und Jülich, kaiserliche Pergamente und Belehnungen von gehöriger Länge, aber niemals das mindeste Territorium in jenem Gebiet. Es erhob nie den Schild für seine Ansprüche, und Brandenburg und Neuburg, besonders Neuburg, antworteten ihm stets „Nein!" mit halbgezogenem Schwerte. Also schwand Kursachsen wieder daraus hinweg und trug nur Pergamente aus dem Handel davon. Praktisch war für Brandenburg kein privater Mitbewerber von Belang da, außer diesem Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, da nur dieser zugegriffen hat. — Doch wir eilen zum dritten Anzeichen, welches uns besonders angeht und nun endlich verständlich sein wird.

Drittes Anzeichen, eine Tischszene zu Düsseldorf 1613: Spanier und Holländer schultern das Gewehr in Kleve.

Brandenburg und Neuburg hielten zueinander gegen dritte Parteien, aber ihre gemeinschaftliche Regierung entzweite sich leicht, wenn sich selbst überlassen und entledigt vom Druck der Gefahr. „Sie regierten durch die Räte und die Stände des Landes" auf alte Weise und mittelst alter Beamten: sie hatten beide jedes seinen eigenen Statthalter auf dem Platz, die zusammen präsidierten, wie sie eben konnten. Irrungen waren nicht zu vermeiden, wie dem aber abhelfen? Das bestrittene Territorium zu regulieren und ihren großen Prozeß zu beendigen, vermochten sie nicht, wie

[1] Der Vater des Winterkönigs, gest. 9. September 1610, wenige Tage nach dieser Wiedereinnahme von Jülich.

oft sie es auch versuchten, von aller Welt dazu ermuntert und angetrieben [1]. Die Zusammenkünfte, die sie hatten, und die Verträge und zeitweiligen Übereinkünfte, die sie machten und beobachteten und nicht beobachten konnten, in diesen und den folgenden Jahren und Generationen, gehen über unsere Kräfte des Berichtens hinaus.

Im Jahre 1613 war brandenburgischer Statthalter Ernst, jüngerer Bruder des Kurfürsten; Wolfgang Wilhelm in eigener Person, für seinen Vater oder vielmehr für sich selbst als Erbe seiner Mutter, vertrat Pfalz-Neuburg. Ernst von Brandenburg hatte sich zum Kalvinismus bekannt, einer Konfession, die den Lutheranern (von welcher Sorte Wolfgang Wilhelm war) verhaßt und entsetzlich bis zu einem uns nunmehr völlig unbegreiflichen Grade war. Daraus entstand Zwiespalt zwischen den Statthaltern über Anstellungen zu Ämtern, geistlichen sowohl als weltlichen: „Ihr wollt den Kalvinistern Vorschub leisten!" — „Und Ihr den Lutheranern, wie ich sehe!" — Johann Sigismund selber mußte sich ins Mittel legen: Wolfgang Wilhelm und er hielten Zusammenkünfte, freundliche Unterredungen — deren letzte auch für uns Heutige noch immer denkwürdig ist und in das dritte Anzeichen ausläuft.

Wir haben gesagt, daß in all den Hohenzollern eine starke Flamme des Jähzorns brannte, wiewohl sie sie wacker unterdrückten. Hans Sigismund, ein trefflicher Geschäftsmann, wußte recht gut, wie sehr wesentlich ein milder Ton sei: nichtsdestoweniger fand er im Verlauf dieser Unterredung, daß die menschliche Geduld ihr Maß habe. Die Szene läßt sich, nach einiger Forschung, folgenderweise denken: Ort der Handlung Düsseldorf, das kurfürstliche Gemach im Schloß daselbst, Zeit Spätjahr 1613, Tag mir nicht entdeckbar. Die zwei saßen bei Tafel, nach langer Unterredung den ganzen Morgen über: Hans Sigismund, ein Mann in mittleren Jahren, mit großem Kopf, strengem Gesicht, ehrlichem Blick, Haare kurz geschnitten, bemerke ich, und Augenlider ein wenig zusammengezogen, wie um die Dinge schärfer ins Auge zu fassen: Wolfgang Wilhelm mit für mich verblichenen Zügen, ein hoffärtiger junger Herr, mündig an Jahren, aber mich dünkt, mangelhaft an Weisheit, augenscheinlich anmaßend und unbeugsam in seinem Wesen.

Sein Vorschlag zur Güte und zur schließlichen Beendigung von all diesem Hader war folgender, und er bestand darauf: „Gebt mir Eure älteste Prinzessin zur Ehegemahlin, ihre Aussteuer sei Euer gesamter An-

[1] Der alte Sir Henry Wotton, Propst von Eton in seinen alten Tagen, erinnert sich, wie er als Gesandter auf diesen Gang — wie auf so viele andere gleich fruchtlose Gänge — geschickt worden, und schreibt sich „Legatus", nicht nur „dreimal nach Venedig, zweimal nach usw.", sondern auch „einmal nach Holland in der jülichschen Sache (semel in Juliacensi negatio)": S. Reliquiae Wottonianae (London 1672), Vorrede. Es war „im Jahre 1614", sagen die Biographien unbestimmt. Seine Berichte, sind die noch im Staatsarchiv? Sein gutes altes Buch verdient eine neue Herausgabe, sein wackeres altes, natürlich frommes Leben einer gehörigen Erläuterung durch eine treue Hand.

spruch auf Kleve-Jülich; auf die Bedingung heirate ich sie, und wir sind Freunde!" Hier ist offenbar ein junger Herr, dem es wenigstens nicht an Eigendünkel gebricht — dabei bedenke man noch, daß er in Johann Sigismunds Meinung kein Recht auf einen Quadratzoll dieser Lande hatte, wenn ihm auch zur Zeit, um des lieben Friedens willen, ein Mitanteil zugestanden worden! „Auf diese Bedingung, Naseweis?" dachte Johann Sigismund bei sich: „Mein Mädchen ist keine Mißgeburt, noch auch verlegen um Freier, bessere als du hoffentlich!" So dachte er bei sich und konnte gar nicht anders denken, verhielt sich aber, es laut werden zu lassen. Der junge Naseweis fuhr indessen mit seinem Thema fort. Zuletzt übermannte den andern die Natur, Hans Sigismund hob die Hand auf (alle fürstliche Etikette plötzlich zerschmolz zu Rauch) und gab dem jungen Naseweis eine Ohrfeige. Wirkliche Ohrfeige, die dem jungen Pfalz-Neuburg auf eine schmähliche Weise die Augen über seine wirkliche Lage öffnete und ihn hochauflodernd seiner Wege schickte, ungeahnte Rache gelobend. Eine merkwürdige Ohrfeige, wohl nachgewiesen — wenngleich die alten Geschichtschreiber, starr vor Schrecken, Ehrfurcht und Staunen, sie meistenteils nur pantomimisch versinnbildlichen können[1] — eine Ohrfeige, die wichtige Folgen in der Welt gehabt hat.

Denn Wolfgang Wilhelm, zu ungeahnter Rache entflammt, eilte nun geradeswegs nach München zu Max von Bayern, erklärte sich für ganz oder nahebei überzeugt von der römisch-katholischen Religion, erbat sich und heiratete wenige Wochen darauf (10. November 1613) Maxens jüngere Schwester und machte bald hernach diese seine gottselige Glaubensveränderung pomphaft zu Düsseldorf kund — unter gewaltigem Trompetenstoß und Pamphletenjubel seitens der Heiligen Kirche[2]. Sein armer alter Vater, der inbrünstigste Protestant, wehklagte laut sein „Jcabod! die Herrlichkeit ist dahin!" — Hielt fortan „wöchentlich Buß- und Bettag" — und starb nach wenigen Monaten vor Gram. Die katholische Liga hat nun ein neues Mitglied auf solche Bedingungen.

Auf der andern Seite erklärte sich Johann Sigismund, fast mit gleicher

[1] Pufendorf (Rer. Brandenb. lib. IV. § 16. p. 213) und viele andere befinden sich in diesem Falle. Tobias Pfanner (Historia Pacis Westphalicae lib. I. § 9. p. 26) ist deutlich:

„Neque, ut infida regnandi societas est, Brandenburgio et Neoburgio diu conveniebat; eorumque jurgia, cum matrimonii foedere pacari posse propinqui ipsorum credidissent, acrius exarsere; inter epulas, quibus futurum generum Septemvir (‚Siebenmann' oder Kurfürst, ‚Einer der Sieben') excipiebat, hujus enim filia Wolfgango sperabatur, ob nescio quos sermones eo inter utrumque altercatione provecta, ut Elector irae impotentior, nulla dignitatis, hospitii, cognationis, affinitatisve verecundia cohibitus, intenderit Neoburgio manus, et contra tendentis os verberaverit. Ita, quae apud concordes vincula caritatis, incitamenta irarum apud infensas erant." Angeführt in Köhler Münzbelustigungen XXI. 341, welcher sich auf Levassor Histoire de Louis XIII. bezieht. — Pauli (III. 542) geht gänzlich in Dunst auf.

[2] Köhler ubi supra.

Eile (25. Dezember 1613), überzeugt vom Kalvinismus, dem Bekenntnis seines jüngeren Bruders[1], welches seitdem das Glaubensbekenntnis des brandenburgischen Hofes geblieben, während das Volk meist lutherisch ist. Die Leute sagten, es geschah den Holländern zu Gefallen, den Jülichern zu Gefallen, die meistenteils kalvinistisch sind. Der apologetische Pauli ist umständlich, aber nicht bündig. Zu Berlin ward es sehr übel aufgenommen und veranlaßte Volksaufläufe sogar. Auch in Preußen hatte es seinen Nachteil[2].

Und nun, während alles voll von Wechsel, Wandlung und unendlichem Gerüchte ist, marschierten das folgende Jahr (1614), unter geringem Vorwand, der auf großem Argwohn fußte, spanische Völker ins Jülich-Klevische und fingen, von Neuburg begünstigt, an, sich dortiger Garnisonsplätze zu bemächtigen, darauf marschierten die Holländer gleichfalls, von Brandenburg begünstigt, und besetzten andere Festungen und Garnisonen: und so standen in jedwedem Waffenplatz entweder papistisch-spanische oder kalvinistisch-holländische Völker und boten einander die Stirn und konnten durch keine Unterhandlungen wieder hinausgeschafft werden — wie positiv elektrische Wolken gegenüber negativ elektrischen. Was freilich nach und nach in ganz Deutschland der Fall wurde, schicksalsvoll bemerkbar in jeder Landschaft, jedem Gau, jeder Gemeinde dort: bis ein Ungewitter, eine Reihe von Ungewittern, von dreißigjähriger Dauer ausbrach, wovon diese gewaltigen Gerüchte und Wandlungen und Kriegsdrohungen, die aus jener schließlichen Unterredung und Ohrfeige hervorgingen, als das dritte vorwarnende Anzeichen anzusehen sind. Spanier und Holländer stehen einander in Kleve sieben Jahre lang, bis ihr Waffenstillstand zu Ende ist, elektrisch gegenüber, ehe sie aufeinander stoßen; Deutschland wartet etliche Jahre weniger lang.

Viertes Anzeichen und die ihm auf dem Fuße folgende Katastrophe.

Noch fünf Jahre (1618), und es ist ein viertes Anzeichen erschienen, das gewaltigste von allen, welches den Prozeß rasch vollzieht — das Phänomen ist noch immer berühmt und von folgender äußerer Gestalt: Drei offizielle Personen stürzen aus einem Fenster des Schlosses zu Prag, hinausgeschleudert von dem ungeduldigen Protestantismus, siebzig Fuß tief — glücklicherweise nur auf einen Misthaufen und ohne Lebensverlust. Die Folge davon ist ein „König von Böhmen", den man dort erwählte und der uns nicht unbekannt — und die „Gewitterwolken" prasseln sämtlich aufeinander, und der „Kontinent von bitterem Rauch" lodert ganz zu einem Kontinent von donnerndem Feuer auf: Dreißigjähriger

[1] Pauli III. 546.
[2] Pauli III. 544. Michaelis I. 349.

Krieg, wie er heute heißt! Ein Brand, wie ihn das arme Deutschland nie zuvor oder seitdem gesehen hat.

Dies waren die vier vorläufigen Anzeichen jenes trübseligen Handels. „Was die eigentlichen Ursachen des Krieges anlangt", sagt eine meiner Autoritäten, „so liegen diese tief, so tief fast wie die der Ursünde. Aber die näheren Ursachen scheinen mir folgende zwei gewesen zu sein: einmal, daß die Jesuitenpfaffen und Potentaten gelobt und beschlossen hatten, mit Hilfe Gottes und des Teufels (das war das Eigentümliche daran) Europa wieder rechtgläubig zu machen; und sodann das Faktum, daß zu jener Zeit ein Max von Bayern existierte, dessen feuriger Charakter schlauer aber hastiger Kopf und fanatisch-papistisches Herz ihn bestimmten, das Unternehmen zu versuchen, ihn, der solche Hilfsquellen und Fähigkeiten besaß, deren schlechter Leitung er folgte."

Johann Sigismund hat manche geschwinde entscheidende Geschäftstat zu seiner Zeit getan, Geschäfte von weitreichender und wichtiger Natur, aber dies mit der Ohrfeige an Neuburg hat sich dem müßigen Gedächtnis der Menschheit am festesten eingeprägt. Düsseldorf, Jahr 1613: es war zur gleichen Zeit, da jener selbe Friedrich, noch keineswegs „König von Böhmen", aber bereits Erbprinz von Kurpfalz (Vetter dieses Neuburg und Haupt der Protestanten), hier in England auf einem hübschen Geschäfte war — hatte nämlich die schöne Elisabeth geheiratet (14. Februar 1613), Jakobs I. Prinzessin, „Goody Palsgrave, Gevatterin Pfalzgräfin", wie ihre Mutter, welche die Verbindung nicht leiden mochte, sie spöttisch nannte. Was für Art König von Böhmen dieser Friedrich fünf oder sechs Jahre nachher darstellte, und welches Meer von Ungemach er und die Seinen erfuhren, ist uns bekannt: „Winterkönig" (in Zeiten des Frostes geraten oder aus bloßem Frost gebaut, ein wieder zerschmelzbarer Schneekönig) ist der Name, den er in den deutschen Geschichten erhält. Hier ist indessen noch ein fernerer Haken zur chronologischen Anknüpfung.

Noch war diese kurze böhmische Königschaft nicht auf dem Weißenberg bei Prag[1] gesprengt, als der alte Sir Henry Wotton, der als Botschafter gesandt worden, um in jener Angelegenheit „im Ausland zu lügen"[2] (wie er es witzig auf seine Kosten nannte), zu Linz, in der malerischen grünen Landschaft an den Ufern der Donau dort, eine geistvolle Person sah, die nunmehr als eine der merkwürdigsten des Menschengeschlechts erkennbar ist. Herrn Johannes Kepler nämlich, Keplar schreibt ihn Wotton, indem er dem großen Lord Bacon (unglücklicherweise ohne alles Datum) unter anderen Gegenständen hiervon meldet. Von des Herrn Johannes nun ewig denkwürdigen Beobachtungen jener Bewegungen des Sterns

[1] Schlacht daselbst, Sonntag, 8. November 1620.

[2] „to lie abroad for his country" ist Wottons bekannte Definition des Geschäfts eines Gesandten; „to lie" ist synonym für liegen und lügen, also: „Für das Vaterland im Ausland zu liegen (lügen)." D. Übers.

Mars[1], mit „siebzigmal wiederholten Kalkülen" und auch mit Entdeckung der planetarischen Gesetze des Universums, vor ungefähr zehn Jahren, scheinen Wotton und Bacon nichts zu wissen, aber hier ist noch etwas anderes, das Herr Johannes ausgedacht[2], welches der Beachtung eines Herstellers der Philosophie wert ist:

„Er hat ein kleines schwarzes Zelt (einerlei aus welchem Stoff)", meldet der Gesandte, „welches er ohne weiteres, wo er will, auf dem Felde aufrichten kann, und es läßt sich (wie eine Windmühle) nach jeder Seite hin drehen wie man will; es faßt nicht viel mehr als eine Person, wie mir deucht, und zwar nicht sehr bequem, ist ganz geschlossen und dunkel — außer an einem Loch, etwa anderthalb Zoll im Durchmesser, worein er ein langes Perspektivrohr setzt, mit dem konvexen Glas dem besagten Loche angepaßt, und das konkave herausgenommen am andern Ende, welches ungefähr bis in die Mitte dieses aufgerichteten Zeltes reicht: durch welches hindurch die sichtbaren Strahlungen aller auswendigen Gegenstände eingelassen werden und auf ein Papier fallen, das angebracht ist, sie zu empfangen; und so zeichnet er sie mit seiner Feder in ihrer natürlichen Erscheinung nach und dreht sein kleines Zelt nach und nach herum, bis er die ganze Rundschau des Feldes abgezeichnet hat[3]." — Genug, er hat eine Camera obscura und zeigt sie zur Ergötzung spazierender kaiserlicher Herrschaften, die des Weges kommen. Herr Johannes erfindet dergleichen Spielzeug, verfaßt Kalender, praktiziert Medizin aus guten Gründen, weil seine Ermunterung seitens des Heiligen Römischen Reichs und der Menschheit überhaupt nur in einer Besoldung von zweihundert Gulden jährlich besteht, die kaum je ausgezahlt werden. Eine geistvolle Person, wahrlich, wenn es je eine unter Adams Nachkommenschaft gegeben hat. Steht eben in seinem fünfzigsten Jahre und ist sehr schlecht bei Kasse. Dieser Blick von ihm, in seinem kleinen schwarzen Zelt mit Perspektivgläsern, dieweil sich der Dreißigjährige Krieg entzündet, ist uns willkommen als ein Datum.

Was aus der kleve-jülichschen Erbschaft und aus der preußischen wurde.

In den klevischen Herzogtümern war das gemeinschaftliche Regiment nun schwieriger als je geworden: dennoch mußte man es — unter gegenseitigen Beleidigungen, Verdächtigungen und kaum unterdrückten Ausbrüchen — dabei verbleiben lassen, weil eine endgültige Übereinkunft und Abfindung sich auf keine Weise möglich zeigte. Verträge die Fülle und Besprechungen, Beweisführungen, Bekanntmachungen — könnte nicht irgendein emsiger deutscher Statistiker versuchen, uns das annähernde Quantum unausführbarer Verträge, vergeblicher Besprechungen, Bekanntmachungen, Schriftenerlasse zu geben, kurz, irgendeine arithmetische Ziffer (sage in runden Millionen) der müßigen Worte, von offiziellen Menschengeschöpfen gesprochen, und annähernd (in Geviertmeilen) den Flächenraum des Pergaments und Papiers, die vollgeschrieben wurden im Verlauf dieser

[1] De Motibus Stellae Martis, Prag 1609.

[2] Es scheint, daß Baptista Porta (von Neapel, einige Jahre vor dieser Zeit gestorben) ihm den wesentlichen Fingerzeig dazu gegeben haben muß — von ihm oder von seinem Fingerzeig hat Herr Johannes Sr. Exzellenz für jetzt gerade nichts gesagt.

[3] Reliquiae Wottonianae (London 1672) p. 300.

klevischen Händel? In solcher Form dürfte das Ding ein momentanes Interesse haben.

Als die Sprengung des Winterkönigs erfolgte[1], und dessen eigene unglückliche Pfalz zum Kriegsschauplatz ward (Tilly, Spinola kontra Pfälzer, Engländer, Holländer), dabei sämtliche benachbarten Lande mitverwickelnd, entging auch Jülich-Kleve seinem Schicksal nicht. Die Spanier und die Holländer, die so lange in dumpfem bewaffneten Waffenstillstand dagesessen hatten, mit hartnäckiger Vorsicht die Hauptfestungen dieser jülich-klevischen Lande besetzt haltend, fielen nun, da ihr zwölfjähriger Waffenstillstand zu Ende (1621)[2], stracks fechtend und belagernd dort übereinander her, denn der gewaltige Krieg, der ein dreißigjähriger wurde, stand nun in hellen Flammen. Was das Land in der Zwischenzeit litt, kann man sich denken.

Im Jahre 1624 geschah, aus Mitleid mit allen Beteiligten, ein erneuter Versuch zu einer praktischen Teilung des Landes; Neuburg sollte Berg und Jülich, Brandenburg aber Kleve, Mark, Ravensberg und jene Anhängsel erhalten: und es ward ein Vertrag zu diesem Ende unterzeichnet (11. Mai 1624). Aber man beobachtete ihn nicht recht, konnte ihn nicht beobachten, und die statistische Ziffer neuer Verträge, Erlasse, Besprechungen sowie der ungefähre Flächenraum der Rechtspapiere fährt fort sich zu vermehren.

Erst zweiundvierzig Jahre nachher, im Jahre 1666, wie sich weiter unten genauer zeigen wird, hat man vermocht, eine wirksame Teilung praktisch zuwege zu bringen. Aber geendigt war der Prozeß auch dann noch nicht — wie wir zum Überdruß sehen werden in lange darauf folgenden Zeiten. In der Tat hat es niemals, weder am deutschen Reichskammergericht noch sonstwo, mit Waffen oder mit Perücken geführt, einen Rechtshandel gegeben, wie diesen kleve-jülichschen. Und der Spruch erging praktisch nicht, bis der Wiener Kongreß (1815) in unseren Tagen ihn gab; und das, was Johann Sigismund im Jahre 1609 beanspruchte, ist an Johann Sigismunds Nachkömmling der siebenten Generation nach zweihundertundsechs Jahren wirklich erstattet worden, und zwar mit guten Zinsen. Diese umstrittenen Herzogtümer bilden heutigestags die preußische Provinz Jülich-Berg-Kleve und den Kern der preußischen Besitzungen im Rheinlande.

Ein Jahr vor Johann Sigismunds Tod starb Albrecht Friedrich, der arme verdunkelte Herzog von Preußen (8. August 1618): worauf unser rühriger Kurfürst, nicht ohne daß seine Gewandtheit auch dort vonnöten war, friedlichen Besitz von Preußen erlangte — und auch das hat seine Familie bis auf den heutigen Tag sich nicht wieder aus Händen gehen

[1] Gekrönt zu Prag, 4. Nov. (N. St.) 1619, gänzlich geschlagen daselbst und gezwungen davonzugaloppieren (fast mitten im Essen), Sonntag, 8. November 1620.
[2] Pauli VI. 578—580.

lassen. Das folgende Jahr (23. Dezember 1619) beschloß er selber sein rühriges geschäftiges Leben (genug der Arbeit für ihn darin vielleicht, wiewohl im Alter von erst neunundvierzig Jahren) und sank in seine lange Ruhe, und seine Werke folgen ihm nach — unabänderlich fortan, nicht unfruchtbar etliche davon.

Fünfzehntes Kapitel / Zehnter Kurfürst, Georg Wilhelm

Bei weitem der Unglücklichste dieser Kurfürsten, ob nun der Unwürdigste oder nicht, war Georg Wilhelm, zehnter Kurfürst, welcher jetzt seinem Vater Johann Sigismund nachfolgte. Des Vaters Augen hatten sich geschlossen, als diese große Flamme zum Ausbruch kam, und der Sohn brachte all seine Lebtage mitten unter der heißen Asche und dem wilden Lodern dieser Flamme zu.

Brandenburgs Stellung während dieses traurigen Dreißigjährigen Krieges war eher leidend als tätig; ausgezeichnet nur in der ersteren Art und nichts weniger als ruhm- oder siegreich. Nie, seitdem die Hohenzollern im Lande saßen, ist es Brandenburg so schlimm ergangen. Die Sache zu bessern war schwierig, ganz zu vermeiden unmöglich — und Kurfürst Georg Wilhelm hatte nicht das Zeug dazu, um besser als seine gesamten Nachbarn in einem solchen Elemente seinen Weg klar vor Augen haben zu können. Die vollkommene oder ideale Bahn war klar: Frank das Schwert zu ziehen für seinen Glauben und sein gutes Recht, sobald die Schlacht einmal begonnen hatte, und für diese Güter zu kämpfen, bis er sie gerettet oder den Tod gefunden hatte. Leider ist das leicht gesagt, aber — und namentlich für einen Georg Wilhelm — schwer zu tun! Seine Fähigkeiten waren in jeder Richtung beschränkt, seine Verbindungen nach dieser und jener Seite waren sehr verwickelt. Gustav Adolf und der Winterkönig waren seine Schwäger; Gustav war an seine Schwester verheiratet, er an die des Winterkönigs. Sein Verhältnis zu Polen, Preußens Oberlehnsherrn, war kitzlig, und Gustav lag in Todstreit mit Polen. Und dann Gustavs plötzliche Besetzung Pommerns, das kaum Wallensteins und des Kaisers Händen entschlüpft war? Man muß zugeben, der arme Georg Wilhelm befand sich in einer Lage, welche Behutsamkeit nötig machte.

Es ist ihm zu verzeihen, daß er sich auf die Spekulation des Böhmenkönigs nicht einlassen wollte, wenngleich sein Oheim von Jägerndorf und sein Vetter von Liegnitz so eifrig und mit ganzem Herzen darin vorangingen. Verzeihlich in ihm, daß er die böhmische Spekulation ablehnte — wiewohl es allerdings zu bedauern ist, daß „Butter und Holz" so knapp

bei ihm waren, als der arme Exkönig und seine junge Gemahlin, die noch dazu in gesegneten Umständen war, ein Obdach bei ihm suchten! Aber als Gustav Adolf landete und ein Panier wie das seine in den Lüften flattern ließ — dann fürwahr hätte ein protestantischer Herrscher über Menschen solch Panier einigermaßen müssen lesen können. Ein nicht allzu unvollkommener Herrscher würde diesen Gustav Adolf und das, was er vorhatte und für sich hatte, erkannt haben; sein Gefühl, gezähmt von der erforderlichen Behutsamkeit, würde gewesen sein: „Auf, meine Leute, laßt uns diesem Mann folgen; wir wollen leben und sterben für die Sache, die dieser Mann vertritt! Anders mit Ehren zu leben oder anders mit Ehren zu sterben, gehet nicht an, nun da es so weit gekommen!" — Auf diese Weise würde Brandenburg, im schlimmsten Falle, nur eine Sorte von Feinden gehabt haben, die es verheerten, und dürfte, arithmetisch zu reden, mit der halben Schindung davongekommen sein, die es in diesem langen Handel hat ausstehen müssen.

Aber das protestantische Deutschland — zu seiner traurigen Schande, die sich zugleich auch als dauerndes Leid erwiesen hat — war in allen seinen Teilen gleich erstarrt; Brandenburg bildete keine Ausnahme. Kein Fürst trat auf, wie es sich geziemte, oder nur einer, und das kein großer: der Landgraf Wilhelm von Hessen, welcher ebenso wie seine brave Witwe nach ihm offenbar stets wußte, welche Stunde geschlagen hatte. Wilhelm von Hessen die ganze Zeit hindurch — und etliche wilde Gesellen, Christian von Braunschweig, Christian von Anhalt, Johann Georg von Jägerndorf, die im Anfang tumultuarisch heranstürmten, jedoch bald von den Tilly-Wallensteinschen Passatwinden und geordneten Kriegsheeren verwehet wurden — die übrigen saßen still und suchten sich nur die Gefahr vom Leibe zu halten. Die „Protestantische Union" ließ eine große Menge Manifeste ergehen, pathetische, ungehaltene und sonstige; hielt feierliche Bundestage zu Heilbronn, zu welchen der alte Sir Henry Wotton als Gesandter kam, richtete aber nie was aus. Hätte die protestantische Union ihr Tintenhorn zeitiger zugemacht, ihr Kriegszeug umgegürtet, als die Stunde gekommen war, und damals ein wenig damit zugeschlagen, anstatt gar nicht — so hätte die protestantische Union wohl ihr Amt besser erfüllt. Sie hätte vielleicht Deutschland ein Unmaß von Elend erspart. Aber sie schlug nicht diesen Weg ein.

Wahrlich, hätte es keinen besseren Protestantismus als jenen Deutschlands gegeben, es wäre mit dem Protestantismus aus gewesen; und Max von Bayern, mit dem fanatischen Ferdinand II. als Kaiser über sich und Vater Lämmerlein zu seiner rechten Hand und Vater Hyazynth zu seiner linken, hätten ihr süß Gelüst in dieser Welt erfüllt. Aber das protestantische Deutschland war zuletzt doch nicht das protestantische Europa. Über dem Meer drüben saß und regierte ein gewisser König in Schweden; und es baute seinen Acker und wandelte sinnend an den Ufern des Ouseflusses in Huntingdonshire ein gewisser Mann: es gab einen Gustav Adolf jenseits des Meers, einen Oliver Cromwell jenseits des Meers, und es wurde „eine

Schar armer Männer"[1] fähig dazu erfunden, Luzifer beim Bart zu fassen — der infolgedessen mit seinem Lämmerlein, Hyazynth, Habernfeldt und den anderen gezwungen war, nach zähem Kampf zu weichen!

[1] Aus einer Anrede Cromwells an das zweite Protektoratparlament, 17. September 1656 — acht Jahre nach Abschluß des Westfälischen Friedens. — Hier folgen zur näheren Verständigung noch einige Stellen aus jener merkwürdigen „Parlamentseröffnungsrede" (übersetzt aus des Verfassers Cromwells Letters and Speeches), die den deutschen Leser, dem das Original nicht bekannt, vielleicht interessieren dürften:

„Sobald in unserer Nation," sagt der Protektor, indem er seinen Krieg mit Spanien vor dem Parlament motiviert, „sobald in unserer Nation das, was man die reformierte Religion nennt, eingeführt ward, nach dem Tode der Königin Maria, durch die Königin Elisabeth ruhmreichen Andenkens — wir brauchen uns nicht zu schämen, sie so zu nennen — ging der Spanier sogleich darauf aus, besagte Persönlichkeit durch jedes nichtswürdige widernatürliche Mittel zu vernichten und Vernichtung und Untergang dieser Nation zu suchen." — — „Die Franzosen, sämtliche Protestanten in Germanien, alle stimmen überein, daß sein Plan die Herrschaft über die ganze christliche Welt, wenn nicht noch darüber hinaus ist, und deshalb sieht er unsere Nation als sein größtes Hindernis an." — — „Der König Jakob schloß zwar einen Frieden; aber ob unsere Nation und das Interesse aller protestantischen Christen nicht mehr durch seinen Frieden, als je durch des Spaniers Feindseligkeit gelitten hat, stelle ich eurem Gutachten anheim. — — Die helle Wahrheit ist aber: macht einen Frieden mit einer papistischen Macht, mit einer Macht, die dem Willen Roms unterworfen ist — so seid ihr gebunden, und sie sind ledig. Es ist das Belieben des Papstes, wenn er es für gut befindet, euch zu sagen, daß, wenn ein Mann gleich ermordet worden ist, sein Mörder nichtsdestoweniger in den Himmel kommt! Und ebenso ist es auch wahr und hat sich durch allgemeine und beständige Erfahrung bestätigt, daß Friede, daß Friedensschlüsse nur so lange gehalten werden, als der Papst Amen dazu sagt." — — „In der Zeit, da Philipp II. an die Königin Maria verheiratet war, und seit jener Zeit, sind durch spanische Gewalt und Anstiftung 20 000 Protestanten in Irland hingemordet worden. Wir hielten, da gerechte Dinge uns verweigert wurden (Erlaubnis für englische Kaufleute und Seefahrer, in den spanischen Kolonien Bibeln bei sich zu führen, war eines der verweigerten ‚gerechten Dinge') — wir hielten es für unsere Pflicht, das mit dem Schwert zu erlangen, was anders nicht zu haben war. Und so haben Engländer es allezeit gehalten." — — „Alle ehrlichen Interessen, alle Interessen der Protestanten in Germanien, Dänemark, Helvetien und den Kantonen und alle Interessen in der Christenheit, sind dieselben wie euere. Wenn es euch gelingt, wenn ihr wohl zum Ziele kommt und wohl handelt und überzeugt seid von dem, was Gottes Interesse ist, und es verfolgt, so werdet ihr finden, daß ihr für eine große Menge von Gottes Angehörigen gehandelt habt. Daher sage ich, eure Gefahr kommt vom gemeinschaftlichen Feinde draußen, der das Haupt des päpstlichen Interesses ist, das Haupt des antichristlichen Interesses" — —: „Ich sage, mit diesem Feind und auf diesen Grund habt ihr Fehde — mit dem Spanier nämlich." — — „Und mit ihm ist alles päpstliche Interesse vereint. Der Papst" (Alexander VII.) „ist, wie weitbekannt, eine für seine Religion eifrige Person — worin er *uns* vielleicht beschämt — und ein erfinderischer, gescheiter und politischer Mann; und seine Pläne sind allbekannt: nichts Geringeres, als sämtliche päpstlichen Interessen in der ganzen christlichen Welt zu vereinen, namentlich gegen unsere Nation und gegen das gesamte protestantische Interesse in der Welt." —

Die oben im Text angeführten Worte bilden dann die höchste Steigerung dieser Betrachtungen. Die ganze Stelle lautet:

„Erlaubt mir aber zu sagen und zu sprechen, was ich weiß — — und ich wünsche, alle Kavaliere in England und alle Papisten hörten mich es verkünden: *Es gibt eine Schar armer Männer, die bereit sind, ihr Blut zu vergießen gegen solche Willfährigkeit!*"

Willfährigkeit nämlich zur Aussöhnung mit der papistischen Restauration und ihren Werkzeugen. D. Übers.

Sechzehntes Kapitel / Der Dreißigjährige Krieg

Der ungeheure Dreißigjährige Krieg, die allerverwickeltste der neueren Begebenheiten im Bereiche Dryasdusts, verfällt nach einigem Entwirren in drei Hauptakte oder Epochen, an welchen allen nacheinander unser Kurfürst in fortschreitender Steigerung beteiligt war, aber die Beteiligung blieb immer eine leidende.

Der erste Akt geht von 1620 bis 1624 und ließe sich betiteln: „Der böhmische König erhoben und erniedrigt." Mit dem böhmischen König persönlich war man bald fertig. Seine Herrschaft, kann man sagen, ging in Explosion auf, in einer einzigen Schlacht nämlich, an dem Weißen Berge bei Prag geliefert (Sonntag, 8. November 1620), während er in der Stadt bei Tafel saß, wo das Gerassel der Kanonen auf eine spannende Weise zu seinen hohen Gästen und ihm hereindrang. Er mußte sich noch selbige Nacht eilends auf die Flucht machen, wobei er viele seiner wichtigen Papiere im Stich ließ — und so ward er zu einem Winterkönig. Mit dem Winterkönig war man wohl bald fertig, aber das Ausrotten seiner Anhänger und die Eroberung seiner Erblande, Pfalz und Oberpfalz, kostete noch drei Jahre. Hartes Fechten um die Pfalz; Tilly und Genossen gegen die „Unionstruppen und die Engländer unter Sir Horace Vere". Die Unionstruppen, ob sie gleich unter einem Oheim unseres Kurfürsten (Markgrafen Joachim Ernst, jenem glücklichen ansbachischen Oheim, Begründer „der Linie"), der Anspruch auf Kriegstalent machte, dort herummarschierten, stellten bloß das Bild von einer Armee vor; „beobachteten" nur und fochten gar nicht, so daß alles Fechten auf Sir Horace und seine arme Handvoll Engländer fiel, von deren monatelanger grimmiger Haltung „in Frankendale"[1] und anderen Festungen in den alten englischen Geschichtsbüchern viel die Rede ist.

Da waren ferner gewisse rüstige Kriegshauptleute, die sich von der Niederlage am Weißen Berge wieder sammelten: Christian von Braunschweig, der wichtigste unter ihnen, Titularbischof von Halberstadt, ein

[1] So schreiben es die alten englischen Bücher: Frankenthal, eine kleine Stadt in der Pfalz, unweit Mannheim.

schwärmerischer, feuriger junger Gesell und fürchterlicher Haudegen; dieser loderte gewaltig auf, „den Handschuh der Königin von Böhmen am Hute tragend": „Herrliche Frau, da bleibe er, bis ich Euch das Eure wieder schaffe oder sterbe[1]!" Christian von Braunschweig, Georg von Jägerndorf (unseres Kurfürsten Oheim), Graf Mansfeld und andere stürmten wieder und wieder kämpfend heran und umschwärmten dies zentrale „Frankenthaler" Geschäft, bis es hoffnungslos geworden war. Denn der Kaiser und seine Jesuiten schwankten nicht in Zweifeln; ein sehr hochmütiger skrupelloser Kaiser, jetzt klar überlegen an Macht — und die ganze Zeit über sehr überlegen an List und Falschheit.

Christian von Braunschweig, Johann Georg und Mansfeld wurde man los: Christian durch Gift, Johann Georg und Mansfeld durch andere Mittel — hauptsächlich dadurch, daß man sein Spiel mit dem armen König Jakob von England trieb und ihn an der langen Nase, die man an ihm entdeckte, herumführte. Die Pfalz fiel in des Kaisers Hände, die Oberpfalz hatte der daran grenzende Herzog Max von Bayern mit Leichtigkeit weggenommen. „Verleibt die Oberpfalz Eurem Bayern ein", sagte der Kaiser, „Ihr glorreicher, dreimal nützlicher Max! Und lasset Lämmerlein und Hyazinth mit ihrem Evangelium des Ignatius darauf los. Ja, zu noch reicherer Belohnung sei Euer die verwirkte Kur dieses tollen Kurpfälzers oder Winterkönigs. Ich selbst will seine Rheinlande behalten, seine Unterpfalz; seine Kurwürde und Oberpfalz, sage ich, sollen Euch gehören, Herzog, nunmehriger Kurfürst Maximilian[2]!" Was ein hartes Wort war in den Ohren Brandenburgs, Sachsens und der übrigen fünf, und des Reichs überhaupt; aber sie mußten sich, nach vergeblichem Knurren, alle fügen, denn der Kaiser ging eigenmächtig zu Werke. Er hatte den Exkönig in die Reichsacht getan (ohne „das Reich" darum zu befragen); hatte dessen drei hauptsächlichste Anhänger, Johann Georg von Jägerndorf als einen derselben, Prinz Christian von Anhalt (einst Hauptmann bei der Belagerung von Jülich) als einen zweiten, gleichfalls geächtet[3] und hatte überhaupt mit seinen Donnerkeilen auf gewaltig olympische Manier um sich geschleudert und schleuderte noch weiter um sich. Was konnten Brandenburg und die übrigen zu all diesem anderes tun, als zitternden Protest wimmern: „Klar wider Gesetz!" — und gehorsam still sitzen? Die Protestantische Union zog jetzt nicht mehr als früher vom Leder. In der Tat löste sie sich nun förmlich auf, zerschmolz zu einem Schreckensdeliquium unter diesen umherfliegenden Donnerkeilen und ließ nichts weiter von sich hören in der Welt.

[1] 1621—1623, Alter unter fünfundzwanzig, starb (vergiftet) 1626, als er eben wieder von hoher Wichtigkeit geworden. „Gottes Freund und der Pfaffen Feind", „Alles für Ruhm und Ihr" (für die schöne, zur Exkönigin gewordene Elisabeth nämlich) waren Sprüche von ihm. — Buddäus in voce (I. 649); Michaelis I. 110.

[2] Köhler, Reichshistorie S. 520.

[3] 22. Januar 1621 (Köhler S. 518).

Zweiter Akt oder Epoche, 1624—1629. Ein zweiter Oheim geächtet und Pommern weggeschnappt.

Bis auf den niedersächsischen Kreis (dem fernen nordwestlichen Bezirk, mit seinem Hannover, Mecklenburg, mit seinem reichen Hamburg, Lübeck, Magdeburg, alle protestantisch und an den protestantischen Norden stoßend) lag das zitternde Deutschland danieder, vom Kaiser nach Gutdünken überritten. Das auswärtige Bündnis, errichtet von Frankreich, König Jakob von England, Christian IV. von Dänemark (Jakobs Schwager, mit dem er einmal ein solches „Trinkgelag" in Somersethouse gehalten, bei Christians Besuch hier vor langer Zeit[1]) ward zu Wasser oder noch schlimmer. Nur der niedersächsische Kreis zeigte einiges Leben, brachte ein Heer auf die Beine und hatte Christian von Braunschweig zu seinem Hauptmann bestallt, bis dieser vergiftet wurde — worauf der durstige König von Dänemark den Befehl übernahm.

Der zweite Akt geht von 1624 bis 1627 oder selbst bis 1629 und enthält die Taten des durstigen Christian, dessen Taten unglücklich waren und beinahe Dänemark selber ebensowohl als den niedersächsischen Kreis zugrunde richteten — bis er in den letzten dieser Jahre wieder ein wenig auf die Beine kam und ihm ein erträglicher Frieden zugestanden wurde (Frieden von Lübeck 1629); hernach sitzt er ruhig, betrachtungsvoll, mit einem bösen Blick auf Schweden dann und wann. Die Schläge, die er in ganz regelmäßiger Folge von Tilly und Genossen bekam, sind nicht der Meldung wert: das einzige, dessen man sich nun von ihm erinnert, ist der schreckhafte Unglücksfall, der ihm auf den Wällen von Hameln, gleich bei Eröffnung dieser Feldzüge, zustieß. Zu Hameln, das ein fester Posten werden sollte, ritt Christian an einem Sommernachmittag (1624) hinaus, um die Arbeiten auf den Wällen zu besichtigen — als Pferd und Reiter (der Reiter betrunken, glaubt man) gefährlich stürzten. Man trug ihn für tot weg — ja einige der vagen Geschichten scheinen zu glauben, er sei wirklich da tot geblieben — aber er erlebte noch öfters Schläge nach diesem und hatte noch viele feuchte Jahre.

Unserm Kurfürsten ward noch ein Oheim geächtet in diesem zweiten Akt — Christian Wilhelm, Erzbischof von Magdeburg, „weil er dem dänischen Könige geholfen habe"; und die Acht war nicht der ganze Ruin, der diesen armen Erzbischof traf. Was konnte ein unglücklicher Kurfürst tun als zittern und gehorchen? Da war aber ein noch empfindlicherer Schmerz, der unserm Kurfürsten aus diesem zweiten Akt erwuchs: das schreiende Unrecht nämlich, das ihm in Pommern geschah.

Erinnert sich der Leser noch jenes Auftritts in der Schloßkirche zu Stettin, vor hundertundfünfzig Jahren? Wie der Bürgermeister dort Schild und Helm in das Grab des letzten Herzogs von Pommern-Stettin

[1] Alte Historien Jakobs I. (Wilson usw.).

hineinwarf, und wie ein bereitfertiger Bürger sie zugunsten einer Nebenlinie wieder herausholte? Weder damals noch seitdem hat Brandenburg sein Anrecht auf Pommern zur Geltung bringen können. Die Nebenlinie, trotz Friedrich Eisenzahn, selbst trotz Albrecht Achilles und seiner Schilderhebung dafür, wußte durch Anrufung des Reichs und sonstiges Lärmschlagen ihre Ansprüche zu behaupten: und Verträge ohne Ende erfolgten wie gewöhnlich; Verträge, von jedem Nachfolger Albrechts aufgefrischt und neu unterzeichnet, bis zum Überdruß, deren Inhalt stets lautete: „Pommern huldigt Brandenburg, ist ein brandenburgisches Lehn — und fällt ihm heim, wenn die gegenwärtige Linie ausstirbt." Ja, es besteht eine Erbverbrüderung noch obendrein, seit langer Zeit begründet und ermüdend erneut bei jedem neuen Regierungsantritt. Hunderte von Verträgen, erdrückend für den Gedanken — und da ist nun der letzte Herzog, der alte Bogislaus, ohne Aussicht auf Kinder; und die Frucht all dieses Vertragens, das wirkliche Pommern nämlich, wird endlich heimfallen? Ach, nicht doch, nichts weniger als das.

Denn der Kaiser — als er so triumphierend den Winterkönig und Christian IV. hinterher weggefegt und Deutschland bereit gemacht hatte für die Bekehrung zur Rechtgläubigkeit — wünschte nun einigen festen Fuß an der Seeküste zu gewinnen, um von da aus Dänemark züchtigen zu können; ja, um von da aus hoffentlich den Segen der Rechtgläubigkeit nach England, Schweden, Holland und den übrigen ketzerischen Staaten mit der Zeit zu verbreiten. Denn unsere Pläne zielen weit! Dies ist des Kaisers feststehender, dann und wann zum Range der Hoffnung emporsteigender Wunsch: ganz Europa soll wieder papistisch werden, mit Hilfe Gottes u n d des Teufels. So entriß der Kaiser Mecklenburg, kaum mit einem Vorwand, seinen Eigentümern — „Verräter, wie konntet Ihr Euch unterstehen, es mit dem dänischen Christian zu halten?" — und machte Wallenstein dort zum Herzog: Herzog von Mecklenburg, „Admiral in der Ostsee", und fing nun an, „Kriegsschiffe in Rostock zu bauen" — da seine Pläne weit zielten[1]. Nachdem dies geschehen, ergriff er Pommern, welches gleichfalls ein gutes Küstenland ist — indem er Max von Bayern zu irgendeinem eitlen Anspruch auf Pommerns Besitz veranlaßte, damit der Kaiser es ergreifen könne „zur Sequestrierung, bis darüber entschieden". Welche unglimpfliche Behandlung Georg Wilhelm traurig und geduldig hinnehmen mußte — obschon die Stralsunder anders taten. Daher die weltberühmte Belagerung von Stralsund (1628). Der wilde Wallenstein erklärte, er wolle die Stadt nehmen, und wäre sie auch mit Ketten an den Himmel gebunden; fand aber, daß er sie doch nicht nehmen konnte, wegen der schwedischen Hilfe, der hartnäckigen Stimmung der Bürger und namentlich auch wegen des nassen Wetters und Moorbodens.

Einen zweiten Oheim Georg Wilhelms, den unglücklichen Erzbischof

[1] Köhler, Reichshistorie S. 524, 525.

von Magdeburg, ächtete der Kaiser, abermals aus eigenmächtiger Willkür, in diesem zweiten Akt: „Verräter, wie konntest du dich unterstehen, es mit den Dänen zu halten?" — was Tillys Stürmung von Magdeburg zur Folge hatte (10.—12. Mai 1631), einen der Menschheit unvergeßbaren Vorgang. — Was Pommern betrifft, so landete Gustav Adolf daselbst, als er sich in diese Sachen mischte: Pommern ward nun von Gustav Adolf, als ein unter den gegebenen Umständen für Schweden unentbehrlicher Landungs- und Waffenplatz, ergriffen und fortan als solcher besetzt. Pommern wird Georg Wilhelm jetzt nicht heimfallen.

Dritter Akt, und was der Kurfürst in ihm litt.

Und nun halten wir am dritten Akt — der Landung Gustav Adolfs „auf der Insel Usedom, 24. Juni 1630", und von da ab weiter, achtzehn Jahre lang, bis zum Westfälischen Frieden im Jahre 1648 — worauf, als dem Leser vermutlich besser bekannt, wir hier nicht näher eingehen wollen. Auch in diesem dritten Akt folgte Georg Wilhelm seinem alten Plan: Friede um jeden Preis — ebenso scheu gegen Gustav, wie er gegen die übrigen Vorkämpfer der Sache gewesen, und tat, außer Beschwerdeführen, Bittstellen und Manifeste erlassen, mit großem Fleiß — nichts.

Der arme Mann; sein Geschick hatte ihn in die Schußweite dieser gewaltigen Zusammenstöße gestellt — Brücke von Dessau, Belagerung von Stralsund, Stürmung von Magdeburg, Schlacht bei Leipzig — wo die Titanen mit Felsen gegeneinander kegelten; und er hoffte durch gewandtes Hüpfen seinem Anteil an dem Spiel zu entwischen. In gutem Vernehmen mit seinem Kaiser — und zwar solch einem Kaiser für Deutschland und ihn! — zu bleiben, das war stets das oberste Gebot für Georg Wilhelm. Wenn der Kaiser einem den Onkel gesetzwidrig konfisziert, einem Pommern wegnimmt, einen auf offener Straße beraubt — selbst in solchen Fällen ist Georg Wilhelm voll schwankender Zweifel. Ja, sein Premierminister, ein gewisser Schwarzenberg, Katholik und vormals österreichischer Beamter — Stammvater der heutigen österreichischen Schwarzenberg — war insgeheim für des Kaisers Interesse und steht sogar in dem Verdacht, in des Kaisers Sold die ganze Zeit über gewesen zu sein.

Gustav Adolf hatte bei seiner ersten Landung Pommern besetzt und es von Österreichern gereinigt, für sich und seine Bedürfnisse; nicht sehr rücksichtsvoll gegen Georg Wilhelms Ansprüche auf das Land. Er reinigte Frankfurt, Küstrin und andere brandenburgische Städte auf gleiche Weise — mittelst Kanonen und Sturmlaufen, wo es nötig war — trieb die Kaiserlichen und Tilly hinaus aus diesen Landen. Als er das Jahr darauf zur Entsetzung des nun unter Tillys Beschießung aufschreienden Magdeburg vorrückte, verlangte Gustav, wenn kein förmliches Bündnis, so doch wenigstens die zeitweilige Überlassung zweier Waffenplätze von seinem Schwager, Spandau und Küstrin, die ihm für weitere Operationen unent-

behrlich waren. Ein Verlangen, dem Kurfürst Georg Wilhelm, wiewohl er all sein Gebet der guten Sache widmete, durchaus nicht nachgeben konnte. Gustav mußte darauf bestehen, mit immer mehr Nachdruck, und rückte zuletzt bedrohlich gegen Berlin selber vor. Georg Wilhelm und seine Räte trafen mit ihm im „Köpenicker Wald" zusammen, eine kurze Strecke östlich der Stadt; hier wanderten Georg Wilhelm und seine Räte umher, schickten Botschaften ab, hielten hoffnungslose Beratungen, in denen sie einander sagten: „Que faire, ils ont des canons? Was kann man tun, sie haben Kanonen[1]?" viele Stunden auf diese Weise um den unbeugsamen Gustav herum — der dastand wie ein unbeweglicher Meilenstein und auf alle Fragen und für alle Kommenden nur eine Antwort hatte! — „Que faire, ils ont des canons?" Das war am 3. Mai 1631 und ist wahrscheinlich wohl der ungefähr tiefste Punkt der brandenburg-hohenzollerschen Geschichte. Der kleine Friedrich, welcher Friedrich der Große wurde, hat, indem er davon schreibt, etwas grimmig Spöttisches in seinem Tone und blickt nicht ohne Hohn auf die bangen Verlegenheiten seines armen Vorfahren, der so schlimm verkannte, was nun not tat.

Im ganzen tat Georg Wilhelm soviel wie nichts im Dreißigjährigen Krieg; seine Funktion war bloß die des Leidens. Er folgte allezeit dem schlimmen Vorgang des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, eines Mannes ohne Stärke, Frömmigkeit oder genügenden Menschenwert, der, auf dieser negativen Grundlage und ohne offenbare positive Schlechtigkeit, sich als ein unsäglicher Fluch für Deutschland erwiesen hat. Nicht ehe der Kaiser sein Restitutionsedikt herausschleuderte und zeigte, daß es ihm Ernst damit sei (1629—1631): „Gebt unserer heiligen Kirche zurück, was Ihr seit dem Passauer Frieden von ihr genommen!" — konnte dieser Johann Georg es über sich gewinnen, Schweden beizutreten oder auch nur anderes als Haß gegen Schweden zu hegen, aus Gründen, die ihm vor Augen lagen. Erst dergestalt bei der Gurgel gefaßt und gewaltsam aufgefordert herzugeben, vertrug sich Kursachsen und mit ihm zugleich Brandenburg mit dem Schweden[2]. Demzufolge sandten beide einige Monate darauf, zur Zusammenwirkung mit Gustav auf seinem großen Marsch gegen Wien, ein Invasionsheer nach Böhmen, zu welchem Brandenburg armselige 3000 Mann stellte; welches Heer Prag und etliche andere offene Plätze einnahm, aber, sagen die Geschichten, „fast nichts dort tat als essen und „trinken". Klar ist, daß es augenblicklich heimgescheucht wurde[3], sowie nur der erste Schimmer von Wallenstein wieder am dortigen Horizont auftauchte.

[1] Oeuvres de Frédéric le Grand (Berlin, 1846—1856 et seqq.: Mémoires de Brandebourg) I. 38. Friedrichs Bericht von dem Hergang ist übrigens sehr locker und dürftig; vgl. Pauli (IV. 568) und seine umständlichen Einzelheiten.

[2] 8. Februar 1631 (Köhler, Reichshistorie S. 526—531).

[3] Oktober 1633 (Stenzel I. 503).

Nach Gustav Adolfs Tod (Feld von Lützen, 6. November 1632[1]) war Oxenstierna mit seiner stolzen Haltung und seinem „Vorsitz" bei der „Union zu Heilbronn" ein ziemliches Ärgernis für Kursachsen, das gewohnt war, die erste Stelle bei solchen Gelegenheiten einzunehmen. Kursachsen fiel wieder ab, schloß seinen Frieden von Prag[2], dem Brandenburg ebenfalls beitrat, Brandenburg und nach und nach all die übrigen, bis auf den edlen Wilhelm von Hessen allein. Ein elender Friede, ein Stück zusammengeflicktes Chaos mit offiziellem Firnis überstrichen, das — wie sich zeigte — die Losung zur unabsehbaren Fortdauer des Krieges wurde und Frieden unmöglich machte.

Hierauf zieht sich Georg Wilhelm vom Schauplatz zurück, lebt zu Küstrin hauptsächlich, nichts als elende Tage, die unsichtbar für uns bleiben sollen. Er starb im Jahre 1640, und abgesehen davon, daß er einen tüchtigen, tapferen, ihm sehr unähnlichen Sohn erzeugte, hat er nichts Erhebliches in der Welt geleistet. „Que faire, ils ont des canons!" —

Unter den zahllosen blutigen Händeln dieses Krieges zählt man drei große Schlachten: Leipzig, Lützen, Nördlingen. Unter dem einen großen Feldherrn, dem schwedischen Gustav, und den zwei oder drei übrigen ansehnlichen Befehlshabern, die darin erscheinen, werden hohe Taten wilder Tapferkeit, geschickter Strategie und Taktik gemeldet. Aber im ganzen war die große und in den letzten Zeiten die ausschließliche Waffe dabei der Hunger. Die feindlichen Heere versuchten einander auszuhungern, zum mindesten versuchte ein jedes nicht selber zu verhungern. Jedes versuchte das Land aufzuzehren oder auf alle Fälle nichts Zehrbares darin übrig zu lassen: was dies für das Land heißen will, kann man sich denken. Da die Heere nur zu häufig (die kaiserlichen für gewöhnlich) ohne Verpflegung, oft genug ohne Sold lebten, so sind alle in Kriegen und auf Kriegsschauplätzen seitdem erhörten Greuel glimpflich im Vergleich mit dem, was damals vorgekommen, wovon die Einzelheiten noch jetzt mit Entsetzen zu lesen sind. Deutschland in all seinen zehrbaren Gegenden mußte den Prozeß durchmachen — gefoltert, in Stücke gerissen, zugrunde gerichtet und wie in einem Mörser zerstoßen unter der eisernen Keule des Kriegs[3]. Brandenburg sah seine Städte belagert und geplündert, seine Bevölkerung auf dem platten Lande zur Verzweiflung getrieben, von der einen Partei oder von der andern. Dreimal — zuerst in den Wallenstein-Mecklenburgischen Zeiten, da Feuer und Schwert die Waffen waren, und dann noch zweimal, in den letzten Perioden des Kampfes, da Aushungerung das Mittel geworden — ward Brandenburg zum Hauptkriegsschauplatz, wo alle Formen des

[1] Pauli IV. 576.

[2] 20. Mai 1635 (Stenzel I. 513).

[3] Kuriose gelegentliche Einzelheiten von den verfallenen Zuständen in den Rhein- und Donauländern finden sich in des Grafen Arundel und Surrey Travels as Ambassador Extraordinary to the Emperor Ferdinando II. in 1636 (ein Bändchen oder Pamphlet, London, 1737).

Schrecklichen wucherten. Im Jahre 1638, drei Jahre nach jenem köstlichen „Prager Frieden", als die Schweden (Banér kontra Gallas) die Kaiserlichen in jenen nordwestlichen Gegenden aushungerten, überstiegen die Verwüstungen, die der verhungerte Gallas und seine Kaiserlichen anrichteten, alles Bisherige; und „die Hungersnot um Tangermünde ging so weit, daß die Leute Menschenfleisch aßen, ja menschliche Kreaturen aßen ihre eigenen Kinder auf[1]." „Que faire, ils ont des canons!"

[1] 1638. Pauli IV. 604.

Siebzehntes Kapitel / Herzogtum Jägerndorf

Dieser unglückliche Georg Wilhelm konnte Pommern nicht erwerben, als es fällig war; Pommern, von den Schweden festgehalten, war weit ab von ihm. Aber das war nicht der einzige Verlust an Land, den er erlitt. Jägerndorf — wir haben von Johann Georg von Jägerndorf, dem Oheim dieses Georg Wilhelm, gehört, wie der alte Joachim Friedrich ihn vor langer Zeit in Jägerndorf einsetzte, als es dem kurfürstlichen Hause heimfiel. Jägerndorf ist nun verloren; Johann Georg ist in der Reichsacht, schon seit des Winterkönigs Explosion und den darauf folgenden Donnerkeilen, und wandert landlos — ja, er ist längst tot und hat sechs Schuh Erde als Territorium, weit weg, irgendwo in Siebenbürgen oder dem Riesengebirge. Von diesem ein Wort nun.

Der Herzog von Jägerndorf, des Kurfürsten Oheim, wird geächtet.

Johann Georg, ein offenmütiger tapferer Mann, von dem nur Gutes und nichts Böses bekannt ist, hat viel ausstehen müssen in der Welt, fing mit schlimmen Plagen an und endigte mit schlimmeren. Er war zweiter Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich, der ihn für die Kirche bestimmt hatte[1]. Der junge Bursch war Koadjutor von Straßburg fast vom Flügelkleide an. Er ward sodann, noch sehr jung, zum Bischof daselbst erwählt (1592), zum Bischof von Straßburg — aber von dem protestantischen Teil der Domherren; der katholische Teil, unfähig, sich länger zu fügen, und den Zeitpunkt für günstig erachtend zur Empörung gegen eine protestantische Bevölkerung und halsstarrig irrgläubige Majorität, wählte einen andern Bischof, einen gewissen „Karl aus dem Hause Lothringen", und es kam zu Streit und sogar zum Schlagen, auf welches letztere jedoch der vorsichtige Papa sich nicht einlassen wollte, außer etwa nur flau und durch die dritte Hand, die ansbachischen Vettern oder wer sonst Lust dazu haben mochte. Beschwerliche Zeiten für den jungen Mann, die ein Dutzend Jahre oder drüber währten. Zuletzt kam ein Vergleich zustande (1604), die

[1] 1577—1624. Rentsch S. 486.

protestantischen und katholischen Domherren vertrugen sich irgendwie, und das Haus Lothringen zahlte Johann Georg einen großen Haufen Geldes, damit er wieder heimziehe[1]. Dergestalt zog sich Johann Georg aus dem Handel und soll nicht den kürzeren dabei gezogen haben, meinen mehrere.

Er ward hierauf (1606) in Jägerndorf eingesetzt, das eben erledigt war, da unser vortrefflicher dicker Freund, Georg Friedrich von Ansbach, Administrator von Preußen, bei seinem Tod, wie wir sahen, keine Erben hinterlassen hatte. Georg Friedrichs Tod brachte schöne Apanagen, drei im ganzen: erstens Ansbach, zweitens Bayreuth und drittens dies Jägerndorf für einen noch jüngeren Bruder. Es war noch ein vierter jüngerer Bruder, Oheim Georg Wilhelms, da, Erzbischof von Magdeburg dieser, der gleichfalls, wie wir gesehen, in die Reichsacht und in arge Not kam im Dreißigjährigen Krieg. Er befand sich in Tillys dreimal-mörderischem Sturm von Magdeburg (10. Mai 1631), ward gefangen, von der wilden Soldateska herumgezerrt und beinahe umgebracht dabei. Der arme Mann mit seiner Mitra und bischöflichen Chorrock so traktiert! Am Ende ward er sogar katholisch — offenbar aus Überzeugung und Geistesverwirrung — lebte in Österreich von einem Gnadengehalt und gab gelegentlich polemische Flugschriften heraus[2].

Was Johann Georg anlangt, so reparierte und verschönerte er das Schloß Jägerndorf sehr, sagt Rentsch: ließ sich aber unglücklicherweise stark auf des Winterkönigs Abenteuer ein, das in jener traurigen Schlacht am Weißen Berge so völligen Schiffbruch erlitt und Johann Georg und noch sonst vieles mit sich zog. Johann Georg ward ohne weiteres tyrannisch geächtet, Land und Leben für verwirkt erklärt[3]: Johann Georg erkannte die Acht nicht an, hielt kühn aus für sich und den Winterkönig und schlug sich wacker in den schlesischen Festen und Gebirgspässen: fand sich jedoch gezwungen, zeitweiliges Obdach in Siebenbürgen zu suchen, und starb in fernem Lande nach einem oder zwei Jahren (1624), als er eben auf dem Rückweg war, um es abermals zu versuchen. Schläft, glaube ich, am „Jablunkapaß", er und sein trauriger Schiffbruch, in das stumme Riesengebirge eingesargt.

Solchergestalt ward Jägerndorf von Ferdinand II. aus dem Hause Habsburg eingezogen, und ungeachtet es gegen alles Recht und Gesetz war, daß der Kaiser es behielt — da unser armer Johann Georg jedes Hochverrats unschuldige Kinder hinterlassen hatte, und Brüder und einen sehr unschuldigen kurfürstlichen Neffen, denen, vermöge alter und neuer Verträge, die Erbschaft nun zufiel — so wollte doch weder Kaiser Ferdinand II., noch Kaiser Ferdinand III., noch irgendein Kaiser den Fang wieder her-

[1] Oeuvres complètes de Voltaire, 97 vols. (Paris 1825—1832), XXXIII. 284. — Köhler (Reichshistorie S. 487) gibt die genauen Umstände.
[2] 1587, 1628, 1665 (Rentsch S. 905—910).
[3] 22. Januar 1621 (Köhler Reichshistorie S. 518, und verbessere Hübner T. 178).

ausgeben, sondern sie hielten Jägerndorf mit geschlossener Faust fest, taub gegen alle Argumente und Mahnungen der Götter und Menschen. Bis endlich, in der vierten Generation nachher, ein gewisser, uns nicht unbekannter „Friedrich der Zweite" — ein schlaues, schmächtiges Männlein, schmächtig von Wuchs, aber mächtig an Begabtheit und Ruhm, der nun „Friedrich der Große" heißt — die kaiserliche Faust fest packte (sozusagen), indem er seine Gelegenheit im Jahre 1740 ergriff, und besagte geschlossene Faust so drehte und renkte, daß nicht nur Jägerndorf herausfiel, sondern ganz Schlesien zugleich mit Jägerndorf, da noch andere Ansprüche geltend zu machen waren. Und die Rechnung ward zuletzt, und zwar mit Zinseszins, quitt gemacht — wie das freilich mit solchen Rechnungen stets, auf eine oder die andere Weise, aber sicher, geschieht. Und somit lassen wir Johann Georg wieder im stummen Riesengebirge ruhen.

Achtzehntes Kapitel / Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, elfter in der Reihe

Brandenburg war wieder tief herabgesunken unter dem zehnten Kurfürsten in den unsäglichen Übeln der Zeiten. Aber ruhmreich ward es wiederaufgerichtet durch dessen Sohn Friedrich Wilhelm, der im Jahre 1640 zur Regierung gelangte. Dieser ist es, den sie den „Großen Kurfürsten" nennen, von dem noch immer in preußischen Büchern viel geredet und gerühmt wird. Was das Beiwort betrifft, so ist es unter den kleinen deutschen Bevölkerungen kein ungewöhnliches und hat häufig nicht viel auf sich: so wird Max und Bayern, mit seinen Jesuiten Lämmerlein und Hyazinth, von den Bayern „Maximilian der Große" genannt. Friedrich Wilhelm, sowohl vermöge seines innern Wertes wie des Erfolgs, der ihm geworden, ist eher berechtigt dazu als die meisten. Sein Erfolg, den ein Blick auf seine Laufbahn erkennen läßt, übertraf den jedes anderen seiner Zeit. Er fand Brandenburg vernichtet und hinterließ es kräftig und blühend, ein großes Land oder bereits auf dem Wege zur Größe. Zweifelsohne ein gar geschwinder, hellblickender, tatkräftiger Mann. Er verstand es, einen Hieb zu führen, schnell wie der Blitz, gut gezielt meistens und dabei von achtbarer Wucht, der, emsig wiederholt fünfzig Jahre hindurch, eine ganze Welt von Hindernissen für ihn zerschmettert[1].

Kaum je ist ein zwanzigjähriger Jüngling zur souveränen Macht gelangt unter bedrückenderen, hoffnungsloser aussehenden Umständen. Politische Bedeutung hatte Brandenburg keine: ein bloßes protestantisches Anhängsel an der Schleppe eines papistischen Kaisers. Seines Vaters Premierminister arbeitete, wie wir gesehen haben, für das Interesse seiner Feinde, nicht Brandenburgs, sondern Österreichs Diener. Sogar seine Festungskommandanten, namentlich der Kommandant von Spandau, verweigerten Friedrich Wilhelm den Gehorsam bei seinem Regierungsantritt, „seien gehalten, vor allem dem Kaiser zu gehorchen". Er mußte ebenso sanft wie geschwind zu Werke gehen, mit der feinsten Hand den von Spandau beim Kragen packen und hinter Schloß und Riegel bringen, zur Warnung für andere.

[1] 1620, 1640, 1688.

Seit zwanzig Jahren war Brandenburg von feindlichen Heeren zerfegt worden, und besonders die Kaiserlichen hatten Gewalttaten verübt, die neu in der Menschengeschichte waren. In etwa zwei Jahren ward Brandenburg abermals zum Schauplatz, da der Östereicher Gallas dahin vordrang (1644), in der Absicht, „Torstenson und seine Schweden in Jütland einzuschließen", wo sie den alten Christian IV. gezüchtigt hatten, der sich eben zum letztenmal wieder gerührt hatte und zu keiner Zeit ein guter Nachbar von Schweden war. Gallas konnte nichts weniger als ausführen was er gewollt, im Gegenteil mußte er vor Torstenson laufen, was das Zeug hielt, er und seine Marodebrüder (scharmante Erfinder der Marodierkunst), „daß fast seine ganze Armee darüber krepierte", sagt Köhler [1]. Kein großer Verlust für die Gesellschaft, der Tod dieser Künstler, aber man kann sich vorstellen, was ihr Leben und besonders was der Prozeß ihres „Krepierens" das arme Brandenburg wieder gekostet haben muß! —

Friedrich Wilhelms Ziel, in diesem wie in anderen Notfällen, stand ihm selber sonnenklar vor Augen, war aber zumeist dunkel für jeden andern. Er mußte behutsam auftreten, Schweden an der einen Hand, den argwöhnischen Kaiser an der andern; er mußte allerlei Schein vortäuschen, ausweichende Worte in Bereitschaft haben und geräuschlos vorangehen auf vielen Umwegen. Kitzlichere Operationen lassen sich nicht denken. Aber er ging doch voran, ging voran und kam auch ans Ziel. Mit ausnehmendem Talent, Fleiß und Glück wand sich der junge Mann aus dieser ersten mißlichen Lage heraus, schaffte diese fremden Armeen aus dem Land heraus und hielt sie draußen. Seine erste Sorge war gewesen, irgendeine Spur von Einnahmen zu finden, diese auf einen klaren Fuß zu stellen und durch Anleihen oder sonstwie einige Geldmittel aufzubringen. Damit konnte ein kleiner Militärkörper aufgestellt und zu wirklicher Fähigkeit des Schlagens und des Gehorchens abgerichtet werden. Dies als eine Grundlage; darauf folgten allerlei Dinge: Befreiung von schwedisch-österreichischen Invasionen als das allererste.

Er war selber, wie es sich später zeigte, ein Kämpfer erster Klasse, wenn es darauf ankam, war aber niemals kampflustig, wenn es zu vermeiden war. Zog lieber vor, auszuweichen, zu manövrieren und zu unterhandeln, was er gar wachsam, geschickt und meisterhaft zu machen wußte. Aber nach und nach hatte er eine Armee von 24 000 Mann, mit unter den besten damaligen Truppen, auf die Beine gebracht und konnte sie unterhalten. Mit oder gegen seinen Willen war er an all den großen Kriegen seiner Zeit beteiligt — die Zeit Ludwigs XIV., der Europa viermal in Brand steckte, dreimal in der Zeit unseres Kurfürsten. Des Kurfürsten Lande, ein langgestrecktes, von Memel bis Wesel reichendes Gebiet, konnten sich von kaum irgendeinem Kriege, der entstand, fernhalten. Er ließ

[1] Reichshistorie S. 556. Pauli V. 24.

sich brauchbar finden, niemals gegen die gute Sache des Protestantismus und deutscher Freiheit, jedoch stets an der Stelle und in der Art, die seinem eigenen Vorteil am ersprießlichsten war. Ludwig XIV. brauchte ihn oft sehr nötig; noch öfter und dringender war es Kaiser Leopold, der kleine Herr in „scharlachroten Strümpfen, mit einer roten Feder im Hut", den Mister Savage so manches Mal majestätisch umherwandeln sah, mit österreichischer Lippe, die gar nichts sagte[1]. Seine 24000 vortrefflichen Kriegsleute, zur rechten Zeit auf den Plan gebracht, waren oft in der Lage, in großen Fragen den Ausschlag zu geben. Man mußte einen hohen Preis dafür zahlen — den einzutreiben und zu sichern er allezeit vortrefflich verstand.

Was beim Friedensschluß aus Pommern wurde; abschließender Blick ins Kleve-Jülichsche.

Als der Westfälische Frieden (1648) jenem dreißigjährigen Brand ein Ende machte und die Asche davon wieder zur Ordnung fegte, ward Friedrich Wilhelms Recht auf Pommern allerseits anerkannt und seinerseits wacker behauptet: aber das Recht mußte den Staatsgründen weichen, und er konnte es nicht erlangen. Die Schweden bestanden auf Kostenersatz, sie hatten Pommern inne, hatten es die ganze Zeit über innegehabt — als Unterpfand für ihre Kosten, sagten sie. Da war nichts zu machen, als den Schweden die bessere Hälfte Pommerns zu überlassen. Vorpommern (von nun an „Schwedisch-Pommern" genannt), mit noch einigen Städten und Parzellen außerdem, war Schwedens Anteil: Friedrich Wilhelm mußte mit Hinterpommern vorliebnehmen, das obendrein um die Stadt Stettin und andere wertvolle Parzellen zum Vorteil Schwedens gekürzt wurde, sehr zu Friedrich Wilhelms Verdruß und gerechtem Unwillen, hätte er sich nur helfen können.

Man wies ihm drei säkularisierte Bistümer, Magdeburg, Halberstadt, Minden, dazu andere kleine Gebietsstücke als Entschädigung an, und er mußte es für jetzt dabei bewenden lassen. Aber er gab den Gedanken an Pommern nie auf, viel der Anstrengung seines Lebens ging auf die Wiedererlangung von Schwedisch-Pommern; dreifach begierig war er hierauf, wo sich immer eine rechtmäßige Gelegenheit darbot. Vergebens damals; er hat Schwedisch-Pommern nie wiedererlangen können, erst seine späten Nachkommen vermochten, und zwar nur langsam und nach und nach, es

[1] A Compleat History of Germany, by Mr. Savage (8 vo. London 1702), p. 553. Wer dieser Mister Savage eigentlich war, davon haben wir keine Spur. Dem Bande voran steht das Bild eines handfesten Gentleman in den Vierzigern, finster höflich, mit reichlicher Perücke und Halskrause — aller Wahrscheinlichkeit nach irgendein belesener untergeordneter Diplomat aus dem Erbfolgekrieg. Sein Büchlein ist äußerst mager und unfruchtbar, aber ehrlich kompiliert — und könnte vielleicht einiges Licht geben, wo gänzliche Finsternis so vorherrscht. Sehr wahrscheinlich hat Addison seine Erzählung von den „Weibern von Weinsberg" (mit unter seinen besten Spectators) diesem armen Büchlein entnommen.

wieder an sich zu bringen. Der Leser erinnert sich jenes Bürgermeisters von Stettin mit dem ins Grab geworfenen und wieder herausgeholten Helm und Schild — und mag urteilen, ob Brandenburg ganz ohne eignes Zutun zu seinem Glücke kam.

Einmal, und nur einmal, hatte er aus eignen Stücken einen Krieg vor, und es blieb ein bloßes Vorhaben. Bald nach dem Westfälischen Frieden erlaubte sich der alte Pfalz-Neuburg, derselbe, welcher die Ohrfeige erhielt, tyrannische Maßregeln gegen den protestantischen Teil seiner jülich-klevischen Untertanen, die Friedrich Wilhelm um Hilfe anriefen. Friedrich Wilhelm, ein eifriger Protestant, protestierte dagegen, übte Wiedervergeltung; und nach kurzer Zeit kam er auf folgenden Gedanken: „Gesetzt, wir werfen, von den Holländern unterstützt, diesen phantastischen alten Herrn, seine Papistereien und vorgeblichen Ansprüche samt ihm selber rein hinaus?" Das war Friedrich Wilhelms Gedanke; und er ließ unversehens Truppen in das Land marschieren. Aber Europa ward alarmiert, die Holländer wurden flau: Friedrich Wilhelm sah ein, daß es nicht anging. Er hatte eine Besprechung mit dem alten Pfalz-Neuburg: „Junger Herr, wir erinnern uns, wie sich Euer Herr Großvater gegen uns und unser erhabenes Antlitz vergriff! Nichtsdestoweniger wollen wir —." Kurz, die „Statistik der Verträge" ward um einen vermehrt, und dabei blieb es bis auf stillere Zeiten.

Im Jahre 1666, wie schon erwähnt, brachte man eine wirksame Teilung dieser bestrittenen Lande zustande: Preußen erhielt das eigentliche Herzogtum Kleve, die Grafschaften Mark und Ravensberg nebst anderen Stücken und Pertinenzien, Neuburg die Herzogtümer Jülich und Berg, was der bessere Teil war. Ferner ward festgesetzt, daß, wenn von den beiderseitigen Linien eine ausstürbe, unter keiner Bedingung eine Nebenlinie zuzulassen sei, sondern Brandenburg solle Neuburg beerben oder Neuburg Brandenburg, je nachdem es sich treffen mag[1]. Ein klarer Vertrag dies endlich, und er zeigte sich in den folgenden Zeiten auch als ganz gut ausführbar. Aber wenn der Leser sich einbildet, der Prozeß sei hiermit endlich aus, so ist er ein sehr simpler Leser! In den Tagen unseres kleinen Fritz war die pfalz-neuburgische Linie offenbar auf der Neige: aber daß Brandenburg und nicht eine Nebenlinie sukzediere, darin eben lag der Streit — noch immer offen, wie wenn er niemals wäre geschlossen gewesen; und wir werden genug davon zu hören bekommen.

Des Großen Kurfürsten Kriege: Was er vollbracht hat in Krieg und Frieden.

Friedrich Wilhelms erstes tatsächliches Auftreten im Krieg, dem polnisch-schwedischen (1655—1660), geschah im höchsten Grade unwillkürlich, gezwungen dazu Preußens wegen, dessen Verlust oder Verderb in Aussicht

[1] Pauli V. 120—129.

stand, ohne seine oder des Landes Schuld. Nichtsdestoweniger zog er auch hierbei Vorteil aus dem Handel. Der großmächtige König von Schweden hatte mit seinem großmächtigen Vetter von Polen einen ständigen Streit, der in heißen Krieg ausbrach; das kleine Preußen lag zwischen ihnen und war bedroht, beim Zusammenstoß zerquetscht zu werden. Schwedischer König war Karl Gustav, Christines Vetter, Karls XII. Großvater: ein mächtiger und gewaltiger Mann, der Löwe des Nordens zu seiner Zeit; polnischer König war ein gewisser Johann Kasimir, ritterlich genug und umgeben von Wolken kecker polnischer Ritterschaft, glänzend in barbarischem Gold. Friedrich III., König von Dänemark zur Zeit, war ebenfalls stark in der Sache verwickelt. Gern wäre Friedrich Wilhelm daraus weggeblieben, aber er konnte nicht. Karl Gustav zwang ihn sozusagen zur Teilnahme daran: er nahm daran teil, focht zusammen mit Karl Gustav eine ruhmreiche Schlacht, dreitägige „Schlacht von Warschau", im Weichbild dieser Stadt, deren Bewohner „aus den Dachfenstern zusahen". Dabei wurde die polnische Ritterschaft zuletzt gesprengt, wie Spreu im Winde zerstiebend, und Johann Kasimir beinahe zugrunde gerichtet.

Kurz darauf wechselte Friedrich Wilhelm, der sich in der Schlacht sehr hervorgetan hatte, die Partei. Ein unbeständiger treuloser Mann? Vielleicht auch nicht, o Leser, vielleicht ein Mann, der „in Kreisen" voranschreitet, als den einzigen Weg, den er hat, spiralartig, das Gesicht nun gen Osten, nun gen Westen, dabei sein eigenes vernünftiges privates Ziel stets sonnenklar vor Augen?

Johann Kasimir verzichtete auf die „Huldigung für Preußen" um dieses Dienstes willen, ein großer Gewinn für Friedrich Wilhelm [1]. Wonach die Deutschritter vergebens gestrebt und im Streben danach ihr Dasein eingebüßt hatten, das hat der gewandte Kurfürst erlangt: das herzogliche Preußen, auch Ostpreußen genannt, ist nun eine selbständige Souveränität — und wird einmal so „königlich" werden wie der übrige polnische Teil. Oder vielleicht sogar noch königlicher im Verlauf der Zeit! — Karl Gustav, arg aufgebracht, läßt den Kurfürsten wissen: er habe ihn gebucht und wolle die Schuld einmal abtragen!

Ein gefährlicher Schuldner in solchen Dingen, dieser Karl Gustav. Eben in diesen Monaten, mit dem dänischen Teil der Kontroverse beschäftigt, tat er eine Kriegstat, die ganz Europa in Staunen setzte. Nämlich im Januar 1658 läßt Karl Gustav sein Heer, Reiter, Fußvolk und Geschütz, zusammen 20 000 Mann, über das Eis marschieren und nimmt, ohne Schiffe, eine Insel — die Insel Fünen, über dem Kleinen Belt drüben, dreiviertel Meilen Eis und ein Stück offenes Meer, das auf Brettern überschritten werden muß. Ja, nachdem Fünen erst erreicht ist, vollbringt er noch weitere ganze zwei Meilen Weges auf Eis und nimmt Seeland

[1] Vertrag von Libau, 10. November 1656 (Pauli V. 73—75), 20. November (Stenzel IV. 128 — der sich allezeit der neuen Zeitrechnung bedient).

selbst[1] — zur Verwunderung der ganzen Menschheit. Ein gebieterischer, finsterstirniger, schnellen Hieb führender Mann, der sich von einem neuen Gotenreich hat träumen lassen: die gemeinen Heuchler und Gecken des Südens sollen wieder einmal von edler nordischer Tapferkeit bezwungen werden und eine neue Lektion erhalten. Er hat auch schon einmal die Hand an das Schwert gelegt, indem er einen Gesandten (ihrer holländischen Hochmächtigkeiten) über seine königlichen Absichten aufklärte: „Treibt nur Ein- oder Verkauf von Spezereiwaren, merkt Euch das, Herr! Mein Sinn steht nach Höherem!" — Karls des Zwölften Großvater und einigermaßen vom selben Schlag.

Aber Karl Gustav starb kurz nachher[2], ließ seine gewaltige weithin wütende nordische Kontroverse sich stillen, wie sie konnte. Schweden und die kriegführenden Mächte schlossen ihren „Frieden von Oliva" (Abtei Oliva bei Danzig, 1. Mai 1660), und jener Punkt bezüglich Preußens ward in aller Form mit unter den übrigen Punkten bestätigt. Keine Huldigung fernerhin, nichts über dem herzoglichen Preußen nunmehr als der Himmel und große Zeiten vor ihm. Dies war eines der gelungensten Geschäfte Friedrich Wilhelms, den man mit purer Gewalt dazu gezwungen hatte, an dem großen Spiel teilzunehmen. — Das „königliche Preußen", das westliche oder *polnische* Preußen: auch dies, wie allen Zeitungen wohl bekannt, ist in unseren Zeiten desselben Wegs wie jenes andere gegangen. Den zu gehen es am Ende etwa doch eine Richtung von Natur aus hatte? Ursachen halber hinweggehauen durch das polnische Schwert in jener Schlacht von Tannenberg, vor langer Zeit, und dann, gleichfalls Ursachen halber, wieder zurückgehauen! Das ist der Sachverhalt — nicht beispiellos in der Menschengeschichte.

Nicht lange nach jenem Frieden von Oliva dankte der alte Johann Kasimir ab, seiner störrigen polnischen Ritterschaft und ihres Treibens überdrüssig — begab sich in die Ruhe nach Paris und „verkehrte viel mit Ninon de l'Enclos und ihrem Kreise" während seiner übrigen Lebenszeit. Er pflegte über seine polnischen Ritter zu klagen, daß nichts Festes in ihnen sei, nichts als äußerlicher Glanz, vermischt mit Tumult und anarchischem Spektakel, verderblicher Mangel *eines* Talentes, des Talentes zu gehorchen — und man hat ihn prophezeien hören, daß eine gloriose Republik, auf solchen Wegen beharrend, Resultaten entgegengehe, die sie überraschen würden.

Von da ab spielt Friedrich Wilhelm eine Rolle in der Welt, Politiker haben ihr Augenmerk auf ihn, Könige bewerben sich um ihn — und holländische Kupferstichhändler hängen sein Bild in das Schaufenster für ein heldenverehrendes Publikum. Kriegsheld, hätte das Publikum es gewußt, war nicht sein eigentlicher Charakter, obschon er viel Krieg zu führen ge-

[1] Holbergs *Dänemarkische Reichshistorie* S. 406—409.
[2] 13. Februar 1660, Alter 38.

habt hat. Seinem eigentlichen Wesen nach war er ein Mann der fleißigen Arbeit, groß im Organisieren, Anordnen, im Zwingen chaotischer Massen, kosmisch für ihn zu werden. Er legt Sümpfe trocken, siedelt Kolonien in den öden Stellen seiner Lande an, gräbt Kanäle, ermuntert unermüdlich Betrieb und Arbeit. Der Friedrich-Wilhelms-Kanal, der noch heutigentags Schiffe von der Oder zur Spree trägt[1], ist ein Denkmal seines Eifers in diesen Stücken, achtbar bei den Mitteln, die er hatte. Den armen französischen Protestanten in dem Edikt-von-Nantes-Handel war er geradezu Wohltat vom Himmel: ein berufener Helfer, dem dies Helfen selbst Nutzen brachte. Er empfing sie mit freigebiger Mildtätigkeit in Brandenburg, zeigte wirklich edelmütige Frömmigkeit und menschliches Mitleid ebenso wie ein richtiges Urteil, und es blieb auch der Lohn für ihn und Brandenburg nicht aus. An 20 000 flinke französische Seelen, offenbar vom besten französischen Schlag, fanden eine Heimat da — schufen „wüste Sandstrecken bei Berlin zu Gemüsegärten" um, und auch im geistigen Brandenburg ist etwas von ihrem Gartenbau noch heute bemerkbar[2].

Bestimmt war dieser Kurfürst einer der gewandtesten Männer und auch kein ungerechter Mann. Ein frommer gottesfürchtiger Mann vielmehr, standhaft zu seinem Protestantismus und seiner Bibel haltend, keineswegs ungerecht — noch auch auf der andern Seite allzu spröde in seinen Auslegungen des Gerechten: Billigkeit gegen mich selbst allezeit oder gelegentlich sogar die äußerste Billigkeit! Und so focht er sich im ganzen mit beständiger Tatkraft, Wachsamkeit, geschickter Tätigkeit, mit stets bereiter Einsicht und Kühnheit wacker durch in der Welt, hinterließ Brandenburg als ein blühendes und beträchtlich vergrößertes Land und seinen eigenen Namen berühmt in der Welt.

Eine gedrungene handfeste Gestalt mit lebhaften Augen und hoher starker, unregelmäßig römischer Nase. Ein gutes Bronzestandbild von ihm, von Schlüter, einem einst berühmten Mann, reitet noch auf der Langen Brücke zu Berlin, und seinem Porträt, in mächtiger gelockter Louis-XIV.-Perücke, begegnet man häufig in deutschen Galerien. Sammlern niederländischer Kupferstiche ist er ebenfalls bekannt: hier ein ritterlicher kleiner Herr von adlerhaften Zügen, munter im Lächeln der Jugend, mit reichem Federbusch, mit Kommandostab, auf bäumendem Streitroß, Aussicht auf Zelte in der Ferne — dort ein gesetzter, gewichtiger, runzliger alter Mann, Augen ein wenig zusammengekniffen (die Augen geschäftiger als der Mund), ein von der Zeit wohlbefurchtes und nicht unfruchtbar befundenes Gesicht, eines der größten, arbeitsamsten, mächtigsten Gesichter (in einem Ozean von umfließender Perücke), die in jenem Jahrhundert anzutreffen

[1] Gebaut 1662—1668, drei Meilen lang (Büsching Erdbeschreibung, 4. Auflage, III. 2064).

[2] Erman (der bereits angeführte schwache Biograph der Königin Sophie Charlotte): Mémoires pour servir à l'Histoire des Réfugiés Français dans les Etats du Roi de Prusse (Berlin 1782—1794) 8 tomes. 8 vo.

sind [1]. Es gibt auch viele Geschichten über ihn, aber sie sind nicht angenehm zu lesen [2]. Auch er erforderte einen geweihten Dichter und fand nur einen wirremachenden Dryasdust.

Seine zwei großen Taten, die im preußischen Gedächtnis noch haften, gehören vielleicht nicht zu seinen größten, waren aber dazu geschaffen, die Einbildungskraft anzuregen. Sie haben beide mit dem zu tun, was die Zentralaufgabe seines Lebens war, der Wiedererlangung Pommerns von den Schweden. Die erste Großtat ist die berühmte „Schlacht von Fehrbellin", geschlagen am 18. Juni 1675. Fehrbellin, ein geringer, noch in jenen Moorgegenden, etwa sieben Meilen westlich von Berlin liegender Ort, hatte durch lange Zeitalter seine arme Fähre über den ölig aussehenden, braunen trägen Strom namens Rhin oder Rhein gefahren, ohne die mindeste Kenntnisnahme seitens der Menschheit, bis sich dies zutrug. Es ist ein Wallfahrtsort für patriotische Preußen seit Friedrich Wilhelms Ruhmestat daselbst. Der Hergang der Sache war folgender:

Friedrich Wilhelm focht, weit weg südlich im Elsaß, an Kaiser Leopolds Seite in einem der Kriege Ludwigs XIV., jenem zweiten, der mit dem Vertrag von Nymwegen schloß, tat dort eben sein Bestes — als die Schweden, auf Ludwigs Anstiften, Krieg mit ihm begannen, die pommerschen Marschen in hellen Haufen überschritten und sein brandenburgisches Gebiet mit einer Macht, die zuletzt auf 16 000 stieg, überzogen. Da war nicht zu helfen für den Moment: Friedrich Wilhelm konnte seinen Posten nicht im Stich lassen. Die Schweden, die sich zuerst mäßig angelassen, legten sich später aufs Plündern, strichen nach Gutdünken verheerend im Land umher und schufen eine schlimme Zeit für Friedrich Wilhelm und sein Volk. Noch gut, wenn sie bloß zeitweiliges Übel im Schilde führen, noch gut, wenn sie —! Dennoch verharrte er standhaft, vollbrachte auf seine gesetzte Weise zuerst das gegenwärtige Vorhaben, da dies einmal ausführbar war. Selbst dann bezog er erst Winterquartiere, um seine Leute auszuruhen, und es schien, er habe die Schweden als 16 000 Selbstherrscher der Situation dort gelassen, die sich demgemäß auch danach benahmen.

Er meinte es aber nicht so, ganz anders als so. Als er seine Mannschaft etliche Monate ausgeruht, läßt Friedrich Wilhelm sie in aller Stille in den ersten Junitagen (1675) wieder aufbrechen, marschiert, seine Reiterei und er als erste Rate, aufs schnellste von Schweinfurt [3], das am Main-

[1] Beide Stiche sind holländisch, dem jüngeren, meinem Abdruck davon, fehlt der Name des Kupferstechers (das Alter des Kurfürsten ist siebenundzwanzig); das ältere ist von Masson, 1683, als Friedrich Wilhelm dreiundsechzig war.

[2] G. D. Geyler: Leben und Thaten Friedrich Wilhelms des Großen (Frankfurt und Leipzig 1703), Folio; Franz Horn: Das Leben Friedrich Wilhelms des Großen (Berlin 1814); Pauli: Staats-Geschichte, Band V. (Halle 1764); Pufendorf: De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni Electoris Brandenburgensis Commentaria (Lips. et Berol. 1733, fol.).

[3] Stenzel II. 347.

fluß liegt, nach Magdeburg, eine Entfernung von etwa vierzig Meilen. Zu Magdeburg, wo er, den ersten Haufen Fußvolk und einige Feldstücke abwartend, drei Tage Rast hält, erfährt er, daß die Schweden in drei Haufen weit auseinander zerteilt lägen, der mittlere Haufen acht Meilen von ihm. Stärker vermutlich, selbst dieser mittlere, als sein kleines Korps (von „6000 Reitern, 1200 zu Fuß und drei Kanonen") — stärker, jedoch vielleicht imstande sich überrumpeln, zusammenhauen zu lassen, ehe die anderen herzukommen können? Rathenow ist der nächste Außenposten dieses mittleren Haufens: dahin wendet sich der Kurfürst leise, geschwind in der Juninacht (16.—17. Juni 1675), gelangt durch flinke Kriegslist hinein, verjagt das darin liegende schwedische Reiterregiment, treibt es zurück auf Fehrbellin.

Er selber hart hinterher — schnelles Reiten genug in der Sommernacht durch jenes feuchte Havelland, nach alter Hohenzollernart: und wirklich, wie es der Zufall wollte, liegt das alte Friesacker Schloß — Friesack, weiland Schauplatz des Dietrich von Quitzow und der Faulen Grete — ganz nahe bei! Er hart hinterher, sagen wir: haut ein auf diesen mittleren Haufen (an Zahl fast doppelt seine Stärke, aber Fußvolk meistens) und haut ihn nach heftigem, beiderseits geschickt geführtem Kampf gänzlich zunichte, wie beabsichtigt. Damit hat er die schwedische Armee als bloßen Kopf und Schweif ohne Leib zurückgelassen, hat die schwedische Armee völlig zugrunde gerichtet[2]. Dieselbe Tat im wesentlichen, wie sie Cromwell an Hamilton und den Schotten im Jahre 1648 ausführte. Es war sozusagen der letzte Besuch, den die Schweden an Brandenburg abstatteten, oder der letzte von Belang, und machte der schwedischen Herrschaft in jener Gegend ein Ende. Eine Sache, die Brandenburg mit Recht in immerwährendem Andenken hält — in einem geringern modernen Maßstab das Bannockburn, Sempach, Marathon Brandenburgs[2].

Die zweite Großtat geschah vier Jahre später, einigermaßen eine Folgerung aus jener und ein Abschluß der schwedischen Händel. Die Schweden, in weiterem Verfolg ihrer Louis-XIV.-Spekulation, waren diesmal in Preußen eingefallen und wirtschafteten da schlimm. Es war mitten im Winter, Weihnachten 1678, die Entfernung über achtzig Meilen und die Schweden, des übrigen Schadens, den sie anrichteten, zu geschweigen, waren drauf und dran, Königsberg zu nehmen und Preußen gänzlich zu ruinieren, wenn man ihnen nicht zuvorkam. Friedrich Wilhelm bricht mit dem beginnenden Jahr von Berlin auf zu seinem langen Marsch, die Reiterei voraus, Fußvolk eiligst nachfolgend, er selbst (von seiner Gemahlin, seiner stets treuen „Luise", wie gewöhnlich begleitet) reist mit unter den letzten,

[1] Stenzel II. 350—357.

[2] Vgl. Pauli V. 161—169; Stenzel II. 335, 340—347; Kausler: Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen und Belagerungen (deutsch und französisch, Karlsruhe und Freiburg 1831) S. 417, Blatt 62.

seine „zwölf Meilen per Tag". Er langt noch zeitig an, findet Königsberg ohne Schaden. Ja, es heißt sogar, es herrsche viel Krankheit unter den Schweden, da sie nach längerer Hungersnot eine Unzahl von „Schweinen, bei Insterburg", in jenen fernen Gegenden, angetroffen und sich das frische Schweinefleisch allzu gut hätten schmecken lassen.

Die darauf folgenden Manöver, die niemanden interessieren würden, will ich nicht beschreiben: es genüge, daß es am 16. Januar 1679 von der äußersten Wichtigkeit für Friedrich Wilhelm geworden war, von Carve (einem Dorfe bei Elbing), am Ufer des Frischen Haffs, wo er stand, über Königsberg nach Gilge, am Kurischen Haff, wo die Schweden standen — in kürzester Frist zu gelangen. Die Entfernung in Luftlinie beträgt ungefähr zwanzig Meilen; der Weg, der sich an den beiden Haffs (breiten, seichten Gewässern) entlangzieht[1], ist rauh und, versteht sich, ein Umweg. Es hat aber heute und schon länger stark gefroren — Friedrich Wilhelm läßt eiligst alle Schlitten, alle Pferde aus der Umgegend herbeischaffen, setzt an viertausend Mann auf Schlitten, schießt solchergestalt mit der Schnelle des Lichts über das Eis dahin. Jagt darüber hinweg den ganzen Tag und nach dem dazwischen liegenden Landstrich abermals darüber hinweg, daß die stille Frostwelt dröhnte. Das düstere Frische Haff, in seine winterliche Wolkendecke gehüllt, mit seinen Öden von durchwühltem Sand, seinen armen eingefrornen Fischerdörfern und Tannenhügeln — wüst aussehend, finster wie Grönland oder noch düsterer, sagt Büsching, der zur Winterszeit da reiste[2] — das Frische Haff hört unversehens menschliches Getöse und mächtiges Rasseln und Stampfen, die viertausend in langer Schlittenflotte jagen so darüber hin. Den ganzen Tag lang schießen sie daher — aus dem Reifnebel des frühen Morgens hervor in das olivenfarbene Abendgewölk wieder hinein — mit gewaltigem, lautschleifendem Gerassel. Ein merkwürdiger Streif von Dingen, über jene erstarrten Einöden dahinschießend, im jungen Jahr 1679 — wenig nachstehend jener Tat Karl Gustavs am andern oder dänischen Ende der Ostsee, vor zwanzig Jahren, da er ohne Schiffe Inseln nahm.

Diese zweite Großtat — ob nun eingegeben oder nicht von dem besagten früheren Karl-Gustavschen Marsch über das Eis — ist ein den Hohenzollern und den Preußen noch immer denkwürdiges Ereignis. Die Schweden wurden hier bei Friedrich Wilhelms unversehenem Eintreffen geschlagen, wurden zum unglücklichen eiligen Rückzug nach Norden gezwungen, den sie unter Hunger und Kälte ausführten, unablässig kämpfend wie nordische Löwen unter dem grausen Himmel, während Friedrich Wilhelm ihnen hart im Rücken saß — sie beim Schweife haltend, wie ein erzürnter Bärentreiber mit stählerner Peitsche in der Hand. Ein Ding, das einen im kleinen Maßstab an Napoleons Erlebnisse erinnert. Nicht

[1] Pauli V. 215—222. Stenzel II. 392—397.
[2] Büschings Beiträge (Halle 1789) VI. 160.

vor Napoleons ungeheuerem Fluchtkampf, hundertundvierunddreißig Jahre später, habe ich wieder von einer solchen Tat in jenen Gegenden gelesen. Die schwedische Invasion in Preußen ist gänzlich gescheitert.

Und somit wäre es mit Schweden und seiner bösen Nachbarschaft aus an diesen Küsten, wo es uns so lange tyrannisch auf der Nase gesessen hat? Schwedisch-Pommern hatte der Kurfürst bereits: seit der Tat von Fehrbellin schon sich vorbereitend, war er voriges Jahr in Schwedisch-Pommern eingefallen, hatte Stettin, ja, sogar Stralsund, wo Wallenstein fehlschlug, belagert und eingenommen — hatte Pommern gänzlich von seinen schwedischen Gästen gesäubert, die es darauf in Preußen versucht hatten, wir sehen mit welchem Erfolg. Von Schwedisch-Pommern durfte der Kurfürst nun wohl sagen: „Sicherlich ist es mein, aufs neue mein, was es eigentlich längst gewesen, zum zweitenmal wohl erworben, da ein erstes Mal nicht genügte!“ Doch nein — Ludwig XIV. zeigte sich als ein Ehrenmann gegen seine Schweden. Nun da der Frieden von Nymwegen gekommen war und nur der Kurfürst von Brandenburg noch gerüstet dastand, sagte Ludwig mit Festigkeit, wiewohl er es sich auch angelegen genug sein ließ, mit dem Kurfürsten in gutem Vernehmen zu bleiben: „Sie sind meine Bundesgenossen, diese Schweden, ich war es, der sie zum Einbruch in Euer Land veranlaßte: kann ich sie nun so im Stich lassen? Es darf nicht sein!“ Und so mußte Pommern wieder ausgeliefert werden. Ein Fehlschuß, der Friedrich Wilhelm unendlich weh tat. Der siegreichste Kurfürst kann nicht immer treffen, wenn auch sein Recht noch so gut ist.

Ein weiterer Fehlschlag, mit dem er sich trotz seines guten Rechts und seiner guten Dienste abfinden mußte, war jener mit den schlesischen Herzogtümern. Die Erbverbrüderung mit Liegnitz war endlich, 1675, zur Reife gekommen. Der letzte Herzog von Liegnitz war tot: die Herzogtümer Liegnitz, Brieg, Wohlau gehören nun Brandenburg, wenn Recht gälte! Aber Kaiser Leopold mit den scharlachroten Strümpfen will nichts von Erbverbrüderung hören. „Unsinn!“ antwortet Kaiser Leopold: „Ein Ding, das von vornherein, schon vor Jahren, unterdrückt worden ist, vermöge kaiserlicher Gewalt: eine reine Null von einem Ding gegenwärtig — Ihr aber, ich wiederhole den Befehl, gebt mir Eure Papiere darüber heraus!“ Diesen letzteren Akt der Pflicht ließ der Kurfürst unerfüllt, bestand vielmehr auf seinem Recht[1]! „Jägerndorf wenigstens, o Kaiser der Welt“, sagte er, „Jägerndorf: es gibt keinen Schatten von Vorwand, mir das vorzuenthalten!“ Darauf erwidert der Kaiser wieder „Unsinn!“ — und verfällt sogar auf erstaunliche Pläne deshalb — gibt aber nichts her. Das herzogliche Preußen ist souverän, in Kleve herrscht Frieden, Hinterpommern gehört uns — dieser Kurfürst hat viel erobert: aber ohne Schlesien und Vorpommern und etliche andere Dinge muß er auskommen. Lud-

[1] Pauli V. 321.

wig XIV. soll sich einmal erboten haben, ihm zur Königswürde zu verhelfen[1] — doch er lehnte das vorläufig ab.

Sehr schön und menschlich ist sein eheliches und häusliches Leben, namentlich mit jener oranisch-nassauischen Prinzessin, die seine erste Gemahlin war (1647—1667): Prinzessin Luise von Nassau-Oranien, Tante unseres holländischen Wilhelm, König Wilhelms III. in nachmaliger Zeit. Eine vortreffliche, verständige Fürstin, von der die oranischen Erbschaften herrühren, deren Auseinandersetzung hernach schwierig war — Oranien ward zuletzt gegen das kleine schweizerische Fürstentum Neuenburg ausgetauscht, das von da ab preußisch blieb. „Oranienburg", ein noch stehendes königliches Lustschloß, etwa vier Meilen nördlich von Berlin, war ein Sitz dieser Luise gewesen: sie hatte es zu einem kleinen Juwel nach holländischem Muster herausgeputzt — Küchengärten, Erziehungsanstalt für junge Mädchen, und was dem mehr ist — ihr Lieblingsaufenthalt, wenn sie Zeit zur Erholung hatte. Ihr Leben war aber geschäftig und ernst, sie war Gehilfin, nicht nur dem Namen nach, eines immer geschäftigen Mannes. Sie heirateten sich jung und aus Liebe. Des jungen Friedrich Wilhelm Freien und Hochzeit in Holland, der redliche treue Wandel und Verkehr des fürstlichen Ehepaars, ihre gemeinschaftlichen Reisen, ihre beiderseitigen Hoffnungen, Befürchtungen und mannigfaltigen Schicksale, bis der Tod mit düsterer Schönheit abschloß — alles ist menschlich, wahr und gesund daran, interessant zu betrachten und selten unter souveränen Personen.

Nicht als hätte er nicht auch sein Teil Plage mit seinem Frauenzimmer gehabt. Sogar mit dieser seiner ersten Gemahlin, die er wahrhaft liebte und die ihn wahrhaft liebte, gab es Auftritte, weil die Dame über alles, was vorging, ihr eigenes Urteil beliebte und der Eheherr cholerisch von Gemüt war. Es ist wohl vorgekommen, daß er „ihr seinen Hut vor die Füße warf", symbolisch sagend: „So regier du denn, Madame! Nicht der Kurfürstenhut, eine Haube soll meine Tracht sein, wie es scheint[2]!" Doch ihr Urteil war gut, und er vernahm es gern über die wichtigsten Dinge, wenn es auch mit ihrer Schweigefähigkeit mitunter haperte. Man hat Beispiele, daß er bei Gelegenheit einer verwickelten Verhandlung, aus seinem Geheimen Rat in ihr Gemach gelaufen ist, um auch ihre Meinung zu hören, ehe man sich entschied. Wackere Luise, Fürstin voller schöner Frömmigkeit, gesundem Menschenverstand und Liebe; ein Hauch nassauischer Heldenhaftigkeit lebt in ihr. Im Augenblick ihres Todes, heißt es, als die Sprache bereits geflohen war, fühlte er von ihrer Hand, die in der seinigen ruhete, einen dreifachen leisen, leisen Druck: „Lebewohl!" dreimal stumm gesprochen in dieser Weise — nicht leicht vergeßbar auf dieser Welt[3].

[1] Das. VII. 215.

[2] Förster: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen (Potsdam 1834) I. 177.

[3] Wegführer: Leben der Kurfürstin Luise (Leipzig 1838) S. 175.

Seine zweite Gemahlin, Dorothea — die die Linden zu Berlin pflanzte und sonstige Ökonomie trieb, und von der wir bereits gehört haben — blieb in vielen Stücken weit hinter Luisen zurück, aber nicht im Hang zum Ratgeben, Remonstrieren und zu grämlichen Betrachtungen über das Geschehene und Unabänderliche. Dabei eine schrecklich ökonomische Dame, befaßte sich viel mit Schweizereien, Akzise- und Steuerpachten: um nicht noch einmal von jener Bierschänke zu sprechen, die sie in Berlin besessen und unterderhand mit Kundschaft versehen haben soll! Welche Auftritte sie mit Friedrich, ihrem Stiefsohn, gehabt, ist uns bekannt. „Ach, ich habe meine Luise nicht mehr, bei wem soll ich mir nun Rat und Hilfe holen!" hat der arme Kurfürst zuweilen ausgerufen.

Er hatte einige, mitunter starke Plackerei mit aufsässigen Geistern in Preußen, Leuten, die sich auf alte preußische Gerechtsame und Pergamente versteiften, nicht einsehen wollten, daß diese nun veraltet, unpassend oder sogar unmöglich geworden waren, wie der neue Souverän behauptete; Leute, die sich zuzeiten sehr störrisch benahmen. Aber die Hohenzollern waren an derlei Dinge gewöhnt gewesen: es ließ sich erwarten, daß ein Hohenzoller wie dieser seine Maßregeln sachte aber stark und immer stärker, bis zum genügenden Grade, gegen aufsässige Geister anwenden würde. Ein Bürgermeister von Königsberg ward, nach vielem Streicheln und Besänftigen, zuletzt in offener Sitzung festgenommen auf kurfürstlichen Befehl — nachdem Soldaten vorher sachte die wichtigsten Straßen verrammelt und Kanonen auf sie gerichtet hatten. Dieser so ergriffene Bürgermeister saß lebenslänglich gefangen und weigerte sich, um seine Freilassung nachzusuchen, ob er sie gleich, meinte man, auf die bloße Bitte hin hätte haben können[1].

Ein anderer Herr, ein Baron von Kalkstein, von alter deutschritterlicher Abkunft, der sich in den Ständen und auch sonst sehr störrisch betrug, geriet in dreiste, fast alleinstehende Opposition und zuletzt in offene Meuterei gegen den neuen „nichtpolnischen" Souverän und verweigerte rundheraus die Huldigung bei dessen Antritt. Verweigerte die Huldigung, dieser Kalkstein, er für sein Teil; floh nach Warschau und betrieb äußerst heftig und laut seine Meutereien bei den Reichstagen und Hofkonklaven dort, wobei seine Einrede oder zeitweilige Einrede war: „Polen ist unser Lehnsherr" (was es freilich nicht immer gewesen war); „man kann uns nicht an Euch übertragen, ohne zuvor uns darüber befragt und unsere Einwilligung dazu eingeholt zu haben" — was auch bei Gelegenheit der vorigen Übertragung ein wenig vernachlässigt worden war, so daß der Große Kurfürst kaum wußte, was mit dem von Kalkstein zu machen sei, und ihn am Ende (da der Fall dringend war) durch seinen Gesandten in Warschau wegkapern ließ; „in eine Decke gerollt" brachte man ihn in

[1] Horn: Das Leben Friedrich Wilhelms des Großen (Berlin 1814) S. 68.

des Gesandten Kutsche, in der Form von Gepäck, über die Grenze nach seiner heimatlichen Provinz, dort ward er gerichtet und zuletzt (da ihm nun einmal nichts anderes helfen wollte) in Vollziehung des Spruchs geköpft. Denn der Fall war dringend[1]! — Diese Dinge, und besonders dieser Vorfall mit Kalkstein, der einen lärmenden polnischen Reichstag und polnische parlamentarische Beredsamkeit hinter sich hatte, gaben Anlaß zu Kritik und erforderten geschickte Behandlung seitens des Großen Kurfürsten.

Unter all seinen Ahnen war dieser der einzige, den unser kleiner Fritz, als er groß geworden, bewunderte. Ein Mann, der in vielen Stücken sein Ebenbild war. Er scheint ihn wirklich sehr geliebt und verehrt zu haben. Im Jahre 1750 hatte man einen neuen Dom zu Berlin vollendet; die vorväterlichen Gebeine mußten aus der Gruft im alten Dom — der Grabstätte seit Joachim II., jenem Joachim, der sein Schwert gegen Alba zog — herübergeschafft werden. König Friedrich mit einigem Gefolge sah dabei zu, Januar 1750. Als der Sarg des Großen Kurfürsten kam, ließ er ihn öffnen, betrachtete schweigend die noch ganz erkennbaren Züge, legte seine Hand auf die längst tote Hand und sagte: „Messieurs, der hat Großes getan[2]!"

Er starb am 29. April 1688 — seinen Blick mit gespannter Anteilnahme auf des holländischen Wilhelm Vorbereitungen zur Herbeiführung einer „Glorreichen Revolution" auf unserer Insel gerichtet, denn er war stets von eifriger protestantischer Gesinnung und ein aufrichtig religiöser Mensch. Friedrich, der Kurprinz, Alter damals einunddreißig und bereits in zweiter Ehe, war natürlich der Haupterbe — der, wie wir sehen, die Königskrone nicht ausgeschlagen hat, als sich eine Gelegenheit dazu bot. Es waren auch noch vier Halbbrüder Friedrichs da, die Leibgedinge, Versorgungen erhielten. Sie hatten eine Zeitlang zuversichtlich auf weit mehr gerechnet, da ihre Mutter darauf hinarbeitete, mußten aber zufrieden sein und sich dem Geraer Vertrag und Landgrundgesetz fügen. Sie werden Markgrafen betitelt — zwei von ihnen hinterließen Kinder, Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, Heermeister (Haupt der Malteserritterschaft) zu Sonnenburg, Statthalter in Magdeburg oder ich weiß nicht, was sonst noch, deren Namen in den preußischen Büchern verworren vorkommen, aber, außer als zeitweilige genealogische Rätsel, nicht von vielem Belang für den fremden Leser sind. Glücklicherweise ist sonst nichts da von Prinzen von Geblüt zu unseres kleinen Friedrichs Zeit, und glücklicherweise wird uns das, was er mit diesen oder ihren Söhnen zu schaffen hatte, bei Vorkommen nicht dunkel sein.

[1] Horn S. 80—82.
[2] S. Preuß I. 270.

Neunzehntes Kapitel / König Friedrich I. noch einmal

Wir haben gesagt, daß der Große Kurfürst niemals vermocht hat, seine schlesischen Herzogtümer Kaiser Leopolds Faust zu entwinden: auf all seine drängenden Vorstellungen antwortete der kleine Kaiser in roten Strümpfen nur mit Ausflüchten und Weigerungen; er wollte gar nichts herausgeben. Wir haben auch bereits der Irrungen erwähnt, in die der junge Kurprinz, nachherige König Friedrich mit seiner Stiefmutter geriet — wie er sich nach Tisch einmal plötzlich vergiftet fühlte, zu seiner Tante nach Kassel floh, auf Vertrag zurückkehrte, und was dem mehr ist. Das sind zwei Tatsachen, die meine Leser bereits kennen, und aus diesen zweien erwuchs eine dritte, die er schicklich wissen sollte.

In seinen letzten Jahren geriet der Große Kurfürst, geschwächt von der vielen Arbeit und so behelligt obendrein von häuslichen Irrungen, augenscheinlich unter den Einfluß seiner Gemahlin; er schnitt große Apanagen (klar gegen den Geraer Vertrag) für *ihre* Kinder aus — mochte sich wohl gern um jeden Preis Frieden in seinem Haushalt schaffen. Was den armen jungen Prinzen betrifft, so lebte dieser, von Kassel heimparlamentiert, vom Hofe fern und war in offene Ungunst gefallen — mit sehr schlimmer Wirkung auf seine Finanzen unter anderem. Es wird gesagt, sein Vater habe ihn in Geldsachen etwas knapp gehalten; auch hatte er Anlage, verschwenderisch mit Geld umzugehen. Die Gerüchte von den seinen Halbbrüdern, den obenerwähnten Markgrafen, zugedachten Apanagen verursachten ihm auch einige Unruhe.

Wie Österreich die schlesischen Ansprüche tilgt.

Unter solchen Umständen nun verfiel der österreichische Hof, der zu dieser Zeit gerade (1685) des kurfürstlichen Beistandes gegen die Türken und andere notwendig bedurfte, diesen aber sehr drängend wegen seiner schlesischen Herzogtümer fand, auf etwas, was ich einen ganz außergewöhnlich schlauen Kniff nennen muß, um sich die schlesische Frage vom Hals zu schaffen. „Durchlauchtige Hoheit", sagte er durch seinen Gesandten zu Berlin, „um diesen lästigen Besprechungen ein Ende zu machen und alle

Ansprüche wegen Schlesiens, zulässige sowohl als unzulässige, zu liquidieren, will die kaiserliche Majestät Ihnen ein wirkliches Stückchen Territorium abtreten, wertvoll, wenn auch nicht so groß, als Sie erwartet haben!" Der Kurfürst horchte auf mit beiden Ohren: Welches Territorium denn? Den „Schwiebusser Kreis", der am nördlichen Rand von Schlesien hängt und an das kurfürstliche Gebiet im Frankfurter Bezirk angrenzt! Diesen an Friedrich Wilhelm zu überlassen und damit der Sache ein Ende zu machen, schlägt die großmütige kaiserliche Majestät vor. Freilich ein gar winziger Strich Land im Vergleich, von Boden und Klima nicht einmal zu reden! Es war aber doch ein wirklicher Strich Land, nicht der bloße Pergamentschatten von einem Land. Dies letztere war ein verführerischer Punkt für den alten geplagten Kurfürsten. Solch freundliches Anerbieten machten sie ihm, glaube ich, im Jahre 1685, zur Zeit da er 8000 Mann Hilfstruppen für sie gegen die Türken marschieren ließ, ein Dienst, der ihnen im Augenblick sehr not tat. „Apropos, nicht durch Schlesien marschieren! — oder schneller marschieren!" sagten die vorsichtigen Österreicher bei der Gelegenheit: „Andere Straßen konvenieren besser als Schlesien!" sagten sie[1]. Baron Freitag, ihr Botschafter zu Berlin, hatte das Geschäft so weit geführt: „Der Schwiebusser Kreis", sagte Freitag, „und dann sei diesen dornigen Besprechungen auf immer ein Ende!"

Aber Baron Freitag hatte unterdessen auch mit dem jungen Prinzen Geschäfte gehabt, insgeheim Sympathie, Rat, Hilfe anbietend, deren der arme Prinz sämtlich sehr bedurfte. „Wir wollen Ihnen in jener gefährlichen Apanagensache behilflich sein", sagte Freitag, „wollen behilflich sein in allen Dingen" — das waren wohl seine Worte — „notwendiges Taschengeld ist ein Ding, woran es Ew. Hoheit nicht zu mangeln braucht!" Und so hatte Baron Freitag, was sehr kurios ist, im voraus einen Handel mit dem jungen Prinzen abzuschließen gewußt: daß dieser, sowie er nur zur Macht gelange, Schwiebus wieder zurückgeben wolle, falls Papa das Angebot von Schwiebus annehmen *sollte*. Baron Freitag hatte eine Urkunde dieses Inhalts in Händen, von dem jungen Prinzen unterzeichnet und ausgestellt, noch ehe Papa abgeschlossen hatte. Was sehr kurios ist! —

Der arme alte Papa, ermüdet von vielen Mühseligkeiten, nahm Schwiebus an als Tilgung seiner sämtlichen Ansprüche (8. April 1686) und ließ ein paar Tage darauf seine Truppen abmarschieren gegen die Türken — und genau zwei Monate voher, am jüngstvergangenen 8. Februar, hatte der Prinz *seine* geheime Verpflichtung unterzeichnet: daß Schwiebus nichts als ein Phantasma für Papa sein solle, daß er, der Prinz es zurückerstatten wolle bei seinem Regierungsantritt. Diese beiden sonderbaren Pergamente, unterschrieben, gesiegelt und in aller Rechtsform ausgefertigt, befanden sich zugleich in Freitags Hand und sind sehr wahr-

[1] Pauli V. 327, 332.

scheinlich noch in irgendeinem staubigen Winkel unter den feierlichen Schafshäuten der Welt vorhanden. Dies ist buchstäblich der Plan, auf den ein kaiserlicher Hof verfiel, um einem jungen Prinzen in seinen finanziellen und sonstigen Verlegenheiten auszuhelfen und sich die schlesischen Ansprüche vom Halse zu schaffen. Ein Plan, der wahrlich jenen Praktiken gaunerischer Geldwucherer nicht unähnlich ist, denen ein junger Herr in Schwierigkeiten und von lenksamem Naturell in die Hände fällt.

Der Große Kurfürst starb zwei Jahre später. Als der neue Kurfürst nun von der eigentlichen Bewandtnis der Sache unterrichtet wurde, weigerte er sich, Schwiebus, das zur Zeit preußisch war, zurückzugeben[1], erklärte den Handel für einen Betrug — und behielt wirklich Schwiebus noch sieben Jahre in seinem Besitz. Aber der österreichische Hof bestand darauf mit Nachdruck, zuletzt mit Drohungen (da Ludwig oder die Türken gerade nicht gar zu bedrohlich waren), der arme betrogene Kurfürst mußte endlich Schwiebus nach dem Wortlaut seines Versprechens herausgeben[2]. Er stellte förmlich fest, daß es ein erschlichener Handel gewesen sei, den man ihm aufschwindelte, als er unwissend und ohne alle Macht oder Befugnis war, ein solches Versprechen von sich zu geben, daß es ihn nicht binde; er wolle sich nicht daran binden lassen, höchstens durch Zwang; und was das anlange, daß Brandenburg damit gebunden sei, wie habe er in seiner damaligen Lebensperiode Brandenburg binden können? Er habe damals über Brandenburg nicht mehr als über China die Macht gehabt, es zu binden.

Seine Räte hatten Friedrich abgeraten, Schwiebus auf solche Weise herauszugeben. Aber seine Antwort ist noch vorhanden: „Ich muß, will und werde mein Wort halten; das Recht aber an Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedies bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann noch will. Gibt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzo, so müssen wir zufrieden sein, schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu tun und zu lassen haben mögen[3]." Und so ward Schwiebus zurückgegeben, und Österreich erstattete was Brandenburg an Landesmeliorationen dort ausgelegt hatte: „250 000 Gulden"; die Hand der Gewalt hatte auf diese Weise, sie hoffte endgültig, eine alte lästige Forderung Brandenburgs getilgt. Tilgte die Ansprüche auf die schlesischen Herzogtümer durch das zeitweilige Trugbild eines Geschenkes von Schwiebus. Dies buchstäblich ist die liegnitz-jägerndorfische Angelegenheit, und der Leser hat darauf zu achten und sie in Erinnerung zu behalten, denn sie wird noch einmal in der Geschichte erscheinen. Die Hand der Gewalt ist wohl stark: doch eine noch stärkere dürfte vielleicht eines

[1] 19. September 1689 (Pauli VII. 74).
[2] 31. Dezember 1694.
[3] Wörtlich nach Pauli VII. 150.

Tages, bei gelegener Zeit, ihre Knöchel fassen und ein Kunststück auf ihr machen.

Die „eventuelle Erbfolge in Ostfriesland", die vor etwa zehn Jahren dem Großen Kurfürsten vom Reich zugesagt worden war, „wegen seiner Dienste gegen die Türken und wegen des Schadens, den er durch die Schweden in der allgemeinen Sache erlitten habe": diese schattenhafte Erbfolge, sagte der Kaiser nun, solle nicht länger in Zweifel gesetzt, sondern wirklich bekräftigt und jetzt von Kaisers wegen bestätigt werden — Wirkung solle eintreten, wenn die friesische Linie erlösche. Laßt dies Euch einigermaßen trösten über den Verlust von Schwiebus und Eurer schlesischen Herzogtümer. Hier in Friesland ist der Schatten eines kommenden Besitztums, dort in Schwiebus war der Schatten eines scheidenden: an Trugbildern soll es Euch nicht fehlen, aber Realitäten gibt die Hand der Gewalt nicht heraus, wie sie auch immer dazu gelangt sein möge.

Sein wirklicher Charakter.

Des armen Friedrichs Leben als Kurfürst und König war bedeutend vor der Welt, aber keine öffentliche Tat von ihm geht uns nunmehr soviel an, wie diese private in bezug auf Schwiebus. Sie ist historisch wichtig und fordert Erinnerung, während der Rest großenteils bloß Vergessen von uns verlangt. Er war ein mutvoller Mann, ging in den Krieg, belagerte Bonn tapfer (Juli—Oktober 1689), hat persönlich teilgenommen an Feldzügen und Belagerungen — tapfer im Gefecht, besonders königlich in Geduld dabei — in jenem dritten Kriege Ludwig XIV., der den Vertrag von Ryswick herbeiführte. Den ganzen vierten oder spanischen Erbfolgekrieg hindurch zeigten seine preußischen Zehntausend, geführt von tüchtigen Generalen, in höchstem Maße, von welchem Schrot und Korn sie waren. Zeuge davon Leopold von Anhalt-Dessau (derzeit ein junger Dessauer) auf dem Schlachtfeld von Blendheim — Leopold führte dort den rechten Flügel und rettete den Prinz Eugen, der sonst zusammengeschossen worden wäre, während Marlborough auf dem linken stürmte und siegte. Zeuge davon derselbe Dessauer auf dem Schlachtfeld von Hochstädt, das Jahr vorher[1], wie er da den Rückzug leitete. Oder man sehe ihn an der Brücke von Casano (1705), in den Linien von Turin (1706)[2], wo es immer heißen Dienst gab. Bei Malplaquet, in jenen mörderischen, uneinnehmbaren französischen Linien, der blutigsten der hartnäckigen Schlachten (über 30 000 auf der Walstatt geblieben): die Preußen prahlen, daß sie es waren, die ein gewisses für unwegsam gehaltenes Torfmoor überschritten und die Franzosen in der Flanke faßten — zur

[1] Varnhagen von Ense: Biographische Denkmale (Berlin 1845) II. 155.

[2] Des weltberühmten Fürstens Leopoldi von Anhalt-Dessau Leben und Thaten (Leipzig 1742; anonym, von einem gewissen Michael Ranfft) S. 53, 61.

mächtigen Erleichterung für Marlborough und dem kleinen Eugen, seinen flinken Kameraden an jenem Tag. Marlborough wußte recht gut den Wert dieser preußischen Völker zu schätzen und verstand es auch, von seiner Majestät zu erschmeicheln, daß sie im Felde blieben.

Er war ein kostspieliger König, umgeben von Ränken, von den Wartenbergs beiderlei Geschlechts, von Strudeln von Intriguen, die, nun da das Spiel aus ist, sehr vergeßbar werden. Aber man findet, daß er ein streng ehrenhafter Mann war, mit einem Ansatz von Schwunghaftigkeit und Großmut, die zu anderem Adel, als den der Tapezierer verleiht, fähig waren. Er hatte ein Leben, das wir ein hartes nennen müssen, tat und litt viel in seiner Zeit und Generation, durchaus nicht auf unredliche und unmannhafte Weise. Im Grunde ist er ganz offenbar ein Hohenzoller — mit halbzerbrochenem Rückgrat. Der Leser erinnert sich jenes betrübenden Vorfalls: wie die Amme bei einer jener eiligen Reisen, die seine Eltern beständig machten, das arme Kind auf den Rücken fallen oder sich arg stoßen ließ und es schlimm beschädigte, ja man dachte, sie habe es getötet durch ihre Unachtsamkeit. Er war noch nicht Erbprinz, war nur zweitgeborner Sohn: aber der ältere starb, und er wurde Kurfürst, König, und mußte ein verwachsenes Rückgrat mit sich herumtragen — eine zwar nicht so sehr auffallende, aber doch unleugbare Verunstaltung — und den Hohenzoller *so* vorstellen. Ja, wer weiß, ob nicht gerade dieser Stoß und die Halbzerrüttung seines Nervensystems — dieser verdoppelte Wunsch, schön zu sein, und dieser krumme Rücken, der sich aber verbergen und zur Ebenheit herausputzen ließ — ob es nicht gerade dies war, wodurch der arme Herr zuerst auf Gedanken an kostspielige Zierate und an die Königskrone insbesondere gebracht wurde? Die Geschichte wird in diesem Fall der Amme Vergebung schenken.

Vielleicht hat die Geschichte überhaupt zuviel bei der Schattenseite dieses kostspieligen Königs verweilt. Toland ward, als er sein Land betrat, vielmehr allenthalben von den Merkmalen guter Verwaltung überrascht. Kaum hat man von Westfalen her die preußische Grenze überschritten, sagt Toland, so fallen gut gehaltene Straßen, wohlbebaute Felder und ein allgemeiner Anstrich von Betriebsamkeit und Regelmäßigkeit auf: massive Meilensteine, mit Messing eingefaßt und mit messingner Inschrift, sagen dem Reisenden, wo er sei, auch Wegweiser findet er und die Labung wohnlicher Wirtshäuser. Die Leute scheinen alle zu tun zu haben, fleißig beschäftigt, Dörfer ziemlich sauber und gut angestrichen — bessere Dorfkirchen kann man nicht sehen; neugebaut oder alt, sind sie sämtlich in bestem Zustand. Der Kontrast gegen Westfalen liegt auf der Hand und ist groß; aber letzteres war freilich ein betrübendes Land für jeden andern als einen geduldigen Toland, der sich auf den Grund der Erscheinungen versteht. Keine Gasthäuser dort, außer im wilden Naturzustande. „Da muß sich der Mensch noch glücklich schätzen, wenn er reines Stroh als

Nachtlager antrifft, und darf nicht an Bettuch oder Decke denken, laß ihn auch willig auf Teller, Gabel oder Tischtuch verzichten, wenn er nur was zu essen kriegen kann."

„Er muß sich es gefallen lassen, die Kühe, Schweine und das Federvieh zu Schlafkameraden zu haben und durch dieselbe Öffnung einzutreten, durch die der Rauch hinausgeht, denn es ist kein anderer Auslaß für diesen da, als die Türe, weshalb Fremde zu sagen pflegen: die Westfalen gehen zum Schornstein ins Haus hinein." Und wohl zu merken: „Daher kommt es auch, daß ihr Rindfleisch und Schinken so gut geräuchert ist, denn da die Feuerstelle sich hinten befindet, so muß der Rauch sich zuvor über das ganze Haus ausbreiten, ehe er die Türe erreicht, wodurch inwendig alles grau und schwarz gefärbt wird, ohne daß die Hände und Gesichter der geringeren Leute eine Ausnahme davon machen[1]." Wenn Preußen Westfalen in Schinken nachsteht, so ist es ihm dafür in allen andern Stücken auffallend überlegen.

Er stiftete Universitäten, dieser arme König, die Hallische Universität, die Königliche Akademie zu Berlin mit Leibniz zum Präsidenten: er focht für den Protestantismus — tat was er konnte für die Sache des Kosmos kontra das Chaos, nach seiner Art. Die Pracht seiner Charlottenburg, Oranienburg und zahlreichen Lustschlösser machen Toland fast poetisch. Dabei ein leutseliger gütiger Mann, obschon von jähem Gemüt, sein Wort ihm heilig. Ein Mann, der viel ausgestanden hat und bekannt ist mit dem „unendlich Kleinen (l'infiniment petit)", wie seine Königin es nannte.

[1] An Account of the Courts of Prussia and Hanover by Mr. Toland (oben angeführt) S. 4.

Zwanzigstes Kapitel / Tod König Friedrichs I.

Der alte König Friedrich I. hatte nicht viel mehr zu tun in der Welt, nachdem er zu guter Letzt noch der Taufe seines gleichnamigen Enkels beigewohnt hatte. Sein Insfeldführen oder Senden von Truppen, seine vielfältigen Unterhandlungen, sein feierliches Zeremoniell, seine betrübenden, manchmal „unter Tränen“ vor sich gegangenen Ministerwechsel sind größtenteils vorüber; der immer kreisende Staubstrudel der Intrigen, dessen Mittelpunkt er fünfundzwanzig Jahre lang gewesen, neigt sich schließlich der ewigen Ruhe zu. Kein Marlborough kommt mehr und überredet ihn mit gewandter Feinheit — stolz darauf, einem so hohen König bei Gelegenheit als „Mundschenk aufzuwarten“ — zu neuen Truppensendungen für den nächsten Feldzug: wir haben aufgehört, ein eines solchen Mundschenken würdiger König zu sein; und auch Marlboroughs Feldzüge sind alle zu Ende.

Vieles ist zu Ende. Zu Utrecht schließen sie den trübseligen Frieden ab. Ludwig XIV. selber ist auf der Neige; gramvoll in eine Ecke geschrumpft, mit seinem Meßbuch und seiner Maintenon; nicht ohne gerechten Schauder auf ein vergebens viermal um eines armen Sterblichen in großer Allonperücke willen in Brand gestecktes Europa zurückblickend. Glücklich, wenn etwa Meßbuch, orthodoxe Litaneien und selbst protestantische Dragonaden Kraft besitzen können, eine solche Zeche eines Menschen wegzuwischen. Unglückseliger Ludwig: das sonnenhelle Gold ist matt wie Kupfer geworden; wir gingen in Stürmen auf, und in Regenwolken gehen wir unter. Der Kaiser selber (Karl VI., Leopolds Sohn, Josephs I. jüngerer Bruder) muß sich dem Utrechter Vertrag fügen: bleibt ihm doch keine Wahl übrig.

Die Engländer, allzeit eine wunderbare Nation, fochten und subsidierten von einem Ende Europas bis zum andern für die spanische Erbfolgesache; schlugen sich zehn Jahre lang, wie sie sich nie zuvor noch seitdem geschlagen, unter „Johann Herzog von Marlburg“, der bekanntlich „schlug die Franzosen durch und durch“. Die Franzosen, am Ende völlig geschlagen, und dies nicht ohne heroische Mühe und so edles Talent als je in Diplomatie oder Krieg zutage gekommen, sind bereit, in allen Stücken

zu willfahren, im Verzichten auf Spanien unter anderem — da machen die Engländer auf einmal kehrt, mit plötzlichem neuen Gedanken: „Nein, wir wollen unsern Willen doch nicht haben, wir wollen es lieber anders, so, wie es vorher war — nun, da wir es uns überlegen, nachdem wir so für unsern Willen gefochten!“ Und schließen auf diese Bedingungen Frieden, als ob gar kein Krieg gewesen wäre, und bezichtigen ihren großen Marlborough vieler Dinge, darunter des Diebstahls. Eine wunderbare Nation, und in ihrer Kontinentalpolitik (die freilich hauptsächlich in Subsidien besteht) dreimal wunderbar. Und so wird der Utrechter Vertrag abgeschlossen, welchem der Rastatter, von seiten Kaisers und Reichs, die ohne Subsidien nichts ausrichten können, folgen muß: und nachdem solche Massen Pulvers verschossen und so viele tapfere Leben hingeopfert worden, ist ein allgemeines Wiezuvor das Resultat, zu dem man gelangt.

Des alten Friedrichs Gesandte tagen mit zu Utrecht, quengelnd und plädierend unter den übrigen; auch zu Berlin geht der Geschäftsgang holpernd seinen Weg: aber was ist dem alten Mann viel gelegen an Geschäften zu Utrecht oder zu Berlin? Scheint es doch, als ob ganz Europa sich verdüstere und in dumpfen Schlaf versinke — wie nur allzu gewiß wir selber in unserer armen königlichen Person. Eine Krone haben wir zustande gebracht und Diamantknöpfe zu 10 000 Taler das Stück: aber was ist am Ende eine Krone und was sind Knöpfe? — Ich vermute, das Geplauder und die singeries der kleinen Wilhelmine, mit der er sich ganze Tage abgab, und gelegentliches Zusprechen an der Wiege eines jungen Fritzchen, das mäßig gedeiht und eines Tages auch Affereien sprechen und üben wird — sind seine hauptsächlichen Erquickungen im Laufe der Tage. Viel von dieses Friedrichs Leben ist wie Rauch von Feuerwerken aufgegangen, ist traurig verblichen und hat sich trugbildartig erwiesen. Hier ist ein altes, an jener Wiege geschriebenes und ein kleines Ereignis daselbst betreffendes Handbillett von ihm, welchem wir, da es zwei ehrwürdige Briefschreiber und ihr siebzehntes Jahrhundert mit einem großen Phänomen des achtzehnten verknüpft, hier ein Plätzchen geben wollen. Der alte König schreibt an seine ältere Schwiegermutter, die bekannte Kurfürstin Sophie von Hannover, wie folgt:

„Charlottenburg, den 30. August 1712.

Ew. Churf. Durchlaucht werden Sich zweifelsohne mit uns erfreuen, daß der kleine Printz Fritz nuhnmero 6 Zehne hat und ohne die geringste incommoditet. Daraus kann man auch die predestination sehen, daß alle seine Brüder haben daran sterben müssen“ (also nicht am Kanonenknall und schweren Gewicht des Kopfputzes, meinen Ew. Majestät? Das wäre freilich ein schmerzlicher Gedanke!), „dieser aber bekommt sie ohne Mühe wie seine Schwester. Gott erhalte ihn uns noch lange zum trohst, in dessen Schutz ich dieselbe ergebe und lebenslang verbleibe,

Ew. Churf. Durchl. gehorsamster Diener
und treuer Sohn,

Friderich R.“[1]

[1] Preuß: Friedrich der Große (Historische Skizze, Berlin, 1838), S. 380.

Eines von Friedrich Rex' schlimmsten Abenteuern war sein spätestes, welches vor fünf oder sechs Jahren (1708) anhub und nun nicht mehr fern vom Ausgang ist. Er war Witwer, von schwächlicher Leibesbeschaffenheit, nahe an den Fünfzigern: seine schöne geistreiche „Serena", mit all ihren Theologien, Tabaksprisenkrönungen und übrigen irdischen Plagen, war tot, und die Aufgabe, das Hohenzollerngeschlecht fortzupflanzen, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm überkommen, sah man als in guten Händen an. Seine Majestät Friedrich mit dem schwachen Rücken hatte sich im Jahre 1708 nach Karlsbad begeben, um den Gesundbrunnen zu trinken und seine schwachen Nerven ein wenig wiederherzustellen. Hier, auf vertraulichen Spaziergängen, ward ihm von einem fuchsschwänzerischen Höfling eingegeben, ward ihm vorgestellt, daß es mit der Aufgabe der Fortpflanzung des Hohenzollerngeschlechts in den gegenwärtigen guten Händen nicht zum besten stünde: daß Sophie Dorothea, die Kronprinzessin, bereits zwei Kinder geboren hatte, die bald wieder gestorben waren; daß fürwahr aus den Äußerungen der Ärzte, wenn auch nicht gerade aus ihren Worten, so doch aus ihren Blicken und behutsamen Winken, zu entnehmen sei, Sophie Dorothea, die Kronprinzessin, werde niemals einen lebensfähigen Prinzen zur Welt bringen: bewußte Aufgabe scheine folglich wieder an Seine Majestät zurückzufallen, falls Seine Majestät nicht etwa unüberwindlich dagegen eingenommen sei. Seine Majestät war nicht unüberwindlich dagegen eingenommen. Die alte Majestät gab dem süßen Flüsterer Gehör und mußte schlimm genug dafür büßen.

Es fand sich auch bald eine Prinzessin, die man zur Braut wählte, die vierundzwanzigjährige Prinzeß Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin: diese ehelichte der König und führte sie heim nach Berlin in aller Herrlichkeit — aber Gutes kam für niemanden mit ihr. Sie brachte nicht nur dem armen alten Mann keine Kinder, ein Fehler, der sich gegenüber Sophie Dorotheas gutem Erfolg übersehen ließ, sondern sie brachte vielmehr eine zänkische, schwache und dünkelhafte Weiberlaune; fand seine Religion heterodox, da er reformiert und vielleicht sogar lax-reformiert, sie lutherisch, wie die preußische Nation, und orthodox bis an die Fingerspitzen war — völlig heterodox, bis zu einem die Seligkeit unmöglich machenden Grad — und es kamen Zeiten am Berliner Hof, dergleichen man noch nicht erlebt hatte! „Seligkeit unmöglich, sagt meine Liebste? Ha! — Und eine unschuldige Hofmaskerade oder soirée dansante sei sündhaft in den Augen Gottes und der Königin? Und wir seien durchaus Kinder des Zornes und ein leichtfertig Geschlecht; und die Königin würde uns samt und sonders zur Hölle fahren sehen —!" —

Das End vom Lied war, daß Seine Majestät in trüben einsamen Tagen und Nächten bitterlich seine Heirat mit einer solchen Dominikanerin bereute; ward ihr gänzlich entfremdet, indes die arme Dominikanerin es ihm auf ihre Weise vergalt — lebte nämlich abgeschlossen in ihren Ge-

mächern, von Orthodoxie, Eifersucht und anderer schlechter Kost zehrend; bis sie zuletzt völlig wahnsinnig wurde und außer der nötigen ärztlichen und sonstigen Bedienung kein Mensch in Berlin sie sah oder erwähnte. War das ein froher Ausgang eines solchen Abenteuers für den armen alten kostspieligen Herrn? Er suchte die bittere Kost, die er sich selbst bereitet hatte, im stillen zu verdauen; dachte aber wohl oft bei sich: Was hab ich nicht für Kot gegessen!

So steht es damit im Schloß zu Berlin zur Zeit, da der kleine Friedrich, welcher dereinst der Große heißen wird, zur Welt kam. Die Lebensgewohnheiten des kostspieligen Königs, wann er aufstand, wie er sich ankleidete usw., das ist alles ausführlich bei Pöllnitz[1] zu finden; wir lassen es aber, aus Barmherzigkeit für den Leser, alles hier fehlen. Selbst beim närrischen Pöllnitz wird ein richtiges Auge herausfinden, daß dieser rückenschwache, schwerbelastete alte König von menschlichem und gerechtem Sinne war, Würde in seinem Wesen, Fassung und Geduld besaß und, obgleich hitzig von Gemüt wie alle Hohenzollern, sich doch stets als ein feingesitteter Mann erwies und seinen hochgelegenen einsamen Weg entlang wankte, keineswegs auf unmannhafte Weise. Wären nicht seine Nerven durch jenen Fall in der Kindheit in Unordnung geraten, wer weiß, ob wir nicht Besseres von ihm zu berichten gehabt hätten, als daß er keine Kosten gescheut hat in dieser Welt!

Sein letzter Auftritt, Datum Februar 1713, ist der tragische Schluß jenes schönen Karlsbader Abenteuers der zweiten Ehe — eigentlich dritten Ehe, wiewohl man die erste, vor „Serena", leicht vergißt, da sie kurz dauerte und nur eine Tochter zur Frucht hatte, welche, außer durch Zufall, nicht denkwürdig ist. Diese dritte Ehe, die ihm so vielen Kummer gebracht, gab zuletzt gar dem alten Mann seinen Tod. Denn eines Morgens in den frostigen Februartagen des Jahres 1713 saß er, schwach von Nerven wie gewöhnlich, aber nichts besonders Schlimmes ahnend, in seinem Gemach, als plötzlich mit schrecklichem Gerassel die Glastür seines Zimmers in Stücke splitterte, und hereinstürzte — blutig und mit aufgelösten Haaren, die schicksalsvolle „Weiße Frau", die, nach uralter Sage, im Schloß zu Berlin umgeht und den königlichen Bewohnern ihren Tod ansagt. Die Majestät ward ohnmächtig: „Weiße Frau? nicht doch, Ew. Majestät!" — Nicht die; aber freilich noch etwas Schlimmeres beinahe. — — Die wahnsinnige Königin, in ihren Gemächern halb oder viertel angekleidet, war jenen Tag von ungewöhnlicher Orthodoxie oder ungewöhnlicher Eifersucht gepackt worden. Ihre Gelegenheit ablauernd war sie im äußersten Negligé auf den Gang geschlüpft und wie ein wildes Reh nach Seiner

[1] Pöllnitz: Memoiren zur Lebens- und Regierungs-Geschichte der vier letzten Regenten des preußischen Staats (Berlin, 1791). Ein vages, ungenaues, jedoch nicht ganz aufschlußloses Buch: auch französisch, in welcher Sprache das Original geschrieben, herausgegeben, Druckort und Jahr dieselben.

Majestät Gemächern geeilt, wie vom Katapulte geschossen durch Sr. Majestät Glastür, und erschien da, wie wir sahen — in Unterrock und Hemd, mit strömenden Haaren, funkelnden Augen, blutigen Armen und was noch sonst dazu gehört. O Himmel, wer könnte da lachen? Königen und allen Menschen sind wir Tränen schuldig. Es war tiefes Elend; „Sünde und Elend", wie Kalvin richtig sagt, tief genug auf beiden Seiten! Der arme alte König ward zu Bett gebracht, und er ist niemals wieder aufgestanden; er starb wenige Tage darauf. Man hätte hoffen mögen, daß auch das Todesdatum der Weißen Frau nicht sehr fern sei; aber sie lebte in ihrem betrübten Zustande noch vierzig Jahre länger.

Des alten Königs Friedrich Todestag war der 25. Februar 1713, als, noch ohne Bewußtsein, der kleine Enkel in seinem vierzehnten Monat stand. Zu ihm kehren wir, nach dieser langen Reise um die Welt, nun gern zurück.

Zu des Lesers Gedächtnisauffrischung über diese zwölf hohenzollerischen Kurfürsten folgt hier ein fortlaufendes Verzeichnis derselben mit kurzen Erinnerungen hier und da.

Die zwölf hohenzollerischen Kurfürsten

1. Friedrich I. (als Burggraf Friedrich VI.): geb., wird vermutet, 1372 (Rentsch S. 350); Regierungsantritt 18. April 1417; gest. 21. September 1440. War 1412 als Statthalter nach Brandenburg gekommen. Die Quitzows und Faule Grete.

2. Friedrich II.: 19. November 1413, 21. September 1440, 10. Februar 1472. Friedrich Eisenzahn zügelt die Berliner Bürger. Sprach polnisch, sollte polnischer König werden. Kanonenschuß bei Tisch erschüttert seine Nerven so sehr, daß er abdankt und bald stirbt. Johannes Alchymista sein älterer Bruder, Albrecht Achilles sein jüngerer.

3. Albrecht (Achilles): 24. November 1414, 10. Februar 1471, 11. März 1486. Dritter Sohn Friedrichs I.; Stammvater in gerader Linie von all den übrigen.

   Sein ältester Sohn, Johannes Cicero, folgt als Kurfürst; ein jüngerer Sohn, Friedrich (von einer anderen Mutter), erhielt Kulmbach und erzeugte die ältere Linie dort (s. genealogische Tafel S. 288).

4. Johannes (Cicero): 2. August 1455, 11. März 1486, 9. Januar 1499. Johannes der (leiblich) Große. Friedrichs von Kulmbach älterer (Halb-) Bruder.

5. Joachim I.: 21. Februar 1484, 9. Januar 1499, 11. Juli 1535. Laut in den Reformationszeiten; erklärt sich schließlich entschieden für die konservative Seite. Gemahlin (Schwester Christians II. von Dänemark) läuft fort.

   Jüngerer Bruder Albrecht Kurmainz, den Hutten feiert: geb. 1490; Erzbischof von Magdeburg und Halberstadt 1513, von Mainz 1514; gest. 1545: brachte Tetzel und den Ablaßkram in Gang.

6. Joachim II. (Hektor): 9. Januar 1505, 11. Juli 1535, 3. Januar 1571. Schwert einmal gegen Alba gezogen. Erbverbrüderung mit Liegnitz. Treppe zu Grimnitz. Ein gewichtiger, fleißiger Kurfürst.

   Erklärte sich protestantisch 1539. Gemahlin war Tochter des Herzogs Georg von Sachsen, Luthers „Wenn es Herzog George regnete". — Johann von Küstrin war ein jüngerer Bruder von ihm; starb zehn Tage nach Joachim; hinterließ keinen Sohn.

7. Johann Georg: 11. September 1525, 3. Januar 1571, 8. Januar 1598. Kanonenschuß bei der Belagerung von Wittenberg auf Kaiser Karl und ihn. Geraer Vertrag.

   Heiratete eines schlesischen Herzogs von Liegnitz Tochter (Ergebnis der Erbverbrüderung dort — oben S. 224). Hatte dreiundzwanzig Kinder. Er war es, an den Bayreuth und Ansbach heimfielen: er übertrug sie auf seine zweiten und dritten Söhne, Christian und Joachim Ernst; Begründer der neuen Linie von Bayreuth und Ansbach (s. genealogische Tafel S. 289).

8. Joachim Friedrich: 27. Januar 1546, 8. Januar 1598, 18. Juli 1608. Zuerst Erzbischof von Magdeburg — damit die Stelle besetzt bleibe. Joachimsthaler Schule im alten Schloß zu Grimnitz. Hält sein Auge auf Preußen, das der Erledigung nahe ist.

   Zwei seiner jüngeren Söhne, Johann Georg (1577—1624), dem er Jägerndorf gab, und jener Erzbischof von Magdeburg, der bei Tillys Sturm zugegen war, litten Schiffbruch im Dreißigjährigen Krieg — nicht ohne Ergebnisse im Fall Jägerndorf.

9. Johann Sigismund: 8. November 1572, 18. Juli 1608, 23. Dezember 1619. Preußen — Kleve; Ohrfeige an Neuburg.

10. Georg Wilhelm: 3. November 1595, 22. November 1619, 21. November 1640. Der Unglückliche des Dreißigjährigen Krieges „Que faire, ils ont des canons!“

11. Friedrich Wilhelm: 6. Februar 1620, 21. November 1640, 29. April 1688. Der Große Kurfürst.

12. Friedrich III.: 1. Juli 1657, 29. April 1688, 25. Februar 1713. Erster König (18. Januar 1701).

Genealogische Tafel: Die zwei kulmbachischen Linien

3. Kurfürst (1471—1486):

Albrecht Achilles.

Ältere kulmbachische Linie.

Friedrich, zweiter Sohn des Kurfürsten Albrecht Achilles, jüngerer Bruder von Johannes Cicero, erhielt Kulmbach: Ansbach zuerst, dann Bayreuth beim Ableben eines jüngeren Bruders. Geboren 1460; erhielt Ansbach 1486, Bayreuth 1495; folgte Max in seinem venetianischen Feldzuge; ward blödsinnig 1515; † 1536. Hatte eine polnische Gemahlin, von der Interessen in Ungarn und in Polen für seine Kinder herrühren. Friedrich hatte drei namhafte Söhne:

1. Kasimir, der Bayreuth erhielt (1515): geb. 1481, † 1527. Sehr wüterisch im Bauernkrieg.

Albrecht Alcibiades: ein Mann, der zu seiner Zeit viel Aufsehen gemacht (1522—1551); niemals verehelicht. Zwei Schwestern, bei deren einer er zuletzt Obdach nahm; kein Bruder.

2. Georg der Fromme, der Ansbach erhielt (1515): geb. 1484, † 1543; erwarb Jägerndorf durch Kauf von seiner Mutter ungarischer Verwandtschaft 1524. Protestantisch erklärt 1528, und macht fortan eine ehrenhafte Figur in den Geschichten. Der Georg von Kaiser Karls „Nit-Kop-ab". Ein Sohn.

Georg Friedrich: geb. 1539; ging Preußen zu verwalten, als der dortige Vetter inkompetent geworden; † 1603. Erbe seines Vaters in Ansbach und Jägerndorf, desgleichen seines Vetters Alcibiades in Bayreuth. War unmündig hinterlassen worden (als vierjähriger Knabe, wie der Leser sieht); Alcibiades sein Vormund auf eine kurze Weile, woraus große Schwierigkeiten erwuchsen und ungerechter Ruin würde daraus erwachsen sein, wäre nicht Kurfürst Joachim I. hilfreich und kräftig für ihn eingestanden. Georg Friedrich kam zuletzt in Besitz seiner meisten Lande: Ansbach und Bayreuth ungeschmälert, auch Jägerndorf, außer daß Ratibor und Oppeln stark benagt waren von den kaiserlichen Schikanen dortzulande. † 1603, kinderlos — worauf seine sämtlichen Lande der brandenburgischen Hauptlinie anheimfielen, nämlich an Johann Georg, den siebenten Kurfürst oder dessen Stellvertreter, nach dem Geraer Vertrag; und die „ältere kulmbachische Linie" war dergestalt erloschen.

3. Albrecht: geb. 1490; Hochmeister des Deutschordens, 1511; erklärt sich protestantisch und Herzog von Preußen, 1525; † 1568.

Ein Sohn, Albrecht Friedrich: geb. 1553; folgt als Herzog 1568, für melancholisch erklärt 1573; † 1618. Sein Vetter Georg Friedrich verwaltet für ihn bis 1603, alsdann Joachim Friedrich, und dann, zuletzt, Joachim Friedrichs Sohn, Johann Sigismund, der neunte Kurfürst. Hatte die Erbin von Kleve geheiratet (woraus eine berühmte klevische Kontroverse später erwuchs). Kein Sohn; viele Töchter, deren eine dem Kurfürst Johann Sigismund vermählt war; von dieser kam das bestrittene klevische Eigentum.

7. Kurfürst (1571—1598):
Johann Georg.

Jüngere kulmbachische Linie.

Kurfürst Johann Georg übertrug Bayreuth und Ansbach auf zwei seiner jüngeren Söhne, welche Begründer der „jüngeren kulmbachischen Linie“ waren (gespaltene Linie oder Linienpaar). Jägerndorf behielt der neue Kurfürst, Joachim Friedrich; gab es einem seiner jüngeren Söhne. Hier sind die zwei neuen Stammväter in Bayreuth und Ansbach und einige Andeutungen ihrer „Linien“, soweit dies gegenwärtig von Belang für uns ist.

Bayreuth.

(1) Christian, zweiter Sohn des Kurfürsten Johann Georg, geb. 1581, erhielt Bayreuth 1603, † 1605. Ein ausgezeichneter Regent in seinem Bereich. Hatte zwei Söhne; der ältere starb vor ihm, hinterließ aber einen Sohn, Christian Ernst; der (2) sukzedierte, und (3) dessen Sohn, Georg Wilhelm: 1644, 1655, 1712; 1678, 1712, 1726 (sind Geburt, Regierungsantritt, Ende dieser zwei); wovon der letzte keinen Sohn hatte, der bei Leben blieb.

Worauf die Nachkommenschaft von Christians zweitem Sohne sukzedierte, welcher zweite Sohn Christians uns auf zweierlei Weise bemerkenswert ist:

Erstens ist er, Georg Albrecht, Markgraf von Kulmbach, der unerforschliche „Marquis de Lulenbach“ jener Bromleyschen Briefe (oben S. 175 Anm. Die Kommentatoren mögen Trost schöpfen!).

Zweitens und besser stammt von ihm der Gemahl unserer kleinen Wilhelmine ab — wie nachher erklärt werden wird. Sein Enkel (4) sukzedierte in Bayreuth, Georg Friedrich Karl (1688, 1726, 1735), Vater von Wilhelmines Gemahl. Nach ihm (5) sein Sohn Friedrich (1711, 1735, 1763), Wilhelmines Gemahl, der (1763) nur eine Tochter hinterließ, worauf Bayreuth an Ansbach fiel, 1769 nachdem ein alter Onkel (6) kinderlos ebenfalls gestorben war.

Sechs bayreuthische Markgrafen dieser Linie; fünf Generationen: und dann an Ansbach, im Jahre 1769.

Ansbach.

(1) Joachim Ernst, dritter Sohn des Kurfürsten Johann Georg: geb. 1583, erhielt Ansbach 1603, † 1625. Hatte militärische Neigungen, Erfahrungen; hatte kein Glück als Feldherr der Evangelischen Union (1619—1620), als der Winterkönig zutage kam und der Dreißigjährige Krieg mit ihm. Hinterließ zwei Söhne, wovon der ältere (2), Friedrich, dem Namen nach Souverän, erst achtzehn Jahr alt, in der Schlacht von Nördlingen (schlimmste Schlacht des Dreißigjährigen Krieges, 1637) blieb, worauf der jüngere davon (3), Albrecht, sukzedierte (1620, 1634, 1667), und sein Sohn (4), Johann Friedrich (1654, 1667, 1686), und (5, 6, 7) nicht weniger als drei Enkel — Kinder zumeist, obschon „Souverän“ betitelt — in paralleler Weise (Christian Albrecht, 1675, 1686, 1692; Georg Friedrich, 1678, 1692, 1703; Wilhelm Friedrich, 1685, 1703, 1723). Zwei kleine Punkte auch hier bemerkenswert, und kein dritter:

Erstens, daß eine der Enkelinnen, rechte Schwester des letzten, Halbschwester der zwei vorherigen dieser drei parallelen Figuren — Königin Karoline, Georgs II. Gemahlin, war, die noch einen Namen bei uns hat.

Zweitens, daß der jüngste der besagten drei Enkel, Königin Karolines rechter Bruder, einen Sohn, damals minderjährig, hinterließ, der volljährig (8) wurde und eine Schwester unserer lieben kleinen Wilhelmine ehelichte, von der wir hören werden (Karl Wilhelm Friedrich, 1712, 1723, 1757): ein unerheblicher Markgraf übrigens. Sein und ihr Sohn war es (9), Christian Friedrich Karl Alexander (1736, 1757, 1806), der Bayreuth erbte, Schauspielerin Clairon, Lady Craven, erbte und zu Hammersmith der Geschichte ein Ende machte.

Neun ansbachische Markgrafen, in fünf Generationen: Ende 1806.

Viertes Buch

Friedrichs Lehrjahre, erste Stufe
1713—1723

Erstes Kapitel / Kindheit: Zwiefaches Erziehungselement

Friedrichs Kindheit enthält, wieviel wir auch darüber gelesen, nicht viel, dessen Meldung ein fremdes Publikum interessieren dürfte; vielleicht überhaupt nicht viel des Wißbaren, das wissenswert wäre. An Büchern, die ausdrücklich davon handeln, und Büchern über Friedrich Wilhelms Hof und Geschichte, in denen der Gegenstand stets viel Raum einnimmt, fehlt es allerdings nicht: sie gehören aber meist zu der traurigen Gattung, die uns mit Mühe und Schwierigkeit nichts lehrt. Bücher, verfaßt von Pedanten und finsteren Personen unter dem Namen von Menschen; die sich nicht mit Dingen, sondern, in endloser Länge, mit den äußeren Hülsen der Dinge abgeben: dabei von beispielloser Verwirrtheit — geben nicht einmal ein Register; zum Herauslesen des armen Halbmetzleins Löschkohlen, das unter diesen Wagenladungen Asche versteckt liegt, wird kein Sieb zugestanden! Bücher, die wirklich danach sind, den Geist mit Staubwirbelwind zu erfüllen — wenn der Geist sie nicht stracks wieder von sich bliese, was auch geschieht. Reden wir nicht von ihnen. Selten ist einem so merkwürdigen Phänomen schlimmere Behandlung von der Dryasdustgattung zuteil geworden.

Unter diesen Büchern, die Friedrichs Kindheit betreffen und von seines Vaters Hofe handeln, ist kaum mehr als ein einziges, das wir echt menschlich nennen möchten: das Buch, welches seine kleine Schwester Wilhelmine schrieb, als sie groß wurde und zur Kenntnis von Gut und Böse kam[1] — und von welch flüchtiger ungewisser Art dieses ist, das ist der Welt zum Teil bekannt. Jedoch ist es ein menschliches Buch, kein pedantisches: hier ist eine gellende weibliche Seele mit gespanntestem Ernst geschäftig, sehend und uns sehen lehrend. Wir finden, es ist ein wahrhaftiges Buch, mit Herz, Auge und Verständnis verfaßt — von einer Wahrhaftigkeit, die tiefer ist als jene oberflächliche. Voller Irrtümer ist es freilich und übertreibt entsetzlich, auf seine gellende weibliche Weise; aber es ist erhaben

[1] Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine de Prusse, Margrave de Bareith (Brunswick, Paris et Londres, 1812). 2 Bde. 8.

über die Absicht, hinter das Licht zu führen: man ziehe nur den nötigen Subtrahend ab — etwa fünfundzwanzig Prozent oder in äußersten Fällen sogar fünfundsiebzig Prozent — und man erhält irgendein menschliches Bild glaubbarer Wirklichkeiten von Wilhelminen. Praktisch ist sie eigentlich unsere einzige Hilfsquelle bei diesem Gegenstand. Über den seltsamen König Friedrich Wilhelm und seinen seltsamen Hof, wo ein solcher Erbprinz aufwächst, ist kein anderes wirkliches Licht zu erhalten, als das, was Wilhelmine gewährt — oder womit sie die finstern Bücher anderer so erleuchtet, daß sie ebenfalls einiges gewähren. Denn auch dies ist ein Ergebnis, das man ihr, nach langem Forschen, hier und da verdankt. Bei einer so flackernden Wachskerze, über Friedrichs Kindheit gehalten — während die übrigen schmutzigen Talglichter sämtlich in unerträglichem Gestank ausgehen — urteile man, ob unser Erfolg sehr triumphierend sein kann!

Wir bemerken, das kleine Geschöpf hat viel von der Natur empfangen; nicht nur die große Arena, sondern auch schöne innere Gaben, denn es ist in mehr als einem Sinne wohlgeboren — und daß sich in seiner Erziehung zwei ganz verschiedene Elemente vorfinden: ein deutsches und ein französisches. Dies ist vielleicht die Haupteigentümlichkeit, die noch am ersten umfassende Berücksichtigung verdient, soweit unsere Mittel es erlauben.

Erstes Erziehungselement, das französische.

Seine Wärterinnen, Gouvernanten, gleichzeitige und aufeinanderfolgende, meist französischer Herkunft, stehen in den preußischen Büchern gebührlich aufgezeichnet und werden von den Preußen pflichtgetreu in Erinnerung gehalten, dürfen aber von uns hier nur als Gruppe und in allgemeinen Zügen behandelt werden. Er hatte eine Frau von Kamecke zur Obergouvernante — die Dame, deren Namen Wilhelmine in ihren bekannten „Memoiren" immer Kamken schreibt, und von welcher nichts erinnerlich ist, als was in jenem Buche von ihr geplaudert wird. Unter ihr stand, als eigentliche Aufseherin, Sous-gouvernante und Quasi-Mutter, die Dame de Roucoulles, eine wichtigere Person für uns hier. Dame de Roucoulles, gewesene de Montbail, dieselbe ehrbare Edikt-von-Nantes-Französin, die vor fünfundzwanzig Jahren des gleichen Amtes bei Friedrich Wilhelm gewartet hatte; ein Umstand, der günstig spricht für ihre damaligen Leistungen in diesem Fache. Sie hatte ihre erste Auflage eines preußischen Prinzen zur Zufriedenheit ausgeführt, und zwar nicht ohne schwierige Zufälle und Wunderlichkeiten, wie wir bereits gehört haben; von letzteren blieb sie verschont bei dieser ihrer zweiten Auflage (so darf man es wohl nennen); eine zweite und in allerlei Weise eine verbesserte. Der junge Fritz verschluckte keine Schuhschnallen, stürzte sich zu keinem Fenster hinaus, mit den Händen festhängend, und tat überhaupt nichts Stürmisches oder sonst Erhebliches in seiner Kindheitsgeschichte, deren

Lauf im ganzen eben war und zu ihrem Glück jenseits der Sehweite des Gerüchts verfließt. Der Knabe, wird gemeldet und ist auch leicht zu glauben, war von einer ausnehmenden Lebendigkeit, schnell im Auffassen der Dinge und anmutig im Anknüpfen von eigenen Beziehungen zu ihnen. Ein überaus hübscher lebensvoller kleiner Knabe, mit Augen, mit Geist und Wesen von ungemeinem Glanze — nur daß er weniger Lust zur Soldaterei merken läßt, als das väterliche Gemüt gerne hätte, und andere Dinge in der Welt ganz ebenso merkwürdig zu finden scheint wie laute Trommeln und steife Kerle in Reih und Glied. Dazu ist er mitunter ein wenig kränklich und erfordert Sorgfalt von seinen Wärterinnen, auf welche die verständige Roucoulles ein wachsames Auge haben muß.

Über diese ehrbare Madame de Roucoulles habe ich, wenigstens siebenmal, gelesen, was die preußischen Bücher Biographisches von ihr zu berichten haben, aber das ist immer in ihrem langweiligen Grabsteinstile gegeben, hat auch außerdem fast keine Bedeutung, und ich — ach ich habe es noch immer nicht so recht im Gedächtnis behalten. Sie war aus der Normandie, von adligem Geblüt, niemals sehr begütert, protestantisch in den Edikt-von-Nantes-Zeiten und mußte landesflüchtig werden als junge Witwe, Tochter und Schwiegermutter hingen an ihr, sämtlich fast ohne Pfennig. Aber am Berliner Hof, nach dortigem Brauch bei dergleichen traurigen Fällen, nahm man sie freundlich auf und sorgte für sie in ihrem neuen Vaterlande. Die Königin Sophie Charlotte liebte ihren Umgang, und da sie ihr Wesen besonnen und verständig, auch ihre Manieren angemessen fand, so hatte sie ihr die Aufsicht über Friedrich Wilhelm anvertraut. Sie war damals Madame de Montbail, Witwe, wie gesagt; später heiratete sie ihren Landsmann Roucoulles, einen adligen Refugié, der, wie so viele seinesgleichen, Dienst in der preußischen Armee genommen hatte. Sie war abermals Witwe, Madame de Roucoulles, ihre Tochter Montbail noch immer bei ihr, als der erkenntliche, verständige Sinn Friedrich Wilhelms, wie wir sehen, ihr abermals Zutrauen schenkte — und so ist ihr die Ehre zuteil geworden, Friedrich den Großen während der ersten sieben Jahre seines Lebens zu regieren. Die ehrbare Dame, sie beaufsichtigte seine Wärterinnen, Breischüsselchen — „Biersuppe und Brot", sagt er selbst einmal, war seine hauptsächliche Nahrung als Kind — seine Biersuppen, Staatsröckchen, seine ersten Versuche im Laufen und dann auch seine bißchen Verstandes- und Sittendinge, seine Sprechanfänge, Benehmensweise und geistige Entwicklung, und tat ihr Amt ohne Zweifel ganz redlich.

Wilhelmine erwähnt ihrer zu einer späteren Zeit, und wir erblicken da diese selbe Roucoulles, wie sie „mit nur einem Zahn im Munde" (bildlich gesprochen) unter dem königlichen jungen Volk umhergleitet und, nach Prinzeß Wilhelmines Meinung, ein wenig dem Klatschen ergeben ist. Alt und greis nun geworden, die arme Dame, und erschrecklich langweilig,

wenn sie auf Hannover zu sprechen kommt und auf ihre und der Königin Sophie Charlotte Erlebnisse an jenem glänzenden Hof unter Gentleman Ernst. Hüte sich vor dem Thema, wem die Ruhe lieb ist[1]! — Sie hat ganz sicher die Aufsicht über das Kind Fritzchen während seiner ersten sieben Jahre geführt, den Ruhm kann ihr keiner nehmen. Und auch ihr Zögling, wie man mit Vergnügen gewahrt, hat sich stets dankbar für ihre damaligen Dienste gezeigt. Wöchentlich einmal, wenn er, in seiner Jugendzeit, in Berlin war, erschien er sicher bei Frau von Roucoulles' Soiree und blickte und sagte seiner „chère maman", wie er sie zu nennen pflegte, und ihrer respektablen kleinen Gesellschaft allerlei Angenehmes. Von anderen handgreiflicheren Aufmerksamkeiten nicht zu reden.

Roucoulles und die übrigen weiblichen Seelen, Französinnen zumeist, unter denen der aufkeimende Fritz sich nun befand, scheinen ihre Sache so gut gemacht zu haben, als sich erwarten ließ. Ehrbare Edikt-von-Nantes-Französinnen, mit hohen Hauben, gespreizten Reifröcken, ein klares, korrektes, aber etwas dürftiges Geschlecht, enggeschnürt und hochfrisiert in Geist und Leib. Kein sehr fruchtbares Element für eine junge Seele: nicht sehr viel an stillem Frommsinn darin, und vielleicht an lautem Frommsinn mehr als genug im Verhältnis. Ein auf sogenanntem „aufgeklärten Protestantismus", auf „Gedankenfreiheit" und was dem mehr ist, fußendes Element, das leicht redselig und allzu selbstbewußt wird und überhaupt eher zur Verachtung des Falschen, als zu einer tiefen oder sehr wirkungsfähigen Erkenntnis des Wahren führt.

Es ist aber wiederum in manchem anderen wichtigen Betracht ein helles und reines Element. Zum mindesten werden dem armen Knaben keine bewußten Halblügen und absichtlichen Gleisnereien gelehrt: Ehre, Klarheit, Wahrheit im Wort wenigstens, ein anständiges, würdevolles Benehmen, mancherlei dünne gute Dinge werden ehrlich eingeprägt und exemplifiziert, und es wird auch nichts Schlimmes, Ungefälliges oder Verdächtiges zugelassen, wenn es als solches erkannt ist. Das Element hätte schlimmer sein können, und man muß dankbar dafür sein. Fritz trägt sein ganzes Leben hindurch tiefe Spuren dieser französisch-protestantischen Keimung an sich — ein mächtiger, weit auszweigender königlicher Baum zuletzt, aber ein so kleines und biegsames Reis einstmals, wie irgendeiner von uns!

Die gute alte Dame de Roucoulles ward gerade alt genug, um seine Thronbesteigung zu erleben, bei welchem großen Vorgang und weiterhin auch nachher, wie früher, er ihr auf allerlei graziöse und nützliche Weise seine Dankbarkeit und aufrichtige Liebe für sie und die Ihrigen zu erkennen gab. Teeservice, Geschenke geschliffenen Glases und anderer Dinge, mit für die alte Dame noch kostbareren Briefen, waren von jeher zu bestimmten Zeiten eingelaufen: und eins seiner ersten Geschenke als König war eine anständige Versorgung für Montbail, die ältliche Tochter dieser armen

[1] Obenangeführte Mémoires.

alten Roucoulles[1], die eben sozusagen ihr Dimittas noch auf fröhliche und fromme Weise sang. Denn sie sah nun (im Jahre 1740) ihren kleinen Zögling zum glänzenden Mann und König herangewachsen, einem König, der noch dazu soeben in den Krieg gezogen war, während sich ganz Europa wundernd fragte, was daraus werden würde. Sie aber schloß, als die Sachen so standen, fromm ihre armen alten Augen, in fremdem Lande, fern von ihrer heimatlichen Normandie, und hat nicht weiter gesehen, was daraus geworden ist. Die gute alte Dame, ich habe, wie bemerkt, siebenmal das, was sich als biographische Auskunft über sie ausgibt, gelesen, habe es aber siebenmal (durch die Gunst des Himmels, glaube ich, zum Teil) meist wieder vergessen und möchte keinem Leser, ohne besondere Ursache, eine gleiche Plage zumuten. Um eine wertvolle Sache im Gedächtnis zu bewahren: wie viele wertlose muß man da zu vergessen verstehen!

Von dieser Edikt-von-Nantes-Umgebung, welche unserm jungen Fritz seine erste Unterweisung in menschlicher Gesittung erteilte — einem artigen, gescheiten Bürschlein, wie wir hoffen und vernehmen — lernte er auch seine bißchen Gedanken, Empfindungen und sein kindliches Geschwätz in Französisch einkleiden. Lernte sprechen und auch, was wichtiger ist, denken in französischer Sprache, die auch sonst im Palast einheimisch war und seine zweite Muttersprache ward. Keine üble Sprache, aber auch keine der besten. Sehr mager und seicht, wenn auch sehr klar und bequem, gar manches im armen Fritz unausgedrückt, ungedacht und ungeübt lassend, das anders im Verlauf seines Lebens hätte wirksam werden können. Er lernte vermutlich beizeiten lesen, lernte aber weder damals noch nachher richtig schreiben. Er schreibt in der Tat schrecklich unrichtig bei seinem ersten Erscheinen auf der Schriftbühne, wie wir bald sehen werden, und blieb bis zu Ende einer der Anorthographen seiner Zeit. Ein Umstand, den ich mir nie recht erklären konnte und der Erforschung des Lesers anheimstelle.

Aus allerhand Quellen — von der niederen Dienerschaft, von preußischen Beamten, von der königlichen Majestät selber, wenn nicht in Gala — lernte er weniger gründlich die verdorbene preußische Mundart des Deutschen und bediente sich ihrer sein ganzes Leben hindurch unter seinen

[1] Preuß: Friedrich der Große, eine Lebensgeschichte (5 Bde. Berlin 1832—1834), V. (Urkundenbuch S. 4). Oeuvres de Frédéric (Ausgabe desselben Preuß, Berlin 1846—1850 usw.) XVI. 184, 191. — Der Herr Doktor J. D. E. Preuß, „Historiograph von Brandenburg", seit fünfundzwanzig Jahren mit Studien über Friedrich, und seit mehr als einem Dutzend Jahren fleißig mit der Herausgabe der Oeuvres de Frédéric beschäftigt — hat, außer der oben angeführten Lebensgeschichte, noch drei oder vier kleinere Bücher unter nicht sehr bestimmt verschiedenen Titeln über denselben Gegenstand geschrieben. Ein verdienstvoller exakter Mann, vertraut mit den äußeren Umständen von Friedrichs Biographie, wie wenige je gewesen sind oder sein werden. Wo wir hier „Lebensgeschichte", ohne weitern Titel, anführen, ist immer obige darunter verstanden, und unter „Oeuvres de Frédéric" die von Preuß, wenn nicht anders angegeben.

Soldaten, inländischen Beamten, gemeinen Untertanen, und wo sie immer angebracht war, sprach sie und schrieb sie (sehr unrichtig) mit völliger Ungezwungenheit, wiewohl stets mit einem gewissen Widerwillen und mit unverstellter Geringschätzung, was ihm seitdem von mancher Seite Tadel zugezogen hat. Man muß zugeben, daß die provinzialisch-preußische Form der deutschen Sprache roh ist, und es steht zu vermuten, daß Friedrich, außer zuweilen in Luthers Bibel, niemals ein deutsches Buch gelesen hat. Wenn man es recht bedenkt, was konnte er eigentlich von seiner ersten Muttersprache wissen? Deutsch ist bis auf den heutigen Tag ein schrecklicher Dialekt für die Gattung der Dummen, Pedantischen und Langweiligen! Nur in den Händen der Begabten wird es zur vorzüglichen Sprache. Es war aber noch nicht die Sprache eines Goethe, eines Lessing, obgleich auf dem Sprung dazu. Die Sprache Luthers, Ulrich Huttens, Friedrich Barbarossas und anderer war sie bereits gewesen, und seit uralten Zeiten waren verschiedene äußerst wichtige Dinge auf sehr angemessene Weise in ihr gesprochen und einige liebliche Dinge sogar in ihr gesungen worden — hätte Kronprinz Friedrich dies alles nur gewußt. Aber er war nicht in der Lage, darum zu wissen — und die verständigeren Deutschen vergeben ihm nun sein Nichtwissen und sind sogar dankbar dafür, daß er nichts davon gewußt hat.

Zweites Kapitel / Das deutsche Element

So daß, wie gesagt, zwei, und zwar höchst verschiedenartige Elemente für den jungen Fritz da sind, aus welchen beiden er Nahrung ziehen und sich angleichen muß, was er kann. Außer besagtem französischen Edikt-von-Nantes-Element — und in beständigem Kontakt und Kontrast mit diesem, das hauptsächlich im weiblichen Quartier des Palastes vorherrscht — ist für den jungen Fritz das einheimische deutsche Element da, dessen Mittelpunkt der Herr Papa ist, der nun König geworden und gewaltig als solcher auftritt. Ein kurz angebundener, entschiedener junger König, und deutsch bis auf die Knochen. Neben ihm, als Gefährten in Erholungsstunden und Gehilfen in seinen Geschäften, steht eine Reihe sehr ungeschlachter deutscher Natursöhne, die sich von den französischen Söhnen der Kunst stark unterscheiden. Baron Grumbkow, Leopold Fürst von Anhalt-Dessau (noch nicht der „Alte Dessauer" genannt, da er noch unter vierzig ist), General Glasenap, Oberst Derschau, General Flans, diese und die übrigen namenlosen Generäle und Beamten bilden ein wunderliches Gegenstück zu den Camas', Hautcharmois', Forcades, mit ihren gewandten Zungen und Rapieren, und noch mehr zu den Beausobres, Achards, voll geistlicher, aus zusammengeknetetem Bayle und Kalvin zugestutzter Logik, und zu den hochfrisierten, in steifer Seide rasselnden Damen, auf denen gleichmäßig der Schatten Versailles' und der Dragonaden ruht.

Geborene Hyperboreer sind diese andern aber, rauh wie Hanf und stark von Faser wie Hanf, einheimische Gewächse des strengen Nordens, von denen wir, trotz alles Lesens, wenig wissen. — O Himmel, haben sie nicht lange Reihen ungeschlachter Vorfahren gehabt, die in derselben rauhen soliden Form gegossen waren und ihr derbes Leben dort führten, aber von denen wir gar nichts wissen! Stumm sind alle jene altvordern rührigen Geschlechter, und dieses Friedrich-Wilhelmische ist beinahe verstummt. Mürrische, nur halb deutliche preußische Männer, die für uns eitel Säbel und Schnurrbart geworden sind. Wunderliche, blonde, nicht unschöne preußische ehrbare Frauen, in Brokatreifröcken und unverständlichem Kopfputz und Haargetürm — ach Gott, auch sie sind verschwunden — und ihr klangreiches französisches oder deutsches Geplauder, auch das ist ver-

hallt, und die hohle Ewigkeit hat es, nach ihrem Brauch, auf erstaunliche Weise verschlungen! —

Grumbkow, ein schlauer, gieriger, verschlagener Gesell, von altpommerschem Adelsgeschlecht, trägt eine Art oberflächlichen Firnis über seinem Hyperboreertum: er war im Auslande gewesen, auf Gesandtschaften und diplomatischen Geschäften, für welche, oder wenigstens für deren Reineckesche Seite, er Talent hat. Er schreibt und spricht artikuliertes grammatisches Französisch, aber weder in diesem noch in dem angeborenen pommerschen Plattdeutsch bringt er viel zutage: nur die Tiefen seiner eigenen Verschlagenheit und verstohlenen Dreistigkeit, wovon wir noch mehr als genug hören werden.

Von dem noch nicht „Alten" Dessauer.

Was den Fürsten von Anhalt-Dessau betrifft, den ungeschlachten Mann, dessen Gesicht sogar eine Schießpulverfarbe hat, so versteht auch er Französisch und kann es sogar schreiben, wenn ihm beliebt — da er einen ordentlichen Hofmeister dieser Nation und seltsame Abenteuer mit ihm auf Reisen und sonst gehabt hat — gibt sich aber wenig mit Schreiben ab, wenn es nicht gerade notwendig. Seine Kinder, habe ich gehört, hat er ausdrücklich kein Lesen oder Schreiben lernen lassen, weil er keinen Nutzen in solcher verweichlichter Kunst sah, sondern ließ sie es auf eigene Hand klauben, wie sie konnten. Seine Fürstin, nun gehörig geadelt — die zu heiraten er sich nicht hindern ließ, obschon man ihn auf weite Reisen schickte, um es zu hintertreiben — war die Tochter eines Apothekers Fos zu Dessau und ist noch immer eine schöne und verständige Frau, die ihm recht gut zuzusagen scheint, nicht weniger, als wenn sie eine geborene Prinzessin gewesen wäre. In fürstlichen und anderen Kreisen hat man viel von ihr geredet, aber seine Heirat ist nicht der einzige seltsame Streich, den Leopold gemacht. Er hat das Zeug dazu, die Zungen der Welt viel in Bewegung zu erhalten, und zwar nicht immer auf das musikalischste, wiewohl er selber von sehr stimmloser Natur ist. Vielleicht die gewaltigste Masse unartikulierter menschlicher Lebenskraft, sicherlich eine der gewaltigsten, die damals in der Welt herumliefen. Ein Mensch von ungeheurer stummer Fähigkeit, stumm, aber reich, tief; kein Ende der geistvollen Gedanken in seinem rauhen Kopf: — soviel Mutterwitz darin, will mir oft dünken, als man in ganzen Sprechparlamenten antrifft, die ihr Pfund in Worten und beredtem Wind aufgehen lassen!

Dabei ein Mann von fürchterlichem Ungestüm, versessen auf seinen Willen, als das einzige Naturgesetz, mit unbezähmbarer Heftigkeit heranstürmend: eine wahre Windsbraut von einem Menschen. Er war minderjährig, als sein Vater starb, seine Mutter Vormünderin über ihn. Nichts vermochte ihn abzuhalten, diese Apothekerstochter zu heiraten, nicht die Tränen noch Finten seiner Mutter, die er sehr liebte und die ihre Maß-

regeln klug anwandte. Vierzehnmonatige Reise nach Italien, große Tour in Begleitung des passenden französischen Hofmeisters — auf den er einmal, als er eines Nachts in Venedig einen Verweis von ihm erhielt, seine Pistole richtete und ihn umgebracht haben würde, wäre der Mann nicht flink, gewandt und sublim zugleich gewesen — es fruchtete nicht. Sein erstes nach seiner Zurückkunft nach Dessau mit seinem Hofmeister war, daß er beim Apotheker Fos einkehrte, um die reizende Mamsell zu besuchen; seine Mutter zu besuchen war sein zweites. Nicht einmal seine große Leidenschaft für den Krieg vermochte die Fösin auszutreiben: er ging in des holländischen Wilhelms Kriege, noch immer auf den Rat der klugen Mutter, die des holländischen Wilhelms Tante war und Gefallen an dem Plan fand. Er belagerte Namur, focht und belagerte hier und dort — mit unersättlichem Appetit nach Fechten und Belagern, mit großer Ehre ebenfalls und erwachendem Ehrgeiz — Feldzug auf Feldzug: aber neben der flammend-donnerhaften idealen Braut, figürlich Bellona genannt, befand sich stets eine sanfte wirkliche, Mamsell Fos von Dessau, welcher er standhaft treu blieb. Die Regierung seiner Lande überließ er willig seiner Mutter, selbst als er mündig wurde: „Ich bin für Erlernung des Kriegs, als des einzigen rechten Handwerks; schalten Sie nach Gefallen über alles, Mama — nur nicht über Mamsell, nicht über die!" —

Leser mögen sich folgende Szene vorstellen und darob schaudern. Ein hübscher Vetter der Mamsell, Mediziner oder was immer, war in Dessau erschienen: — „Scheint ein großer Anbeter von Mamsell zu sein, versteht sich auf platonische Weise", munkelte das Gerücht. — „Er, Anbeter?" denkt Leopold — denkt viel daran, nicht in philosophischer Stimmung. Als er eines Tages am Fosischen Hause vorüberging, sind der Mediziner und Mamsell beisammen am Fenster zu sehen, munter ins Freie hinausblickend miteinander — versteht sich, aus reinem Zufall, bemerken einige Historiker höhnisch. Wohl scheint es möglich, der Mediziner habe sich als Köder brauchen lassen, was er besser unterlassen hätte. Leopold stürmt ins Haus: „Zieh, Schuft, und wehr dich!" Und auf diese oder ähnliche Weise, will eine Überlieferung haben, habe er den armen Mediziner auf der Stelle getötet. Man versucht immer zu hoffen, es sei dem nicht so: aber Varnhagen behauptet es positiv, wiewohl die übrigen Geschichten nichts davon wissen. Gott weiß es. Der Mann war ein Fürst; kein Reichshofrat, Speier-Wetzlarisches Kammergericht oder sonstige allerhöchste Behörde mochte sich wohl, außer mit formellem Perückenschütteln, viel auf so einen Fall einlassen. Kurz, Leopold heiratete das Fräulein Fos (1698, in seinem zweiundzwanzigsten Jahre) „zur linken Hand" — und sodann mit der rechten und mit beiden Händen, da er ihr durch seine glänzenden Militärdienste die nötige Erhebung in den Adelsstand verschafft hatte. Sie war ihm, wie angedeutet, eine vortreffliche Gemahlin während der fünfzig oder sechzig folgenden Jahre.

Es ist dies ein wunderliches ungeschlachtes Exemplar, dieser unartikulierte Leopold; fängt, wie man wohl bemerken kann, bereits an, mythisch zu werden für die polierten gesprächigen Zeiten, die allerhand Fabeln einmischen in die ansehnliche Geschichte, die er hat. Er wird dem Leser noch in namhaften Gestalten begegnen. Ein Mann, der bisher, außer in seinem Vaterlande, wenig bekannt ist und doch für das gesamte Europa viel zu bedeuten hat; die Frucht seiner Tätigkeit liegt, wenn auch unverbunden mit seinem Namen, überall zutage. Er hat den eisernen Ladstock erfunden, er hat den gleichen Schritt erfunden; im Grund ist er der Erfinder der neueren militärischen Taktik. Es ist wirklich an dem, wenn wir es nur wüßten: der Soldat jedes zivilisierten Landes empfängt noch immer von diesem Mann, auf Paradefeldern und Schlachtfeldern, das Kommandowort; aus seinem rauhen Kopfe entsprang das Wesentliche von alledem, was unzählige Korporäle in verschiedenen Sprachen täglich wiederholen und einschärfen. Ein solcher Mann ist wohl eines kurzen Blickes von seinen Mitgeschöpfen wert — insbesondere wenn ein kleiner Fritz neben seinem Fuße trabt und Folgerungen aus ihm zieht.

Dessau, hätten wir zu des englischen Lesers Nutzen sagen sollen, war ein kleines selbständiges Fürstentum, etwa so groß wie Huntingdonshire, aber mit Wäldern anstatt Moorsümpfen — seine Einkünfte zu Leopolds erster Zeit waren keine 100 000, vielleicht kaum 60 000 Taler. Es liegt ungefähr sechzehn Meilen südwestlich von Berlin, mit Postpferden in einem Tag erreichbar. Leopold, wie schon sein Vater getan, hielt zu Preußen wie zu seinem Vaterland. Leopolds Mutter war Schwester jener edlen Luise, des Großen Kurfürsten erster Gemahlin; seine Schwester ist an den Markgrafen von Schwedt, Friedrich Wilhelms Halbonkel, verehelicht. So in der Nachbarschaft liegend und so mit dem preußischen Hause verschwägert, kann man sagen, daß die Dessauer in letzter Zeit ihr Hauptquartier zu Berlin hatten. Leopold und Leopolds Söhne, wie sein Vater vor ihm getan, ohne darum ihr Dessau und Fürstentum zu vernachlässigen, halten sich zur preußischen Armee als ihrem eigentlichen Beruf. Vernachlässigen auch Dessau nicht, sondern gehen im Winter oder sonst besuchsweise dahin; am allerwenigsten vernachlässigt es Leopold, der nichts vernachlässigt, was ihm nützlich sein kann.

Er ist Generalfeldmarschall der preußischen Armee, der erste in Kriegsdingen bei dem neuen König, und würdig es zu sein. Er erfindet (oder brütet nach über) allerlei Dinge — „eiserne Ladstöcke" unter anderem, eine große Verbesserung gegenüber dem zerbrechlichen, wenig leistungsfähigen hölzernen Werkzeug, sagen all die Bücher, geben aber kein Datum dafür an. — Dies ist das erste Ding, und andere, gleichfalls undatiert, aber später, werden noch Meldung von uns erfordern. Erfindet vieles — und übt allezeit tüchtig bereits Erfundenes und Erprobtes. Mit einem Wort, er drillt mit emsiger Strenge die preußische Infanterie zur Vollkommen-

heit, bis sie das Wunder der Welt wird. Auch geschlagen hat er mit ihr, auf entscheidende Weise, und ist jederzeit in Schlagbereitschaft.

Er war mit ihr bei Malplaquet, wenn auch nur als Freiwilliger bei jener Gelegenheit. Bei Blindheim befehligte er sie selber, stand auf dem rechten oder Eugenschen Flügel in jener weltberühmten Schlacht, sich trotzig wehrend, als die ganze österreichische Reiterei die Flucht ergriffen hatte — trotzig feuernd, angreifend, geschickt schwenkend und manövrierend, und behauptete mit bullenbeißerischer Hartnäckigkeit seinen Posten — bis Marlborough und Sieg von der Linken her ihm und den übrigen Entsatz brachten. Er war bei der Brücke von Cassano, wo Eugen und Vendôme aneinander gerieten — wo Mirabeaus Großvater, Col d'Argent, sich seine sechsunddreißig Wunden holte und „umkam", wie er es gern nannte[1]. „Das heißeste Feuer, das ich je gesehen", sagte Eugen, der Malplaquet damals noch nicht gesehen hatte. Während Col d'Argent auf der Brücke zusammensank und über ihn weg die Reiterei zum Angriff sprengte und abermals sprengte und schlug und geschlagen wurde, zu drei verschiedenen Malen — platschte Anhalt-Dessau, ungeduldig ob solcher Hin- und Hergeigerei, mit seinem preußischen Fußvolk in den Strom hinein, platschte schenkeltief und brusttief hindurch und würde die Sache wohl entschieden haben, wären seine Patronen nicht naß geworden. Der alte König Friedrich gab ihm bittren Verweis wegen seines hitzigen Ungestüms bei dieser Gelegenheit und des argen Verlusts an Leuten.

Er war ferner bei der Erstürmung der Linien von Turin — Eugens Tat von 1706, und eine sehr vulkanische Angelegenheit — stieg als erster über die Verschanzung dort, der vorderste Mann, sein Gesicht ganz schwarz vom Pulverdampf und hier und da von rinnendem Schweiß gefurcht — keine liebliche Erscheinung für die Franzosen dahinter! die noch immer wie verrückt weiterfochten, aber endlich zu Paaren getrieben wurden und laufen mußten. Kurz ehe sie liefen, trat der Dessauer einen Augenblick auf die Seite zu einem Hauptmann, den er an geeigneter Stelle mit seiner Kompanie postiert sah, und fragte: „Bin ich blessiert? — Nicht? Dann habt Ihr was zu trinken?" und trank gelassen „ein Glas Aquavit", welches der vorsichtige Offizier für den Notfall bei sich führte, aß auch „mit großem Appetit ein Stück Kommißbrot aus dem Tornister eines Grenadiers und sagte dabei, er hielte dafür, die heißeste Arbeit sei nun getan und nichts mehr zu besorgen[2]."

Ein Mann, der viel Krieg mitgemacht hat, in dessen rauhem Kopf sich Entwürfe ausbrüten. Was an Religion er hat, ist von protestantischer Art, aber er hat nicht viel — auf der Seite der Doktrin blutwenig. Luthers Lied „Ein feste Burg ist unser Gott" nennt er „unseres Herrgotts Dra-

[1] S. Carlyles Miscellanies IV. §. Mirabeau.

[2] Des weltberühmten Leopoldi usw. (Anonym, von Ranfft, wie oben angeführt) S. 42—45, 52, 65.

gonermarsch". Wenn die Schlacht anfängt, spricht er mit entblößtem Haupt hörbar irgendein grimmig ungeschlacht Gebet, mitunter sehr unorthodox, aber sehr im Ernst: dies Hutabnehmen zum Gebet ist das letzte Signal bei solchen Gelegenheiten. Sehr listig ist er auch, wenn es erfordert wird, verschmäht die Schlangenmethode nicht, wenn keine andere ausreicht. Mit Friedrich Wilhelm, der sein Vetter zweiten Grades ist (Urneffe seiner Mutter, wenn der Leser das ausrechnen kann), steht er von jeher auf dem besten Fuße und weiß in manchen Dingen außer Krieg dessen Mentor zu sein. Bis zu seinem Streit mit Grumbkow, wovon wir hören werden, war er leitender Ratgeber, auch in politischen Dingen, und hatte Pläne, oder soll welche gehabt haben, die der Königin Sophie viel Schrecken einjagten.

Ein langer, starkknochiger, haarigter Mann, mit wolkigen Brauen, wachsamen geschwinden Augen; hat „eine bläuliche Gesichtsfarbe", sagt Wilhelmine, „wie wenn das Schießpulver noch in ihm steckte". Er trägt einen langen Schnurrbart; dreieckiger Hut, Feder und übrige Ausstaffierungen sind von ökonomischer praktischer Größe. Er kann ziemlich höflich im Gespräch sein, verbirgt aber viel von seiner Gesinnung, die allerdings meist unbestimmt und nicht immer erbaulich für den Dabeistehenden ist. Er macht auch wohl derbe Späße bei Gelegenheit und hat ein mächtiges wieherndes Gelächter in sich, wenn es gilt einen Narren zu hänseln. Verlassen wir ihn für jetzt, in der Hoffnung, ihm wieder zu begegnen.

Merkwürdige Leute, viele dieser alten preußischen Soldaten, über die man sich vergebens mehr Auskunft wünscht. Aber die Bücher schweigen, kein Maler, kein genial schauender Mensch war da, sie mit seiner Feder abzukonterfeien. Grimme zottige hyperboreische Gestalten, wandeln sie meist stumm an uns vorüber: vierschrötig, brummig, mit Schnurrbärten, in blasser, ungewisser Ausstaffierung, von der nur die gelbledernen Gehänge und der Stahl ins Auge fallen. Sie brummen das wenige, was sie an artikuliertem Sinn besitzen, in gutturalem Deutsch: vertun von dem unartikulierten ein gut Teil mit Hasardspielen, vermutlich auch mit Biertrinken, haben aber einen unermeßlichen Überschuß, den sie nicht so vertun, sondern in dem Werk, das gerade vor ihnen liegt, zu äußern streben. So hatten die weiland Hyperboreer von uralters her gelebt. Wie viele ihrer Scharen sind nicht von des Tacitus und Pytheas, und erst recht von Odins und Japhets Zeiten an, dergestalt durch das Dasein gezogen — und wo ist das Gedächtnis, das, selbst wenn es könnte, von ihnen allen sprechen möchte!

Wir wollen hoffen, daß der Geist unseres kleinen Fritz Assimilationskräfte besitzt: Baylisch-Kalvinische Logik und Abschattungen von Versailles auf der einen Seite, Schießpulver-Leopolde und Hyperboreer auf der andern: das sind sehr verschiedenartige Nährstoffe, sämtlich zäher Art, die sich der jungen Seele darbieten. Unzählige unbewußte Folgerungen

mußte er wohl in seinem kleinen Köpfchen gemacht haben! Fürst Leopolds Gesicht mit dem Schnurrbart und der blauen Haut, finde ich, pflegte er in späterer Zeit als Karikatur unter der Gestalt eines Katzenkopfes darzustellen — Entsetzen und Bewunderung nicht die einzigen von dem Feldmarschall in ihm erweckten Gefühle. — Zu seiner leiblichen Nahrung hatte er „Biersuppe"; ein entschiedener spartanischer Ton herrschte, wo immer möglich, vor in seiner Erziehung und Behandlung.

Und man braucht nicht daran zu zweifeln, bei weitem das bedeutendste Element in seiner Erziehung war sein unbewußtes beständiges Inderlehresein unter einem solchen Spartaner, wie Friedrich Wilhelm es war, von dessen Tun und Lassen er nicht umhin konnte, täglich und stündlich ärgerliche oder sonstige Kenntnis zu nehmen; wenn er wirklich verständig war, mußte er es schließlich auch würdigen und davon lernen. Ein harter und fast, wie es dem armen Lehrling oft dünken wollte, halb wahnsinniger Lehrmeister, jedoch ein biederer und tüchtiger, dessen wirkliche Weisheit jene all der anderen aufwog, wie er zuletzt wohl einsah.

Drittes Kapitel / Friedrich Wilhelm ist König

Nach dem Tode König Friedrichs gingen alsbald sehr große Veränderungen am Berliner Hofe vor; es erfolgte eine völlige und allgemeine Umwandlung in der Ordnung des dortigen Lebens und Treibens. Friedrich Wilhelm trug, aus kindlicher Pietät, bei der Bestattung seines Vaters die große französische Perücke und die übrigen erhabenen Dinge französischer Tracht; aber er trug sie zum letztenmal: als jene traurige Pflicht einmal erfüllt war, warf er all das Zeug, nicht ohne Ungeduld, beiseite und hat bei keiner Gelegenheit solch Kostüm wieder getragen. Er war kein Liebhaber französischer Moden und war es zu keiner Zeit gewesen, ganz das Gegenteil vielmehr. Als Knabe, erzählen die Biographen, erhielt er einmal ein prächtiges, goldgesticktes oder sonstwie superfeines Schlafröckchen, wollte es aber unter keiner Bedingung anziehen, stopfte es im Gegenteil ärgerlich ins Feuer und verlangte, daß man ihm an seiner Stelle gutes brauchbares Tuch gebe.

Er begann mit seiner Reform buchstäblich vom ersten Augenblick an. Als er in das Gemach gerufen wurde, wo sein armer Vater in den letzten Zügen lag, konnte er kaum durch die dichten Haufen der Kammerherren, Kammerjunker und übrigen feierlichen theatralischen Offizianten hindurchkommen, die sich sämtlich herzudrängten, um ihre trübselige Pantomine bei dieser Gelegenheit zu spielen, keine liebliche Begleitung in Friedrich Wilhelms Augen. Nachdem seines armen Vaters Todeskampf erst vorüber und alles zur ewigen Ruhe hier beschwichtigt war, blickte Friedrich Wilhelm schweigend eine Weile auf das Unaussprechliche hin, ohne auf das Kammerherrnvolk und ihre neuen Huldigungsbeeiferungen zu achten, ging raschen Schrittes hinweg nach seinem Gemach, stieß die Tür laut hinter sich zu und begann daselbst, die Tränen aus den Augen schüttelnd, mit einer merkwürdigen Pflicht — der nächstliegenden und daher, wie ihm schien, zuerst zu erfüllenden. Es war am Nachmittag um etwa 1 Uhr, 25. Februar 1713; sein Vater tot eine halbe Stunde vorher: „Muß man sich die Tränen am Totenbett eines Vaters hemmen lassen von Wut über ein solches Pack gieriger Komödianten?“ dachte Friedrich Wilhelm.

Er befahl dieses sein Hofvolk zu sich, das heißt, befahl ihren Oberhofmarschall und Repräsentanten zu sich und bedeutete sie durch denselben: Daß, bis die Bestattung vorüber, ihre Dienste fortdauern sollen, und daß, am Morgen nach der Bestattung, sie samt und sonders entlassen seien, vom obersten Kammerherrn an bis zum untersten Dienstburschen den Haushalt des Königs zu räumen haben — da besagter Haushalt nunmehr auf einen ganz anderen Fuß gestellt werden solle[1]. Was eine Bestürzung sondergleichen unter dem Hofvolk verbreitete, melden die Geschichten.

Aber die Sache war abgetan, und es unterstand sich keiner, Mißbehagen darüber laut werden zu lassen; denn diesem ungeschlachten jungen König, mit seiner weinerlichen metallenen Stimme — mit seinen sicherstrahlenden Augen, schien es schrecklich Ernst damit und er selbst eine Person zu sein, der in die Quere zu kommen nicht ungefährlich sein dürfte. Er setzte demgemäß sofort seinen Hofstaat auf den niedersten Fuß des Unentbehrlichsten herab und entließ ein ganzes Regiment überflüssiger Offizianten, Hofschranzen, niedere, obere und oberste, ohne alles Erbarmen. Er gedenkt sich fortan keinen Oberhofmarschall oder dergleichen Müßiggänger zu halten, gedenkt mit einem Minimum von Kammerdienerschaft auszukommen.

Acht Lakaien, in den Vorzimmern oder sonstwo, mit einem Jägerburschen für jeden, zum Helfen wenn nicht gejagt wird, müssen genug sein: die Lakaien zu „acht Taler monatlich". Drei flinke Pagen, mitunter nur zwei, statt der wohl drei Dutzend müßigen, die man hatte. Zu König Friedrichs Lebzeit pflegten tausend Reitpferde in Futter zu stehen, aber wie viele von ihnen standen in wirklichem Gebrauch? Eine namhafte Anzahl von ihnen waren bloß imaginäre Tiere, ihr Preis und Futter wurde von irgendeinem nichtsnutzigen Stallmeister eingesteckt. Friedrich Wilhelm hält sich nur dreißig Pferde; aber es sind ganz wirkliche, schlechterdings keine eingebildeten, deren Hafer mitnichten in eines Schurken Tasche, sondern tatsächlich hier in die Krippe läuft und zu wirklicher vierfüßiger Schnellkraft zermalmt wird, bereit zum Dienst für Feld, Jagd oder Reise. An dreißig Reitpferde nebst einigen Wagengespannen sind das, was Friedrich Wilhelm in vernünftigem Maße verwenden kann, und mehr will er nicht um sich haben.

In gleicher unbarmherziger Laune geht er seine Pensionslisten durch, streicht drei Viertel davon ganz aus und schert das übrige Viertel bis auf die Haut. In gleicher Laune geht er jedwedes Departement seiner Verwaltungs-, Haushalts- und anderen Ausgaben durch; beschneidet alles, hier um hundert Taler, dort um zehn, verschmäht einen halben Taler nicht, wo er ihn sparen kann. Zu drei verschiedenen Malen geht er all dies durch — die drei Listen, deren er sich nacheinander dabei bedient,

[1] Förster I. 174; Pöllnitz, Memoiren II. 4.

sind gedruckt[1]. In etwa zwei Monaten hat er sich überzeugt, was das genügende Minimum ist, und dabei läßt er es. Herabgesetzt auf weniger als das Fünftel von dem, was es gewesen, 55 000 Taler anstatt 276 000[2].

Nach und nach ging er so alle Bereiche des preußischen Staatswesens durch; stetig, behutsam, jedweden Posten darin unwiderstehlich zwingend, denselben Charakter vollkommener Ökonomie und Solidität, purer und schlichter Nützlichkeit anzunehmen. Nötige Arbeit soll unnachsichtlich gut geleistet werden; unnötige Arbeit und leistungsunfähige oder imaginäre Arbeiter sollen unnachsichtlich zur Tür hinausgeworfen werden. Welch ein Segen für diese Erde, wert fast, daß man ihn um jeden Preis erkauft! Die Ersparnis an Geld ist etwas oder ist nichts, wenn man will: aber die Summe der ausgemerzten Lügenhaftigkeit, hat jemand die berechnet? Lügenhaftigkeit nicht nur der Zunge, sondern jener weit gefährlicheren Gattung, der Hand, des Herzens und des Geistes; kurz, der Inbegriff von allerlei Teufelskultus. Lügenhaftigkeit, die sich, einmal hereingelassen, schweigend ausbreitet, mit voller Börse oder mit leerer, während manche Toren sie sogar preisen: der stille Wurmfraß der Völker! Dergleichen auszumerzen, ist in hohem Maße die Pflicht jedes Menschen, insbesondere jedes Königs. Unbewußt, nicht an Teufelskultus oder geistigen Wurmstich, sondern hauptsächlich nur an Geld denkend und geleitet von der Natur und der Art, wie sie mit uns verfährt, war es die Lebensaufgabe Friedrich Wilhelms, dies segensreiche Ergebnis in allen Bereichen der preußischen Dinge, großen und kleinen, öffentlichen und sogar privaten, zu erzielen. Von Jahr zu Jahr vervollkommnet er es, treibt es unermüdet täglich und stündlich vorwärts. So daß er Preußen zuletzt als ein ganz nach seinem Ebenbild geformtes Preußen hat, das sparsamste, abgehärtetste, strengste und spartanischste Land, über das je in neuerer Zeit ein König geherrscht hat; er selber aber (falls er daran gedacht) in der Tat ein König. Wer Völker nach seinem Ebenbilde formt, der ist ein König, wäre auch sein Zepter nur ein Spazierstock, und sonst ist es eigentlich keiner.

Unzählige Sterbliche wunderten und lachten ob Friedrich Wilhelms Treiben, das freilich sonderbar genug war. Nicht daß er etwa eine große Rolle in der sogenannten öffentlichen Geschichte spielte oder zu spielen begehrte; denn obgleich ein wachsamer Regent, gab er sich doch wenig mit Protokollen und Kampagnen ab — er begnügte sich mit einem Minimum von diesen. Aber auf Hofsoireen, wo elegantes leeres Geschwätz an der Tagesordnung und unter allem anderen Stoff Skandal bei weitem der beliebteste ist, kam wohl kein Name öfters als der Seiner preußischen Majestät aufs Tapet; und während dieser sechzehn Jahre seiner Regierung

[1] Rödenbeck: Beiträge zur Bereicherung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen (Berlin, 1836). S. 99—127.

[2] Stenzel III. 237.

gaben seine wilden Streiche und Ausbrüche Nahrung zu beständigem Gerede in solchen Kreisen.

Denn er war wie kein anderer damaliger König, und seinesgleichen war überhaupt unerhört. Selten ist ein wilderer Natursohn in die künstliche Welt gekommen, auf einen königlichen Thron wohl niemals. Ein wilder Mensch; ganz voller Ernst, wahrhaftig wie die uralten Felsen — und mit einem furchtbaren vulkanischen Feuer im Innern. Er wäre überall sonderbar gewesen, aber unter den geschniegelten königlichen Herren des achtzehnten Jahrhunderts: was war da mit einem solchen Brummbären von König anzufangen? — Ihn ins Tollhaus tun und die Wahlurnen an seine Stelle setzen? Auch die neuere Generation nimmt ihren Eindruck von ihm noch immer aus jenen Gerüchten — mehr noch jetzt aus Wilhelmines Buche, das die außenseitige Wildheit des königlichen Menschen mit grellen Farben malt und das Innere leer läßt, unentdeckt von Wilhelminen oder den Gerüchten.

Nichtsdestoweniger gab es, wie es scheint, einige beobachtende Augen, selbst unter seinen Zeitgenossen, die wenigstens ein erstaunliches Talent für die „Staatswirtschaft" in ihm wahrnahmen: ein Leipziger Professor, Sachse, nicht Preuße von Nation und Interessen, erkennt in Friedrich Wilhelm „den großen Wirt der Epoche" und hält Vorlesungen über seine bewundernswürdigen „Arbeiten, Anordnungen und Institutionen" dieser Art[1]. Ja, die geschniegelten königlichen Herren sahen mit Neid das unzweifelhafte Wachsen dieses tollen wilden Bruders und schrieben es „seinem Geiz", seinem knauserigen Treiben zu, das gegen das erhabene ihrige so sehr abstach. Daß er sich auf die Staatswirtschaft verstanden hat, liegt nun zutage. Seine grimmen, halbartikulierten Schriften und Erlasse über diesen Gegenstand sind fast noch immer lesenswert für einen Liebhaber echten Menschentalentes in der stummen Form. In Orthographie, Grammatik, Schrift und Abfassung sind sie mit nichts Vorhandenem zu vergleichen; sehen aus, als wären sie mit der Tatze eines Bären gemacht: in der Tat klingt das Ganze überhaupt eher wie das Brummen eines Bären, als wie irgend etwas, das sich bequem buchstabieren oder grammatisch zerlegen ließe. Aber es steckt ein entschiedener menschlicher Sinn dahinter und offenbart einen grimmigen Haß gegen leere Blasen, Unwirklichkeiten und heuchlerische Formen und Prätensionen, was er „Wind und blauen Dunst" nennt, wie wirklich seltsam ist. Seltsam unter Menschen überhaupt; doppelt und dreifach seltsam unter der unglücklichen Gattung derer, die in unserer Zeit Könige genannt werden. Denen — aus traurigen Gründen, die sich angeben ließen — „Wind und blauer Dunst", kunstvoll gehandhabt nach akustischen und optischen Regeln, alles zu sein scheint, was uns geblieben ist!

[1] Rödenbecks Beiträge (S. 14) — Jahr oder Name des Vorlesers nicht angegeben.

Man muß zugeben, dieser Mann ist unbeugsam und mit einer verbissenen langsamen unerbittlichen Entschlossenheit darauf versessen, Wirklichkeiten um sich her zu haben. Es wohnt ihm eine göttliche Idee der Tatsache inne; das Geschlecht der Schemen und Schelme hat nie einen abgesagtern Feind gehabt. Mögen sie ihm aus dem Wege bleiben, fern von dem Schwungkreise seines Stockes; sonst könnten sie was zur Erinnerung mitbekommen. Dabei auch ein gerechter Mann, der niemandem Unrecht zufügen oder in Wort oder Tat betrügen möchte. Was ist Gerechtigkeit anderes, als eine andere Form der Wirklichkeit, die wir lieben, eine betätigte Wahrheit? Von allen bekannten „blauen Dünsten" ist die Lüge am wenigsten dazu geeignet, Menschen oder Königen zu nützen! Ein gerechter Mann, sage ich, und ein braver und wahrhaftiger: aber ungeschlacht wie ein wilder Bär, durchaus unartikuliert, wie stumm. Keine Springquelle parlamentarischer Beredsamkeit sind in ihm, noch auch die mindeste Neigung nach dieser Seite hin. Sein Talent zur Stumpfrednerei kann wahrlich als ein Minimum, wie es sich nur denken läßt, angenommen oder praktisch als Null notiert werden. Ein Mensch, der in neueren politischen Kreisen nicht aufgekommen wäre; ein Mensch, nicht wählbar in Wahlversammlungen und Caucus[1]; ein Mensch, ewig unsichtbar und sehr unbewundernswürdig, wenn sichtbar, für den „tüchtigen Redakteur" und die zu ihm halten. Wirklich eine Art wilder Mensch, wie wir sagen; aber höchst anziehend, wenn man stummen menschlichen Wert zu lesen versteht, und von unaussprechlichem Nutzen für die preußische Nation.

Während der ersten zehn Jahre seiner Regierung hatte er einen schweren dauernden Kampf, seine Finanzen und übrigen Verwaltungszweige aus ihren erwürgenden Wirrnissen verknäulter Sinnlosigkeit herauszulösen und auf einen verständigen Fuß zu bringen. Seine Arbeit in diesen Jahren, den ersten Lebensjahren des kleinen Fritz, muß groß gewesen sein, das Schieben und Ziehen stark und beständig. Schon der gute Entwurf an sich kommt nicht von selber; er ist die Frucht des „Genies" (das vor allen Dingen überschwengliche Fähigkeit zur Bemühung heißen will): gesetzt, man hätte einen ungeheuern Wirrwarr von Fäden vor sich, so kann man nicht im Schlaf das Zentrum finden, von dem alles ausgeht, oder den ersten Faden beim Ende erfassen! Und dann erst die Ausführung, das Verwirklichen, unter dem stummen oder ausgesprochenen Widerspruch von Menschen und Dingen? Explosive Heftigkeit war keineswegs Friedrich Wilhelms Verfahrungsweise; die Menge langsamer, hartnäckiger, breitschultriger Kraft, die der Mann aufwendete, kommt uns auffallend groß vor. Die Menge von Geduld ebenso, obwohl Geduld nicht für seine starke Seite gehalten wird.

Da ist z. B. der Handel wegen des Ritterdienstes, der nur ein kleines

[1] So nennen die Amerikaner ihre politischen Massenversammlungen.

Item seiner Geschäftssachen bildet, die Umwandlung der alten Lehnsverpflichtungen seiner Gutsbesitzer zu gewissen Leistungen in Kriegszeiten in eine fixe Geldabgabe; nichts konnte billiger, beiderseitig offenbar vorteilhafter sein, und die meisten seiner „Ritter" nahmen den Vorschlag gerne an; aber ein auffässiger Teil von ihnen, der magdeburgische, aufgehetzt von sieben oder acht aus ihrer Zahl, „kaum über sieben oder acht wirklich gegen mich", hielt für gut, sich zu widersetzen, protestierte, war widerspenstig, klagte beim Kammergericht (der Kaiser nur zu froh darüber, nun einen Haken an Friedrich Wilhelm zu finden), und jahrelang diente ihm der lumpige Handel zum Ärgernis[1]. Ist aber dein Plan gerecht und ein Stückchen des Naturplans, so beharre darauf wie auf einem Naturgesetz. Auch dieses Geheimnis war Friedrich Wilhelm bekannt. In einem Zeitraum von zehn Jahren, kraft wirklicher Stärke, loyal angewandt, hatte er vieles ins Werk gerichtet, sah alles auf dem Wege zu guter Lenkbarkeit. Alle Dinge sozusagen gehörig im Lauf — das vielfältige Gespann nach einer Richtung ziehend, in vernünftigem menschlichem Geschirr, nicht in Wirrnissen verknäulter Fäden, vom Alp gesponnen.

Wie er ein neues Verpachtungssystem seiner Domänen einführte, die einen Hauptzweig seiner Einkünfte bilden und fortan regelmäßig auf Zeitpacht verliehen und nicht durch Unterschleif und Verderb, wie bisher, verwüstet werden sollen[2]; neue Systeme der Steuer- und Abgabenerhebung[3]; wie er all die mannigfaltig kollidierenden Amtskammern, die bei seinem Regierungsantritt in dunklem Schlendrian sich aneinander rieben und stießen und ihre Arbeit halb ungetan ließen, am Ende sämtlich in Einklang brachte und in einem leicht arbeitenden wirksamen „Generaldirektorium" konzentrierte[4]; wie er nimmer nachließ, bis er überall die Geschäfte durchgelüftet und helles Tageslicht bis auf den Grund eingelassen, Gradheit und Billigkeit zur Richtschnur gesetzt und den kürzesten Weg zur Erledigung gewiesen; wie er Moräste trockenlegte, Kolonien pflanzte, Fabriken anlegte, seine Uniformen aus preußischer Wolle in seinem eigenen Lagerhaus anfertigte; wie er dem Juden Gumperz sein Tabaksmonopol verpachtete — wie er aus manchem krummen Ding in langem oder kurzem Prozeß etwas Grades zog, sich nimmermehr vorenthalten ließ, was sein war und nicht begehrte, was nicht sein war, und sich wirklich als ein Schrecken bewährte für Übeltäter von mancherlei Art, insbesondere für Verdreher, Entwender, Scheinarbeiter und schlüpfrige ungerechte Personen; wie er alle Sterblichen zum Fleiß anwies, nicht

[1] 1717—1725. Förster II. 162—165; IV. 31—34; Stenzel III. 316—319; Samuel Buchholz, Neueste Preußisch-Brandenburgische Geschichte (Berlin, 1775), I. 197.

[2] Förster II. 206. 216.

[3] Das. II. 190. 195.

[4] Vollendet 19. Januar 1723 (Förster II. 172).

einmal leiden wollte, daß die Marktweiber ohne Strickstrumpf müßig in ihren Buden säßen, und unverbesserliche Tagdiebe mit dem Stock bedrohte, ja, wohl gar traf[1] — all dies ist ebenso wie seine lächerlichen Explosionen und vernunftlosen Heftigkeiten über Friedrich Wilhelm beurkundet; obschon die Welt, bei ihrem Urteil über ihn, ihr unweises Augenmerk hauptsächlich auf letzteres gerichtet hat. Er war ein sehr willkürlicher König. Gewiß, dann war aber viel von seiner Willkür oder seinem souveränen Willen zugleich auch der des ewigen Himmels, und es ziemte sich höchlichst, daß er geschehe, wenn die Erde gedeihen sollte. Was ein ganz unermeßlicher Erwägungspunkt bezüglich seines souveränen Willens und seiner selbst ist! Er war rasch mit seinem Rohr zur Hand, wenn die Gelegenheit drängte; hatte auch seinen Galgen, bereit genug, wo es not tat. Er sehe nur zu, daß kein Irrtum vorkomme, da es ganz gewiß seine Absicht ist, keinen vorkommen zu lassen!

Mit jedem Jahre machte er sein Land reicher, und zwar nicht an Geld allein (das von sehr ungewissem Werte ist und zuweilen gar keinen und sogar weniger als keinen Wert hat), sondern an Frugalität, Fleiß, Pünktlichkeit, Wahrhaftigkeit — den großen Quellen, woraus Geld und alle wirklichen Werte und Würdigkeiten für die Menschen entspringen. Friedrich Wilhelm schätzte in seiner rustikalen Einfalt den Wert des Geldes keineswegs gering. Dem schlichten hausbackenen Mann galt es an sich als ein Gewinn von trefflichster Qualität und als das Hauptsymbol alles Gewinns. Jahr für Jahr vergrößerte er seine Einkünfte und zu gleicher Zeit auch die seines Volkes, als die Quelle jener; und bei jedem Stande seiner Einkünfte hatte er Sorge getragen, daß seine Ausgaben geringer als jene waren, und erübrigte jährlich Massen Geldes und „verwahrte es in Fässern in seinem Schloßkeller" — wo es sich eines Tages als sehr nützlich erwies. Vieles von Friedrich Wilhelm hat sich als nützlich erwiesen; über seine eigene Erwartung hinaus. Als Hausvater eines Volkes sucht er seinesgleichen unter Königen, alten und neueren. Glücklich das Volk, dem ein solcher Hausvater einmal in fünfhundert Jahren zuteil wird. Das Volk ist wohl mürrisch und voller Neid, wie es die Art törichter Hausfrauen und Völker ist, weil seine kurzsichtigen Wünsche und Launen oft durchkreuzt werden, aber es schreitet stetig, mit oder ohne sein Wissen, voran auf der Bahn wirksamer Tüchtigkeit, und nach langen Zeiten wird dieses emsigen Säens Ernte dem Volke und allen Völkern offenbar.

So seltsam es dem Literaten klingen mag, sind wir versucht, Friedrich Wilhelm einen Menschen von Genie zu nennen — ein Genie, das dazu beschieden und ernannt war, sich in Volkswirtschaft zu betätigen und nicht im Abfassen von Versen oder dreibändigen Romanen. Ein schweigendes Genie. Seine melodische Strophe, in welcher jede mißtönige Silbe ihm

[1] Dahm: Denkwürdigkeiten meiner Zeit (Lemgo und Hannover, 1814—1819), IV. 88.

unerträglich klingt, ist eine zur regelrechten Ordnung gebrachte rauhe Tatsache, eine Tatsache fest auf ihre Füße gestellt, Felsengrund unter ihr, und das Gesicht frei nach allen Winden und allen Sternen. Er geht umher, Plattheiten unterdrückend, Nichtsnutzigkeiten durchlüftend, Trug an den Pranger stellend. Das Reich der Unordnung, das da ist Unwahrhaftigkeit, Unwirklichkeit, was wir Chaos nennen, hat keinen gefährlicheren Feind. Die biedere Seele! und er hielt sich selber oft für so dumm: nicht die mindeste Zungengelehrsamkeit; wenig imstande, Rechenschaft zu geben von dem Grund des Glaubens, der in ihm war. Er kann nicht argumentieren in verständlicher Logik, nur in unverständlichem Gebrüll oder in noch Schlimmerem. Er muß ein Ding *tun*, es unbewiesen lassen; einmal getan, wird es nachgerade selber sagen, welcher Art Ding es sei. Menschen von Genie, sehe ich, sind hart daran, sie mögen auf dem Thron geboren sein oder nicht, und müssen sich auf fast unerträglichen Widerspruch gefaßt machen — da die Menge der Dummköpfe so äußerst groß ist!

Ich finde außer Samuel Johnson niemanden von gleicher Wahrhaftigkeit wie Friedrich Wilhelm zu jenem Zeitpunkt, und auch Samuel Johnson besaß, bei all seiner Zungengelehrsamkeit, nicht *genug* Logik. Es kommt im Grunde darauf an, wieviel Überzeugung einer hat. Dem Himmel sei Dank, es wird hier und da ein Mensch geboren, der die Wahrheit liebt, wie die Wahrheit geliebt werden müßte: mit seinem ganzen Herzen und seiner ganzen Seele; und der die Unwahrheit haßt mit einem entsprechenden vollkommenen Hasse. In höflichen Kreisen, die meinen, daß allerdings die Wahrheit besser als die Unwahrheit sei, daß man aber gegen beide höflich sein müsse, laufen solche Menschen Gefahr, mit ihrer Logik zu Ende zu kommen. Selbst Johnson hatte ein Brüllen in sich, und Johnson konnte sich doch jederzeit ins Stillschweigen zurückziehen, da ja *sein* ganzes Königreich unter seinem Hute steckte. Wieviel mehr erst Friedrich Wilhelm, der gar keine Logik besaß und dessen Königreich außer ihm lag, weit und breit, ein Ding, von dem er sich nicht zurückziehen konnte? Der ungeschlachte Bärmensch, er hatte es nötig, im Rechte zu sein. Vom äußersten Memel bis hinab nach Wesel, über den halben Umkreis von Europa ausgestreut, hingen in seiner Vorstellung allerlei Arten Dinge und Personen von ihm und seinem Rechthaben, nicht Unrechthaben ab.

Ein Mensch von klarer Unterscheidungskraft, gutem natürlichen Blick, und unerschütterlich vertrauend auf das, was sein Blick ihm sagte, was sein Glaube war — dabei jedoch von ungeheuerer Einfalt; imstande, sich bis zu einem seltsamen Grad ködern und an der Nase herumführen zu lassen, wenn ein Künstler, geschickt genug, dreist genug dazu, da war! Sein eigenes natürliches Urteil war gut und, obschon leicht hastig und übereilt, doch stets fähig sich am Ende zu berichtigen; innerlich aber, wie man bemerken kann, muß seine Bescheidenheit, sein Selbstmißtrauen,

seine Besorgtheit und manche andere unerwartete Eigenschaft groß gewesen sein. Und dann seine Explosivität, Ungeduld, Reizbarkeit, seine von ihm selbst gefühlte stumme Unkenntnis von allem, das über den eigenen engen Horizont seiner persönlichen Überschau hinauslag! Ein Bärmensch, fähig genug dazu, sich von einem Tausendkünstler ersten Ranges ködern und kitzeln zu lassen — ersten Ranges mußte der Künstler sein, einer vom zweiten Rang hätte fehlschlagen und zu Stücken zerrissen werden mögen für seine Mühe. Aber Seckendorff und Grumbkow, wie haben die ihn nicht am Seile tanzen lassen, bei etlichen Dingen — wie wir sehen werden und wie der arme Fritz und andere sehen werden!

Er war voll Empfindlichkeit, rauh wie er war und zottig von Haut. Seine wilde Einbildungskraft trieb ihn auf traurige Weise herüber und hinüber. Man muß ihm eigentlich die Vorrechte des Genies zugute kommen lassen. Sein langes Potsdamer Regiment, seine wie verrückt aussehende Leidenschaft, lange Leute anzuwerben: auch dies deucht mir eine jener Grillen des Genies — eine übertriebene Idee von der Abdrechslung seiner „Strophe" bis zur äußersten Präzision — dessengleichen sich in der Geschichte der Dichter nachweisen ließe. Einen seltsameren „Menschen von Genie" oder einen in eigentümlicheren Umständen hat die Welt niemals gesehen!

Friedrich Wilhelm hatte stets, schon seinerzeit als Kronprinz und mehr noch nun da er selber die souveräne Stelle einnahm, mit natürlichem, arithmetischem Verstand eingesehen, daß seine Stärke in dieser Welt, wie die Dinge einmal standen, wesentlich von dem Grade der ihm innewohnenden Schlagfähigkeit bedingt wäre — von der Anzahl und Güte der Truppen, die er unterhalten und jederzeit in Kriegsbereitschaft haben könne. Eine unwiderlegliche Wahrheit und, im gegenwärtigen Falle, eine tiefgefühlte. Erhöhung der Zahl, Verbesserung der Güte: in diesen dreimal wesentlichen Stücken lag der Schlußstein und die oberste Spitze von Friedrich Wilhelms sämtlichem Dichten und Trachten, dem er sich hingab, wie es nur der beste Spartaner hätte tun können. Näher hierauf einzugehen, dazu werden sich noch andere Gelegenheiten finden. Denn es war eine weltmerkwürdige Sache, weltlächerlich wie man damals meinte, deren äußerst ernsthafte Frucht endlich auch merkwürdig genug geworden ist.

In der Zeit von Malplaquet besprachen bei einer Gelegenheit einmal, so wird erzählt, zwei englische Offiziere, die schlecht über den Gegenstand unterrichtet und in ihrer wegwerfenden Unwissenheit um so beleidigender waren, vor Friedrich Wilhelms Ohren die kriegsfähige Stärke des preußischen Staates und die Frage, ob der König von Preußen wohl mit eigenen Mitteln mehr als 15 000 Mann ins Feld stellen könne. Friedrich Wilhelm, aufgebracht über die Sache und den Ton, soll mit Hitze gesagt haben: „Ja doch, mehr als 30 000" [1]; worauf die Herren Militärs ihre Köpfe

[1] Förster I. 138.

leicht schüttelten und den Gegenstand vorderhand fallen ließen. Aber er bekräftigt es nach und nach, doppelt und dreifach — und bringt es, ehe er stirbt, bis zu einer Armee von siebzig- bis hunderttausend der bestgeübten Truppen[1]; und, was das Wunder noch erhöht, er hat einen gefüllten Schatz obendrein. Dies ist der brandenburgische Spartanerkönig, dem die Staatswirtschaft geläufig ist. Als einziger unter zeitgenössischen Königen legt er alljährlich Geld zurück und legt noch manche andere viel kostbarere Dinge zurück, für Preußen und den kleinen Buben, den er hat.

Friedrich Wilhelms Leidenschaft für das Drillen, Werben und Vervollkommnen seiner Armee zog ihm viel Aufmerksamkeit zu; lachlustige satirische Aufmerksamkeit in den hundert Mäulern des gemeinen Gerüchts, woran er sich wenig kehrte, und zornvolle drohende Aufmerksamkeit, wenn es ihn zuweilen mit den selbständigen Teilen der Menschheit in Kollision brachte. Diese letztere Art war nicht angenehm und trug zuweilen ein bedenkliches Aussehen; aber auch dies hat er allezeit irgendwie erträglich zu verdauen gewußt. Er fuhr fort zu drillen und zu werben — man kann sagen, nicht nur seine Armee, sondern seine Nation in allen ihren Bereichen, wie noch keiner zuvor oder seitdem getan, den Grad der ihm und ihr innewohnenden Schlagkraft vermehrend.

In einem militärischen und auch in einem noch viel tieferen Sinne kann man ihn als den großen Drillfeldwebel der preußischen Nation bezeichnen. Es war dies freilich von jeher das Geschäft der Hohenzollern gewesen, dies schwierige, verdrießliche und unerläßliche des Drillens. Von dem ersten Auftreten des Burggrafen Friedrich an, mit gütigen Worten und mit der Faulen Grete unter den Trümmern des anarchischen Brandenburgs, und abwärts seitdem, ist dies beständig genug so gewesen. Und nicht wenig gutes Exerzitium haben von Anfang bis zu Ende diese Völkerschaften gehabt; erhielten gerechte Befehle (weise und gerechte, die in einem achtbaren Grade zugleich des Himmels Befehle waren): und sicherlich war z. B. die Faule Grete — die Faule Grete, wie sie dem weiland Quitzow seine starke Burg um die Ohren stäubte — ein achtbarer Korporalstock für die Bekräftigung dieser Befehle. Dies ist nun dreihundert Jahre lang so vor sich gegangen. Aber Friedrich Wilhelm vollendet die Prozedur, arbeitet sie bis zum äußersten Grad der Vollkommenheit aus. Friedrich Wilhelm bringt sie in jede Faser und Spalte des preußischen Wesens und, soweit als möglich, des preußischen Lebens, so daß Preußen ganz wie eine eingeübte Phalanx befehlsverständig dasteht; und was wir im Heere sehen, ist nur die höchste vollendete Quintessenz dessen, was der ganzen Nation innewohnt. Das war Friedrich Wilhelms Funktion, vorbereitet für ihn, ihm zur Hand gegeben von seinen hohenzollerschen Vorgängern; und sie hat sich wahrlich aufs heilsamste bewährt.

[1] „72 000 Feldtruppen, 30 000 Garnisonstruppen" (Geständnisse eines Oesterreichischen Veterans. Breslau, 1788. I. 64).

Denn ich habe bemerkt, daß eine Nation unter allen Dingen zuvörderst des Gedrilltwerdens bedarf; und keine Nation, die nicht erst von sogenannten „Tyrannen“ regiert und straff an der Stange gehalten worden ist, bis sie vollkommen parieren und Regel und Gesetz beobachten und diese innerlich wert halten und ihren Mangel verabscheuen lernte, hat es je weit in dieser Welt gebracht. Selbst England, in törichten Teilen von England, schreit und lamentiert noch immer erbärmlich über seinen Wilhelm den Eroberer und die strenge Reihe der Normannen und Plantagenets; aber, wenn man es recht bedenkt, was wäre es ohne diese je gewesen? Ein gefräßiges Geschlecht von Jüten und Angeln, unfähig zu großen Kombinationen; in dickbäuchiger Gleichmütigkeit sich fortschleppend, sich nichts beikommen lassend von heldenmütiger Arbeit und Stillschweigen und Ausdauer jener Art, die zu den Höhen dieser Welt führt und zu den goldenen Bergkuppen, wo die Geister der Dämmerung hausen. Selbst ihre Wahl- und Stimmgerechtsamen, die sie ihre „Freiheit“ nennen — wenn diese wirklich „Freiheit“ bedeuten und ein solcher Weg zum Himmel, eine angelsächsische Heerstraße dahin sind — hätten unter solchen Bedingungen nimmer für sie möglich werden können. Wie könnten sie? Hätte doch nichts als Zusammenstoß und unerträgliches Ineinanderdrängen (wie von Leuten, die nicht senkrecht stehen) und daraus folgendes häufiges Losschlagen aufeinander diesen ungedrillten Angelsachsen bevorstehen können — sogar ihre dickbäuchige Gleichmütigkeit wäre beständigen Unterbrechungen fortwährend ausgesetzt gewesen, wie zu den Zeiten der Heptarchie. Ein aufgeklärtes Publikum denkt nicht über diese Dinge nach gegenwärtig, wird es aber nach und nach wieder tun. Wenn man mit Menschenaugen über das jetzt bestehende England und weiter über Amerika und Australien von Pol zu Pol blickt und dann den konstitutionellen Litaneien Dryasdusts und seinem Lamentieren über die alten normannischen und plantagenetischen Könige zuhört, und seiner Würdigung abgeschiedenen Verdienstes und Erkenntnis von Ursachen und Wirkungen — dann verstummt der menschliche Verstand!

Viertes Kapitel / Seiner Majestät Art und Wesen

Die Geschichte Friedrich Wilhelms gehört zur Geschichte der Wirtschaftslehre, deren Studium, sobald es erst wieder einmal Könige in der Welt gibt, diesen teuer sein wird. Bei einem solchen glücklichen Stand der Dinge wird die Geschichte Friedrich Wilhelms ihre Erforschung gut verlohnen und durch Beispiel auf sehr schlichte und unmittelbare Weise lehren. In dem sogenannten politischen, diplomatischen Verbleibegehorsamst-Fache ist nicht viel und kann nie viel von ihm zu melden sein, da dieser Wirtschaftskönig sich allezeit hübsch daheim gehalten und um seine eigenen Sachen bekümmert hat. So daß er vorderhand als ein König von dem was man Geschichte nennt fast gar nichts hat: und nur als ein Mitmensch von absonderlicher Begabtheit und in einer höchst eigenen und hervorragenden Stellung kann er interessant für die Menschheit sein. Für uns hat er als Vater und täglicher Lehrer und Meister des jungen Fritz ein fortwährendes Interesse; und wir müssen von des Meisters Art und Wesen und von den Hauptphänomenen seiner Werkstatt, wie sie sich nacheinander ereigneten, um des merkwürdigen Lehrlings willen, der darin diente, Kunde nehmen.

Er war nicht hoch von Wuchs, dieser willkürliche König: ein stämmiger, blühend aussehender Mann, mit ernstem, aufrichtigem, gebieterischem Gesicht; seine Haltung und seine Ausstaffierung sehr spartanisch. Ein Mann von untersetzter, rüstiger Statur; steht (in Pesnes besten Porträts) ungezwungen und doch wie ein Turm. Sehr handfest, wohlbeleibt; Augen standhaft wachsam; die Backen ein wenig zusammengedrückt, schieben den Mund etwas nach vorn, wie wenn er schweigend früge: „Ist was los? Alles in Ordnung hier?" Gesicht, Gestalt und Haltung, alles an ihm trägt den Ausdruck von robuster Einsicht und unmittelbarer Entschlossenheit, von gesunder Tatkraft, praktischem Wesen, unbezweifelter Autorität — ein gewisses königliches Air, auf die schlichteste Form zurückgeführt. Das Gesicht, in Pesnes und anderen Bildern, ist nicht schön oder angenehm; gesund, echt, autoritativ ist das Beste, was sich davon sagen läßt. Ursprünglich mag es jedoch, wie es auch geschildert

wird, schön gewesen sein. Ziemlich hochgewölbte Stirn, reichliche Backen und Kiefer, Nase etwas klein und fast eine Stumpfnase; große graue Augen, glänzend von stetigem Feuer und Leben, oft genug düster und ernst, doch auch lachend, wenn er wollte, sagt Pöllnitz — ein Lachen, das in schrecklich donnernde Wut umschlagen kann, wenn man ihn reizt, insbesondere, wenn man ihn belügt, denn das haßt er über alles. Blick ihm gerade in das Gesicht; er meint, in deinen Augen lesen zu können, ob eine innere Lügenhaftigkeit in dir steckt: du mußt ihn daher beim Sprechen ansehen; so ist sein stehender Befehl.

Sein Haar ist blond, ins Aschfarbige oder Dunklere übergehend; schönes reiches Haar, als er es noch natürlich trug. Es ward aber bald zu einem Zopf, nach militärischer Sitte, zusammengebunden und endlich ganz weggestutzt und durch braune und zuletzt durch weiße Stutzperücken ersetzt. Welche letzteren, obgleich schlechte Perücken, ihn ebenfalls unter seinem dreieckigen Hute mit Kokarde nicht schlecht kleideten, sagt Pöllnitz [1]. Die Stimme, vermute ich, war, selbst wenn nicht laut, so doch von schallendem und durchdringendem, metallartigem Klange; und ich erfahre ausdrücklich einmal, daß ein näselnder Ton darin war [2]. Seine Majestät sprach durch die Nase, schnüffelte seine Rede auf eine ernste ominös weinerliche Weise. In zornigen Momenten, die häufig waren, muß sie — unangenehm zu hören gewesen sein. Im übrigen ein stattlicher Mann für seine Größe; augenfällig wohlgebaut an Leib und Gliedern und fein geformt bis zu den Fingerspitzen. Seine Füße und Beine, sagt Pöllnitz, waren sehr schön. Seine Hände, hätte er sie in acht genommen, waren besonders weiß, die Finger lang und dünne; eine zugleich zum Greifen flinke, zum Tasten zarte und zum faustfesten Halten starke Hand: was man eine schöne Hand nennen darf, weil es die nützlichste ist.

Nichts ging über die Schlichtheit der Gewohnheiten Seiner Majestät. Nur sein gewissenhaftes Achten auf Reinlichkeit der Person und Räumlichkeiten erregt unser besonderes Wohlgefallen. Er wusch sich wie ein wahrer Muselmann fünfmal am Tage; hielt auf Reinlichkeit in allen Dingen bis zu einem abergläubischen Grad; ein Zug, der in dem ungeschlachten Manne angenehm und wahrlich aus einem Stück mit seinem übrigen Charakter ist. Er schafft allmählich all seine seidenen und anderen zeugenen Zimmermöbel ab; duldet, in seinem Haß gegen den Staub, keinen Fußteppich, ja nicht einmal einen Polsterstuhl; sondern es muß alles von Holz sein, weil man sich dann den Staub völlig vom Hals schaffen kann [3]. Frau und Frauenzimmer und die, so es mit ihnen halten, mögen Polster und Sofas haben: er für seine Person sitzt auf bloßen Holzsesseln — sitzt, und denkt und wirkt auch, nach Art eines hyperboreischen Spartaners,

[1] Pöllnitz: Memoiren (Berlin, 1791), II. 568.
[2] Büsching: Beiträge I. 568.
[3] Förster I. 208.

der er war. Er aß stark, aber wie ein rauher Landmann und Jäger ißt, ländliche Gerichte, gutes Gesottenes und Gebratenes, unter Verschmähung des französischen Kochs, als eines Wesens ohne Sinn für ihn. Sein Lieblingsgericht am Mittagstisch war gut zubereiteter Speck und Gemüse; was konnte, für einen Menschen von dieser Art, der französische Koch tun? Er aß mit Heftigkeit, beinahe mit ununterscheidendem Ungestüm, nicht sowohl nach Güte als nach Fülle fragend. Er trank auch, betrank sich aber nicht; auf des Doktors Vorschrift konnte er sich dessen enthalten und hat sich in späteren Jahren auch enthalten. Pöllnitz rühmt die Feinheit seiner Gesichtsfarbe, die ursprünglich ausnehmend weiße Haut, welche er durch starkes Reiten und Jagen gegerbt und bronziert und außerdem durch seine Nahrungs- und Verdauungsweise arg zugerichtet hatte: ach, seine Weste maß zuletzt, ich fürchte zu sagen, wieviel preußische Ellen — einen sehr beträchtlichen Durchmesser[1]!

In den ersten Jahren nach seinem Regierungsantritt erschien er bei Gelegenheit noch in bürgerlicher Kleidung, „braunem englischen Rock, gelber Weste" und dem übrigen Unentbehrlichen. Aber diese Tracht ward mit jedem Jahre seltener bei ihm und hörte ganz auf (sagen die Chronologen) um das Jahr 1719: von da ab erschien er allezeit als Oberst der Potsdamer Garde (seines eigenen Leibregiments) in einfacher preußischer Uniform: engem Soldatenrock, blau mit roten Aufschlägen und Kragen, gelber Weste und Beinkleidern, weißleinenen Gamaschen bis an die Knie. Er schnallte seinen Degen hoch um die Lenden, damit er nicht im Kot schleppe; ging stets mit einem dicken Bambus in seiner Hand gelassenen, nicht langsamen Schrittes; mit seinem dreieckigen Hut, milchweißer Stutzperücke (in älteren Tagen) und purpurrötlichem Gesichte — die Augen spähend, im Blick scharfe behende Autorität und eine gefährliche Bereitfertigkeit, Verweise zu geben und das Rohr zu schwingen — so ging er auf Erden einher, und Leute vom gemeinen Schlag wichen ihm lieber aus, als daß sie ihm in den Weg kamen.

Denn er war allerdings gefährlich und fragte wohl auch auf beunruhigende Weise: „Wer ist Er?" Windbeutelige, mehr noch verdächtig aussehende Personen mochten schlecht wegkommen. Einem müßigen Gaffer an der Straßenecke hat er einmal mit dem Stock über den Kopf geschlagen: „Scher dich heim, Kerl, und tu was!" Daß die Hökerinnen zum Stricken zu ermuntern seien, während sie auf Kundschaft warten — zu ermuntern und gelinde zu zwingen, und endlich fortzujagen und ihr Budenrecht von ihnen zu nehmen, wenn sie sich nicht zwingen ließen — darüber ist, wie schon erwähnt, eine ausdrückliche Verordnung herausgekommen, sehr seltsam zu lesen[2].

Stutzerhafte Figuren, ja Leute, die wie Franzosen aussehen, müßige

[1] Förster I. 163.
[2] In Rödenbeck: Beiträge S. 15.

flitternde Frauenzimmer sogar, denen ist es geraten, ihm aus dem Weg zu gehen. „Wer ist Er?" und wenn einer log oder Ausflüchte machte („Er blicke mich gerade an!") oder auch nur stotterte, stockte und des Verdrehens verdächtig aussah, so mochte es ihm schlecht bekommen. Eine sanfte Antwort ist weniger geeignet, Zorn abzuwenden, als eine fertige, klare. „Ein Candidatus Theologiae, Ew. Majestät", antwortete einmal ein so befragter handfester, schäbig aussehender Bursche. „Woher?" — „Von Berlin, Ew. Majestät." — „Hm, na, taugen nichts, die Berliner." „Freilich, die Mehrzahl, Ew. Majestät, aber es gibt doch Ausnahmen; ich kenne deren zwei." — „Zwei, wer sind die?" — „Ew. Majestät und ich!" — Majestät bricht in helles Gelächter aus: der Kandidatus ward von den Konsistorien und einschlägigen Behörden examiniert und erhielt eine Kaplanstelle.

Dieser König war durchaus kein Freund der Franzosen oder ihrer Moden. Wir sagten, er schaffte die große Perücke ab — setzte sie zum letztenmal bei seines Vaters Begräbnis auf, so weit ging die kindliche Pietät, und packte sie dann von sich, indem er sie abschaffte, ja sogar verbannte und für immer verbot. Die Perücke und gleichsam alles, was die Perücke symbolisierte. Denn dieser war ein König, der zu ganz anderen Zwecken in die Welt kam, als große Perücken zu tragen und, unbekümmert um die Kosten, Platzfrosch gegenüber dem Versailler Ochsen zu spielen, welch letzterer vielleicht selber ein unnütz Tier ist. Von Friedrich Wilhelms Perückensteuer, von den alten „Perückeninspektoren" und den Streichen, die sie spielten, indem sie den Leuten auf der Straße die Perücke vom Kopf zogen, um zu s e h e n, ob sie auch gehörig gestempelt sei, und das Perückentum, bis etwa auf die schlichte und nützliche Stutzperücke, unter Menschen hintertrieben: von diesen und anderen ähnlichen Dingen könnte ich reden, tue es aber nicht. Folgender kleine Umstand, der sich einmal auf dem Musterungsfelde vor den Toren Berlins zutrug, wird genügen, um seine Launen in dieser Hinsicht zu kennzeichnen. Es war im Frühjahr 1719, sechs Jahre alt war damals unser kleiner Fritz, der natürlich viel flüchtigen, offenen und versteckten Kommentar, triumphierendes Mannsgelächter und vielleicht rebellische Weiberseufzer, bei Gelegenheit eines solchen Streiches zu hören bekam.

Der Graf Rothenburg, von Geburt ein Preuße[1], ein gebildeter und in diplomatischen und anderen Geschäften geschickter Mann, aber viel an Paris und die dortige Lebensart gewöhnt, war kürzlich als französischer Gesandter zu Berlin erschienen — und, ganz natürlich, in vollem französischen Kostüm: dreieckigem Hut, Perücke, galoniertem Kleid und was sonst noch dazu gehört. So geputzt pflegten er und eine flotte Gruppe von Gefolge und Anhängern herumzulaufen, und sie konnten leicht andere an-

[1] Buchholz, N e u e s t e P r e u ß i s c h - B r a n d e n b u r g i s c h e G e s c h i c h t e I. 28.

stecken. Was anfangen mit ihnen? denkt der besorgte Vater seines Volkes. Sie würden bei der nächsten großen Revue erscheinen, erfuhr Friedrich Wilhelm und traf hierauf im stillen seine Maßnahmen. Kleidete nämlich seine Profose oder Regimentsscharfrichter in eine ungeheuerliche Übertreibung jenes Kostüms; Hüte, ungefähr eine Elle im Durchmesser, bis an die Kniekehle reichende Perücken, nebst anderer entsprechender Ausstaffierung: diese ließ Friedrich Wilhelm, als Graf Rothenburg und seine Gesellschaft auf dem Felde erschienen, durch laute Fanfare aufrufen, und sie marschierten feierlich unter Graf Rothenburgs Augen vorüber; der seltsamste Aufzug von Phantasmen, der ihm zu Gesichte gekommen. Heilsame Betrachtungen in ihm erweckend [1]. Man denke sich diesen Auftritt in der Geschichte; Friedrich Wilhelm als komisch-symbolischen Dramaturgen. Götter und Menschen (oder wenigstens die Houyhnmschen [2] Pferde) hätten es mit homerischem Gelächter begrüßen mögen — so ungeheuer und leer ist es und doch mit einem Anflug wirklichen Humors darin — aber den Leuten auf Parade war nicht mehr als ein verbissenes Kichern oder allgemeines unterdrückbares raschelndes Gemurmel erlaubt; und nur die Götter lachten laut heraus, falls sie so gelüstet waren. Die Regimentsscharfrichter kehrten auf ihre Plätze zurück, und Graf Rothenburg legte sich schlichte deutsche Tracht zu, solange er sich im Lande aufhielt.

Friedrich Wilhelm zeigt bei vielen Gelegenheiten einen stummen derben Witz und Spott dieser Art, nicht ohne Genialität in seiner brobdignagischen Übertreibung und Einfalt. Wie ein wilder Waldbär, der seine Kurzweil treibt, mit einigem Sinne für Humor unter seinem rauhen Fell. Sehr wohl fähig, verschwenderische Kostüme zu durchschauen, und nur Wirklichkeiten achtend. Nicht in französischer Verschwenderei, sondern in eingeborener deutscher Sparsamkeit sieht dieser König sein Heil; so hat die Natur ihn geformt: und die Welt, die längst ihre Spartaner verloren hatte, sollte wieder einen urtümlichen nordgermanischen Spartaner sehen und viel Geschrei über ihn erheben, indes die Natur stillschweigt und gleichsam in sich hineinlacht über das Schreien der Lakaienwelt. Denn die Natur hat, wenn sie einen Spartaner schafft, ihre eigenen Absichten mit ihm und erwartet nicht augenblicklichen Beifall, sondern nur allmählichen und nachhaltigen.

„Für mein Teil", ruft ein gewisser Redakteur einmal aus, „bemerke ich wohl, daß noch niemals ein großes Reich, römisches, englisches, bis herab auf ein preußisches oder holländisches, gegründet, noch überhaupt irgendeine große Masse von Arbeit unter der Sonne geleistet worden, es wäre denn, daß ebendiese bescheiden aussehende Eigenschaft der Sparsamkeit dabei zugrunde gelegen und das Werk möglich gemacht hätte. Was freilich als eine wunderliche Doktrin klingen mag in diesen Tagen der Goldbarren,

[1] Förster I. 165. Faßmann, Leben und Thaten des allerdurchläuchtigsten usw. Königs von Preußen Frederici Wilhelmi (Hamburg und Breslau 1735), S. 223. 319.

[2] Dem Leser ist diese Rasse wohl aus des weltberühmten Samuel Gullivers „Reisen" erinnerlich. D. Übers.

Börsenreichtümer und mirakulösen Pracht, die nichts nach Kosten fragt. Nichtsdestoweniger sind ernsthafte Leser eingeladen, darüber nachzudenken. Obgleich neu, ist sie uralt und hat eine traurige Bedeutung für uns in diesen Zeiten. Daß du in eiteln Narreteien, dort bauend wo kein Grund war, deine hunderttausend Pfund, deine achthundert Millionen [1] verschleudert hast, daraus mache ich mir verhältnismäßig wenig. Du kannst immer wieder reich werden, wenn du endlich weise geworden bist. Aber wenn du deine Anlage zu strenger, frommtapferer Arbeit, zu Geduld, Beharrlichkeit, Selbstverleugnung, zum Glauben an die Ursache der Wirkungen vergeudet hast; ach, wenn dein einst gesundes Urteil über den eigentlichen Wert und Unwert der Dinge vergeudet hast, und wenn dein stilles festes Vertrauen auf das ewig Wahrhaftige in dir selbst und den Dingen nicht mehr vorhanden ist — dann hast du in der Tat einen Verlust erlitten! Du bist im Grunde ein völlig bankerottes Individuum, wie du nachgerade gewahr werden wirst. Ja, und wenn auch ganz Kalifornien dein eigen wäre und du könntest allen Tapeziererkram, alles Konfekt, wohlangelegtes Kapital, allen zeitweiligen (sehr zeitweiligen) Grundbesitz in der Welt mit einem Male aufkaufen, es würde dir nichts fruchten. Fortan für dich keine Ernte mehr auf dem Saatfeld dieses Universums, das seine heilsamen Guttaten und edlen himmelgesandten Gaben für ganz andere, als du bist, aufbewahrt; und ich möchte keine Stecknadel für alles, was du daselbst ernten wirst, geben. Bloße imaginäre Ernten, Säcke voll Goldbarren und dergleichen, leer wie der Ostwind — dieweil alle Dämonen über dich lachen! Denkst du etwa, die Natur sei auch eine aufgedunsene Lakaienseele, gierig nach Trinkgeldern, und ließe sich durch deine sublimen Airs von Prunkerei und deinen großen Saldo in der Bank täuschen? Geh zum — allgemeinen Kotpfuhl mitsamt deinen Goldbarren!"

Die Lakaienwelt klagt, da ihre Borten und fetten Einnahmen ansehnlich geschmälert sind, mit Bitterkeit Friedrich Wilhelm des Geizes und verwandter Laster an. Aber es ist nicht an dem; innerlich und in der Hauptsache läßt sich sein Verfahren als ehrenwerte Sparsamkeit definieren — die hin und wieder an Geiz grenzte, wie denn gewöhnlich arme menschliche Tugenden überhaupt zu sehr nach einer oder der anderen Seite hinneigen! Er kann sich auch prächtig zeigen und scheut keine Kosten, wenn die Gelegenheit ihm würdig erscheint. War die Gelegenheit unvermeidlich und doch nicht ganz würdig, dann hat er wohl auch seine Zuflucht zu wunderlichen Behelfen genommen. So pflegte z. B. der Zar Peter häufig das preußische Gebiet zu betreten, meist in seinen eigenen Geschäften, und so einen Mann muß man, solange er bei uns ist, königlich freihalten; man möchte aber auch, daß es zu billigen Kosten geschehe. Postpferde, „zweihundertsiebenundachtzig auf jeder Station", erhält er vom Land; aber den Rest seiner Unkosten, den ganzen Weg von Memel bis nach Wesel? Friedrich Wilhelms Marginalbescheid an sein Finanzdirektorium, als dies einmal deshalb um Befehle nachsuchte, ist folgenden seltsamen Inhalts: „Ja, den ganzen Weg (außer Berlin, das ich auf mich selbst übernehme). Ich will 6000 Taler dazu destinieren, nit einen Pfennig gebe mehr dazu"; und dies ist der merkwürdige Punkt: „vor der Welt sollen sie von 30 à 40 000 Taler sprechen, daß es mir koste [2]!" So daß also der König von Preußen, der mehr als alle Menschen Lügen verabscheut, hier Befehl

[1] Betrag der englischen Nationalschuld. D. Übers.
[2] 1717: Förster I. 213.

zu einer gibt? Leider ja, zu einer Art von Lüge oder Flause, erpreßt in der Klemme der Sparsamkeit! Aber welch einen Blick in den kunstlosen inneren Menschen Sr. Majestät gewährt uns selbst diese Flause oder Notlüge — die man nicht selbst macht, sondern dem Diener zu machen befiehlt, als wenn das so billiger zu stehen käme!

„An Geiz grenzend", freilich: aber wer nicht ungerecht und böswillig sein will, kann ihn mitnichten als einen Geizhalskönig darstellen. Er sammelt, was ihm gehört, gibt euch genau, was euch gehört. Für bezahlten Lohn verlangt er geleistete Arbeit: er versichert sich mehr und mehr, ob die geleistete Arbeit auch für ihn notwendige Arbeit sei, und streicht sie aus, wenn nicht. Ein spartanischer Mensch, wie gesagt — wiewohl er wahrscheinlich ebensowenig von den Spartanern wußte, wie die Spartaner von ihm. Aber die Natur ist noch immer solcher Erzeugnisse fähig: wenn in Hellas vor uralten Zeiten, warum nicht in Brandenburg jetzt?

Fünftes Kapitel / Friedrich Wilhelms einziger Krieg

Einer der frühesten starken Eindrücke Fritzens von der Außenwelt war, wie es sich fügte, ein kriegerischer — es fügte sich so, wiewohl er allzuwenig Geschmack nach dieser Richtung hin zeigte und dergleichen Phänomene noch nicht fassen konnte — und es muß viel halbverständliches Gefrage und Gespräch von seiner Seite über die Dinge, die nun vor sich gingen, mit der Dame Roucoulles stattgefunden haben.

Im Jahre 1715, Fritzens drittem Jahre, kam ein gewaltig Treiben, nicht nur des Exerzierens, sondern des wirklichen Krieges: der Stralsunder Feldzug. Friedrich Wilhelms eine Tat in dieser Art. Lautes Gerücht hiervon füllt natürlich das Mutterherz, die Gemächer des Berliner Schlosses und erregt mit neuen lebendigen Interessen die Einbildungskraft von jung und alt. Denn es rasseln nun die wirklichen Kriegstrommeln, es knarren die Züge des schweren Geschützes, und Krieger nehmen Abschied und marschieren, tramp, tramp; Majestät in Gardegrenadieruniform voraus: Reiterei, Fußvolk und schwer Geschütz; nordwärts gen Stralsund an der baltischen Küste, wo ein furchtbarer Menschenlöwe sich kürzlich eingelagert hat. Karl XII. von Schweden nämlich, der ist aus dem türkischen Bender oder Demotika losgebrochen und hat seinen hartnäckigen Starrschlaf endlich beendigt; ist an die vierzehn oder sechzehn Tage lang geritten, er und ein oder zwei Reitknechte, über öde Steppen und Gebirgswildnisse, durch wimmelnde gefährliche Städte, („kam über Wien und Kassel, dann durch Pommern"), während er sein „Königsgefolge von zweitausend Personen" langsam nachfolgen ließ. Er selbst ist ohne Pause vorangeritten, immer voran, im tiefsten Inkognito, der nicht zu ermüdende Mann — und schließlich am Abend vor Allerheiligen (22. oder 11. November 1714), in tiefer Nacht, hielt ein Reiter, dem noch zwei andere folgten, reisebespritzt und „weiß von Schnee vor dem Tor von Stralsund und begehrte, zum Staunen der schwedischen Schildwache, augenblicklichen Zutritt zum Gouverneur. Der Gouverneur, anfangs ein wenig mürrisch gelaunt, erkannte allmählich, wie sich die Sache verhielt, sprang aus dem Bett und umfaßte die Knie des schneeigen Mannes; ganz Stralsund sprang aus dem Bett und illuminierte am selbigen Aller-

heiligenvorabend — und mit einem Wort, Karl XII. ist nach fünfjähriger Verfinsterung wieder auf dem Schauplatz der Dinge erschienen und bedroht die Welt auf seine alte Weise, von jener Stadt aus. Weswegen es vielen Parteien, und zuletzt auch Friedrich Wilhelmen selber, dringend wird, ihn hinausgetrieben zu sehen.

Die Wurzel dieser Stralsunder Geschichte gehört noch in die vorige Regierung, ebenso wie die großartige Erscheinung Karls XII. auf der Bühne der europäischen Dinge und der Schrecken und das Staunen, die er daselbst hervorrief. Er ist jetzt dreiunddreißig Jahre alt, und nur der Ausgang von beiden, von ihm und der Stralsunder Geschichte, fällt in unser gegenwärtiges Feld. Vor fünfzehn Jahren wirkte sie gerade wie das Bersten eines Katarakts von Bomben in einem schlaffen Tanzsalon, diese Erscheinung des jungen kriegerischen Schweden unter den üppigen Königen und Königlein des Nordens, die insgesamt dergestalt faulenzten und matt menuettierten, unbekümmert um die Kosten! Friedrich IV. von Dänemark, zechend beim roten Burgunder, August der Starke, allgemach seine „dreihundertvierundfünfzig Bastarde" zeugend[1]; diese und andere Nachbarn waren zuversichtlich unter allerlei Vorwand herzugetreten, indem sie sich an den Besitztümern des noch unmündigen Jünglings zu bereichern gedachten, als der junge Unmündige sich plötzlich zu einem Vollmündigen und Übermündigen entfaltete und als ein solcher Feuerkönig unter ihnen auftrat.

Folge davon waren endlose nordische Irrungen, und den ganzen Louisquatorzeschen oder Marlboroughschen großen „Erbfolgekrieg" hindurch hatte ein besonderer „Nordischer Krieg" auf eigene Hand gebrannt oder geglimmt; Schweden kontra Sachsen, Russen und Dänen sich herumbalgend in langwierigem, verwickeltem Hader und jene nördlichen Gegenden in Rauch, wenn nicht in Flammen haltend. Karl XII. war die letzten fünf Jahre über (seit Pultava und dem Sommer 1709) in der Türkei halsstarrig auf der Bärenhaut gelegen, indem er die Türken antrieb, den Zar Peter zu vernichten, was sie schlechterdings nicht vermochten, obschon sie es dann und wann versuchten, und nicht wenige Wesire mußten ihre Köpfe darüber einbüßen. Karl lag störrisch schlafend, indes die Dänen gegen seine holsteinischen Interessen und angrenzenden Territorien operierten, Sachsen und Russen fortwährend auf Schwedisch-Pommern losschlugen, fortwährend hin- und dann wieder heimmarschierend, ohne Erfolg — immer durch das brandenburgische Land, weil sie nicht anders konnten. Letzteren Umstand hatte Friedrich Wilhelm noch als Kronprinz mit Verdruß mit angesehen; hätte das nur was genützt. Aber Karl XII. wollte um kein Haarbreit nachgeben; schickte von seinem Bett zu Bender oder Demotika entschiedene Befehle, alle Übergabe verbietend. Und der saumselige Feind vermochte auch nicht, Übergabe zu erzwingen.

[1] Mémoires de Bareith (Wilhelmines Buch, Londres, 1812) I.111.

So daß es zuletzt zu einem matten langwierigen Gewirre von unabwickelbaren Streitereien geworden war, die abgematteten Kämpfenden ausgepumpt von allem, nur nicht von ihrer Feindseligkeit; schien nimmer enden zu wollen. Eingewurzelter unwirksamer Krieg, zerstörend für alle wirklichen Interessen in dortiger Gegend. Was hat nicht Holstein für Ungemach davon gehabt, das bis auf den heutigen Tag dauert. Auch Mecklenburg ward in schlimme Übel dadurch verstrickt, die lange genug dauerten, wie wir sehen werden. Vor allem aber darf Brandenburg ungeduldig sein, Brandenburg, das nichts damit zu schaffen hat, außer als unglücklicher Nachbar. Eine von Friedrich Wilhelms allerersten Operationen als König war es, diesem mißlichen Zustand, dem er noch als Kronprinz lange mit Ungeduld zugesehen, ein Ende zu machen.

Sogar der Utrechter Vertrag war ihm willkommen gewesen in der Hoffnung, daß er wenigstens diese nordischen Händel beendigen würde. Dies versuchte der Utrechter Vertrag, vermochte es aber nicht: indessen gab er ihm seine preußischen Kriegsvölker zurück — die er bereits um sechs Regimenter vermehrt hat, errichtet, wie man ersehen kann, auf den Trümmern seines ehemaligen Lakaien- und entlassenen Kammerherrentums — mit diesen will es nun Friedrich Wilhelm selber versuchen, dem Ding ein Ende zu machen. Er ließ sie alsbald ein Lager auf seiner Grenze, hart am Schauplatz des Streites, beziehen und bedeutete nunmehr, zu Anfang 1713, mit Nachdruck, daß es ihm entschieden darum zu tun sei, den Frieden in jenen pommerschen Gegenden hergestellt zu sehen. Es erfolgten Unterhandlungen[1], sehr ausgedehnte Unterhandlungen, da Ludwig XIV. und der Kaiser mithalfen, diese kriegführenden nordischen Könige und ihren Zaren zu beschwichtigen: endlich machte die holsteinische Regierung, als Vertreterin ihres geschworenen Bundesgenossen, Karls XII., bei dieser Gelegenheit ein Anerbieten, das vielversprechend schien. Sie schlug nämlich vor, daß Stettin und der dazugehörige Distrikt, die starke Grenzstadt und gleichsam der Schlüssel von Schwedisch-Pommern, von den Schweden geräumt und von neutralen Truppen, Preußen und Holsteinern in gleicher Anzahl, besetzt werden solle; welche neutrale Truppen jeden feindlichen Angriff von außen her zu verbieten hätten, während Schweden sich verpflichte, keinen Angriff durch Pommern hindurch von innen vorzunehmen. Das wäre so gut wie Frieden in Pommern, bis zur Erlangung eines allgemeinen schwedischen Friedens. Und Friedrich Wilhelm stimmte freudig bei[2].

Aber unglücklicherweise wollte der schwedische Kommandant in Stettin den Platz nicht an eine bloße vertretende oder sekundäre Autorität ausliefern, nicht ohne einen ausdrücklichen eigenhändigen Befehl seines Königs; der, da sich sein König in weiter Ferne, in abstrusen türkischen Um-

[1] 10. Juni 1713: Buchholz I. 21.
[2] 22. Juni 1713: Buchholz I. 21.

ständen und Örtlichkeiten befand, für den Augenblick nicht zu haben war; und es entstanden neue Schwierigkeiten und Ungewißheiten, was neuen Aufschub mit sich brachte, der an sich allein schon verderblich werden konnte. Das Ende war, die Russen und Sachsen mußten den Mann mittels regelmäßiger Belagerung hinauskanonieren: sie übergaben alsdann die Stadt an Preußen und Holstein; verlangten jedoch zuvor Erstattung ihrer Belagerungsausgaben — 400 000 Taler, laut Rechnung und Erweis.

Friedrich Wilhelm zahlte das Geld (da Holstein keinen Groschen hatte); nahm Besitz von der Stadt und den dazugehörigen Städten und festen Plätzen, gesonnen, sie zu behalten, bis er sein Geld wiederhabe. Dies war im Oktober 1713, und seitdem ist in jenem Bezirk wirklich Ruhe gewesen; mag immerhin die Asche des Nordischen Krieges anderswo noch brennen oder rauchen, hier ist sie völlig gelöscht. Anfangs war es ein gemeinschaftlicher Besitz Stettins, Holsteiner und Preußen in gleicher Anzahl; und wäre nur Friedrich Wilhelm seines Geldes sicher gewesen, so wäre es dabei geblieben. Aber die Holsteiner hatten nichts gezahlt; Karls XII. Bestätigung konnte nie ausdrücklich erlangt werden, und die Holsteiner waren bloße Abhänglinge von ihm. Wäre es daher nicht geraten, unsere preußische Besatzung nach und nach zu verstärken und irgendwie, mit einem Minimum von Gewalt, die Holsteinschen aus Stettin hinauszupraktizieren? Friedrich Wilhelm hat es so befohlen und ausgerichtet. Nachdem die preußische Stärke dieser wichtigen Garnison sich allmählich verdoppelt hatte, wurden die Holsteiner eines Nachts ruhig entwaffnet und ihnen befohlen abzuziehen, bei Strafe — was auch geschah. Mit einem solchen Pfandschein wie Stettin sicher in unserer Tasche, rechnen wir nunmehr darauf, unsere 400 000 Taler erstattet zu erhalten, ehe wir ihn herausgeben.

Die Sache ergab sich, wie Friedrich Wilhelm befürchtet hatte. Hier ist Karl XII. zurück, unbeugsam wie kaltes schwedisches Eisen; will von keinem Vertrag, der solchermaßen über sein Gut verfügt, hören: Sei er etwa bankerott, daß man seine Städte versteigern wolle? Karl glaubt im Grund gar nicht, daß Friedrich Wilhelm je die 400 000 Taler wirklich bezahlt habe; Karl verlangt, für sein Teil, daß man ihm seine schwedische Stadt Stettin zurückgebe, und gedenkt nicht im mindesten und ist freilich auch nicht imstande, Geld dafür zu zahlen. Vergebens antwortet man: Stettin sei gegenwärtig keine schwedische Stadt, es sei ein preußischer Pfandschein! — Es erfolgte viel Unterhandlung, Schriftenwechsel, da Ludwig XIV. und auch der Kaiser sich abermals ins Mittel schlugen, um einen Ausgleich herbeizuführen. Umsonst! Ludwig, der beherzte alte Bankerottier, versuchte stark, sich Karls mit Nachdruck anzunehmen; aber er hatte nun selbst kein Geld mehr, vermochte nur, es durch seine Gesandten mit ein wenig Finessen, mit ein wenig Drohen zu versuchen,

welches beides nichts fruchtete. Friedrich Wilhelm, nichts begehrend als Frieden auf seiner Grenze, nach fünfzehnjährigem äußeren Tumult dorten, hat 400 000 Taler in harter Münze dafür bezahlt: man erstatte ihm diese Summe und verspreche Frieden auf seiner Grenze, so will er Stettin räumen; anders nicht. Große Worte von einem französischen Ambassadeur in großer Perücke reichen nicht aus: „Bange machen gilt nicht" — was vertragen ist, muß geleistet werden! Der arme Ludwig der Große, den wir nun den „Bankerott-Großen" nennen, starb über diesen Verhandlungen, indes Karl, sein Bundesgenosse, gegen die ganze Welt argumentierte und focht, ohne weitere Hilfe von Ludwig, als einen hochrednerischen Gesandten. „J'ai trop aimé la guerre", sagte Ludwig auf seinem Sterbebette, indem er einen neuen kleinen (fünfjährigen) Ludwig, seinen Urenkel und Nachfolger, anredete: „Ich habe den Krieg allzu liebgehabt; ahme mir darin nicht nach, ne m'imitez pas en cela[1]." Welcher Rat ebenfalls, wie wir sehen werden, großenteils in der Luft verlorenging.

Friedrich Wilhelm hegte eine wahre persönliche Achtung für Karl XII., einen Mann in vielen Stücken ganz nach seinem Sinn, und hätte ihn gern zu sanfterem Benehmen überredet. Aber vergeblich. Karl wollte nicht auf politische Gründe hören, noch auch begreifen, daß sein Vermögensstand bankerott sei oder daß man seine Städte in Pfand geben könne. Dänen, Sachsen, Russen, ja, sogar Georg I. von England (nachdem er soeben einen großen hannöverschen Kauf, Bremen und Verden, vom dänischen König, der dessen habhaft geworden war, aus dem quasi-bankerotten Vermögensstand des armen Karl billig erstanden hatte) — müssen sich gegen ihn zusammentun, um ihn unterzukriegen; und von ihnen muß Preußen, von Karl im Stettiner Land endlich wirklich angegriffen, ungern den Anfang in dieser Repressivbewegung machen. Am 28. April 1715 erklärte Friedrich Wilhelm den Krieg gegen Karl; ist bereits auf dem Marsch nach Stettin mit starker Macht, um besagten Karl zu zwingen und abzuwehren. Ist einmal nicht zu ändern, wie hart es ihn auch ankommt: „Warum will mich gerade der König, den ich am meisten schätze, dazu zwingen, sein Feind zu sein?" sagte Friedrich Wilhelm[2].

Zu den originellen Dingen, die Friedrich Wilhelm getan, gehört seine Abschiedsorder und -instruktion an seine drei Hauptminister bei dieser Gelegenheit. Ilgen, Dohna, Prinzen, schweigsame dunkle Gestalten, denen man in preußischen Büchern begegnet und von denen man doch niemals die mindeste Vorstellung gewinnt, außer als von grimmen, ziemlich schlauen, sehr verschlossenen altfränkischen Herren — einer Art menschlicher Eisentruhen, feierlich angefüllt (unter drei- und vierfachen Patentschlössern) mit Dingen, die leider nunmehr für uns völlig zu Makulatur,

[1] 1. September 1715.
[2] Oeuvres de Frédéric (Histoire de Brandebourg), I. 132; Buchholz I. 28.

Staub und Spinngeweben geworden sind — diese drei verschlossenen schlauen Herren sollen ein dreimal wachsames Auge auf alle untergeordneten Ämter und Personen haben und wohl zusehen, daß niemand schlummere oder fehle. Kurzer wöchentlicher Bericht ist an Se. Majestät zu senden; Stafetten in Fällen von drängender Eile: Anfragen, die ihr an mich zu machen habt, sind auf gefalteten Bogen zu stellen, „worauf ich Marginalien schreiben kann": wenn nichts Besonderes passiert „nit schreiben". Zahlt kein Geld aus, außer was nach den Büchern fällig wird, sonst keins — wenn ein außerordentlicher Zahlungsfall sich ereignen sollte, zieht meine Frau zu Rate, und sie muß ihren Befehl dafür unterschreiben. Überhaupt in Sachen von Belang sollt ihr meine Frau zu Rate ziehen, aber nur sie; außer ihr und dem Geheimen Rat soll kein Sterblicher seine Nase in meine Geschäfte stecken: ich sage „sonst kein Mensch".

„Es soll alles meiner Frau gesagt werden," schreibt er an einer anderen Stelle, „und man soll sie um Rat fragen." Der ungeschlachte Paterfamilias, aber der menschliche! „Dieweil ich aber ein Mensch bin", fährt er fort, „und kann totgeschossen werden, so befehle ich allen, für Fritz zu sorgen, davor sie Gott belohnen wird, und ich gebe allen, von meiner Frau an, meinen Fluch, daß Gott sie sowohl zeitlich als ewig strafen möge sofern sie mich nach meinem Tode" — nun, um's Himmels willen, was denn? — „nicht im Gewölbe der Schloßkirche begraben! Sie sollen dabei kein Festin machen; bei Leib und Leben keine Zeremonie und Festin, als daß sie sollen die Regimenter in der Reihe das Gewehr nehmen und schießen lassen." Ist das nicht ein bärenhafter Mensch von Genie in seiner Art, wie wir ihn schon definiert haben? Er fügt plötzlich und schließlich hinzu: „Ich bin versichert, daß ihr alles mit der größten Exaktitüde von der Welt bestellen werdet, wofür ich allezeit eifrig, solange ich lebe, euer Freund sein werde[1]."

Russen, Sachsen taten, als wollten sie sich Friedrich Wilhelms pommerschem Feldzuge anschließen; und von den letzteren kamen und dienten auch, unter einem sogenannten Feldmarschall von Wackerbarth, mit hohem Federbusch und hohen Titeln, an viertausend Mann — unter welchen nur ein Oberst von Seckendorff, der eines der Reiterregimenter kommandierte, uns merkwürdig ist. — Den Rest, und die Russen insgesamt, sah er ebensogern in der Entfernung bleiben. An 16000 Dänen stießen ebenfalls zu ihm, der König von Dänemark an ihrer Spitze, alle sehr wütend gegen den schwedisch-eisernen Helden; aber eigentlichen Dienst, wie man bemerkte, leisteten sie fast gar nicht, außer zur See ein wenig gegen die schwedischen Schiffe. Auch Georg I. hatte eine Flotte in der Ostsee; aber bloß „um den englischen Handel zu beschützen". Im ganzen ward die Be-

[1] 26. April 1715: Cosmars und Klaproths Staatsrath S. 223 (in Stenzel III. 269).

lagerung von Stralsund, worauf der Feldzug bald hinauslief, hauptsächlich von Friedrich Wilhelm betrieben. Er blieb zwei Monate in Stettin, um sich vollends instand zu setzen: seine gute Königin, Gemahlin „Fiechen", war eine Weile mit ihm, ich weiß nicht, ob jetzt oder nachher. Ende Juni brach er von Stettin auf, nahm die zwischenliegenden Außenplätze weg und eröffnete dann die Laufgräben vor Stralsund, wo einige Tage später die Dänen zu ihm stießen. Es war nun Mitte Juli: eine vereinigte Armee von nahe an 40 000 Mann gegen Karl, der zur Bemannung seiner Festungswerke etwa das Viertel dieser Zahl musterte[1].

Stralsund, mit seinen äußeren und inneren Linien, mit seinen Sümpfen, Gräben, Wällen und reichlichem Geschütz darauf, und mit der einen Seite an das tiefe, noch immer von schwedischen Schiffen beherrschte Meer gelehnt, ist sehr stark. Wallenstein, wie wir wissen, versuchte einmal einen wütenden Angriff darauf; beschoß, minierte, lief Sturm; schwor, er wolle es einnehmen, „und wäre es mit Ketten an den Himmel gehängt"; konnte es aber doch nicht einnehmen mit all seinem vulkanischen Wüten und wurde hinweggetrieben, teils von den Schweden und dem bewaffneten Stadtvolk, hauptsächlich aber vom Sumpffieber und anhaltendem Regenwetter. Seitdem ist Stralsund einmal durch die preußische Belagerung eingenommen worden, wie alte Leute aus des Großen Kurfürsten Zeit sich noch erinnern. Dem drohenden Gesandten Ludwigs XIV. scheint Friedrich Wilhelm zu bedeuten: große, eisenfresserische Worte könnten den Ort freilich nicht einnehmen, aber preußische Kanonen und Leute dürften es doch können.

Der Hergang dieser Belagerung von Stralsund ist umständlich beschrieben und genoß einst einer gewissen Berühmtheit in der Welt; darf uns aber, außer als fernes Echo, hier nichts angehen. Sie dauerte bis in den Winter hinein, unter beständigen kühnen Gegenbewegungen und verzweifelten Ausfällen des schwedischen Löwen, der gegen die ganze Welt sich hier auf die Hinterbeine stellte. Aber Friedrich Wilhelm war die Wachsamkeit selber, und er hatte seine Anhalt-Dessaus bei sich, seine Borcks, Finkensteins, Veteranen und Hauptleute, die ihr Handwerk unter Marlborough und Eugen erlernt hatten. Die kühnen Ausfälle und verzweifelte Tapferkeit des Löwenkönigs richteten nichts aus. Ein Punkt nach dem andern ging ihm verloren. Köppen, ein preußischer Oberstleutnant, der aus der Stadt gebürtig ist und in seiner Jugend in diesen Gewässern gebadet hat, erinnert sich, daß man, wenn man bis an die Knie watet, um Karls äußerstes Außenwerk herumkommen könne. Köppen legt sein Projekt vor, es wird gebilligt — er watet also mit einem auserlesenen Haufen in dunkler Nacht (4. November, ein gar kalt-heißes Geschäft), indes andere preußische Bataillone, unter Gewehr, außen, unsichtbar in

[1] Pauli VIII. 85—101; Buchholz I. 31—39; Förster II. 34—39; Stenzel III. 272—278.

der Dunkelheit, gespannt abwarten, was aus ihm wird. Köppen watet glücklich, bemächtigt sich der ersten Batterie des besagten Werkes — überwältigt besagtes Werk mit dessen Batterien, er und die Bataillone von außen. Unwiderstehlich, mit entsetzlichem Getümmel von außen und innen; die fliehenden Schweden kaum imstande die Stadtzugbrücke aufzuziehen, so jagte er sie. Diese wichtige Linie ist für Karl verloren.

Als nächstes nahmen sie die Insel Rügen weg, wodurch der Hafen geschlossen wird. Leopold von Anhalt-Dessau, unser ungeschlachter Freund, bewerkstelligt es mit schlecht geführten dänischen Schiffen, eine Woche nach jener Tat Köppens, bei Einbruch der Nacht auf Rügen zu landen, schlägt den schwachen schwedischen Posten zurück — verschanzt, verpfählt sich bis an die Zähne und legt sich nieder unter Waffen. Letzteres war eine weise Vorsichtsmaßregel. Denn gegen vier Uhr in der Frühe kommt Karl in Person mit acht Stück Kanonen und viertausend Mann zu Pferd und zu Fuß: Karl ist von Erstaunen betroffen über den Graben und das Pfahlwerk („Mein Gott, wer hätte das erwartet!" hörte man ihn verwundert ausrufen); stürmt wie eine Feuerflut auf Graben und Pfahlwerk heran, reißt selber an den Pfählen, die sich als uneinnehmbar für seine Kanonen und ihn bewähren: er stürmt und wütet einmal übers andere, bald hier, bald dort heran, wird aber überall von sicherem mörderischen Gewehrfeuer empfangen und muß gegen Tagesanbruch ergebnislos abziehen, er selber verwundet, unter Zurücklassung seiner acht Kanonen und vierhundert Gebliebener.

Der arme Karl, er hatte keinen Schlaf jene Nacht und blutwenig seit sehr vielen Nächten: „Als er am Strand von Stralsund sein Pferd besteigen wollte, ward er wiederholt ohnmächtig, aus einer Ohnmacht fiel er in die andere; aber seine Wut war so groß, daß er immer wieder zu sich kam und aufs neue zu Pferde stieg[1]." Der arme Karl: ein Stück echten königlichen schwedisch-deutschen Schrotes, in seiner Art, und tragisch übel mitgenommen nun zu guter Letzt! Es ist dies sein letzter Auftritt, den er hier spielt — noch immer sich selbst getreu. Fünfzehn Jahre sind es her, seitdem er zu Kopenhagen ans Ufer watete und zum erstenmal die Kugeln um sich peifen hörte. Von jener Zeit ab, was hat er nicht für eine Laufbahn durchrannt; allerlei aufgestellte Armeen, diplomatische Kombinationen durchbrechend, stracks voran, wie eine Kanonenkugel; manche feierlichen Perücken in jenen nordischen Gegenden herunterreißend und den Winden preisgebend — wie er es an jenem ersten Tage von Kopenhagen ungeduldig mit seiner eigenen Allongeperücke getan, als er sie unfördersam fand für tätliches Hantieren in der Schlacht[2].

Im Verlauf eines weiteren Monats ward das letzte wichtige Hornwerk erobert; Karl, den man selber wild da fechten sah, ist aus seinem

[1] Buchholz I. 36.
[2] Köhler: Münzbelustigungen XVI. 213.

letzten Hornwerk verdrängt, und der nun nicht mehr abwehrbare Hauptsturm ist augenscheinlich vor der Tür. Auf das, oft sogar mit Tränen (heißt es), wiederholte und fußfällige Flehen der Seinigen verstand sich Karl endlich dazu, fortzugehen. Er hinterließ keine Befehle zur Übergabe, wollte das Wort nicht aussprechen; „hinterließ nur zweifelhafte unbestimmte Befehle". Aber am 19. Dezember 1715 reist er wirklich ab; besteigt ein kleines Boot, das ihn zu einer schwedischen Fregatte fährt, die eine Viertelmeile weit draußen liegt. Der ganze Weg dahin, zwischen Rügen und dem Festland, ist nun hartes Eis, das man beim Fahren durchschneiden muß. Diese langsame Operation, die den ganzen Tag währte, ward von den Linien der Belagerer aus gesehen und ihre Bedeutung wohl erkannt. Der König von Dänemark beobachtete das Boot und ließ eine Batterie darauf richten; er war immer der Meinung gewesen, man müsse Karl in Stralsund fangen oder töten, und nicht entwischen lassen. Friedrich Wilhelm war ganz anderen Sinnes und hatte sogar insgeheim dahin gewirkt, eifrig darauf bedacht, daß Karl entkommen sollte. Es wird erzählt, er habe leidenschaftlich gegen den Dänenkönig und seine Batterie protestiert, ja, einige fügen hinzu: als Einwendungen nichts fruchteten und die Batterie noch immer zu feuern drohte, habe Friedrich Wilhelm ein oder zwei preußische Regimenter vor die Kanonenschlünde aufmarschieren lassen und gesagt: Erst müßt ihr uns erschießen[1]. Was wenigstens eine angenehme Mythe ist und ein Symbol für die eigentliche Wirklichkeit.

Karl erreichte seine Fregatte gegen Nachtanbruch, kam aber wegen Mangels an Wind nur langsam von der Stelle. Es heißt sogar, er habe den anderen Tag noch die Trommel in Stralsund schlagen hören, und eine dänische Fregatte sei nahe daran gewesen, ihn zu fangen; beide Angaben sind wohl ebenfalls ein wenig mythisch. Gewiß ist nur, er entschwand an diesem Punkt nach Skandinavien, und das übrige Europa sah ihn niemals wieder. Entschwand in ein Gewölk unhaltbarer Pläne, geleitet von Alberoni, Baron Görtz und anderen; wilde Pläne, finanzielle, diplomatische, kriegerische; nichts enthaltend, das nicht chimärisch war, außer seiner eigenen undämpfbaren wirklichen Tatkraft — und fand seinen Tod (durch Meuchelmord, wie es scheint) in den Laufgräben vor Frederikssteen, zwischen den norwegischen Bergen, in einer Winternacht, drei Jahre später. Meuchelmord, angestiftet von den hohen schwedischen Würdenträgern, glaubt man. Die Kugel ging ihm durch beide Schläfen; er war mit der Hand nach dem Degengriff gefahren, und in dieser Stellung fand man ihn gegen die Brustwehr gelehnt — fortgegangen nun auf einen langen Marsch. So verschwand Karl XII., indem die bedrängten schwedischen hohen Würdenträger und Adelsherren auf diese etwas verruchte Weise über ihm explodierten — begierig, um jeden Preis ihren Ketten zu

[1] Buchholz S. 133 Anmerk.

entrinnen. Ein Mann von antiker Art; wahr wie ein Kind, schlicht, schüchtern sogar, und von einer Stärke und Tapferkeit, wie man wenig Beispiele unter Menschen hat. Offenherzige antike Völker würden so eine Erscheinung stark angebetet haben — auch Voltaire hat, für die gekünstelten Modernen, eine Mythe, von anderem Typus, aus ihm geschaffen; einen jener unmöglichen, gußeisernen, heroisch-verrückten Biedermänner, wie sie in den Komödienhäusern, angenehm aber nicht nutzreich, einem uneinsichtsvollen Publikum gezeigt werden[1]. Der letzte der Schwedenkönige starb auf solche Weise; und die losgelassenen offiziellen Herrschaften haben an seiner Stelle mit keinem sonderlichen Erfolg den König gespielt. Karl starb, und man kann sagen, er nahm das Leben Schwedens mit sich, denn es hat seitdem niemals unter den Völkern geglänzt oder besondere Erwähnung verdient, außer wegen seiner Unglücksfälle, krampfhaften Unmächtigkeiten und Unweisheiten.

Stralsund schlug unverzüglich die Trommel, wie wir hörten, und es erfolgte allgemeine Übergabe und Unterwerfung in jenen Gegenden. Übergabe; noch nicht Herstellung des Friedens, nicht solange Karl lebt: und noch auf ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode haben Mecklenburg, Holstein-Gottorp und andere von seinen Verbündeten mit einem Knäuel von Trübsalen, den er ihnen hinterließ, zu schaffen gehabt. Friedrich Wilhelm kehrte, im Januar 1716, siegreich von seinem ersten preußischen Kriege, der zugleich sein letzter war, nach Berlin zurück und fühlte sich ohne Zweifel glücklich, nicht „in der Schloßkirche (bei Strafe des Gottesfluchs) begraben zu werden", sondern seinen kleinen Fritz und sein Fiechen und alle Welt sich mit ihm freuen und draußen wie daheim alles wieder im Geleise zu sehen. Er verbat sich den „Triumpheinzug", den Berlin ihm bereitet hatte, kam in der Stille an und befahl für den Sonntag darauf Dankpredigten in allen Kirchen.

Der Teufel im Joche: Creutz der Finanzminister.

In des Königs Abwesenheit war nichts Besonderes vorgefallen — außer, freilich, daß ein schreckliches Gespenst drei Nächte auf den Gängen des Berliner Schlosses umging, an den Türen vorüber, wo unser kleiner Prinz und Wilhelmine schliefen: nicht himmlische Lichte mit sich bringend, ist zu fürchten, sondern Windstöße aus der anderen Region! Die vierschrötigen Schildwachen bebten in ihren Schritten und wurden „halbtot" vor Schrecken. „Ein entsetzlicher Lärm, eines Nachts," sagt Wilhelmine, „als alles im Schlaf versunken war: alle Welt sprang auf in der Meinung, es sei Feuer, war aber sehr erstaunt zu finden, daß es ein Gespenst

[1] Vgl. Adlerfeld (Militärische Denkwürdigkeiten Karls XII.) und Köhler (Münzbelustigungen ubi supra), wo sich einige echte Züge von seinem Leben und ihm finden.

sei." Augenscheinliches Gespenst, das man da habe vorübergehen sehen, „die Galerie entlang schleichen, wie gegen die Gemächer der Damen der Königin." Der wachhabende Hauptmann konnte nichts in besagter Galerie noch sonstwo finden und zog sich wieder zurück — doch, sieh' da, es kommt denselben Weg zurück, den es gegangen! Vierschrötige Schildwachen fand man zu wirklichen Ohnmachtshäufchen zerschmolzen, als das Übernatürliche zum zweiten Male vorbeistreifte. „Man sagte, es sei der Teufel in Person, von schwedischen Zauberern heraufbeschworen, um den Kronprinzen umzubringen[1]." Armer Kronprinz; fest schlafend, hoffen wir, wenig über drei Jahre alt um diese Zeit und nichts davon ahnend! — Ganz Berlin redete von der Geschichte. Die Leute fürchteten, es möchte ein „Gespenst" mit schwedischen Tendenzen sein, das etwa damit umging, das Schloß niederzubrennen, die königlichen Kinder wegzuhexen und wer weiß was noch zu tun.

Nichts von alledem! Der Hauptmann von der Wache, nachdem er sich, zur Trotzbietung selbst des Übernatürlichen, gestärkt hatte, packt das Gespenst bei dessen dritter oder vierter Erscheinung; findet, daß es — ein herumschleichender Schloßküchenjunge ist, beschäftigt hier, er will nicht sagen wie, der stracks ins Loch gesteckt und so wenigstens gebannt wird. Die Bannung ist vollständig; jedoch Berlin bleibt über das übrige im Dunkeln — und nur der Königin Majestät und einige wenige der Eingeweihtesten erfahren das Geheimnis. Folgenden Inhalts:

Der Gespensterküchenjunge war, wie es sich herausstellt, von Grumbkow als Spion gebraucht worden gegen eine von der Königin Ehrenjungfern — die er in Verdacht hat, daß sie eine Nichtjungfer der Unehre und von bösen Absichten obendrein sei — welche in jenem Teil des Schlosses wohnt und über die Herr von Grumbkow innigst zu wissen wünscht: Hat sie eine Intrige mit Creutz, dem neuen Finanzminister, oder nicht? „Hat eine, zweifelsohne!" hofft der Gespensterküchenjunge entdeckt zu haben, vor der Bannung. Worauf Grumbkow, hinlänglich aufgeklärt über den gewünschten Punkt, dem Gespensterküchenjungen wieder loshilft, nicht gänzlich gehängt zu werden, indem er Sr. Majestät gegenüber bei dessen Zurückkunft die Sache zu beschönigen weiß: macht im übrigen die Creutzsche Spekulation völlig zunichte und bewirkt, daß die Nichtjungfer, genannt der Ehren — durch welche Creutz gedachte, den jungen König gleichfalls verführen und gefügig machen zu lassen — entschieden und unwiderruflich des Hofes verwiesen wird. Das ist das Geheimnis des Gespensterküchenjungen, völlig an den Tag gebracht von Wilhelminen, viele Jahre hernach.

Diesen einen kurzen Blick in die Satans-Unsichtbare-Welt des Berliner Schlosses konnten wir nicht umhin, dem Leser zu gewähren, als ein wirklicher Spuk daraus gerade in unserer Nähe umging. Eine solche Unsicht-

[1] Wilhelmine: Mémoires de Bareith I. 18.

bare=Welt Satans existiert in den meisten Menschenwohnungen und in allen Menschenpalästen, mit ihren Koboldenn, Hausgeistern, Spionen, Kupplern und geschäftigen bösen Engeln beständig auf= und absteigend auf ihrer Jakobsleiter oder Schloßhintertreppe: betrieben von Beschwörern von der Grumbkow=Creutzschen oder einer anderen Sorte. Eine tyrannische Mamsell Leti[1], verräterische Mamsell Ramm, Kammerchirurg Eversmann, und mehr die Fülle: Lesern von Wilhelmines Buch sind diese nur allzu bekannt. Und auch an geschickten Beschwörern fehlt es nicht, die das Zeug dazu haben, mit einem so plastischen Element wie Friedrich Wilhelms Gemüt wunderliche Stücke aufzuführen. Dieser eine kurze Blick in jene unterirdische Welt mag der Phantasie des Lesers als hinlänglicher Fingerzeig genügen.

Creutz ward nicht entlassen, wie es gewisse Leute erwartet hatten. Creutz bleibt Finanzminister, spielt eine große Rolle in der Berliner Modewelt in diesen kommenden Jahren, und die alten Bücher haben viel von ihm zu sagen — da er aber meist unterirdisch arbeitet und bloß Budgets und Finanzsachen mit ausnehmendem Talent und Erfolg erledigt, so steht zu hoffen, daß wir beinahe nichts ferner von ihm hören werden. Seine Majestät hatte als Kronprinz, als er sein erstes Regiment von Papa empfing, diesen Creutz als Auditeur darin gefunden; einen armen aber hübschen Kerl, der ein Einkommen von vielleicht zwei Talern reichlich in der Woche genoß, aber begabt war mit einem Talent für das Auseinandersetzen, Rechnen und Dokumentieren, mit einem Wort für die Finanzkontrolle, womit er das königliche Gemüt mehr und mehr einnahm[2].

Es war einer der ersten Schritte Seiner Majestät, ihn als Finanzminister anzustellen[3], und in diesem Posten blieb er fest, nicht zu stürzen von leichten Windstößen, wie dieser, den der Gespensterküchenjunge angefacht. Es ist sicher, er ward selber reich und half tüchtig Seine Majestät bereichern. Ihn müssen wir uns als Seiner Majestät Sekundanten denken in jenem Kampf mit den Finanzdrachen und Wirrwarren, als es in jenem Fache soviel zu unterwerfen und einzuexerzieren gab. Augenscheinlich ein schlauer durchtriebener Gesell, sehr vom Grumbkowschen Typus — steht überaus tief in Wilhelmines Urteil und ist schlecht angesehen bei der Königin Majestät, die ihn lieber ganz meidet. „Der Mensch war eines armen

[1] Leti, Gouvernante Wilhelmines, jedoch wegen unverschämter Grausamkeit und anderem schlechten Betragen bald entlassen, war Tochter jenes Gregorio Leti („protestantischen italienischen" Refugiés, „Historiographen von Amsterdam" usw.), der einst hier in England pensioniert war und der historische Bücher schrieb, darunter ein Leben Cromwells, ohne viel Rücksicht zu nehmen auf den Unterschied zwischen Wahr und Falsch!

[2] Mauvillon („der Ältere", anonym) Histoire de Frédéric Guillaume I., par M. de M*** (Amsterdam et Leipzig, 1741), I. 47. Eine vage, lose Kompilation — gibt reichliche „Urkunden" (denen, die sie brauchen) und Widerklänge alter Zeitungsgerüchte. Sehr ausführlich über Creutz.

[3] 4. Mai 1713: Preuß I. 349 Anm.

Amtmanns Sohn: vom Regimentsauditeur", in Papas eigenem Regiment, „war er zum Finanzdirektor und Staatsminister emporgestiegen. Sein Gemüt war niedrig wie seine Geburt: es war eine Sammlung aller Laster"[1], sagt Wilhelmine in der Sprache der Übertreibung. Er bleibe bei seinen Budgets, gehe Wilhelminen und der Königin aus dem Weg — und hüte sich namentlich, wieder in Grumbkows Gehege zu jagen.

[1] Wilhelmine I. 16.

Sechstes Kapitel / Der kleine Trommler

Diese Belagerung von Stralsund, der letzte militärische Auftritt Karls XII. und der erste, von welchem unser kleiner, nun ins vierte Jahr gehende Fritz je praktisch hörte und über den er in seinem jungen Köpflein viel gedacht haben muß — da ja Papa und sogar Mama deshalb abwesend sind und ringsum soviel Marschierens und Gerede vor sich geht — erwies sich noch in anderer Hinsicht von einigem Belang für den kleinen Fritz.

Die Mehrzahl seiner Lehrer ward von dem sorgfältigen Vater bei diesem Stralsunder Geschäft aufgelesen. Duhan de Jandun, ein junger Franzose von Adel, Hofmeister in der Familie des Generals Grafen von Dohna (ein Vetter unseres Ministers Dohna), der aber lieber focht als dozierte, den Friedrich Wilhelm in den Laufgräben über Soldatenarbeit antraf und dessen Wesen ihm gefiel: dieser, als der Grundstein des Lehrertums, ist zuerst zu nennen. Sodann Graf Fink von Finkenstein, ein ausgezeichneter Veteran, hoch im Befehl hier (von dessen Eigenschaften als Oberlehrer oder gelegentlichem Reisehofmeister Friedrich Wilhelm aus seinen eigenen jungen Tagen Erfahrung hatte[1]), und Oberstleutnant Kalkstein, ein Kriegsgefangener von der schwedischen Seite, den Friedrich Wilhelm, da er eine gute Meinung von ihm faßte, in dieser Absicht in seine Dienste nimmt: diese drei kamen alle von der Stralsunder Belagerung und waren in der Folge von Lebenswichtigkeit für unsern kleinen Fritz. Ferner Oberst Seckendorff, der bei den viertausend Sachsen hier in Befehl stand und eine vorübergehende alte Bekanntschaft mit Friedrich Wilhelmen zur Vertrautheit auffrischte — ist nicht auch dieser von schrecklicher Wichtigkeit für Fritz und ihn? Wir werden es beizeiten sehen!

Übrigens ist da noch ein anderes kleines Ereignis. Wir sagten, es war dem Herrn Papa ein Verdruß, daß sein kleiner Fritz so gar keine Lust zur

[1] Biographisches Lexicon aller Helden und Militairpersonen, welche sich in Preußischen Diensten berühmt gemacht haben (4 Bde. Berlin 1788). I. 418. § Finkenstein. — Ein in seiner Art lobenswertes, bescheidenes, sehr korrektes Buch, welches wir, wenn wir es in der Folge anführen, Militärlexikon nennen werden.

Soldaterei merken ließ, sondern andere Anblicke anziehender fand als den des Exerzierplatzes. Man fühle daher mit dem gestrengen Herrn Papa, als er eines Nachmittags — das Datum ist nicht gegeben, aber wohl allem Anschein nach aus diesem Jahr 1715, da das Kriegsgerede und Marschieren nach Stralsund an der Tagesordnung war — heimkommt und den kleinen Fritz dabei antrifft, wie er, herzhaft eine kleine Trommel schlagend, einherschreitet, während Wilhelmine ihm zusieht.

Das Vaterherz floß von froher Liebe über, den Himmel um Bekräftigung des guten Vorzeichens anrufend. Man erzählte es der Mutter, man sprach von dem Ereignis — allerschönster, hoffnungsreichster kleiner Trommler. Der Maler Pesne, ein französischer Eingewanderter oder Herberufener aus der vorigen Regierung, ein Mann von großer Geschicklichkeit mit seinem Pinsel, dem die Geschichte noch bei verschiedenen Gelegenheiten Dank weiß, ward herbeigeholt, oder er hörte von dem Umstand und bot seine Dienste an. Ein Bildnis des kleinen Fritz, trommelnd, dem Wilhelmine zusieht, denen beiden, wohl des Kolorits und malerischen Effekts halber, seitwärts ein Mohr, ein Präsentierbrett in der Hand und beifällig die Zähne bleckend, beigegeben ist, ward von Maler Pesne entworfen und mit Geschicklichkeit in Öl ausgeführt. Ein Bild, das bei den Leuten damals Beifall fand. Und es hängt noch, vollkommen erhalten, an einer Wand im Charlottenburger Schloß, wo der verständige Tourist es ohne Schwierigkeit sehen und Betrachtungen darüber anstellen kann.

Ein wirklich anmutiges kleines Bild und sicherlich, für preußische Leute, nicht ohne gewichtigen Sinn. Noch auch vielleicht für Sammler und Liebhaber von Gemälden überhaupt, wes Landes immer — könnten sie einen Augenblick die Correggiositäten des Correggio und den gelehrten Jargon des Auktionssaals und firnissenden Antiquitätenkrämers vergessen und einmal bedenken: warum wohl Gemälde in der Welt seien und zu welchem Ende die himmlische Malkunst von den ernsten Göttern der armen Menschheit verliehen worden ist. Ich möchte es einmal anraten, nur ein wenig! Schindung des Bartholomäus, Raub der Europa, Raub der Sabinerinnen, Pfeifereien und Liebschaften des bockfüßigen Pan, Romulus, den die Wölfin säugt: all das und so manches andere Fabelhafte, Fernliegende, Unwichtige, um nicht zu sagen Unmögliche, Häßliche und Unwürdige, mag in einem so begüterten Haushalte wie dem unseren, wo viel verschwendet wird und wo die Dinge seit langem auf keinem ernsten Fuße stehen, ohne allzu strenge Kritik passieren. Als geschaffene Gegenstände oder gemalt dargestellte Phantasmen von solchen soll all das meinetwegen Wert oder keinen Wert haben. Aber ich sage, hier ist jedenfalls einer nicht phantastisch, von unzweifelhafter Gewißheit, heimisch erzeugt, der eben sein Wesen beginnt und aus dem was geworden ist!

Fritz ist noch, zwar nicht im langen Kinderkleidchen, aber doch wenigstens im fliegenden röckchenartigen Kleide, das aussieht wie von dunkel-

blauem Sammet, recht einfach, hübsch und passend, trägt eine Mütze von demselben Zeug, in der eine kurze Rabenfeder steckt, und blickt herauf mit einem Gesicht und mit Augen voll schönster Lebhaftigkeit und kindischem Enthusiasmus, eine der schönsten kleinen Gestalten, indes die kleine Trommel von seinen Trommelschlägelchen ertönt. Schwester Wilhelmine, um drei Jahre größer, sieht in hübscher schreitender Haltung und mit ernsterem Lächeln zu. Der Mohr und die recht geschmackvolle Zimmereinrichtung, und schließlich die Figur eines durch das offene Fenster in der Ferne gesehenen wachestehenden Grenadiers — bilden den Hintergrund.

Wir haben Stiche von diesem Gemälde, die von plumper ungeschickter Hand angefertigt sind und es schlecht wiedergeben: eine vortreffliche Kopie in Öl, die man fast ein Faksimile und vollkommenes Abbild nennen darf, ist jetzt (1854) in Lord Ashburtons Sammlung hier in England. In den Berliner Galerien — die wie andere Galerien aus bockfüßigen Pans, Europas Ochs, Romulus' Wölfin und den Correggiositäten des Correggio zusammengesetzt sind und z. B. kein Porträt Friedrichs des Großen enthalten, keine oder so gut wie keine Abbildungen der edlen Reihe menschlicher Wirklichkeiten oder irgendeines Teils derselben, die nicht aus dem müßigen Gehirn träumender Dilettanten entsprungen, sondern aus dem Haupte des Allmächtigen, auf daß sie diese arme Erde ein wenig denkwürdiger für uns machen und ein wenig Arbeit tun, die sich da verewige — in diesen kostspieligen Hallen sogenannter „hoher Kunst" zu Berlin waren, nach meiner Erfahrung, nur wenige Bilder erfreulicher als dieses Pesnesche. Willkommen, wie ein winziges Eiland der Wirklichkeit mitten in dem uferlosen Meer von Phantasmen, für das denkende Gemüt, welches ernsthaft liebt und sucht, was würdig und denkwürdig ist, aber ernsthaft haßt und meidet, was das Gegenteil ist, und ernsthaft sich bemüht, nicht den Dilettanten in dieser Welt zu spielen.

Von demselben Pesne, einem trefflichen Künstler, ist Friedrich als Kronprinz gemalt: ein bildschöner junger Mann mit feucht blickenden, enthusiastischen Augen von außerordentlichem Glanze, glattem, ovalem Gesicht, seiner Mutter stark ähnelnd. Nach dieser Periode sucht man authentische Porträts von Friedrich vergebens; denn es scheint, er hat in seinen Regierungszeiten niemals einem Maler gesessen, und der Preuße Chodowiecki, der Sachse Graff, der Engländer Cunningham mußten seine Physiognomie aus der Ferne stückweise erhaschen, wie sie eben konnten. Ebensowenig ist Rauchs große Reiterstatue ein glaubwürdiges Porträt und will es auch wohl gar nicht einmal sein. Das übliche Porträt Friedrichs, das allen deutschen Zeichnern geläufig ist — der dreieckige Hut, die großen Augen und wachsame Miene, die einen ebensogut an einen ungemein rührigen alten Feldwebel oder Greenwichinvaliden als an einen königlichen Helden erinnern, ist nichts weiter als ein allgemeiner durchschnittlicher Auszug aller Gesichter Friedrichs, über den man stillschweigend überein-

gekommen, und ist wohl als eine überlieferte Bildmythe, keineswegs als eine Wirklichkeit oder glaubhafte Lebensähnlichkeit zu bezeichnen.

Doch nun genug von den Bildern. Dieses von dem kleinen Trommler, die uns überkommene Darstellung und die dargestellte Sache, kann man als Friedrichs erste Erscheinung auf der Weltbühne ansehen und demgemäß begrüßen. Es ist eins von dem sehr wenigen Sichtbaren oder bestimmt Gewissen aus seinen jungen Jahren, das wir aus den wüsten preußischen Staubwolken nichtssagender Geschwätzigkeit, die uns davon berichten wollen, erfassen und unserer Vorstellung aneignen können. Ob es als ein schattenhafter Ausfluß der Stralsunder Expedition in das Dasein kam, kann nur Gegenstand der Vermutung sein. Nach der Größe zu urteilen, müssen diese Figuren um das Jahr 1716 gemalt worden sein: Fritz drei oder vier Jahre alt, seine Schwester Wilhelmine sieben.

Es bleibt nur noch anzudeuten, daß Friedrich Wilhelm seinesteils alles erlangt hatte, was er von dieser Unternehmung erwartete: nämlich Stettin mit den Nebenstädten und Ruhe in Pommern. Stettin war von jeher die Hauptstadt des ihm gehörenden Teils von Pommern, den Schweden als Zugabe mit dem andern Teil (eingestandenermaßen aus purer Notgedrungenheit) überlassen, beim Westfälischen Frieden vor sechzig Jahren und drüber — und ist nun durch gutes Glück wieder zurückgekommen. Noch hundert fernere Jahre Geduld, und es kommt Schwedisch-Pommern vielleicht ganz und gar zurück! Aber von all dem ist Friedrich Wilhelm noch fern. Stettin und Ruhe ist alles, was er dort zu verlangen sich träumen läßt.

Stralsund rechnete er nicht zu dem Seinen: überließ es den Dänen, als Pfand bis zu einem allgemeinen Vertrag. Es kam auch zu keinem weitern Kriegsausbruch in dieser Gegend, wiewohl der eigentliche Friedensschluß erst im Jahre 1720 erfolgte und die Sachen sicherte. Die neue Königin von Schweden, Ulrike Eleonore (Karls jüngere, dem jungen Landgrafen von Hessen-Kassel vermählte Schwester) war es, welche — stark unterstützt von einem englischen Gesandten — diesen Frieden mit Friedrich Wilhelm machte. Ein junger englischer Gesandter, mit Namen Lord Carteret, war sehr behilflich dabei, eine seiner ersten Taten in der diplomatischen Welt. Für welchen Frieden [1] Friedrich Wilhelm, der gute friedselige, geharnischte Mann, so viel Dank wußte, daß er, als ihm zur selben Zeit gerade eine Tochter geboren ward, das kleine Geschöpf nach Ihrer schwedischen Majestät nannte, eine neue „Ulrike", die heranwuchs und selber mit der Zeit von Bedeutung für Schweden wurde [2].

[1] Stockholm, 21. Januar 1720: Urkunde vollständig bei Mauvillon (I. 380—417).
[2] Louise Ulrike, geb. 24. Juli 1720, Königin von Schweden nachmals.

Siebentes Kapitel / Durchzug des Zaren Peter

Im Herbst 1717 stattete der Zar Peter, auf der Heimkehr von seiner berühmten französischen Reise, Friedrich Wilhelm einen Besuch ab und hielt sich vier Tage in Berlin auf, worauf wir, wenn es sich in Kürze tun läßt, einen Blick gewähren wollen.

Friedrich Wilhelm und der Zar, die sich in verschiedenen Stücken glichen, wie unähnlich sie sich auch in anderen waren, hegten allezeit eine gewisse Achtung füreinander und waren um diese Zeit, durch ihre gemeinschaftliche Gefahr von seiten Karls, seit jenem Stralsunder Handel in engeren Verkehr gekommen. Die Gefahr war eine wirkliche, insbesondere als ein Görtz und Alberoni sich dabei zu schaffen machten, und die umlaufenden Gerüchte, die Unruhe und Ungewißheit waren groß in jenen Jahren. Der verwundete Löwe, ergrimmt in seine Höhle verjagt, wo Ränke schmiedende Künstler nun des edlen Tieres Wut bearbeiteten: wer weiß, welchen Sprung es zunächst machen wird?

Georg I. hatte eine Flotte und wieder eine Flotte in den baltischen Meerengen kreuzen — indem er so auf indirekte Weise für Bremen und Verden zahlte, die er ja im übrigen so billigen Kaufs seinem Hannover erworben hatte. Zar Peter hatte eine Armee nach Dänemark marschieren lassen, die dort zu einer gemeinsamen Invasion und mutmaßlichen Vernichtung Schwedens vereinten Russen und Dänen zählten fünfzigtausend: aber es ward doch nichts daraus, da Karl allzu gefährlich herüberblickte, „sichtbar drüben, bei hellem Wetter, von der dänischen Seite aus"[1]. Und so sind Peters Truppen wieder abmarschiert, Dänemark nur zu froh, sie loszuwerden. Wären vielleicht ganz und gar in Dänemark geblieben, dessen grüne Weiden und bequeme Lage ihnen wohl zusagte — hätte sich nicht der englische Admiral Norris mit seinen Kanonen dort befunden! Vielleicht? Und es heißt, der Prätendent kommt wieder? Und wer weiß, was kommt? — Wie, ungefähr ein Jahr darauf, Görtz ergriffen und losgelassen und dann schließlich gerichtet und geköpft wurde (als man erst seines Löwen-

[1] 1716: Faßmann S. 171.

herrn quitt war) [1], wie, nachdem man den Gesandten Callamare und den spanischen Teil des Komplotts in Paris entdeckt hatte, Kardinal Alberoni in Madrid entdeckt und das ganze Geheimnis an den Tag gelegt wurde: jener ganze tolle Anschlag, den Prätendenten nach England zurückzubringen, Georg I. zu verdrängen, den Regenten Orleans zu verdrängen und noch viel anderes mehr — das ist nun genugsam zur Stille versunken und nicht wert, daß man es wieder aufwecke; aber es war damals eine sehr laute Sache, die die europäischen Höfe und namentlich den Berliner Hof mit Gerüchten und Befürchtungen erfüllte. Kein Wunder, daß Friedrich Wilhelm für seinen besagten schwedischen Frieden Dank fühlte und ihm zu Ehren sein Töchterlein „Ulrike" nannte. Die tumultuarische Wolkenwelt lappländischer Hexerei hatte hiermit aufgehört, und Tageslicht hatte begonnen: alte Weiber (oder alte Kardinäle) auf Besen durch die Lüfte reitend, um Satan zu treffen, wo sind sie jetzt? Tatsache ist, wie man noch immer dunkel wahrnehmen kann, daß Europa, dank jenem Schwarzkünstlerpaare, Görtz und Alberoni, von Law, dem Finanzhexenmeister, und seinen französischen Beschwörungen ganz zu schweigen, während der letzten drei oder vier Jahre im allgemeinen in dem Zustande eines Spukhauses gehalten worden war; Poltergeister, mit unbekanntem scheußlichen Vorhaben, nun in dieser Kammer spukend, nun in jener; nirgends Ruhe für die verstörten Einwohner.

Was Friedrich Wilhelm anlangt, so war sein Plan, im Jahr 1717 wie während dieser ganzen Zeit des behexten Zustandes der Dinge: seine Grenzstädte zu befestigen; Memel, Wesel, zur Rechten und Linken, namentlich Stettin, seine neue Erwerbung, zu befestigen — und seine Armee und seinen Schatz (oder Kriegskasse) mehr und mehr instand zu setzen. Solchermaßen läßt sich jedwedem Spuk, der sich zeigen sollte, besser begegnen, denkt Friedrich Wilhelm. Graf Lottum, Held der Preußen zu Malplaquet, tut wissenschaftlich sein Äußerstes in Stettin und jenen Grenzstädten. Im übrigen hat sich Seine Majestät, vom Zaren und von Frankreich dazu aufgefordert, bereitfinden lassen, sich auch mit ihnen zu vertragen, wie er sich mit allen friedlichen Nachbarn zu vertragen bereit ist. Wirklich hatten der Zar und er im vorigen Jahre zu Havelberg — Havelberg, an zwölf Meilen von Berlin, auf der Straße nach Dänemark, als Peter des Weges kam — ihre Privatbesprechung, eine weitläufige, fünftägige Besprechung [2] und wurden dort über viele auf Ruhe zielende Punkte unter sich einig.

Und mit gleichem Zweck war es, wenn auch vorgeblich um sich die Kunst und sogenannte höhere Kultur anzusehen, daß Peter bei dieser berufenen Gelegenheit von 1717 Frankreich besucht hatte. Allerdings sah er bekanntlich auch viel Kunst, sah Marly, Trianon und die Grandiositäten

[1] 19. März 1719. S. in Köhler (Münzbelustigungen VI. 233—240; XVII. 297—304) viele kuriose Einzelheiten über Görtz und sein Ende.
[2] 23. bis 28. November 1716: Faßmann S. 172.

und Politessen — sah, unter anderen Dingen, „eine Medaille auf ihn selbst wie durch Zufall ihm zu Füßen fallen; welche aufmerksame Medaille in der Münze gerade geschlagen wurde, mit einer aufgehenden Sonne darauf und dem Motto: VIRES ACQUIRIT EUNDO"[1]. Vorgeblich war es, um cette belle France zu sehen; im stillen aber wünschte der Zar hauptsächlich, sich mit dem Regenten Orleans wegen jenes in den nördlichen und südlichen Landen umgehenden Spuks, und was damit anzufangen sei, zu verständigen. Und das Resultat war: Der Zar, Friedrich Wilhelm und besagter Regent haben soeben die Übereinkunft geschlossen[2], daß sie im allgemeinen auf sich nehmen, den Spuk scharf zu überwachen, und daß sie drei bei dem Geschäft zusammenstehen wollen. Und nun auf der Heimreise will der Zar Berlin besuchen. Das ist der Stand der Dinge, als er diesen Besuch abstattet. Peter war schon früher mehr als einmal in Berlin gewesen, jedoch fast immer nur unter drängenden eiligen Umständen; niemals bis jetzt mit seinem Hof. Dies ist sein letztes und bei weitem sein größtes Erscheinen zu Berlin.

Ein solcher Durchzug der barbarischen halbfabelhaften Souveränitäten konnte nicht anders als wunderbar für jedermann sein. Wilhelmines Phantasie, nun in ihrem neunten Jahre, war augenscheinlich stark davon betroffen. Was ihr kleiner Bruder dabei tat oder dachte, davon finde ich nirgends einen Wink; schließe bloß, daß es sich auch seinem Kopfe einprägen mußte, ihm sichtbar gelegentlich all seine Lebzeit. Wilhelmines Erzählung, sehr locker, undatiert oder falsch datiert, hat dennoch ihren Wert für uns: menschliche A u g e n , selbst eines Kindes, sind etwas wert im Vergleich mit dem menschlichen Augenmangel, der in Geschichtsbüchern und anderswo allzu häufig ist! — Zar Peter ist nun fünfundfünfzig, seine Zarin Katharina ungefähr dreiunddreißig. Im Jahre 1698 war es, daß er zuerst hier durchkam, auf dem Wege nach Zaandam zu praktischem Schiffbau: was hat er innerhalb dieser zwanzig Jahre nicht alles getan! Sieg von Pultawa liegt acht Jahre hinter ihm[3]; Siege vieler Art liegen hinter ihm: er ist jetzt als ein siegreicher Zar anzusehen, und ist sicherlich die seltsamste Mischung von heroischer Tugend und tierischer samojedischer Roheit, die je dagewesen.

Es war Sonntag, 19. September 1717, als der Zar in Berlin ankam. Da er der theatralischen Paraden bereits genug gehabt, hatte er sich alle Zeremonien verbeten; hatte gebeten, in Monbijou wohnen zu dürfen, dem kleinen, von Fluß und Bäumen umgebenen Gartenschloß der Königin, wo er am ruhigsten zu sein hoffte. Und so hat man Monbijou dazu hergegeben, nachdem die Königin zuvor, nicht in der gnädigsten Laune, all ihre Kristall-

[1] Voltaire: Oeuvres Complètes (Histoire du Czar Pierre) XXXI. 336. Köhler: in M ü n z b e l u s t i g u n g e n XVII. 386—392 (die fragliche Medaille der Gegenstand) gibt authentischen Tagesbericht von des Zaren Besuch dort.

[2] 4. August 1717: Buchholz I. 43.

[3] 27. Juni 1709.

und zerbrechlichen Sachen weggeräumt hatte, da ihr die Sitten der Moskowiter bekannt waren. Zeremonie gab es nicht viel: König und Königin fuhren hinaus, ihn zu empfangen; die Kanonen auf den Wällen feuerten drei donnernde Salven als die zarische Majestät hervortrat. „Ich freue mich, Sie zu sehen, mein Bruder Friedrich", sagte Peter auf deutsch (die einzige verständliche Sprache, die er beherrschte), indem er auf herzliche menschliche Art der Brudermajestät die Hand schüttelte. Die Königin würde er, auf noch herzlichere Art, „geküßt haben", aber sie wich dem graziös und wirksam aus. Was die Zarin anlangt — die aus hebammischen und anderen Ursachen, die uns nichts angehen, in Wesel verweilte, solange er in Frankreich war — so kam sie nach Verlauf von zwei Tagen; nicht zugleich mit ihm, wie Wilhelmine erzählt. Wilhelmine sagt, sie küßte der Königin einmal übers andere die Hand, bat, ihre Damen vorstellen zu dürfen — „an vierhundert sogenannte Damen, die in ihrem Gefolge waren." — Gewiß doch nicht volle vierhundert, du allzu witzige Prinzessin? „Bloße deutsche Mägde größtenteils", sagt die witzige Prinzessin; „Damen, wenn es die Gelegenheit erheischt, dann, wenn die vorüber ist, als Kammermädchen, Köchinnen, Waschfrauen fungierend."

Der Königin Sophie war es zuwider, diese Geschöpfe zu begrüßen, da die Zarin Katharina aber Repressalien an unseren Markgräfinnen nahm und der König peinlich ernsthaft dazu blickte, so tat sie sich Gewalt an. Hat man je zuvor ein solches Reisegesindel eines souveränen Hofes gesehen? „Mehrere dieser Kreaturen" (presque toutes, sagt die übertreibungslustige Prinzessin) „hatten reichangetane Kinder auf dem Arm; und wenn man fragte: ‚Ist das Ihr Kind?' antworteten sie, indem sie sich auf russische Manier verbeugten: ‚Der Zar hat mir die Ehre erzeigt (m'a fait l'honneur de me faire cet enfant)!'" —

Welcher Bericht, wenn man die gehörigen 25 Prozent abzieht, am Ende wohl doch nicht mythisch ist. Vor ein paar Tagen war der Zar, auf dem Weg hierher, zu Magdeburg gewesen, um die dortigen Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen; und die Behörden — Präsident Cocceji (nachmals ein sehr berühmter Mann) an ihrer Spitze — warteten dem Zar ehrerbietig auf. Als sie eintraten, um ihn mit der schuldigen Anrede zu begrüßen, fanden sie Seine Majestät „zwischen zwei russischen Damen stehen", augenscheinlich Damen vom obbemeldeten Schlag; denn sie standen dicht bei ihm, ihre Nacken von seinen Armen umschlungen, und seine Hände amüsierten sich in dieser Stellung, solange Cocceji redete. Ja, und sogar dies war noch nichts unter den magdeburgischen Phänomenen. Den Tag darauf z. B. erschien im Audienzsaal ein gewisser durchlauchtiger hochauftretender Herzog von Mecklenburg mit seiner Herzogin — ein dreimal-unglücklicher Herzog, von dem wir nur zu oft wieder hören werden, der nach etlichen Abenteuern, zuerst unter Karl XII. und dann unter Karls Feinden, vor etwa einem Jahre, nachdem er sich von seiner ersten Frau

getrennt, eine Nichte Peters geehelicht hatte — Herzog und Herzogin stellen sich nun ein, auf Befehl oder gnädige Einladung ihres souveränen Onkels, um ihn in diesen Gegenden zu begleiten, und werden einem ungestümen Zaren, der eben den magdeburgischen Honoratioren Audienz gibt, angemeldet. Wie beim Anblick dieser begehrenswertesten Herzogin und Bruderstochter Peter aufsprang, sie satyrartig in seine Arme faßte, nach einem inneren Gemach schleppte, die Türe halb offen lassend, und da — es ist zu samojedisch für die menschliche Sprache und würde den Glauben übersteigen, wäre es nicht zu stark bezeugt[1]. Ein Herzog von Mecklenburg, wie es scheinen möchte, der sich als den Non plus ultra von Ehegemahlen jener Epoche betrachten darf — wie er auch unter souveränen Herrschern, kleinen oder großen, in Mißgeschick seinesgleichen sucht!

Herzog und Herzogin begleiten den Zaren nach Berlin, wo sie Wilhelmine unter den Vorgestellten nennt, mit unter jenen „vierhundert" Anomalien. Sie nahmen den Zaren mit sich heim nach Mecklenburg: wo freilich einige bei ihrer Rückkehr aus Dänemark dagelassene russische Regimenter sehr nützlich gewesen waren, die rebellischen Stände zu bändigen — bis endlich das allgemeine Geschrei und die Stimme des Reichs selber besagte Regimenter zwangen, ihres Weges zu ziehen[2]. Denn Mecklenburg ist voll Rebellion, passiver Rebellion, da Steuern so unentbehrlich sind und die Ritter so mißgeneigt und dieser Herzog ein Souverän ist — wie man sich ihn aus seinem Gehader mit fast jedermann und seinem Nichthadern mit einem Onkel von bewußter Art konstruieren kann[3]. Seine Plackereien als herzoglicher Souverän, sein Fliehen nach Danzig, sein Vertriebenwerden, Rückkehren, seine Rechtshändel und törichten Wirren dauerten all seine Lebzeit, noch dreißig Jahre, und hinterblieben als ein trauriges Vermächtnis der Nachkommenschaft und den Nachbarländern. Voltaire sagt, der Zar wollte ihm sein Herzogtum abkaufen[4]. Und für diesen jämmerlichen Herzog wäre es allerdings gut gewesen, sich seiner um jeden Preis zu entäußern: aber da waren noch andere, die bei einem solchen Handel mitzureden hatten, falls überhaupt je ernstlich die Rede davon war. Mit dieser außerordentlichen Herzogin wird er (wirklicher oder vermeintlicher) Vater einer gewissen Prinzessin, von der wir noch hören dürften, und ist durch sie hinwieder Großvater eines unglücklichen Prinzen, von welchem, „als gemordetem Iwan", viel Gerede war in nachmaligen Zeiten. Mit einem solchen Herzog und solcher Herzogin wollen wir unsere Bekanntschaft beim Minimum des unerläßlich Notwendigen lassen.

[1] Pöllnitz (Memoiren II. 95) gibt Friedrich Wilhelm als Gewährsmann an, „der es, als von einem Augen- und Ohrenzeugen, zu erzählen pflegte".

[2] Die letzten „17. Juli 1717", vor zwei Monaten. (Michaelis II. 418.)

[3] Eine arme Andeutung zu seinen Gunsten dürfen wir nicht auslassen: „seine Gemahlin verließ ihn im Jahre 1719 und lebte nachher zu Moskau!" (General Mannstein: Memoirs of Russia. London, 1770. S. 27 Anm.)

[4] Ubi supra XXXI. 414.

Wilhelmine gründet ihre Erzählung bisher auf Hörensagen und hat hoffentlich nichts von diesen magdeburgisch-mecklenburgischen Phänomenen gehört; nach Ankunft der Zarin aber sieht das kleine Geschöpf mit eigenen Augen:

„Tags darauf", nämlich Mittwoch, den 22., „kam der Zar und seine Gemahlin, um der Königin den Gegenbesuch zu machen; und ich sah selbst den Hof." Staatsgemächer im Schloß; die Königin geht eine gehörige Strecke entgegen, bis zur äußern Wachtstube sogar; gibt der Zarin die rechte Hand und führt sie auf solche ausgezeichnete Weise in den Audienzsaal: König und Zar folgten dicht hinterdrein — und hier war es, wo Wilhelmines persönliche Erfahrungen anhuben: „Der Zar erkannte mich sogleich, da er mich vor fünf Jahren" (März 1713) „schon einmal gesehen hatte. Er hub mich in seine Arme, beküßte mich, als wollte er mir die Haut vom Gesicht schinden. Ich schlug ihm ins Gesicht, zappelte und sträubte mich aus allen Kräften, indem ich schrie, ich wolle solche Vertraulichkeiten nicht zugeben, und daß er mich entehre. Er lachte sehr über diesen Gedanken, machte Frieden und unterhielt sich lange mit mir. Man hatte mir meine Lektion einstudiert: ich sprach von seiner Flotte und seinen Eroberungen — was ihn so entzückte, daß er mehr als einmal zu seiner Zarin sagte: Wenn er ein Kind wie ich haben könnte, würde er gern eine seiner Provinzen dafür hergeben. Die Königin" (Mama) „und sie nahmen unter dem Thronhimmel Platz, jede auf einem Armsessel" von gehöriger Würde; „ich war neben der Königin, und die Prinzessinnen von Geblüt", oberwähnte Markgräfinnen, „waren ihr gegenüber" — sämtlich stehend, wie es sich gebührt.

„Die Zarin war eine kleine stumpfige Person, sehr braun, und hatte weder Air noch Grazie; man brauchte sie nur anzusehen, um ihre niedrige Abkunft zu erraten." Es ist kein Geheimnis, daß sie in ihrer litauischen Heimat Küchenmagd, hernach ein Weibsbild von der sogenannten „unglücklichen" Gattung, unter verschiedenen Gestalten, gewesen: indessen, sie hat den Zaren einmal durch ihren gescheiten Einfall und Mut aus einer verschlingenden türkischen Schwierigkeit gerettet, und er hat sie glücklich und zur Zarin gemacht, die unter einem Thronhimmel sitzt, wie nun. „Mit ihrem Geschlamp von Anzug sah sie über alles wie eine deutsche Komödiantin aus; man hätte sagen mögen, ihre Kleider wären vom Trödler gekauft; alles an ihr war außer Mode, alles beladen mit Silber und schmierigem Schmutz. Ihre Miederbrust war mit Juwelen in einem sonderbaren Muster verziert: einem Doppeladler in Stickerei, und die Federn des Vogels waren mit lumpigen kleinen Diamanten vom geringsten Karat besetzt und sehr schlecht gefaßt. Die ganze vordere Länge ihres Kleides war mit Orden und Metallsächelchen behangen, wohl ein Dutzend Orden und ebensoviel Heiligenbilder, Reliquien u. dgl., so daß sie beim Gehen ein Geläute machte, wie wenn man ein mit Glocken geschirrtes Maultier hörte." — Arme kleine Zarin, gewandtes nußbraunes Geschöpf, seltsam umhergejagt von der Niederung hinan zum Gipfel dieser Welt; sie macht augenscheinlich kein Glück an Königin Sophie Dorotheas Hof! —

Der Zar dagegen war hochgewachsen und könnte schön genannt werden", fährt Wilhelmine fort: „sein Gesicht war herrlich, hatte aber etwas Wildes, das einem Furcht einjagte." Einigermaßen eine Art Miltonsche Satansphysiognomie? Die Porträts machen den Eindruck. Ein Erzengel, nicht völlig ruiniert, aber in traurig ruiniertem Zustande; sein Heroismus so kotbeschmutzt — auch mit einer Neigung zu starken Getränken zuzeiten! Eine Physiognomie, die einem zu denken gibt. „Seine Kleidung war nach Seemannstracht, Rock ganz einfach.

Die Zarin, die selbst sehr schlecht deutsch sprach und nicht gut verstand, was die Königin sagte, winkte ihre Hofnärrin zu sich" — eine arme Kreatur, die einmal eine Prinzeß Galitzin gewesen, aber, in schlimme Händel verstrickt, von ihren hohen Verwandten beim Zaren als wahnsinnig entschuldigt worden war und so Rettung von Tod oder Sibirien in ihrem gegenwärtigen sonderbaren Zufluchtshafen gefunden hatte. Mit

ihr unterhielt sich die Zarin in unbekanntem Russisch; augenscheinlich „viel und laut lachend", bis das Souper angemeldet wurde.

„Bei Tisch", fährt Wilhelmine fort, „setzte sich der Zar neben die Königin. Es soll auf diesen Fürsten in seiner Jugend ein Giftmordversuch gemacht worden sein und sich etwas davon in seinen Nerven festgesetzt haben. Soviel ist sicher, er hatte sehr oft konvulsivische Anfälle, wie von Tic oder Veitstanz, deren er sich nicht erwehren konnte. Dies traf sich nun so bei Tisch. Er geriet in Zuckungen, Gestikulationen; und da ein Messer in seiner Hand war und der Königin hart um den Leib tanzte, so erschrak sie darüber und machte mehrere Male Bewegung zum Aufstehen. Der Zar bat sie, sich nicht daran zu kehren, er würde ihr kein Leid tun; dabei nahm er ihre Hand, die er mit solcher Gewalt faßte, daß die Königin laut aufschreien mußte. Darüber lachte er herzlich, indem er sagte, ihre Knochen wären nicht von so hartem Schrot, wie die seiner Katharina. Nach der Mahlzeit war ein großer Ball angeordnet, aber der Zar entwischte alsbald, ging allein zu Fuß nach Monbijou und ließ die übrigen beim Tanz zurück."

Wilhelmines Erzählung von dem Antiquitätenkabinett, von der anstößigen Statuette daselbst und den Befehlen, diese zu küssen, mit einem „Wenn nicht, Kopf ab!" welche Katharina von dem gespäßigen Zaren erhielt, dem sie gehorchen mußte — diese Erzählung ist nicht unglaublich, nach dem, was wir gesehen haben. Es scheint, er erbat sich dies Stückchen antike Anstößigkeit von Friedrich Wilhelm; und es läßt sich denken, daß dieser ihm einen solchen Artikel mit besonderer Bereitwilligkeit geben wollte. An demselben Tage, dem vierten des Besuches, Donnerstag, den dreiundzwanzigsten des Monats, zogen die hohen Gäste wieder ihres Weges; Friedrich Wilhelm gab das Geleit „bis nach Potsdam", welchen Weg der Zar samt Gefolge gen Mecklenburg nahm, wo er vor seiner Heimkehr noch eine kleine Pause zu machen gedachte. Friedrich Wilhelm nahm Abschied und sah den Zaren niemals wieder.

Bei dieser Reise, die nunmehr in der Hauptsache überstanden ist, war es, daß die berühmte Order lautete: „Tut es für sechstausend Taler, nit einen Pfennig gebe mehr dazu; aber man soll die Welt glauben machen, es koste mich dreißig- oder vierzigtausend Taler!" Ja, es ist beurkundet, daß die Summe reichlich, sogar überreichlich war, da die Hälfte übrigblieb[1]. Die Bewirtung zu Berlin nahm Friedrich Wilhelm auf sich, und er hat sie geleistet wie wir sehen. Ihr sollt Seine zarische Majestät freihalten bis zum letzten preußischen Meilenstein, pünktlich, geziemend, wennschon mit Ökonomie!

Peters V i a t i k u m, jene antike Anstößigkeit, herzugeben, kam Friedrich Wilhelm nicht schwer an; froh des Zaren Wohlwollen mit solcher Münze zu erkaufen. Voriges Jahr, zu Havelberg, hat er dem Zaren einen ganzen Schrank mit Bernsteinsachen geschenkt, die dem hochseligen Herrn Vater gehört hatten. Den ganzen Bernsteinschrank, und dazu eine Jacht, von Form, Pracht und Ausstattung, wie sie wohl Holland nie zuvor hat von Stapel laufen lassen — welche Jacht gleichfalls seinem Vater gehört

[1] Förster I. 215.

hatte und für Friedrich Wilhelm ohne Wert war. Der alte König hatte sie in Holland bauen lassen, ohne nach Kosten zu fragen — für 100 000 Taler, sagt man, wohl soviel als 300 000 Taler jetzt — und sie lag zu Potsdam: zu was nutz? Friedrich Wilhelm schickte sie die Havel hinab, Elbe hinab, seidene Matrosen und alles, gen Hamburg und Petersburg, mit großem Vergnügen. Denn der Zar und Friede und gutes Vernehmen mit dem Zaren war von wesentlichem Wert für ihn. Und dann ist der Zar auch nicht der Mann danach, Geschenke unerwidert anzunehmen. Lange Kerle zu Soldaten: das ist allezeit ein Hauptgegenstand bei Friedrich Wilhelm; denn bereits werden seine Potsdamer Garden immer gigantischer. Nicht weniger ein Gegenstand, wenn auch weniger ein idealer oder poetischer (wie wir es einmal definierten), war dieser andere: Käufer zu finden für die Fabriken, alte und neue, welche zu befördern ihm so am Herzen lag. „Es ist zum Erstaunen, welche Menge Tuche, Eisenwaren, Salz und fabrizierter Artikel mannigfaltiger Art die Russen von uns kaufen", sagen die alten Bücher — „man sehe nur, wie unsere ‚russische Kompanie' blüht!" In allen beiden Gegenständen, von Frieden und gutem Vernehmen gar nicht zu reden, ist der Zar unser Mann.

So kommen in ebendiesem Herbst, erstaunt und Staunen erregend, nicht weniger als hundertundfünfzig menschliche Gestalten (um die Hälfte mehr als versprochen waren), wohl sieben bis acht Fuß hoch; so groß wie sie der Zar nur immer aus seinem Reich hat heraussieben können: welch ein Glücksfang für die Potsdamer Garde und ihren Oberst-König! Und so jeden folgenden Herbst, solange Friedrich Wilhelm am Leben war; jeden Herbst aus Rußland hundert der längsten lebendigen Sterblichen. Unschätzbar — für einen „Menschen von Genie", der sein Steckenpferd reitet! Kann man doch so seine „Stanze" ausfeilen.

Als Gegengabe für diese Enaksöhne schickte Friedrich Wilhelm deutsche Schmiede, Mühlenbauer, Drillfeldwebel, Kanoniere, Ingenieure, deren er die Fülle hatte. Durch welche, wie Peter richtig berechnete, die träge trübe russische Masse sich wohl zu Lichtheit und Lebendigkeit entzünden und unter anderem zum Verständnis der Kriegskunst abrichten lassen dürfte. Was wirklich erfolgte. Und es ist bemerkbar seitdem, daß das russische Kriegswesen einen deutschen Anstrich hat (solid deutsch, im Gegensatz zu unsolid revolutionär-französisch); und es weist bis zur heutigen Stunde auf Friedrich Wilhelm und den alten Dessauer zurück. — — Die barbarischen halb fabelhaften Souveränitäten treten nun ab, bis man sie wieder nötig hat.

Achtes Kapitel / Der Kronprinz erhält Lehrer

In seinem siebenten Jahre ward der junge Friedrich den Frauenhänden entzogen und erhielt Hofmeister und Unterhofmeister männlichen Geschlechtes, die bereits vor geraumer Zeit ernannt waren und nun in Tätigkeit traten. Von ihnen haben wir schon gehört; sie kamen von der Stralsunder Belagerung, all die namhaften unter ihnen.

Duhan de Jandun, der junge Franzose von Adel, der vom Dozieren in die Laufgräben flüchtete, dieser ist der praktische Lehrer. Generalleutnant Graf Fink von Finkenstein und Oberstleutnant von Kalkstein sind Oberhofmeister und Unterhofmeister; Soldaten beide, die noch in vielen andern Kriegen außer Stralsund gewesen sind. Diese drei befleißigten sich seiner Erziehung und hatten, wenn nötig, andere Lehrer unter sich für solche Fächer, die das väterliche Urteil als zulässig erachtete, wobei die väterliche Absicht und die ihrige darauf ausgeht: nützliche Kenntnis beizubringen, unnütze zu verwerfen und das Ganze mit einer fertigen militärischen Bildung abzuschließen. Diese zu verschiedenen bestimmten Daten gemachten Ernennungen traten insgesamt in Wirkung im Jahre 1719.

Duhan scheint, unabhängig von seinen Erfahrungen in den Laufgräben, ein gebildeter, sinnreicher und gewissenhafter Mann gewesen zu sein, der Friedrich Wilhelms Urteil Ehre machte, und dem Friedrich in späteren Zeiten viel Dank wußte. Ihr Fortschritt in einigen der technischen Fächer, wie wir bemerken werden, war zweifellos unbefriedigend. Es scheint jedoch, daß durch diesen Duhan das Gemüt des Knaben aufgetan ward zu einer lebensvollen und gewissermaßen genialischen Auffassung der Dinge um ihn her — der wunderlichen verworren reichhaltigen Welt, in die er gekommen, und der edlen höchsten Funktion, die dem Geist daselbst angewiesen war: der höchsten, in der Kunst wie in der Natur über allen anderen Funktionen. Duhan war zur Zeit ein angehender Dreißiger: ein munterer liebenswürdiger Franzose; arm, wiewohl von guter Geburt und guten Kenntnissen, aus der Champagne gebürtig. Friedrich liebte ihn sehr, sah ihn allezeit als seinen geistigen Vater an und war bis an Duhans Lebensende, zwanzig Jahre später, beflissen, ihm alles Gute zu erweisen, soweit

es in seiner Macht stand. Stets begierig, die schweren Leiden wieder gut zu machen, die den armen Duhan seinethalben betroffen hatten, wie wir sehen werden.

Der Graf Fink von Finkenstein hatte militärische Erfahrungen jeder Art und jeden Grades, vom Marsch als Gefangener nach Frankreich, „verwundet und ohne Hut", bis zum Mitfechten bei Malplaquet, Hochstädt, bei Steenkirk sogar, ebenso wie bei Stralsund; er steht nun in seinem sechzigsten Jahre und scheint ein Herr mit ziemlich vornehmen, feierlichen Manieren und gewißlich von unleugbaren Vortrefflichkeiten gewesen zu sein. — Von diesem obersten Grafen Fink erfahren wir fast nichts weiter aus den Büchern, als daß sein kleiner Zögling auch ihm nicht abhold war. Der kleine Zögling war nicht widerwillig gegen Fink, froh jedes milden menschlichen Strahls, der durch die erhabenen Gravitäten des Herrn Oberhofmeisters hindurchschien; sprach häufig in dessen Haus in Berlin vor und knüpfte da Bekanntschaft an mit zwei jungen Finks, seines Alters ungefähr, welche, namentlich der jüngere, in künftiger Zeit wichtig für ihn wurden[1]. Anhänglichkeit an Lehrer und andere ist ein löblich bekannter Zug in diesem Zögling; ein anhänglicher und einnehmender Knabe.

Über Kalkstein, einen Mann von verständiger, erfahrener und ernster Art, wenn auch noch jung an Jahren, ist es gleichfalls sicher, daß der kleine Fritz ihn liebhatte, sowie ferner, daß der große Friedrich Dankbarkeit gegen ihn hegte und hohe Achtung für seine Rechtschaffenheit und Einsicht. „Mein Lehrmeister Kalkstein", pflegte er ihn zu nennen, wenn in späteren Zeiten die Rede auf ihn kam. Sie blieben unter mancherlei beiderseitigen Erlebnissen vierzig Jahre lang, bis an Kalksteins Tod, nachher beisammen. Letzterer ist zur Zeit achtundzwanzig Jahre alt, der jüngste der drei Hofmeister, damals und stets hernach ein durchaus gerader korrekter Soldat und Mensch. Er ist aus Preußen, dieser Kalkstein — aus demselben Geschlecht wie jener aufsässige Kalkstein, von dem wir einmal gehört, der „in einen Teppich gerollt" aus Warschau gestohlen wurde, in des Großen Kurfürsten Zeit. Nicht ein unmittelbarer Abkömmling jenes enthaupteten Kalksteins, sondern gleichsam sein N e f f e im soundso vielten Gliede. Preußen ist nun weit genug entfernt von Aufsässigkeit; gebändigt mitsamt seinen Kalksteins zu ehrerbietigem Stillschweigen, nicht leicht Gebrauch machend auch nur vom Recht der Bittstellung oder untertänigen Remonstration, das ihm noch zustehen mag. Und, außer etwa auf seiten der parlamentarischen Beredtsamkeit und Journalistik, möchte es auch nicht scheinen, daß Preußen bei dem Wechsel gelitten habe.

Wie diese Fink-Kalksteinschen Lehrmeister zu Werke gingen in der großen Aufgabe, die sie vor sich hatten — eine sehr große Aufgabe, hätten sie gewußt, was für ein Schüler ihnen zugefallen war — davon hat man keine

[1] Zedlitz-Neukirch: Preußisches A d e l s - L e x i k o n (Leipzig, 1836) II. 168; Militärlexikon I. 420.

unmittelbare, klare oder bestimmte Meldung. Wir schließen bloß, daß alles nach unabänderlicher Routine vor sich ging; ohne zu fragen: Was für ein Schüler? — oder überhaupt, ob angemessen für irgendeinen Schüler. Duhan, mit den Richtungen, die wir an ihm bemerkt, der bereit ist, wenn möglich, das Unabänderliche zu lindern und mit etwas losem Zügel „die Natur zu lenken", war vermutlich ein geniales Element in dem sonst streng genauen Geschäft. Fritz hatte einen unsäglichen Vorteil, selten unter Prinzen und sogar unter Bauern in diesen verderbten Zeitaltern: diesen nämlich, daß er seinen Unterricht nicht, oder im allgemeinen nicht, von jener Gattung, genannt „Heuchler" und sogar „aufrichtige Heuchler", erhielt — fatalste Abart der Heuchlerklasse. Man sieht, er ward die ganze Zeit über nicht von bezauberten Phantasmen jener gefährlichen Sorte abgerichtet, die unbewußt Geisteslügenhaftigkeit aus jedem Blicke atmet, sondern von wahrhaftigen Menschen, die das, was sie lehrten, von innen heraus glaubten und täglich übten. Welchem unsäglichen Vorteil wir noch einen weiteren, gleichfalls beträchtlichen beifügen: Daß seine Lehrer, obschon strenge, nicht unliebenswert für ihn waren — daß sein Gemüt wenigstens lebendig gehalten wurde, daß, was immer an Saat (oder an Spreu und Hagel, was mehr zu vermuten) auf seinen Geist fiel, mit Hilfe von Sonnenschein verarbeitet werden konnte. Das sind zwei Vorteile, die einem ernsthaften Vater in unserer Epoche noch immer, wenn auch mit Schwierigkeit, zu Nutz und Frommen seines armen Söhnleins erlangbar sind. Diese sind aber auch gegenwärtig beinahe alles; sind sie einmal gehörig erlangt, dann müßte der ernsthafte Vater und sein Sohn Dank empfinden. Leider gibt es in Sachen der Erziehung heutzutage keine gebahnte Heerstraße, oder es gibt nur solche, die nicht zum Ziele führen. Fritz, wie wir anderen auch, mußte sich seinen Weg sauer werden lassen, da die Natur und die didaktische Kunst so verschiedene Wege gingen, und mußte teilweise in beständigem Kampf mit seinen Schulmeistern liegen, um der wirklichen Erziehung willen, die er gehabt.

Es ist eine rauhe von Friedrich Wilhelm eigens verfaßte Urkunde auf uns gekommen, worin er seine Verfügungen über diesen Gegenstand niederlegt. Eine gar langwierige, verworrene, unbeholfene Schrift; verwickelt, knorrig und, mit einem Wort, roh und steif, wie nur immer natürliche Stierköpfigkeit unterstützt von preußischem Kommißschenkel sie machen kann — enthält dabei manche vortrefflichen Anweisungen und zeigt uns etwas von Fritzchen und von Friedrich Wilhelm zugleich. Das heißt, vorausgesetzt man versteht sie zu lesen! Ob wir, mittels Abkürzung, Erläuterung und Zurechtstellung, den Leser dazu bekommen werden, sie geduldig durchzugehen — das scheint zweifelhaft. Die Punkte, welche Seine didaktische Majestät auf eine gewichtige aber weitschweifige und konfuse Weise anbefiehlt, sind hauptsächlich folgende:

1. „Insonderheit muß Mein (meinem) Sohn eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, recht beigebracht, hingegen aber alle schädliche und zum argen Verderben abziehende Irrungen und Sekten, als Atheist-, Arian- (Arrian-), Socinianische, und wie sie sonst Namen haben mögen, als ein Gift, welches so zarte Gemüter leicht betören, beflecken und einnehmen kann, aufs äußerste gemieden und in seiner Gegenwart nicht davon gesprochen werden; wie denn ingleichen ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug unter denenselben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich ein Abscheu zu machen und deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu imprimizieren." — Papisterei, die, wie die übrigen Irrungen, falsch genug ist, aber nicht, wie die übrigen, ignoriert und gemieden werden kann, die soll genannt und ihm ein Abscheu davor gemacht werden. Denn wir sind protestantisch bis auf die Knochen hierzulande und können keine „Absurdität" vertragen, am allerwenigsten heuchlerisch-religiöse! Die Hauptsache wird aber sein, „Ihn zur wahren christlichen Religion, welche fürnehmlich darin besteht: Daß Christus für alle Menschen gestorben", und überhaupt, daß Gottes Gerechtigkeit ewig und allgegenwärtig ist — „zu leiten und zu führen, denn dieses ist das einzige Mittel, eine von menschlichen Gesetzen und Strafen befreiete souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu halten."

2. „Latein soll er gar nicht lernen"; merkt euch das, wie sehr ihr auch darob erstaunen möget. Was hat ein lebender deutscher Mensch und König des achtzehnten christlichen Säkulums mit toten alten heidnischen Lateinern, Römern, und dem Gewälsch, in welchem sie ihre Portion Sinn oder Unsinn redeten, zu schaffen? Erschrecklich, wie die Jugendjahre europäischer Generationen seit zehn Jahrhunderten verschwendet worden sind: die Denker der Welt sind bloße wandelnde Säcke alten Krams geworden, „Gelehrte", wie sie sich selber nennen, und dergestalt für die Welt verloren gegangen, als ein Pack konfiszierter Pedanten — die seit tausend Jahren nun von besagten Heiden und ihrer verschollenen wälschen Sprache und Portion Sinn oder Unsinn schwätzen! Von heidnischen Lateinern, Römern — die, beim Licht besehen, am Ende wohl gar nicht einmal was Besonderes von Heiden waren? Ich habe Sachverständige sagen hören, sie seien an wirklichem Wert und Schrot geringer als manches deutsche heimische Gewächs, das wir gehabt, hätten die konfiszierten Pedanten es erkennen können! Auf alle Fälle sind sie schon zweitausend Jahre tot, tief begraben; sind uns völlig aus dem Weg — und es ist von unserem eigenen Unsinn noch genug da, das des Wegräumens bedarf. Stillgeschwiegen über sie und ihre wälsche Sprache diesem neuen Kronprinzen gegenüber! „Deutsch und Französisch", was ihm im Leben dienen kann, „soll der Kronprinz lernen, daß er sich darin eine elegante und kurze Schreibart angewöhne." Damit sei es genug der Sprachen — wenn er nur was Rechtes darin zu sagen hat. Im übrigen soll er

3. „Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie — Ökonomie aus dem Fundament erlernen." Und, mit einem Wort, nützliche Kenntnis überhaupt, unnütze gar nicht. „Die alte Historie nur obenhin, aber die Geschichte der letzten hundertundfünfzig Jahre aufs genaueste; das Jus naturale und gentium", als Handleuchten zur Geschichte, „wie auch die Geographie und was in jedem Lande remarquable ist, muß er vollkommen innehaben. Absonderlich aber die Historie des Hauses Brandenburg, weil ein domesticum exemplum allezeit mehr Kraft hat, als ein auswärtiges; und neben der preußischen Historie auch die Geschichte derjenigen Häuser, welche mit dem eigenen verknüpft sind, als England, Braunschweig, Hessen und andere. Vornehmlich sollen beim Lesen kluger Historiarum Betrachtungen gemacht werden über die Ursachen von Begebenheiten." — Versteht sich, o König!

4. „Bei zunehmenden Jahren sollen dann immer mehr und mehr ganz besonders auch die Fortifikation" — aufgepaßt! — „Fortifikation, die Formierung eines Lagers

und andere Kriegswissenschaften vorgenommen werden, damit der Prinz von Jugend auf angeführt werde, einen Offizier und General zu agieren und seinen ganzen Ruhm im Soldatenstande zu suchen." Darauf soll alles abzielen. Ihr Finkenstein und Kalkstein, „laßt es euch absonderlich äußerst angelegen sein, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimieren, daß, gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte [1]." Was freilich eine extreme Fassung der Sache ist und nur beweist, wie sehr sie uns am Herzen liegt.

Dies sind die vornehmsten Friedrich-Wilhelmschen Züge; der übrige Teil der Schrift entspricht im allgemeinen demjenigen, was die verstorbene Majestät für Friedrich Wilhelm selber für einen gleichen Zweck angeordnet hatte [2]. Unbedingte Verachtung nutzloser Kenntnisse und leidenschaftliche Erkenntnis des Unterschieds zwischen nützlich und nutzlos, insbesondere des Wertes der Soldaterei als eines königlichen Talents, sind die Haupteigentümlichkeiten hier. In welch letzterem Punkte Friedrich Wilhelm, persönlich einer der friedlichsten Menschen, es wäre denn, daß man ihn beim Barte zupfte oder in sein Gut hineingriffe, gleichfalls sehr gut wußte, was er wollte — viel besser, als wir von der Friedensgesellschaft" und „philanthropischen Bewegung" es uns beim ersten Anblick vorstellen können! Es ist ein Punkt, über den er für sein Teil sehr entschiedene Ansichten hat.

Bereits vor einem Jahr [3] hatte man eigens für den kleinen Fritz eine Miniatursoldatenkompanie, mehr als hundert Köpfe stark, errichtet, die später bis auf beinahe dreihundert stieg und wirklich nach und nach zu einer bleibenden Institution emporwuchs, genannt „Kompanie der kronprinzlichen Kadetten". Hundertundzehn Knaben von ungefähr seinem Alter, Söhne adliger Familien, waren aus den drei damals bestehenden Militärschulen ausgewählt worden, als eine Art Kinderregiment für ihn, bei welchem er, wenn er auch keineswegs sofort Kommandant wurde, sein Exerzitium in Gesellschaft erlernen konnte. Der Zar Peter hat wohl das eben formierte Regimentlein, das den Zaren an seine eigenen jungen Tage erinnern mochte, in Augenschein genommen. Ein erfahrener Oberstleutnant erhielt den Oberbefehl. Ein gewandter und korrekter junger Bursche, Rentzel mit Namen, von etwa siebzehn Jahren, der sein Rechtsum-Linksum bereits aufs Haar innehatte, ward Drillmeister und exerzierte sie alle, besonders Fritz, mit der nötigen Strenge, bis, mit der Zeit und erlangter Fertigkeit, Fritz selber das Kommando übernehmen konnte, was binnen Jahr und Tag der Fall war; und so ist er fortan ein kleiner Soldat, gebührlich genau, wenn auch kurz von Maß, in knappem blauen Röcklein und dreieckigem Hütchen — ein Ebenbild in Miniatur des Herrn Papa (so hofft und erwartet man getrost), ihm ähnelnd wie ein Viergroschenstück einem Taler. Im Jahre 1721 errichtete der emsige Papa ein „kleines

[1] Preuß I. 11—14 (Datum: 13. August 1718).
[2] Stenzel III. 572.
[3] September 1717: Preuß I. 13.

Zeughaus" im „oranischen Saale des Schlosses" für ihn: da mag er mit vielleicht etlichen ausgewählten Kameraden, Batterien aufstellen, außerordentlich kleines messingenes Geschütz abfeuern — indes sein Ingenieurmeister, ein Major von Senning, dabei herumschlappt (auf hölzernem Bein) und die nötige Aufsicht führt.

Rentzel bewährte sich, wie man weiß, als ein trefflicher Drillmeister — besaß gute Talente überhaupt und war ein rechtschaffener und verständiger Mann. Er blies auch die Flöte sehr schön und war von heiterer geselliger Gemütsart, was ihn natürlich unserem Fritz noch mehr empfahl und unter anderen Fähigkeiten die musikalische in dem Knaben erweckte oder ermunterte. Rentzel blieb lebenslänglich um ihn oder in seiner Nähe, allmählich, nicht gar zu schnell, nach wirklichem Dienst und Verdienst steigend (Oberst im Jahre 1759), und machte Friedrich Wilhelms Wahl niemals Unehre. Ein Gleiches oder noch Besseres ist von Senning, dem Ingenieurmajor von Senning zu sagen, der Fritz in Mathematik, Festungswesen und den einschlägigen Wissenschaften unterrichtete. Er war von ernsteren Jahren, hatte in den Marlboroughschen Kampagnen ein Bein verloren, der arme Mensch, war aber gut begabt mit Verstand, innerem Wert und heiterer, sinniger Rede: so daß Friedrich auch ihn nicht wieder von sich ließ, sondern bis ans Ende bei sich behielt, eine bleibende und mannigfaltig dienliche Erwerbung.

Solchermaßen ist wenigstens für die militärische Erziehung unseres Kronprinzen gesorgt. Und wir müssen uns den kleinen Gesellen von seinem zehnten Jahre an oder früher zumeist in Miniatursoldatengestalt umhergehend denken, in strengem spartanisch-brandenburgischem Kostüm des Leibes wie des Geistes. Ein Kostüm, das seinem persönlichen Geschmack für Putz freilich wenig zusagte, ihm aber keineswegs unzuträglich war, wie er nachher wohl eingesehen hat. Im Oktober 1723, wird gemeldet, als Georg I. seinen Schwiegersohn und seine Tochter in Berlin besuchte, sah Seine britische Majestät, am Morgen zum Fenster hinausschauend, wie Fritzchen „seine Kadetten exerzierte"; eine ganz hübsche kleine Erscheinung. Exerzierte mit heller Stimme, militärischer Schärfe und mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks, unten im Lustgarten — und ohne Zweifel brummte die britische Majestät einigen Beifall, ließ vielleicht gar ein Lächeln, so selten auf seinem breiten schwerbeladenen Antlitz, blicken. So wird gemeldet[1]: und wahrlich erhalten wir damit das lebendigste kleine Bild, das wir aus jenen matten alten Jahren europäischer Geschichte eigentlich besitzen. Jahre, die bereits für alle Welt in ödes menschenleeres Dunkel gesunken sind oder dahin sinken und rasch der leeren Vergessenheit und ewigen Nacht sich zuneigen — was (wären erst einige wenige Artikel daraus geborgen) ihr gerechtes und unvermeidliches Los von seiten der geplagten menschlichen Natur ist.

[1] Förster I. 215.

Von den Reitmeistern, Fechtmeistern, Schwimmeistern und gar den Tanzmeistern, Musikmeistern (der berühmte Graun „im Orgelspiel", mit Choralmelodien) können wir nicht reden; der Leser mag aber versichert sein, daß sie sämtlich da waren, gut in ihrer Art und mäßig antreibend. Und auch die väterliche Aufsicht geht unserem jungen Lehrling in keinen Stücken ab. Von früher Jugend an nahm der Herr Papa den Kronprinzen mit sich auf seine jährlichen Musterungen. Vom äußersten Memel an der russischen bis hinab nach Wesel an der französischen Grenze wird ganz Preußen in jedem seiner Winkel, Garnisonen, marschierenden Regimentern, Verwaltungsämtern alljährlich einmal von der Majestät aufs strengste besichtigt. Da reist der kleine militärische Fritz, mitten unter Generälen und Beamten in ihrer abgehärteten Spartanerart, und lernt, gleich einem rhadamantischen Argus, Einblick in alles nehmen und sehen, wie das eigene Auge des Herrn mehr als alle Künste das Vieh fett macht.

Auf seine Jagden nahm ihn der Herr Papa ebenfalls mit. Denn Papa war ein bekannter Weidmann während des Aufenthaltes zu Wusterhausen in der Jugendzeit: — hitzige Spürjagden, hitzige Hirschjagden, Rotwild das Hauptwildbret; wilde Parforcejagden, Sauhetzen, Hühnerjagden, Fuchs- und Wolfsjagden — auf all dergleichen größere Expeditionen muß Fritz mit Papa und seiner Schar reiten. Rauhes wütendes Reiten auf raschen Rossen oder stellenweises Fahren in „Wurstwagen", ohne Rücksicht auf Sommerhitze und Sandstaub, winterliches Frostunwetter und schmutziges Regenwetter. All dies hat der kleine Kronprinz mitzumachen — findet aber leider immer weniger Gefallen daran, wie gewisse Leute mit Bedauern wahrnehmen! In der Tat hat er dem Weidwerk niemals Geschmack abgewinnen oder die mindeste bleibende Befriedigung finden können im Hühnerschießen oder Sauhetzen — „mit solchem Fleißaufwand und solchem Feldschaden", wie er zuweilen zur Entschuldigung anführte. In späteren Jahren zog er sich wohl manchmal an eine abgelegene Stelle im Wald zurück und führte da mit seinen musikalischen Kameraden ein kleines Flöten- und Oboenkonzert auf, indes die Schweine gehetzt wurden, oder er unterhielt sich mit Mama und ihren Damen, wenn bei günstigem Wetter Ihre Majestät im offenen Wagen gerade zugegen war, was ihm gar nicht Gunst bei Papa gewann, einem geschworenen Hasser alles „effeminierten Wesens".

Er ward „mit Biersuppe genährt", wie schon erwähnt. Nüchternheit, Tätigkeit, Pünktlichkeit waren Lehren, die sich seinem Gemüt täglich und stündlich, in allem, was er tat und sah, einprägten. Sein Schlaf sogar ward ihm nur kärglich zugemessen: „Zuviel Schlaf macht dumm!" war ein Spruch Friedrich Wilhelms — so daß in diesem Punkt sogar die Ärzte für den kleinen Fritz einschreiten mußten. Nüchtern genug, abgehärtet genug; auf jede Weise dazu getrieben, sich nichts aus Mühsal zu machen und eine spartanische Lebensansicht zu gewinnen.

Geld zu eigener Verfügung scheint er bis zum siebzehnten Jahre nicht gehabt zu haben. Geringes, groschenweise zugezähltes Taschengeld konnten ihm nur seine Kalkstein und Finkenstein, wenn sie es für gut befanden, bewilligen — anfangs etwa fünfzehn Groschen monatlich, wie es scheint. Auch seine übrigen kleinen gelegentlichen Auslagen geschahen alle nur unter Zustimmung seiner Hofmeister und wurden von diesen genau in Tagebücher eingetragen, die Friedrich Wilhelm kontrollierte. Es sind Probestücke hiervon erhalten, und ein ganzer Monat, September 1719 (des Knaben achtes Jahr), ist im Druck erschienen. Gar seltsam zu betrachten in diesen Tagen der Goldbarren und unvernünftigen Menschenkolosse, deren Fettmästung der Menschheit so hoch zu stehen kommt! Die Monatsrechnung scheint sich auf zwanzig Taler belaufen zu haben und besteht, außer den fünfzehn Groschen prinzlichem Taschengeld, samt und sonders in Auslagen für kleine Anschaffungen und unbedeutende notwendige Luxusartikel — wie z. B.:

„Seiner Hoheit Schuhe auf'm Leisten aufzuschlagen"; sie den kleinen Füßchen anzupassen. „Für zwölf Ellen Haarband" (zu unserem Zöpflein, das hier sichtbar zur Erscheinung kommt). „Für Trinkgeld an den Reitknecht". „An die Bettmädchen in Wusterhausen". (Bezahl ich sie nicht selber? glossiert der kontrollierende Papa bei Posten wie diesem: Darf nicht wieder vorkommen.) „Die Flöte zu reparieren, vier Groschen"; „Zwei Schachteln Farben, sechzehn dito"; „Für eine lebendige Schnepfe, zwei Groschen"; „Den Hirschfänger zu schleifen"; „An einen Jungen, welchen der Hund gebissen" — und vornehmlich „In den Klingelbeutel", was wöchentlich einmal, ja zwei- oder sogar dreimal an uns kommt und tief in unsere kärgliche Mittel hineinfrißt [1].

Auf solche Bedingungen kann ein kleiner Fritz zu einem Friedrich dem Großen erzogen werden, während ein so riesiger Aufwand von Kosten nötig ist, um unvernünftige Menschenkolosse von der biberischen oder biberisch-reineckeschen Gattung zur Monstrosität zu mästen! Die Kunstarbeit an einem Friedrich kann, scheint es, äußerst billig gestellt werden, wenn erst die Natur das Ihrige für ihn getan hat und die Beteiligten bloß redlich zu Werke gehen. So hat auch Samuel Johnson für Kost und Unterhalt in der Welt so gut wie nichts gekostet. Und ein Robert Burns, merkwürdiger moderner Tor, ein Bauerngott dieser gesunkenen Zeiten, mit einem Hauch melodischer Runen in ihm (da nun einmal alles übrige für den Armen unter Bann lag), ward mit frugaler Hafergrütze großgezogen, mit einer Ausgabe von vielleicht zwanzig Groschen wöchentlich. Goldbarren und Dukaten sind göttlich; aber sie sind nicht das Göttlichste. Ich wünsche oft, der Teufel bekäme den Löwenanteil davon — auf einmal, und nicht auf Umwegen wie jetzt. Es wäre ein unsäglicher Nutzen für die verwirrten Söhne Adams in gegenwärtiger Epoche!

Bezüglich der Geisteskultur unseres kleinen Kronprinzen aber gibt es eine fernere ausdrückliche Urkunde von Papas Hand, die, wenn wir

[1] Preuß I. 17.

sie, wie im vorigen Falle, redigieren und abkürzen können, wohl die Beachtung des Lesens verdienen und ihm manches erklären dürfte. Sie ist datiert, Wusterhausen, den 3. September 1721; der kleine Fritz nun in seinem zehnten Jahre, und mit seinen Duhans und Finkensteins da draußen, wo der Herr Papa einige Wochen auf dem Lande verbringt. Der Titel lautet im wesentlichen oder dürfte lauten:

An den Oberhofmeister von Finkenstein, Unterhofmeister von Kalkstein, Präzeptor Jacques Egide Duhan de Jandun und andere, die es betrifft: Reglement, wie mein ältester Sohn Friedrich seine Studien zu Wusterhausen halten soll. Wusterhausen 3. September 1721[1] — in sehr abgekürzter Form.

Sonntag. „Am Sonntag soll er des Morgens um sieben Uhr aufstehen; sobald er die Pantoffeln anhat, soll er vor dem Bette auf die Knie niederfallen und zu Gott kurz beten, und zwar laut, daß alle, die im Zimmer sind, es hören können" (damit kein Unterschleif oder Maßverkürzung passiere), „wie folgt: ‚Herr Gott, heiliger Vater! ich danke dir von Herzen, daß du mich diese Nacht so gnädiglich bewahrt hast; mache mich geschickt zu deinem heiligen Willen, und daß ich nichts möge heute, auch alle meine Lebtage tun, was mich von dich scheiden kann, um unseres Herrn Jesu, meines Seligmachers, willen, Amen!' Und hierauf das Vaterunser. Dann soll er sich geschwinde und hurtig anziehen und sich propre waschen, schwänzen und pudern, und muß das Anziehen, wie auch das Frühstück, Tee" — welches einzunehmen ist, während der Kammerdiener schwänzt und pudert — „in einer Viertelstunde fix und fertig sein, alsdann es ein Viertel auf acht ist.

Wenn das geschehen ist, dann sollen alle seine Domestiken und Duhan hereinkommen, das große Gebet zu halten: auf die Knie; darauf Duhan ein Kapitel aus der Bibel lesen soll und ein oder anderes gutes Lied singen" (nach christlicher Familien Brauch): „— da es dreiviertel auf acht sein wird. Alsdann alle Domestiken wieder herausgehen sollen; Duhan soll alsdann mit Meinem Sohn das Evangelium vom Sonntage lesen, kurz explizieren und dabei allegieren, was zum wahren Christentum nötig ist; auch etwas vom Catechismus Noltenii repetieren" (den Fritz auswendig kann), „und soll dies geschehen bis neun Uhr.

Alsdann mit Meinem Sohn zu mir herüberkommen soll und soll mit mir in die Kirche gehen und essen" (zu Mittag, Schlag zwölf): „Der Rest vom Tag vor ihn" (für ihn und Duhan). „Des Abends soll er um halb zehn Uhr von mir guten Abend sagen; dann gleich nach der Kammer gehen, sich sehr geschwind ausziehen, die Hände waschen" (wohl erst in ein Schlafröckchen oder Cassaquin kriechen; „und sobald solches geschehen ist, soll Duhan ein Gebet auf den Knien halten, ein Lied singen, dabei alle seine Domestiken wieder mit zugegen sein sollen. Alsdann Mein Sohn gleich zu Bette gehen soll, daß er halb eilf Uhr zu Bette ist" — und soll wie bald einschlafen, Ew. Majestät? Das geht aber strenge her.

Montag. Montags wird er, wie an allen Wochentagen, um sechs geweckt; „und sollen sie ihn anhalten, daß er sonder sich zu ruhen oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht; und muß er alsdann niederknien und ein kleines Gebet halten, wie des Sonntags früh. Sobald er solches getan, soll er so geschwinde als möglich die Schuhe und Stiefeletten anziehen; auch das Gesicht und die Hände waschen, aber nicht mit Seife. Ferner soll er das Cassaquin anziehen, das Haar auskämmen und schwänzen aber nicht pudern lassen." Indes dies geschieht, „soll er zugleich Tee und Frühstück nehmen, daß das zugleich eine Arbeit ist, und muß dies alles vor halb

[1] Preuß I. 19.

sieben Uhr fertig sein." Dann treten Duhan und die Bedienten herein, mit Gebet, Bibel, Gesang, ganz so wie am Sonntag; das ist um sieben zu Ende, und die Bedienten treten wieder ab.

„Von sieben bis neun Uhr soll Duhan mit ihm die Historie traktieren; um neun Uhr kommt Noltenius" (ein erhabener geistlicher Herr aus Berlin), „mit der christlichen Religion bis dreiviertel auf eilf." Dann wäscht Fritz geschwind das Gesicht mit Wasser, die Hände mit Seife; hierauf „weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen, und um eilf Uhr zum Könige kommen; da bleibt er bis zwei" — spaziert vielleicht ein wenig; gespeist wird allezeit punkt zwölf; hernach ist Seine Majestät gewöhnlich schläfrig, und leichte Amüsements sind vorüber.

„Alsdann er gleich wieder nach seiner Kammer geht. Duhan soll alsdann auch gleich da sein, ihm von zwei bis drei Uhr die Landkarte zu weisen; dabei sie ihm sollen" (nach und nach) „aller europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichtum und Armut der Städte explizieren. Von drei bis vier Uhr soll er die Moral traktieren; von vier bis fünf Uhr soll Duhan deutsche Briefe mit ihm schreiben und dahin sehen, daß er einen guten Stylum bekomme" (den er aber nie im geringsten bekommen hat). „Um fünf Uhr soll er die Hände waschen und zum Könige gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertieren und tun was er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist."

Das wäre also ein Sonntag und ein Wochentag, welcher letztere zugleich als Beispiel für die übrigen fünf dienen kann — obschon sie in der königlichen Schrift alle genau spezifiziert sind und jede Stunde genau bedacht ist. Wie und wann, neben der genannten Instruktion in Geschichte, Moral und Deutschschreiben, in Landkarten und Geographie mit der Stärke und Schwäche der Reiche — man Arithmetike mehr denn einmal traktieren soll; und Französischschreiben, damit er auch darin einen guten Stylum bekomme; bei welcher Gelegenheit man „ihm was auswendig lernen lassen soll, damit die Memorie verstärkt wird": wie anstatt Noltenius Panzendorf (andere sublime Hochwürden aus Berlin, die eigens deshalb herauskommt) am Dienstag vormittag das geistliche Exerzitium erteilt — nach welchen zwei Angriffen, jeder von anderthalb Stunden, die geistlichen Herren sich, wie es scheint, für die Woche zurückziehen, und wir hören nichts wieder von ihnen bis zum Montag und Dienstag darauf.

Mit dem Mittwoch sieht man mit Vergnügen ein gut Stück Spieltag kommen. Um halb zehn, nachdem er mit seiner Historie fertig und etwas (nicht viel, fürchten wir) „auswendig gelernt, damit die Memorie verstärkt werde", soll sich Fritz schnell anziehen und zum Könige kommen. „Das übrige vom Tage gehört vor Fritzchen." Am Samstag ist ebenfalls keine schlechte Aussicht auf einen halben Spieltag:

„Am Sonnabend soll des Morgens bis halb eilf Uhr in der Historie, im Schreiben und Rechnen alles repetiert werden, was er die ganze Woche gelernt hat, auch in der Moral desgleichen" (fügt die kurzgefaßte Majestät hinzu), „um zu sehen, ob er profitiert hat. Und soll der General Graf von Finkenstein und der Obrist von Kalkstein mit dabei sein. Hat er profitiert, so ist der Nachmittag vor Fritzen. Hat er aber nicht profitiert, so soll er von zwei bis sechs Uhr alles repetieren, was er in den vorigen Tagen vergessen hat." Und somit geht die Werkelwoche zu Ende. Hier jedoch ist zu guter Letzt noch eine allgemeine Regel, die ihr nicht genugsam einschärfen könnt, mit der wir schließen:

„Im Aus- und Anziehen müssen sie ihn gewöhnen, daß er hurtig aus und in die Kleider kommt, soviel als menschenmöglich ist. Sie sollen auch dahin sehen, daß er sich selbst aus- und anziehen lerne, und daß er propre und reinlich werde, und nicht so schmutzig sei." „Nicht so schmutzig", das ist mein Schlußwort; und hier ist meine Handesunterschrift.

„Friedrich Wilhelm[1]."

[1] Preuß I. 21.

Neuntes Kapitel / Wusterhausen

Wusterhausen, wo gegenwärtig diese Operationen vor sich gehen, liegt etwa vier Meilen südöstlich von Berlin, auf dem Weg nach Schlesien — an der alten schlesischen Straße, in einem flachen, aus Torf und Sand gebildeten Moorland — und ist nicht durch Schönheit unter königlichen Jagdschlössern ausgezeichnet. Das hannoverische Göhrde z. B., wie prächtig ist das nicht im Vergleich! Aber es genügt Friedrich Wilhelms schlichten Zwecken: Wild ist im Überfluß da in den lichten Waldungen, Ottersümpfen, Fischteichen und schlammigen Dickichten jenes alten „Schenkenlandes" (gehörte einst gänzlich der Schenkenfamilie, bis der alte König Friedrich es für seinen Prinzen kaufte); hinreichendes Gefolge läßt sich in den Winkeln des armen alten sogenannten Schlosses unterbringen; und Noltenius und Panzendorf fahren, jeder wöchentlich einmal, in leichtem Fuhrwerk heraus, um Fritz in seinen religiösen Exerzitien zu drillen.

Ein gewisser Zöllner, der nach Schlesien reiste, gesteht, daß sogar Wusterhausen seinem Auge einige Freude gewährte in einer so trostlosen Gegend von sandigen Binsen, magerem Vieh und platter öder Schlaffheit.

„Angekommen auf der Anhöhe" (äußerst unbedeutende, mit der Hand gemachte „Anhöhe", sagt Wilhelmine satirisch), kann der Tourist Zöllner mit Vergnügen „eine ansehnliche Fläche mit einem Bach gewahr werden" — einem sichtbaren, nicht hörbaren, glatten Wasser oder eine Kette von Lachen und Seen, träge nach Norden gen Köpenick fließend, welcher unhörbare Bach oder Fluß (die Sühne), wie wir bemerken, einen schwach vertieften Landstrich, zu seicht, um Tal genannt zu werden, bewässert, wo hier und da Gehölz und Spuren von Gras und Anbau sich dem Blicke darbieten, erquicklich nach der Öde, die man vorher passiert. Dicht im Vordergrund liegt der Flecken Königswusterhausen, mit dahin führender Lindenallee und baumreichem Aussehen von der Anhöhe herab. Königswusterhausen war einst Wendisch-Wusterhausen, und nicht weit davon liegt Deutsch-Wusterhausen, und in den weiland vandalischen Zeiten gab es wohl genug der Schlägereien hier: sie sind nun alle beide Königs-Wusterhausen (seitdem der König hergekommen ist) zur Unterscheidung von noch anderen Wusterhausen, die es gibt.

Wenn man die Lindenallee hinabgeht, kommt man auf die hintere Seite von Wirtschaftsgebäuden, Stallungen u. dgl., die — links denke ich mir — längs der Straße stehn, und in deren Mitte etwa gelangt man zuletzt an eine „Art von Tor" (sagt Zöllner), wo man, wenn man Erlaubnis dazu hat, sich links wendet und hineingeht. Dahindurch und wieder ans offene Licht gelangt, befindet man sich in einem Hof: viereckigen Raum, nicht ohne Aussicht; rechts und links stehen die Wohnungsgebäude für das Gefolge Seiner Majestät; im Rücken, den Herren nahe vor Augen, sind Stallungen und Küche; in der Mitte des Hofs steht ein Springbrunnen „mit gehauenen Stufen und Eisengitter", wo wohl an Sommerabenden bisweilen Seine schlichte Majestät sitzt und seine Pfeife raucht. Die vierte Seite des Hofes ist ein

Pfahlwerk, hinter welchem, über Brücke und Graben und dazwischenliegendem Gerät drüben, das respektable alte Schloß selber sich präsentiert. Ein rechtwinkliger Bau von nicht sehr großartigen Verhältnissen, mit einem Turm in der Mitte (Treppenturm, der zum ganzen Hause führt), und wenn auch wetterspurig, doch wetterfest und so imposant aussehend, als er nur immer kann. Das ist Wusterhausen, Friedrich Wilhelms Jagdsitz von jeher.

Ein Ort, in dem es schrecklich eng zugeht, sagt Wilhelmine, wo man in Dachstuben hineingestopft wird und nicht Raum zum Umdrehen hat. Die Terrassen sind von einiger Großartigkeit, ringsum mit kleinen beschnittenen Bäumen eingefaßt, an jeder Ecke ein hoher Lindenbaum — unter einem dieser hohen Lindenbäume, an dem ein Zeltdach aufgespannt wird, läßt Seine Majestät gern das frugale aber kräftige Mittagsmahl mit vierundzwanzig Gedecken Schlag zwölf ausbreiten, um so sub dio zu speisen. Brach Regen aus, sagt Wilhelmine, so ward man naß bis hinauf an die Knöchel, da der Boden an jener Stelle vertieft war — und allerdings ist die Situation nach den Begriffen einer heftigen jungen Prinzessin bei jederlei Wetter und in jeder Hinsicht von etwas schreckhafter Art. Nach Tisch schläft Seine Majestät, vielleicht auf einem hölzernen Sessel oder Gartenstuhl ausgestreckt, ungefähr ein Stündchen, unbekümmert um die flammende Hitze, unter seinem Zeltdach oder nicht; und wir armen Prinzessinnen müssen stillesitzen, indes wir alle Heiligen um seine baldige Auferweckung anrufen. Dies ist um etwa zwei Uhr nachmittags; der glücklichere Fritz ist mittlerweile zu seinen Stunden abgegangen.

Diese vier Terrassen, dies rechtwinklige Schloß mit den vier hohen Linden an den Ecken, umgibt ein Graben: schwarze abscheuliche Pfütze nennt ihn Wilhelmine, von der Farbe des tartarischen Styx und von viel üblerem Geruch, wirklich danach, einen nach Tisch an heißen Tagen zu ersticken, meint die heftige Prinzeß. Drei Brücken führen über diesen Graben oder Pfuhl von der Mitte dreier verschiedener Terrassen oder Seiten des Schlosses, und die vierte Seite ist unzugänglich. An der ersten Brücke, von dem Pfahlwerk und dem Hof her, sind nicht nur menschliche Schildwachen aufgestellt, sondern zwei weiße und zwei schwarze Adler, Sinnbilder des preußischen Wappenvogels, horsten daneben kreischend auf ihrer Streu: ebenso zwei schwarze Bären, häßlich wie die Sünde und dabei böse Ungetüme, die oftmals den Vorübergehenden ein Leides tun, wie wir vielleicht bei einer Gelegenheit sehen werden. Dies ist die erste Brücke, die nach dem Hof und der äußeren Straße führt; wenn ein königlicher Kammerherr des Nachts zu Bette geht, muß er immer besagte Bären passieren. Die zweite Brücke führt südwärts nach einer Gemeindemühle, die in der Nähe zwischen den mit Erlen gesäumten Wiesen an der Sühne klappert, Seiner Majestät nicht unangenehm in einer Landschaft von Lachen und Moor. Die dritte Brücke, der ersten und ihren Bären gerade gegenüber, führt zum Garten, in welchen Mama, die den ganzen Tag Tokadille mit ihren Frauen spielt, uns arme Mädchen nicht oder nicht oft genug laufen lassen will[1]!

So ist Wusterhausen, wie eine heftige Prinzessin es einige Jahre später schildert — die zuletzt mittels Studiums und der Hilfe unseres schlesischen Touristen doch verständlich wird. Es steht nicht hervorragend unter Lustschlössern da: aber die Figur Friedrich Wilhelms, wie er nach Tisch dort schläft, unbekümmert um die brennende Sonne (falls er zu lange schläft und der Schatten seiner Linde ihn verläßt) — das ist ein Anblick, dessengleichen kein anderer Palast in der Welt bieten kann; dies macht für mich Wusterhausen lange denkwürdig. Seine Majestät, allezeit

[1] Zöllner: Briefe über Schlesien (Berlin, 1792) I. 2. 3; Wilhelmine I. 364. 365.

früh auf wie die Schwalben, jagt vermutlich des Morgens; diniert und schlummert, wie sich bemerken läßt, bis gegen drei oder später. Seine Amtsgeschäfte versäumt er nicht und kürzt nicht die ihnen gewidmeten Stunden; gegen Sonnenuntergang gibt es vielleicht einen Spaziergang oder Ritt mit Fritzen oder Fiechen und den Weibsleuten; und allezeit am Abend hält Seine Majestät Tabagie, Tabakskollegium (eine Art von Rauchparlament dürfen wir es nennen), eine Institution, welche Seine Majestät pünktlich beobachtet, von der noch die Rede sein wird. Zu Wusterhausen hält Seine Majestät Rauchsitzung meistens in freier Luft, öfters „auf den Stufen des großen Springbrunnens" (wie und unter was für Bedachung man gesessen, kann ich nicht sagen) — raucht da mit seinen Grumbkows, Derschaus, Anhalt-Dessaus und auserwählten Freunden, unter allerlei langsamem Gespräch, bis die Nacht ihre milden Sternenlichter anzündet, ihre dunklen Vorhänge über alle Länder herabschüttelt und müde Sterbliche ermahnt, daß es nun Zeit sei zum Schlafengehen.

Nicht viel des Malerischen in diesem Herbstleben unseres kleinen Knaben. Aber er hat Beschäftigungen die Fülle, und diese machen die vergönnte freie Luft unter jeder Bedingung zur Wonne. Er kann mit Duhan durch das Heide- und Ginstergesträuch mit seinen wilden geflügelten und flügellosen Sommerbewohnern streifen. Im Gehölz sind wilde Schweine, in den Lachen sind Fische, Ottern; die zerstreut umherliegenden schläfrigen Weiler wachen interessiert auf beim Schall unserer Pferdehufe und Hunde. Mittenwalde, wo es Kaufläden gibt, ist nicht zu weit für einen Ritt; wir können sogar bis Köpenick kommen und das große Schloß dort besuchen, wenn Duhan willfährig ist und die Pferde munter sind. Von irgendeinem Kirchturm oder Sandhügel ist hoffentlich ein blauer Streif des Lausitzer Gebirges sichtbar: Sonne und Mond und das himmlische Sternenheer, die sind ganz gewiß sichtbar; und auf einer Erde, die allenthalben Wunder aller Art hervorbringt, vom Maßliebchen oder Heideglöcklein bis hinauf zum Menschen, ist fast ein Ort so gut wie der andere für einen munteren kleinen Knaben.

Reiche Paläste, wenn Wusterhausen ein ärmlicher ist, gehen unserem jungen Freund mitnichten ab: was immer Architektur und Tapezierkunst für ihn zu leisten vermögen, das kann als geschehen angenommen werden. Wusterhausen ist ein bloßes Jagdschloß für einige kurze Herbstwochen: das Berliner Schloß und das Potsdamer, beides großartige Bauten, werden von wenigen Palästen in der Welt übertroffen; und da, in einem oder dem anderen von diesen, ist unsere gewöhnliche Residenz. — Der kleine Fritz hat außer seinen jungen Finkensteins und anderen ihresgleichen Vettern und Basen, Kinder von seines Großvaters Halbbrüdern, die seine Gespielen sind. Denn der Große Kurfürst, wie wir uns erinnern, war zweimal verheiratet und hatte eine zweite Familie von Söhnen und Töchtern: zwei der Söhne hatten Kinder; einzelne von diesen sind ungefähr

gleichen Alters mit dem Kronprinzen, „Vettern" von ihm (genau gesprochen Halbvettern seines Vaters), die viel um ihn sind in seinen jungen Tagen — und mehr oder weniger nachher, je nachdem sie sich als würdig erwiesen. Markgrafen und -gräfinnen von Schwedt — solcher Vettern und Basen sind fünf oder sechs da. Außerdem der Älteste, Friedrich Wilhelm mit Namen, der nun zu Mannesalter gereift (geboren 1700) ist — der in späteren Jahren gern Wilhelmine zur Gemahlin gehabt hätte, sich aber mit einer jüngeren Prinzessin des Hauses hat bescheiden müssen und wohl hätte dankbar für diese sein dürfen. Dieser hat einen jüngeren Bruder, Heinrich, um ein geringes älter als Fritz und eine Zeitlang viel sein Kamerad, von dem wir auch vorübergehend wieder hören werden. Von diesen zwei ist der Alte Dessauer der Oheim: sollten beide, Seine Majestät und der Kronprinz, das Zeitliche segnen, so würde einer von diesen König werden. Ein Umstand, den Wilhelmine und die Königin sich sehr zu Herzen genommen und manchen Verdacht darauf gegründet haben in diesen Jahren! Z. B., daß einmal der Alte Dessauer mit dem Pulvergesicht ein Komplott vorhabe — ein Komplott, das ist so klar wie das Licht der Sonne für Wilhelmine und Mama, das aber durch das Wirken der Vorsehung zu nichts kam — und noch andere spukhafte Einbildungen machen sie sich[1]. Der Vater dieser zwei Markgrafen (der ältere der zwei Halbbrüder, die Kinder haben) starb noch in des alten Königs Friedrich Zeit, vor acht oder neun Jahren. Ihre Mutter, die pläneschmiedende alte Markgräfin, die ich mir immer in schreienden Farben gekleidet vorstelle, ist noch am Leben — wie Wilhelmine recht gut weiß!

Sodann, von einem anderen, dem jüngeren jener alten Halbbrüder, ist da ein Karl, ein zweiter Friedrich Wilhelm: Vetter-Markgrafen, Vettern und Basen in Fülle — und darunter[2] zwei junge Markgräfinnen, die jüngste von ungefähr gleichem Alter mit Fritz[3]. Kein Mangel an Vettern, mit

[1] Wilhelmine I. 35. 41.
[2] Michaelis I. 425.
[3] Notiz über die Vetter-Markgrafen. — Der Große Kurfürst hatte mit seiner zweiten Frau fünf Söhne, von denen zwei Kinder hinterließen — wie folgt (soweit sie uns angehen, mit Auslassung der übrigen):

1. Sohn Philipps Kinder (Mutter: die Schwester des Alten Dessauer) sind: Friedrich Wilhelm (1700), der sehr, aber vergebens wünschte, Wilhelmine zu heiraten. Heinrich Friedrich (1709), ein Kamerad Fritzens in jungen Jahren; mitunter in schlimme Händel verstrickt — führte sich irgendwie schlecht in der Schlacht von Mollwitz, 1741, und fiel und blieb fortan in Ungnade beim neuen König. — Dieser Philipp („Philipp Wilhelm") starb 1711, in seinem dreiundvierzigsten Jahre; seine Witwe überlebte ihn lange.
2. Sohn Albrechts Kinder (Mutter: eine kurländische Prinzessin) sind: Karl (1705); lebte bei Küstrin; ward ein bekannter Feldherr in den Schlesischen Kriegen unter seinem Vetter Friedrich (1701); fiel bei Mollwitz (1741). Friedrich Wilhelm (ein Markgraf Friedrich Wilhelm „Nr. 2" — Patenkind Seiner jetzigen Majestät vermutlich); geboren 1714; getötet bei Prag von einem Kanonschuß (an König Friedrichs Seite, beim Rekognoszieren des Platzes), 1744. — Dieser Albrecht („Albrecht Friedrich") starb eines plötzlichen Todes, 1731 Alter neunundfünfzig.

denen allen der Kronprinz verkehrt, wobei er spielend mit ihren verschiedenen Eigenschaften bekannt wird, die bei den meisten von ihnen gut, bei einigen nicht so gut waren und sich bei keinem als vorzüglich erwiesen. Im übrigen aber ist Schwester Wilhelmine seine Hauptverbündete und Gefährtin, treu in Spiel und Ernst, in Freud und Leid. Ihre getreue Liebe zueinander, jetzt und bis an den Tod, ist vermutlich das lichteste Element, welches das Leben den beiden gewährt hat.

Das Datum von Fritzens erstem Erscheinen als eine selbständige Figur in den Roucoulleschen „Mittwochssoireen", in den Finkensteinschen oder anderen Gesellschaften ist mir nicht bekannt. Aber erscheinen tut er da zur richtigen Zeit, und mit Auszeichnung, die nicht bloß äußerlich ist — redet zum Entzücken an solchen Orten; kann, sogar mit französischen Gottesgelahrten, allerliebst geistreich diskutieren. Ich muß noch einen seiner bejahrteren Gefährten erwähnen: den Obersten Camas, einen äußerst gebildeten Franzosen (gänzlich französisch nach Abstammung und Erziehung, obschon auf preußischem Boden geboren), der eine Zeitlang Hofmeister einiger jener Markgrafen war. Er hat einen Arm verloren — ließ ihn in jenen italienischen Feldzügen unter Anhalt-Dessau und Eugen — aber mit Hilfe eines geschickt gehandhabten hölzernen Ersatzstückes verbirgt er das Gebrechen beinah. Ein tapferer Soldat, der sich auch zu diplomatischen Geschäften schickt; ein Mann von edler vornehmer Sitte [1]. Und dann seine Gattin. — Wirklich, das Camassche Haus, bemerken wir, war von frühe an ein Lieblingsquartier des Kronprinzen gewesen. Madame Camas ist eine Deutsche, die aber an genialer Anmut, an Geist und Verstand und Güte nicht leicht in Frankreich oder sonst irgendwo ihresgleichen findet. Von diesen beiden Camas wird noch ehren- und namhafte Meldung geschehen, insbesondere von der Dame, die er die kommenden fünfzig Jahre hindurch immer „maman" nennt, und mit der er auf eine gar hübsche menschliche Weise korrespondiert.

Unter diesen Auspizien, in solcher Umgebung, dämmernd sichtbar für uns zu Wusterhausen und anderswo, wächst der merkwürdigste kleine Kronprinz seines Jahrhundert heran — gedeihlich fürs erste.

[1] Militärlexikon I. 308.

Zehntes Kapitel / Die Heidelberger Protestanten

Friedrich Wilhelm hält allabendlich Tabagie; aber zu Wusterhausen, oder wo er sich immer befinden mag, mangelt es nicht an verwickelter Amtsarbeit, die Friedrich Wilhelm selbst in der Tabagie keineswegs vergißt. Zur selben Zeit, da er jene Instruktionen für die Lehrer seines kleinen Prinzen ausdachte und meditierend unter den Sternen rauchte, den magdeburgischen „Ritterdienst" und so manche andere seiner inneren Angelegenheiten im Kopf, ist eine äußere politische Verwicklung auf dem Tapet, die Lärm genug in der Welt macht, die ihm ebenfalls gar sehr im Kopfe liegt, und von der ohne Zweifel gelegentlich unter den Tabaksrauchwolken gemurmelt wird. Die Angelegenheit der Heidelberger Protestanten, die in jenen Herbstmonaten von 1719 gerade einen Höhepunkt erreicht.

Dieses Jahr 1719 war überhaupt ein besonders geräuschvolles für ihn. Es ist dies das Jahr jener „Nierenkolik", die Seine Majestät unterwegs auf der Reise in Brandenburg überfiel und unmittelbaren Tod besorgen ließ: so daß Königin Sophie durch Stafette geholt und ein Testament zu ihren Gunsten gemacht wurde, welches Intrigen zur Folge hatte, sehr schwarze, meint Wilhelmine[1]. Und die „clementinische Geschichte", von der die alten Bücher so überströmen, fällt gleichfalls mit ihrer Krisis in dies Jahr 1719. Von Clement, dem „ungarischen Edelmann", der ein bloßer ungarischer Betrüger und Schmieder falscher Königsbriefe war, pure Zwietracht, schwarzen Argwohn zwischen Friedrich Wilhelm und den benachbarten Höfen, kaiserlichen und sächsischen, ausstreuend: „Ew. Majestät soll eines Tages von gemieteten Banditen aufgehoben werden und verschwinden, zum Vorteil jener verräterischen Höfe"; so daß Friedrich Wilhelm düsteren Gedanken zum Raub ward und wochenlang „nie ohne geladene Pistolen unter seinem Kopfkissen schlief"; von diesem Clement, einem gewandten Phänomen seiner Art und tief aufregend für Friedrich Wilhelm — den Friedrich Wilhelm wirklich zuletzt packen, gerade in diesem Jahre richten und schließlich aufknüpfen lassen mußte[2], mitten unter

[1] Mémoires de Bareith I. 26—29.

[2] Er war zu Berlin angekommen „Ende 1717", hielt sich ungefähr ein Jahr da auf, oft in vertrautem Verkehr mit dem König, das königliche Gemüt vergiftend; zog sich nach dem Haag zurück, ahnend, daß Berlin bald gefährlich werden dürfte — wird von dort durch einen von Friedrich Wilhelms Obristen herüber in das preußische Gebiet gelockt und festgenommen, „Ende 1718"; liegt in Spandau, in Untersuchung, siebzehn Monate; gehängt, nebst zwei Mitschuldigen, 18. April 1720. (Vgl. nacheinander Stenzel III. 298. 302; Faßmann S. 321; Förster II. 272 und III. 320—324.)

den Gerüchten und dem Staunen der Menschheit — von ihm, so geräuschvoll er auch war, und so viele Seiten der alten Bücher auch voll von ihm sind, soll eine bloße Andeutung genügen, und weiter wollen wir uns nicht mit ihm einlassen. Aber dies mit den Heidelberger Protestanten, wiewohl ebenfalls ein erloschener Handel, hat noch einige Ansprüche an uns. Um einem „unartikulierten Menschen von Genie" gerecht zu werden, und noch aus anderen Gründen, müssen wir diese Sache ein wenig aufzuerwecken suchen.

Von dem Pfälzer Karl Philipp: Wie er sich vor langer Zeit eine Frau geschafft und Taten in der Welt getan.

Es regiert in diesen Jahren zu Heidelberg, als Pfalzkurfürst, ein gutmütiger aber hastiger und etwas rücksichtsloser alter Herr, nahe an sechzig nun, des Namens Karl Philipp, der dem Berliner Hofe und dessen Angelegenheiten mehr als einmal in die Quere gekommen ist und weiterhin kommen wird, auf absonderlich störende Weise. Noch ehe Friedrich Wilhelm geboren war, Friedrich Wilhelms ganze Lebzeit hindurch und darüber hinaus, war und ist dieser Karl Philipp ein Stein des Anstoßes dorten. Seine erste Tat war, daß er mit einer preußischen Prinzessin von Berlin weglief; wovon das Gerücht noch laut war, als Friedrich Wilhelm, vierzehn Tage darauf, zur Welt kam — und man kann sich wohl denken, daß die Frau Basen noch darüber verhandelten als Friedrich Wilhelm zum erstenmal gewickelt wurde. Ein unerhörter Fall, der sich so zutrug:

Leser haben vielleicht vergessen, daß der alte König Friedrich I. einmal einen Bruder hatte, einen älteren Bruder, der zu des Vaters großem Leidwesen starb und damit Friedrich als Kronprinz Platz machte. Dieser Bruder war kurze Zeit verheiratet gewesen; er hinterließ eine Witwe ohne Kinder, eine schöne litauische Prinzessin, geborene Radziwill und reich begütert in ihrer Heimat: sie, in ihrem schwarzen Krepp, blieb eine Weile eine Zierde des neuen Berliner Hofes — nicht allzulange. Als das Trauerjahr zu Ende war, kam eine neue Heirat für die glänzende Witwe in Gang; der Bräutigam, ein Jakob Sobieski, ältester Prinz des berühmten Johann, Königs Sobieski, ein Prinz mit guter Aussicht auf die polnische Souveränität und in bequemer Nachbarschaft ihrer litauischen Besitzungen: alles zusammengenommen eine passende Partie.

Diese Heirat war im Gange, nicht völlig abgeschlossen, als Karl Philipp, ein nachgeborener Sohn des Hauses Pfalz, nach Berlin kam — ein etwas müßiggängerischer junger Mann, der einst geistlich war, nun militärisch geworden ist, mit weltlichen Aussichten, da sein älterer Bruder, Erbprinz von der Pfalz, „keine Kinder hatte" — kam, im Verlauf von Besuchabstattungen und Umherschweifen, nach Berlin. Die schöne Witwe-Prinzessin erschien Karl Philipp überaus reizend; er bewarb sich zudringlich, versetzte die Prinzessin in große Verlegenheit. Sie hatte dem Sobieski

bereits ihr Jawort gegeben, der unvermeidliche Hochzeitstag war vor der Türe; und hier war Karl Philipp mit solcher Bewerbung — kurz, das Resultat war, sie lief fort mit Karl Philipp am Vorabend des besagten Hochzeitstages; heiratete Karl Philipp (24. Juli 1688) und ließ den Prinzen Jakob, nur zu sehr wie Lots Weib, dastehen, am erstaunten Hof von Berlin[1]. Man urteile, ob das Berliner Publikum davon redete — unverständlich für Friedrich Wilhelm, der in seinen Windeln damals sicher schlummerte.

König Sobieski, der Vater, berühmter Befreier Wiens, war hoch erzürnt. Aber Karl Philipp machte alle möglichen Entschuldigungen; brachte endlich Versöhnung zustande, indem er dem beleidigten Jakob seine eigene Schwester zur Ehe gab. Dies war Karl Philipps erster Ausbruch im Leben, und es war mitnichten sein einziger. Ein Mann, der es nicht böse meinte, geben alle zu; aber offenbar von hastigem Naturell und mit einer Neigung, aus dem Geleise zu kommen in dieser Welt. Er hat sich seitdem in ungebundenem Soldatenleben umhergetrieben; hat Innsbruck regiert, mit den Türken gefochten. Vor kurzem aber starb sein Bruder kinderlos (im Jahre 1716), und er ward Kurfürst von der Pfalz. Seine schöne Radziwill ist längst tot; sie und eine Nachfolgerin oder vielleicht zwei. Außer einer Tochter, welche die schöne Radziwill ihm hinterließ, hat er keine Kinder; und zu dieser Zeit lebt er, glaube ich, mit einer dritten Frau, einer von der linkshändigen Gattung.

Seine Knappheit an Nachkommenschaft ist nicht so gleichgültig für meine Leser, wie sie wohl denken. Dieser neue Pfalzkurfürst Karl Philipp ist genealogisch — wer, meint der Leser? Pfalz-Neuburg von Linie; leiblicher Enkel des Wolfgang Wilhelm, der vor langer Zeit in kleve-jülichschen Sachen jene Ohrfeige erhielt! So hat es sich gefügt. Die Simmernsche Linie starb aus, des Winterkönigs Enkel der letzte derselben; und alsdann, wie es Rechtens war, kam die neuburgische Linie an die Spitze und ward Kurpfalz. Der erste von diesen war der Vater dieses Karl Philipp, Sohn des Beohrfeigten; bereits ein alter Mann, als er zur Nachfolge gelangte. Karl Philipp ist der dritte Pfalzkurfürst von der neuburgischen Linie; sein kinderloser Bruder (derselbe, der die einst berühmte Düsseldorfer Gemäldesammlung gründete) war der zweite. Sie sind, sagen wir, Pfalzkurfürsten, Haupt des Hauses — und, es versteht sich von selbst, besitzen zugleich mit ihrem Kurfürstentum und neuburgischen Land die Halbscheid des kleve-jülichschen Erbes, worüber in vergangenen Zeiten soviel gehadert worden. Der letzte Kurfürst hat sogar dort residiert und die „Düsseldorfer Galerie" gesammelt, wie eben bemerkt; wiewohl Karl Philipp bisher Heidelberg vorzieht.

Für Friedrich Wilhelm ist die Knappheit der Nachkommenschaft eine überaus interessante Tatsache. Denn wenn dieser jetzige Neuburg ohne

[1] Michaelis II. 93.

Manneserben bleiben sollte, wie nun menschlich wahrscheinlich ist — so ist auch die neuburgische Linie erloschen, und dann müßten große Dinge für unser preußisches Haus erfolgen. Dann, vermöge der letzten, im Jahre 1666 mit aller Feierlichkeit geschlossenen Übereinkunft zwischen dem Großen Kurfürsten, unserem Herrn Großvater berühmten Andenkens, und Eurem durchlauchtigten Herrn Vater, damaligen Pfalz-Neuburg, gleichfalls berühmten Andenkens, Sohn des Beohrfeigten — fällt das ganze Erbe an Preußen, da künftighin kein anderer pfälzischer Zweig den mindesten Anspruch darauf hat. Die Übereinkunft war deutlich und ausdrücklich; unterschrieben, gesiegelt, bestätigt, auf der gehörigen Länge Schafsfell ausgefertigt, was noch jetzt zu lesen ist. Die Übereinkunft ist klar genug: wird aber dieser Karl Philipp geneigt sein, sie zu halten?

Das mag einmal zur interessanten Frage werden; ist aber nicht die Frage, die gegenwärtig strittig ist: nicht die, sondern eine andere; denn Karl Philipp soll, wie es scheint, dem preußischen Hause ein Stein oftmaligen Anstoßes sein. In der gegenwärtigen Frage handelt es sich um eine protestantisch-papistische Sache, in die Friedrich Wilhelm einzig durch seinen Gemeingeist gezogen worden ist.

Karl Philipp und seine Heidelberger Protestanten.

Das pfälzische Volk war von altersher protestantisch-kalvinistisch; die Pfalzkurfürsten pflegten sich durch ihren Eifer in dieser Sache auszuzeichnen. Mit dem pfälzischen Volk ist dies noch so; aber mit den Kurfürsten, nun das Haus Simmern zu Ende und das Haus Neuburg an die Reihe kam, ist es nicht mehr so. Die Neuburgischen sind seit jener Ohrfeige papistisch geblieben; ein leidiger Stand für dieses protestantische Volk, als es sie zu Souveränen erhielt. Karl Philipps Vater, ein alter Soldat zu Wien, und der ältere Bruder, ein Gemäldesammler zu Düsseldorf, behelligten die Religion ihrer Untertanen äußerlich wenig. Protestanten und der Überrest von Katholiken (ein Überrest, der sich natürlich breiter entfaltete, nun da die Sonne des Hofes ihm schien) durften so ziemlich in Frieden leben, nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens, indem sie, wie dort bestimmt worden, Kirchen und Kirchengut nach billigem Verhältnis teilten. Nun aber, da Karl Philipp zur Macht gelangt ist, lassen sich seine Maßregeln nicht verkennen. Er ist heimgekommen nach Heidelberg, umgeben von einem Schwarm von Jesuiten, denen der arme alte Herr, vorwärts und rückwärts auf diese mühselige Welt blickend, sein Ohr zu leihen für heilsam erachtet.

Seit geraumer Zeit bereits war es schmerzlich anzusehen gewesen, wie er an protestantischen Gerechtsamen abzwackte, Kunstgriffe anwendete, um Katholiken in Kirchen einzuschieben, die nicht ihnen gehörten, und was dergleichen Übervorteilung mehr war. Der Kurfürst von Mainz, oberster

Priester Deutschlands, ist in der gleichen schlimmen Richtung geschäftig; er und andere. Freilich seit dem Frieden von Rijswijk, in welchem Ludwig XIV. eine erschlichene „Klausel" einzuführen wußte, die man niemals hat wieder loswerden können[1], sind solche abzwacksüchtige Eingriffe mehr und mehr vor sich gegangen. Von dem Corpus Evangelicorum wurde ihnen stets allzu saumselig auf den Reichstagen oder sonst widerstanden, da die „Vereinten protestantischen Fürsten" keinen sehr tatkräftigen „Körper" daselbst bilden. Und jetzt noch saumseliger als je — denn besagtes Corpus hat August Kurfürst von Sachsen, katholischen (pseudo-katholischen) König von Polen, zum amtlichen Oberhaupt, „August den physisch Starken", einen Mann, dem evangelische Dinge nicht besonders am Herzen liegen! So daß die Abzwackungen immer mehr überhandnehmen. Ein Ärgernis für alle protestantische Fürsten, die einiges Gewissen hatten; zuletzt ein unerträgliches für Friedrich Wilhelm, der, allein unter ihnen allen, beschloß, mit Nachdruck dagegen aufzutreten und auf jede mögliche Gefahr hin zu erklären: Wir wollen es nicht geschehen lassen!

Karl Philipp hob nach einigen vorläufigen Abzwackungsmaßregeln den Heidelberger Katechismus (der ehrlich die Messe „götzendienerisch" nennt) auf und verbot besagten Katechismus, ein autorisiertes Buch, in seinen Landen; Hessen-Kassel, ein protestantischer Nachbar, erhob Vorstellungen, Proteste, während Friedrich Wilhelm hinter ihm düster dreinschaute; jedoch vergebens. Unser alter Herr, von seinen Priestern fleißig bearbeitet, beschloß zunächst, der Heiligen-Geist-Kirche (der Hauptkirche von Heidelberg) habhaft zu werden und sie zu seiner dortigen Domkirche zu machen. Vermöge des Westfälischen Friedensvertrags oder anderen friedlichen Übereinkommens sind die Katholiken bereits im Besitz des Chors: aber die ganze Kirche wäre doch besser. „War sie nicht einstmals katholisch?" dachte Karl Philipp bei sich, „erbaut von unserem edlen Ahnen Kaiser Ruprecht von der Pfalz, Ruprecht Klemm (so geheißen wegen seines festen Willens) — weshalb sollten diese Ketzer sie besitzen? Ich will ihnen eine andere bauen!" Diese Gedanken waren im Jahre 1719, dem dritten der Regierung Karl Philipps, zur offenen Tat ausgebrochen (vollzogen 29. August, 4. September)[2]. Genau zu der Zeit, als Friedrich Wilhelm jenes erste didaktische Stück, das wir gelesen, ab-

[1] Klausel des vierten Artikels ist der technische Name derselben. Der vierte Artikel bestimmt, daß König Ludwig XIV. sämtliche (im vergangenen Krieg von besagtem König stark verbrannte, auch während seiner Okkupation einigermaßen verjesuitierte) Städte und Plätze in der Pfalz usw. pünktlich zurückgebe. Die Klausel des vierten Artikels (durch eine Finte „um Mitternacht" angehängt, sagen die Bücher) enthält bloß diese Worte: „Religione tamen Catholica Romana, in locis sic restitutis, in statu quo nunc est remanente: Die römisch-katholische Religion soll in den zurückgegebenen Oertern so verbleiben, wie sie nun ist" (wie wir sie gestellt haben). — Welche Klausel Anlaß zu großen aber unwirksamen Klagen und Debatten gab. (Schöll, Traités de Paix [Paris, 1817] I. 433—438; Buchholz; Spittler, Geschichte Württembergs usw.)

[2] Mauvillon I. 340—345.

faßte, begannen von der Pfalz her drohende Wolken das königliche Gemüt mehr oder weniger zu überschatten.

Denn das arme Heidelberger Konsistorium, da es nicht über sich nehmen konnte, seine Kirche auf durchlauchtiges Begehr aufzugeben — „Wie dürfen wir, wie können wir?" antworteten die braven Leute — war durch Zwang und List daraus vertrieben worden. Teilweise strategisch war der Plan, dessen man sich bediente um Gewalt zu vermeiden, und der Schlosserhaken sowohl als die Maurerbrechstange kam dabei in Anwendung: aber das Ende vom Lied war, am 31. August 1719 fanden sich Konsistorium und Gemeinde auf der Straße liegen und die Heilige-Geist-Kirche ihnen entwunden. Die Chorwand wird abgerissen, und das Ganze ist nun ein geräumiges katholisches Gebäude, das man zur Hofkirche herrichtet, wo Seine Durchlauchtige Hoheit sich in der Seele beruhigt finden mag.

Die armen Heidelberger, solchermaßen auf die Straße hinausgeworfen, appellierten, lamentierten, wandten sich an den und jenen, aber mit geringer Aussicht auf Abhilfe: an wen sich wenden, der einige sichere Aussicht gewährte? Vorstellungen von seiten Hessen-Kassels haben sich bei Seiner bigotten durchlauchtigen Hoheit als fruchtlos erwiesen. Das Corpus Evangelicorum, mit einem Präsidium wie seinem gegenwärtigen, was ist von einem solchen Corpus zu erlangen? Langwierige Konferenzen höchstens; tätiges Einschreiten in einer solchen Sache nimmermehr. Oder wird etwa der Kaiser, auf den Rat seiner Jesuiten, sich ins Mittel legen, um uns recht zu geben? Kurmainz und die übrigen — es ist allenthalben dasselbe Lied. Überall geht man dem unglücklichen Protestantismus hart und immer härter zu Leibe, und kein Corpus Evangelicorum oder dazu bestellter Wachthund tut etwas anderes, als die Ohren hängen lassen und betrübt aussehen über sich selbst und uns! —

Unter anderen hatten sich die Heidelberger aber auch an Friedrich Wilhelm gewandt. Friedrich Wilhelm, der diesen protestantischen Phänomenen lange mit steigendem Ärger zugesehen, fand nun, daß diese Geschichte mit dem Heidelberger Katechismus und der Heiligen-Geist-Kirche genügte, um einem die Geduld reißen zu lassen. Euer störrischer katholischer Bulle, der herumspringt und auf so tolle abgeschmackte Weise die Menschen stößt: es ziemt sich wohl nachgerade, daß man ihn bei den Hörnern oder beim Schweif fasse und ihn bessere Manieren lehre; und zwar wohl nicht durch mündliche Vorschriften, die bei einem solchen Vieh nichts fruchten, sondern durch praktisches Prügeln und Peitschen bis zum wirksamen Grade. Der friedliebende Friedrich Wilhelm sah ein, daß er selber dies leidige Geschäft werde vornehmen müssen — sein Brumm, als er zu solchem Entschluß kam, muß tröstlich für diese armen Heidelberger gewesen sein, als sie sich an ihn wandten! — Sein Plan ist sehr einfach, wie die Pläne des Genies sind; aber ein Plan, der unmittelbar zum gewünschten Ziele führt,

und wahrscheinlich der einzige, unter den gegebenen Umständen, der dies zu tun vermochte. Den Prügel in der Hand, faßt er den katholischen Bullen — sollen wir sagen, bei den Hörnern? richtiger wohl beim Schweif, und lehrt ihn Manieren.

Friedrich Wilhelms Methode erweist sich wirksam in Heidelberg.

Friedrich Wilhelms erster Schritt war, wie sich von selbst versteht, daß er Seiner durchlauchtigen Hoheit friedliche Vorstellungen wegen der Heidelberger Kirche machte: davon erwartete er vermutlich nichts und erlangte auch nichts. Da er nichts damit erlangt hatte, und nachdem auswärtige protestantische Mächte, namentlich Georg I. und die Holländer, versprochen, im Falle anderweitiger Schritte zu ihm zu halten, wies er seine Beamten in Magdeburg, in Minden, in Hamersleben, wo ansehnliche katholische Stiftungen bestehen, an, die katholischen Stiftsherren, Äbte, Obergeistlichen, und wen es immer anging, in besagten drei Orten zusammenkommen zu lassen und sie zu bedeuten wie folgt:

„Von Uns, euerem protestantischen Oberherrn ist euch, ihr selber und alle Menschen werden es bezeugen, bisher die beste Behandlung zuteil geworden und billiges Recht nach den Reichsgesetzen und darüber hinaus sogar. Mit den Protestanten zu Heidelberg ist es von seiten katholischer Mächte anders geschehen. Es muß aufhören anders zu sein; es muß ebenso werden. Und um herbeizuführen, daß es ebenso werde, dazu seid ihr das Werkzeug, das ich besitze. Tut mir leid, aber es ist kein anderes zur Hand. Vom heutigen Tage ab sind eure Kirchen gleichfalls geschlossen, hört euer öffentlicher Gottesdienst, und hören obendrein eure Einkünfte auf, und steht überhaupt alles, was euch betrifft, stockstill, in Erstarrung gebannt. Von heute ab: und bleibt so bis zu dem Tage (möge es ein baldiger sein!), da die Heidelberger Kirche zum Heiligen Geist wieder geöffnet wird und Recht geschieht in jener Frage. Eure Sache sei es, diesen Tag zu beschleunigen: ihr könnt es und wollt es, ihr, die ihr bekannt seid mit jenen hohen katholischen Regionen, die euerem protestantischen Souverän unzugänglich sind. Bis dahin seid ihr wie Tote; zweckshalber zeitweilig gestorben. Und somit beschirme euch Gott[1]!"

Das war Friedrich Wilhelms Plan; der einfachste, aber vermutlich wohl der einzig wirksame Plan. Ein ganz unfehlbarer Plan, wenn man darauf zu beharren wagt; was Friedrich Wilhelm tut. Er hat eine starke Armee in Kriegsbereitschaft, einen Schatz in guter Ordnung. Georg I. sekundiert, wie übereingekommen; schließt auf gleiche Weise die katholische Kirche zu Celle in seinem Lüneburger Land; auch die Holländer und die Schweizer wollen dafür einstehen, sollte die Sache zu ernsthaft werden. Und all dies, einige Diplomatie und Korrespondenz mit eingeschlossen, ge-

[1] Mauvillon I. 347. 349.

schah noch dazu mit löblicher Schnelle[1]. Und so sind nunmehr gewisse Türen versperrt, und Friedrich Wilhelms Wort, unabänderlich wie das Schwergesetz, ist erlassen. Dergestalt ist der tolle katholische Bulle am Schweif gepackt: halt fest und gebrauche in dieser Stellung deinen Prügel, so wird er dich nicht mehr stoßen!

Die Magdeburg-Hamerslebener schrien erbärmlich; nicht zu Friedrich Wilhelmen, den sie taub auf diesem Ohr wußten, aber zum Kaiser, zum Papst, zur Durchlaucht von Heidelberg. Heidelbergische durchlauchtige Hoheit war nicht wenig aufgebracht; der Kaiser noch ärger und schrieb schwere drohvolle Verweise, welche Friedrich Wilhelm mit einem Minimum von Erwiderung anhörte — fest am Schweif haltend, während das Tier so brüllte. Das Ende war, daß durchlauchtige Hoheit nachgeben mußte; nach drei Monaten kamen der Kaiser, die durchlauchtige Hoheit und die anderen Beteiligten zur Einsicht, daß da nichts zu machen sei, als sich in Ruhe zu fassen und zu tun was Rechtens. Am 16. April 1720 sind die Protestanten wieder in ihre Heilige-Geist-Kirche eingesetzt; der Heidelberger Katechismus hat wieder freien Lauf am 16. Mai; und ein gewisser Baron Reck[2] wird vom Corpus Evangelicorum als Kommissarius nach Heidelberg abgeordnet, der noch eine geraume Zeit zum großen Verdruß der Hoheit und Jesuiten strenge Einsicht in die dortigen Kirchensachen nimmt, bis er berichten kann, daß sich alles in dieser Hinsicht im geziemenden Stand befinde. Karl Philipp war so verdrossen über diese Resultate, daß er im selben Jahre seinen Hof nach Mannheim verlegte; verließ Heidelberg, zum Schaden und zur sichtbaren Abnahme des Ortes, und ließ sich von keinen untertänigen Bitten und Vorhaltungen je dazu bewegen, wieder dahin zurückzukehren; weder er noch seine Nachfolger haben wieder nach Heidelberg zurückgewollt, bis zur heutigen Stunde.

Preußische Majestät hat bei dem Kaiser und dem König von Polen Anstoß erregt.

Friedrich Wilhelms Lob von seiten des protestantischen Publikums war groß bei dieser Gelegenheit. Und auch wir, die in jedem Sinne viel weiter ab davon liegen, können ihm ein Grinsen des Beifalls nicht verweigern. Die Tat und ihre Weise sehen Friedrich Wilhelm ähnlich; tragen zu seiner Ehre das physiognomische Gepräge des ungeschlachten wahrhaftigen Menschen. Es ist eine von mehreren solchen Handlungen, die er getan: denn solche Pflicht kam in Deutschland zu seiner Zeit immer wieder vor; und Friedrich Wilhelm, ein fester Protestant in seiner Art und überzeugt

[1] Kirche zu Celle geschlossen 4. November, zu Minden 28. November, Kloster Hamersleben 3. Dezember usw. (Pütter: *Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Teutschen Reichs*, Göttingen, 1788. II. 384. 390.

[2] Michaelis II. 95; Pütter II. 384. 390; Buchholz S. 61—63.

„von dem Ungrund und der Absurdität der Papisterei", war allezeit ehrenhaft bereit, diese Pflicht zu leisten. Es steckt ein ehrliches Speck- und Gemüsegewissen in dem Menschen, beinahe das einzige Gewissen, das bei irgendeinem königlichen Menschen zu jener Zeit zu finden ist. Schnell bereit, ohne langes Zählen der Kosten, springt er allemal bei solchem Vorfalle auf, fest wie Eiche, und sagt: „Das ist unrecht, dem Westfälischen Vertrag zuwider; ihr müßt das einstellen!" — Und wenn Worte nichts nützen, dann ist sein Plan stets derselbe: eine ähnliche Daumschraube, Druck nach billigem Verhältnis berechnet, den Katholiken in Preußen anzusetzen; diese können bei ihren Päpsten und Jesuitenobersten klagen: diese bleiben unter der Schraube, bis man den Druck von den Protestanten wegnimmt. Dadurch ward allezeit die Sache binnen kurzem berichtigt. Noch einer von diesen Vorgängen, der mit den Salzburgischen Protestanten, der letzte, wie dieser heidelbergische der erste war, wird uns später vor die Augen kommen.

Es ist sehr bemerkenswert, wie der streitmeidende Friedrich Wilhelm bei solcher Veranlassung stets bereit war, den Streit aufzunehmen; wiewohl im übrigen bekanntlich ein König, der hübsch zu Hause blieb, auf seine eigenen Dinge achtete und mit keinem Nachbar anband, der Frieden mit ihm halten wollte. Dies ist eigentlich Friedrich Wilhelms „politische Wirkungssphäre" unter seinen Zeitgenossen; diese kleine quasiheimische Sphäre des Verbietens von Unrecht gegen Protestanten. Eine äußerst kleine Sphäre, aber auch eine echte: und selbst diese suchte er sich nicht selbst, hätte sie sich ihm nicht aufgedrängt. Was aber, dürfte man wohl fragen, ist aus all den übrigen bedeutenderen „Sphären" jener Epoche geworden? Die höchsten lautposaunenden „politischen Wirksamkeiten", welche die damalige Welt und ihre Zeitungen erfüllten, was ist überall ihr Ende gewesen? Null und Vergessenheit, nichts weiter. Während diese arme Friedrich-Wilhelmsche Sphäre vielleicht noch immer eine meßbare Quantität ist. Der ist weise, der hübsch zu Hause bleibt und die Pflicht erfüllt, die er da vorfindet! —

Großes Lob von dem protestantischen Publikum: aber auf der anderen Seite hatte Seine Majestät an hoher Stelle Anstoß erregt. Was war zu machen? Die Sache war bei ihm ein Gewissenspunkt, war natürlich bei dem mürrischen königlichen Aufseher, der mit dem Stock in der Hand seine Runde macht in der Welt! Nichtsdestoweniger war der Kaiser sehr aufgebracht darüber und ließ es Friedrich Wilhelm fühlen: Beweis jene Irrungen wegen des Ritterdienstes (magdeburgische Ritter in ihren Unbilligkeiten vom Kaiser begünstigt) und andere verletzende Vorgänge, die angeführt werden könnten. Vielleicht wird der Kaiser nicht immer auf uns zürnen, vielleicht werden sich die Gedanken in der kaiserlichen Brust, zu unserem oder zu seinem Besten, einmal ändern? —

Und auch König August, dem physisch Starken, konnte es nicht erfreulich sein, daß ihm praktisch sein „Direktorium" so aus den Händen genommen wurde. Vor ein paar Jahren hatte Friedrich Wilhelm mit der gehörigen Vorsicht und diplomatischen Reserve bei dem Corpus Evangelicorum angefragt: „Ob das gegenwärtige Direktorium (Augusts des physisch Starken) auch ein gutes sei?" und „Ob nicht eigentlich ihm, Friedrich Wilhelm, das Amt zustände?" — Auf welche Frage, obwohl die Antwort klar zutage lag, das arme Corpus irgendein „Quieta non movere" oder sonst eine dumme Weisheit murmelte und hilflos die Achseln zuckte[1]. Aber König August selbst — wiewohl an sich ein joviales geselliges, in der Welt ganz anders beschäftigtes Art Tier, beflissen, seine dreihundertvierundfünfzig unehelichen Kinder zu zeugen, und um nichts weniger als um Kirchendinge bekümmert — hatte seine entrüstete Verwunderung zu erkennen gegeben. Und nun sieht es doch so aus, wenn auch der Titel verbleibt wo er war, als ob das Amt einem anderen überkommen wäre, der es wirklich ausübt: ein Zustand, der Vergleichsanstellungen im Publikum veranlassen dürfte.

Clement, der ungarische Fälscher, Verkäufer falscher Staatsgeheimnisse, ist sicher gehängt; kam, mit vieler Umständlichkeit, an den Galgen (18. April 1720), gerade zwei Tage vor der Wiedereröffnung der Heidelberger Kirche. Aber der von Clement ausgestreute Argwohn läßt sich nicht so ganz durch sein Hängen vertilgen: ein Fälscher allerdings; aber wer weiß, ob er nicht was Wirkliches zur Basis gehabt? Und dergestalt, teils durch Clement, teils durch diesen Heidelberger Handel, ist der Berliner Hof in Mißhelligkeiten mit Dresden, mit Wien selber geraten, und wichtige Wolken sind aufgestiegen.

Eine absurde Kriegsflamme wird von Admiral Byng ausgeblasen; und ein neuer Mensch von Genie kündigt sich den dämmerigen Völkern an.

Der arme Kaiser selbst hat außerdem anderweitige Widerwärtigkeiten zu dieser Zeit. Die Spanier und er haben sich, trotz des Utrechter und des Rastätter Vertrages, miteinander überworfen; die Spanier haben ihm Sizilien weggenommen: und gerade in jenen Tagen, da Karl Philipp die Heilige-Geist-Kirche in Heidelberg in Verschluß nahm, ging, laut genug in allen Zeitungen, wie stille es auch jetzt davon geworden ist, eine „Belagerung von Messina" vor sich; kaiserliche und piemontesische Völker wirken zu Lande, Admiral Byng noch nachdrücklicher zur See, um Sizilien zurückzubringen. Was man auch nach und nach, wiewohl gar flauen

[1] 1717—1719, als Augusts Kronprinz, zum Schrecken und Staunen des armen Sachsenlandes, sich gleichfalls papistisch erklärte und des verstorbenen Kaisers Joseph Tochter ehelichte — nicht zu Vater Augusts Schrecken, der mit dem jungen Mann auf „Popularität in Polen", „erbliche polnische Krone" usw. lossteuerte (Buchholz I. 53—56).

Schrittes, zuwege brachte[1]. Eine der langwierigsten Belagerungen, einer der armseligsten flauesten Kriege (von äußerster Erbostheit und äußerster Mattigkeit, da beide Parteien kein Geld mehr hatten) — und um einer Sache willen, die an Geringfügigkeit nicht zu übertreffen war. Für Kaiser Karl VI. und Elisabeth Farnese, königliche Xanthippe von Spanien, war der Gegenstand allerdings äußerst interessant. Diese zwei waren rot oder sogar blaß vor Interesse daran; aber für die ganze übrige Menschheit war er wirklich nicht einen Schuß Pulver wert, wie viele Tonnen dieser und besserer Ware sie auch darauf hat verwenden müssen. Es ist wahr, die spanische Seemacht ward stark gelähmt in diesem Handel, die spanische Flotte größtenteils zusammengeschossen — „Reede von Messina, 10. August 1718", von dem gewandten Byng (eine rühmlich-behende Figur in Frieden und in Krieg) und seiner ansehnlichen Seeschlacht dort — wenn das ein Gegenstand für Spanien oder die Menschheit war, das ward bewerkstelligt. Aber der „Krieg" gehört, abgesehen davon, daß viele Menschen darin umgekommen sind und viel Gerede darüber stattgefunden hat, im übrigen in ein und dieselbe Kategorie mit jenem des Don Quixote um den verzauberten Mambrinohelm, der sich bei näherer Besichtigung als ein Barbierbecken erwies.

Ein Kongreß von Cambrai und andere hohe Zusammenkünfte, ein konvulsivisches Treiben, das sich sämtlich als nichtig erwies und für uns gegenwärtig fast wie lappländisches Hexenwesen aussieht, hat auf diese Nichtigkeit von einem Kriege zu folgen. Es ist die Frucht einer langen Reihe von zauberhaften Abenteuern, in welchen Kaiser Karl — im Zweikampfe mit jenem spanischen Mannweib, Satans Unsichtbare Welt hinter ihr — zum Wehe der Menschheit nun auf Lebenszeit verstrickt ist. Der erste jener fürchterlich-lächerlichen Fieberanfälle, in die er die europäische Welt stürzt; er, mit seinen Zauberbarbierbecken-Unternehmungen — wie dies freilich einer Epoche, über die der Nachtalp präsidierte, vielleicht gemäß war. Der Kongreß von Cambrai hat zu folgen, und noch manches andere gleich Gespensterhafte. Von welch allem später genug zu sagen sein wird! Denn es war eine fürchterliche Operation, wenn auch eine lächerliche, diese des armen Kaisers; und sie quälte nicht allein die großen Nationen und stürzte ein absurdes Europa in Anfälle über Anfälle, sondern sie riß, in ihren weit umherschleppenden Rändern, unseren kleinen Fritz und seine Schwester mit in den Wirbel hinein und stieß fast das Leben aus ihnen, wie wir sehen werden! Welches letztere nunmehr vielleicht den einzigen Anspruch bildet, den sie auf eine flüchtige Meldung an die Menschheit hat.

[1] Byngs Seeschlacht 10. August 1718 (Campbells Lives of the Admirals III. 468), worauf die Spanier, die kaum erst mit ihrer Einnahme von Messina fertig geworden, darin belagert werden; 29. Oktober 1719 Messina wiedergenommen (dies ist die „Belagerung von Messina"); Februar 1720 Frieden (hauptsächliche Artikel, daß Alberoni fortgejagt werde), und es soll ein „Kongreß von Cambrai" zusammenkommen und alles ins reine bringen.

Byngs Seeschlacht, mit gehörig geschicktem Manövrieren und sodann gehörig nachdrücklichem Schießen geliefert, entscheidend für jenen absurden Krieg und beinahe die einzige achtbare Aktion darin, datiert sich 10. August 1718. Und ungefähr drei Monate später erschien, auf der mimischen Bühne zu Paris, ein Stück, Oedipe sein Titel[1], von einem gewissen François Arouet, einem jungen, etwa zweiundzwanzigjährigen Manne, und hatte einen ganz ungewöhnlichen Zulauf — die Franzosen benachrichtigend, daß allem Anscheine nach ein neuer Mensch von Genie unter ihnen erschienen sei (ohne anzudeuten, was für Leistungen er wohl vollbringen werde), und den alten Monsieur Arouet von der Rechnungskammer höchlich erzürnend, weil er seinen Sohn damit so gut wie in den Strudel geworfen betrachtete und eine solide Advokatenkarriere hinfort unmöglich für den jungen Toren. — Der Name jenes „M. Arouet junior" verwandelt sich nach einigen Jahren in M. de Voltaire, unter welcher letzteren Benennung er an hervorragender Stelle in dieser Erzählung wieder vorkommen wird.

Und nun zurück zu unserem kleinen Kronprinzen — der nichts weiß von all diesem, das in der Ferne aufsteigt und ihn dereinst einhüllen wird.

[1] 18. November 1718.

Elftes Kapitel / Von des Kronprinzen Fortschritten im Lernen

Wilhelmine sagt[1], ihr Bruder war „langsam“ im Lernen; darunter versteht sie wohl: faul, flatterhaft, nicht allezeit bereit, seine Aufmerksamkeit auf Dinge zu heften, die ihn nicht interessierten. Zudem war er, wie sie selbst hinzufügt, von schwächlicher Gesundheit, so daß Anstrengung für ihn nicht zu empfehlen war. Herr von Loen (ein geistreicher preußischer Beamter und einstmals bekannter, wiewohl jetzt vergessener Schriftsteller) bezeugt ausdrücklich, daß der Knabe glänzende Anlagen hatte und daß er rasche Fortschritte machte. „Der Kronprinz zeigt bei seinem zarten Alter“ (er ging damals in sein siebentes Jahr) „eine ungemeine Fähigkeit, ja etwas ganz Außerordentliches. Er ist ein überaus munterer und lebhafter Prinz, er hat eine sehr feine und geistreiche Bildung und zeigt eine gewisse Leutseligkeit und eine so gute Gemütsart, daß man alles von ihm hoffen kann. Die Frau von Sacetot, welche“ (unter Roucoulles) „bisher die Aufsicht über seine Erziehung gehabt hat, redet von ihm nicht anders als mit Entzücken. ‚C'est un esprit angélique (ein kleiner Engel)‘, pflegt sie zu sagen. Er faßt, er lernt alles, was man ihm vorlegt, mit der größten Leichtigkeit[2].“

Daß übrigens Friedrich Wilhelms Absichten und rhadamantische Anordnungen bezüglich des Prinzen in allen Stücken pünktlich erfüllt worden seien, wollen wir durchaus nicht behaupten. Wie konnten Vorschriften von solcher außerordentlichen Genauigkeit, wenn hie und da bloß auf das sic-volo begründet, immer beobachtet werden, außer allenfalls auf der Oberfläche und lediglich für das Auge? Der gute Duhan, beflissen, den Geist seines Zöglings anzuregen und der Natur Spielraum zur freien Entwicklung zu lassen, hatte es praktisch für unzweckmäßig befunden, ihn allzu strenge an die willkürlichen formalen Fächer zu fesseln, wo keine natürliche Wißbegier, sondern nur äußerer Befehl den genialen Schüler antreibt. Welches Maximum an Strenge im Schulexerzitium in Anwendung kommen konnte, das läßt sich aus einer Sache entnehmen, wäre sonst keine

[1] Mémoires I. 22.
[2] Von Loen: Kleine Schriften II. 27 (angeführt in Rödenbeck No. IV. 479).

andere da: aus des genialen Schülers Rechtschreibung nämlich. Fritz lernte eine gute, geläufige, schnelle und lesbare Geschäftshand schreiben; „Arithmetik", „Geographie" und manche andere nützliche Kenntnisse, die einiges Anregende für den Sinn oder Anziehende in der Übung hatten, lernte er gleichfalls; viel, sehr viel lernte er im Verlauf seines Lebens; aber rechtschreiben und gar erst punktieren und die höheren Mysterien der Grammatik bemeistern, darin hat er es nie zur Vollkommenheit bringen können. Er besserte sich später um etwas; hier aber ist ein Beleg, wie weit er es nach neunjähriger Bemühung unter Duhan und den mitwirkenden Instruktoren in dieser notwendigen Kunst gebracht hat: Folgendes sind die Worte und alphabetischen Buchstaben, womit er dankbar Abschied nimmt von Duhan — der sicherlich kein sehr scharfer Drillmeister in den willkürlichen Zweigen des Schulens gewesen sein kann!

„Mon cher Duhan Je Vous promais (promets) que quand jaurez (j'aurai) mon propre argent en main, je Vous donnerez (donnerai) annuelement (annuellement) 2400 ecus (écus) par an, et je vous aimerais (aimerai) toujour encor (toujours encore) un peu plus q'asteure (qu'à cette heure) s'il me l'est (m'est) posible (possible).

Mein lieber Duhan — Ich verspreche Ihnen, daß ich Ihnen, wenn ich mein Geld selbst in Händen haben werde, jährlich 2400 Taler per Jahr geben will, und daß ich Sie stets noch ein wenig lieberhaben werde als jetzt, wenn dies möglich ist.

Frideric P. R. (Prince Royal).

Potsdam, le 20. de juin 1727[1]."

Dies Dokument hat sonst sein Schönes, aber orthographisch geschrieben ist es wie vorstehend. In der Tat scheint seine Grammatik, wie er mitunter in reiferen Jahren selber, bedauernd und mit vorübergehenden Versuchen oder Entschlüssen, das Versäumte nachzuholen oder zu bessern, einsah, hauptsächlich das Werk der Natur gewesen zu sein; so auch sein „Stylus" in französisch und deutsch — und zwar in erstgenannter Sprache ein ganz hübscher Stil — aber was sein Rechtschreiben anlangt, da mochte er versuchen was er wollte, er blieb doch stets weit hinter der Vollkommenheit zurück.

Dinge, mit so strenger Genauigkeit anbefohlen, wurden, wenn es willkürliche Dinge waren, leicht vernachlässigt; untersagte Dinge erhielten, besonders im gleichen Falle, einen doppelten Reiz. Es scheint, das Verbot des Latein gab Anlaß zu verschiedenen Versuchen von seiten Friedrichs, diese wünschenswerte Sprache zu lernen. Geheime Stunden, nicht von Duhan, aber ohne Zweifel mit Duhans Einverständnis, wurden von Zeit zu Zeit in dieser Absicht gehalten; einmal, wird gemeldet, traf der wachsame Friedrich Wilhelm bei seiner Runde Fritz und einen seiner Lehrer (nicht Duhan, sondern einen untergeordneten) mitten in dieser verbotenen

[1] Preuß I. 22.

Beschäftigung. Friedrich selber pflegte in späteren Zeiten die Anekdote zu erzählen[1]. Sie hatten lateinische Bücher, Wörterbücher, Grammatiken, den ganzen verbotenen Kram, vor sich auf dem Tisch, beschäftigt damit wie ein Paar auf frischer Tat ertappter Falschmünzer. Unter den Büchern befand sich auch ein Exemplar der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. — Aurea Bulla, so genannt wegen der kleinen goldenen Siegelkapseln, die daran hingen — vermöge welcher erhabenen Urkunde, wie wir vielleicht schon lange einmal angedeutet haben, gewisse sogenannte Grundverfassungen oder wenigstens gewisse Formalitäten und feierliche Übungen, Wahl- und Rangordnungen und dergleichen des Heiligen Römischen Reichs endlich durch jenen geschäftigen kleinen Kaiser, vor etwa dreihundertundfünfzig Jahren, auf einen festen Fuß gesetzt worden waren; eine Urkunde, ehrwürdig beinahe wie Bibel, in Friedrich Wilhelms loyalen Augen. „Was ist das; woran wagt ihr euch da?" ruft die väterliche Wachsamkeit in einem erstaunten gefährlichen Ton aus. „Ihro Majestät, ich expliziere dem Prinzen Auream Bullam", rief der zitternde Pädagog aus. — „Ich will dich, Schurke, be-auream-bullam!" sagte Seine Majestät, das spanische Rohr schwingend, was den erschrockenen Schelm spornstreichs seiner Wege schickte und dem Latein zur Zeit ein Ende machte[2].

Aus Friedrichs Latein konnte unter solchen Hindernissen nicht viel werden. Einige seichte Bekanntschaft damit behielt er jedoch in reiferen Jahren und brachte auch wohl gern seine klassischen Brocken an den Mann — oftmals in einem gar verschimmelten, ja bisher unerklärlichen Zustande. „De gustibus non est disputandus", „Beati possedentes", „Compille intrare", „Beatus pauperes spiritus"; der Sinn von diesen läßt sich erraten: aber „Jat verbas tot spondera", z. B.: was kann ein Kommentator aus dem machen? „Festina leute", „Dominus vobiscum", „Flectamus genua", „Quod bene notandum"; auch diese und noch drei oder vier ähnliche Phrasen haben fleißige Leute aus seinen Schriften herausgesiebt[3]: „O tempora, o mores! Sie sehen, ich vergesse mein Latein nicht", schreibt er einmal.

Die schlimmste Frucht dieses Schleichhandels war, daß sie den Knaben in verbotene Praktiken, geheimen Ungehorsam verwickelten, was von Zeit zu Zeit an den Tag kam und geeignet war, seinen Vater gegen ihn einzunehmen. Von einer solchen gegenseitigen Mißstimmung finden sich bereits in jener frühen wusterhausischen Urkunde Spuren: „Nicht so schmutzig sein", sagt der rügende Vater. Und der Bursche zeigt keine Lust zum Weidwerk; findet mehr Geschmack an Versen, Geschichtenbüchern, Flötenspiel; scheint Anlagen zur Weichlichkeit zu haben, ein effeminierter Kerl; liebt französische Moden, trägt sein Haar ausgespreizt wie ein

[1] Büsching: Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen V. 33. Preuß I. 29.
[2] Förster I. 356.
[3] Preuß (I. 24) gibt den ganzen Vorrat.

Kakadu, der törichte welsche Geck, anstatt sich nach dem Armeereglement zu richten, das kurze Schur und einen Zopf vorschreibt!

Diesem letzteren Übelstand beschloß Friedrich Wilhelm endlich Einhalt zu tun; diesem einen wenigstens. Es ist eine beglaubigte, obschon nicht datierte Tatsache — die vielleicht um Fritzens fünfzehntes Jahr herum ungefähr zu datieren ist. „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet", kein Soldat! brummte der zürnende Vater zuzeiten beim Anblick dieser seiner ausländischen weibischen Sitten. Querpfeiferei: nichtswürdiger Zeitvertreib, wenn man nicht zur Regimentsmusik geboren ist! denkt Friedrich Wilhelm. Fritz ist auch bekannt für seinen schönen Fuß, ein schmucker Bursche, überaus hübsch in den Augen simpler Hoffräuleins, mit seinen blonden, an den Schläfen ausgekämmten Locken, mit seinen hellen Augen, seinem scharfen Witz und sprühenden launigen Wesen. Die Kakadulocken, die wenigstens sollen abgeschafft werden! beschließt der väterliche Wille.

Und so hat unerwarteterweise Friedrich Wilhelm befohlen, diese holden Locken, als der militärischen Tracht, welche in seiner Person vorzustellen Fritz nun unwürdiglich die Ehre hat, zuwider, ohne Erbarmen wegzuscheren. Unerbittlich: der Hofchirurgus, mit Schere und Kamm, ist da; der unbarmherzige Vater steht daneben. Stutz ihn, mein lustiger Bader, genau reglementsmäßig, geseiften Zopf statt flatternder Locken; wir lassen keine Ausnahmen gelten in diesen Soldatensachen: Ich stehe hier, bis es geschehen. Dem armen Fritz, heißt es, seien die Tränen in den Augen gestanden; aber was helfen Tränen? Indessen, der gescheite Chirurgus erwies sich als mitleidig; der gescheite Chirurgus fuhr herzhaft mit der Schere hinein, klipp, klapp, und machte als ob er gewaltig hinwegschneide: Friedrich Wilhelm nahm eine Zeitung zur Hand, bis die Operation vorüber wäre; der gescheite Bader, scheinbar immer drauflosschneidend, kämmte die Apollolocken mehr zurück, als daß er sie abstutzte, dressierte Fritz vorschriftsmäßig mit geseiftem Zopf fürs oberflächliche Auge, ließ ihm aber die Mittel, seinen Schopf bei Gelegenheit wieder auseinanderzuschütteln — zur dauernden Dankbarkeit Fritzens[1].

Das Noltenius- und Panzendorfsche Drillexerzitium.

Im ganzen hat, wie gesagt, ein junger Mensch gute Angleichungskräfte nötig, wenn er wachsen soll in dieser Welt! Noltenius und Panzendorf z. B. waren geschäftig, Friedrich „Religion zu lehren". Eine etwas wunderliche Operation auch dieses, beim Lichte betrachtet. Wir wollen sie nicht zu nahe betrachten. Ein weiteres Paar trefflicher, höchst feierlicher Drillfeldwebel, in geistlicher schwarzer Serge; auch sie sind emsig beflissen, dunkle Satzungen dem lichten Knaben möglichst einzutrichtern, scheinen aber zu keiner Zeit einen sehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu

[1] Preuß I. 16.

haben. Darf man nicht sagen, daß auch in Religionsdingen Friedrich nicht gerade gut versorgt war? Aufgeklärter Edikt-von-Nantes-Protestantismus, eine Mischgeburt von Bayle und Kalvin; das war nur mäßige Kindermilch für das junge Wesen. Und auch Noltenius' Katechismus und schwerfälliges Drillexerzitium in der orthodoxen Theologie war wenig geeignet, ein klares Gemüt mit frommen Gedanken und himmelsgerichteten Neigungen zu begeistern.

Ach, es ist ein gar leidig Gestreu, nichts als Karren über Karren voll Schutt, was um diese neue Menschenpflanze von Noltenius und Konsorten unter anderen gehäuft wird. Ein Wunder nur, daß sie nicht allen Sinn für das Höchste in dem armen jungen Gemüt erstickten und bloß einen Sinn für das Düsterste und Dümmste darin zurückließen. Aber ein gesundes Menschengemüt kann viel vertragen. Das gesunde Gemüt schüttelte mit überraschender Siegkraft unendliche Massen trockenen Schuttes von sich ab, die seine emsigen Pädagogen und Professoren darauf gehäuft hatten. Was würde auch sonst aus uns allen werden! Duhans Erschließen der jungen Seele, mittels der bescheidenen Begabung wie Duhan sie eben besaß, zu einiger Erkenntnis tatsächlicher Dinge in diesem verwirrten hohen Universum, bildet wahrscheinlich in einigem geringen Maße eine Ausnahme. Aber, Duhan ausgenommen, kann man wohl sagen, es sei trotz seiner meisten Lehrer und ihrer Bemühungen geschehen, daß Friedrich einige menschliche Frömmigkeit erlangte; den Sinn für Wahrheit in sich lebendig hielt; die göttliche ewige Natur der Pflicht, mit welchen Worten er es auch immer nennen mochte, *kannte* und es bewerkstelligte, in dem schmutzigsten Element und verdunkeltsten Zeitalter, von dem man weiß, nach den himmlischen Leitsternen zu steuern und (wir müssen es billigerweise so heißen) Gottes Gesetz einigermaßen zu *befolgen*, mit oder ohne Noltenius zum Begleiter.

Des Noltenius *Katechismus*, oder geistliches Drillhandbuch für Fritz, wenigstens der Katechismus, womit er Wilhelmine bearbeitete und welcher ohne Zweifel derselbe war, ist noch vorhanden[1]. Ein sehr abstruses Stück; orthodox lutheranisch-kalvinistisch, alles aus der Schrift bewiesen; gibt von diesem unergründlichen Universum dem jungen Gemüte soviel Rechenschaft, wie es eben kann. Für moderne Preußen zeichnet es sich keineswegs als die unbezweifelbarste Theorie von diesem Universum aus. Entrüstete moderne Preußen produzierten Auszüge von abstruser Natur daraus, und wollen manche von Friedrichs Abirrungen in religiösen Dingen, die später kundbar genug wurden, daraus herleiten. Ich fürchte, es wäre leider selbst für moderne Preußen nicht so leicht gewesen, einen vollkommenen Katechismus zum Gebrauch für Friedrich zu liefern. Das Universum ist noch immer ein wenig abstrus!

Und dabei ist noch etwas anderes, Tieferliegendes zu erwähnen: die

[1] Preuß I. 15. — Beispiele daraus in Rödenbeck.

Idee, Religion mittels Drillexerzitium zu „lehren"; was eine sehr wunderliche, wennschon eine übliche und nicht dem Noltenius und Friedrich Wilhelm eigentümliche Idee ist. Frömmigkeit gegen Gott, der Edelsinn, welcher eine menschliche Seele dazu begeistert, himmelan zu streben, kann durch keine noch so auserlesenen Katechismen, durch kein noch so emsiges Predigen und Drillen „gelehrt" werden. Ach nein. Nur durch ganz andere Methoden — hauptsächlich durch stilles beständiges Beispiel, stilles Abwarten der günstigen Stimmung und des rechten Moments, und dann gefördert durch eine Art Wunder, wohl richtig „Gottes Gnade" genannt — kann jene heilige Ansteckung von Seele zu Seele übergehen. Wie unendlich eindringlicher als ganze Bibliotheken orthodoxer Theologie ist nicht zuweilen die stumme Tat, der unbewußte Blick eines Vaters, einer Mutter, die „Gottesfurcht, frommen Edelsinn" wirklich hatten! In denen die junge Seele, nicht unobachtsam, obschon nicht bewußt beobachtend, diese schließlich erkannte, sie auf so unumstößliche Weise zur Anschauung bekam: eine Saat, die fortan für immer in das Innerste der heiligsten Gefühle hineingesät ist!

Noltenius trug schwarze Serge, zog die Ecken seines Mundes herab und hatte einen Katechismus von Ruf geschrieben: es ist mir aber nicht bekannt, daß Noltenius viel Saat lebendiger Frömmigkeit mit sich führte; viel Liebe von oder für den jungen Fritz konnte er nicht wohl in sich haben. Im ganzen ist die Aussicht nach der religiösen Seite hin schlimm, und außer in den Einwirkungen des ungeschlachten und annoch abstoßenden biederen Wesens Friedrich Wilhelms auf das Gemüt des Lehrlings sehe ich kein gutes Element dabei im Spiele. Bayle-Kalvin, nebst Noltenius und seinem Katechismus von Ruf: aus dem allen kann einem kleinen Fritz keine „Religion" erwachsen. Endlose Zweifel werden ihm mit all dem bereitet, Unglaube an all das wahrscheinlich — und im ganzen, wenn überhaupt eine Form, so eine magere Form der moralischen Existenz, aus der das Höchste hoffnungslos fernbleiben soll und in der jedes irgend Hohe, jedes Nicht-Niedere und -Lügenhafte doppelt verdienstlich wird.

Es ist in der Tat zum Erstaunen, welche Anzahl und Arten erloschener Ideen heutzutage bei dem armen Menschenverstand und armen Kinderverstand, mitunter auf drohende Weise, um Glauben anhalten. Massenweise kommen sie pochend und polternd an ihn heran, als ob sie völlig lebendige Ideen wären; Ideen von schrecklich unerbittlicher Natur, das offenbare Gegenbild und die heilsame Auslegung der Tatsachen um ihn her, als welchen entsprechend, versichert man dem armen jungen Menschen, er sie dereinst erkennen werde. Und hat er erst die Tatsachen erkannt, dann muß er sich zuletzt mit Erstaunen fragen: Habe ich denn je diese „Entsprechung" gefunden? Woraus unberechenbare Resultate erwachsen; keine von ihnen gute Resultate — manche davon unsäglich schlimme! Der Fall des Kronprinzen Friedrich in Berlin ist nichts weniger als einzig;

alle Städte und Orte können noch dergleichen aufweisen. Und wann es enden wird, ist noch nicht abzusehen. Aber daß es je begonnen habe, darüber wird man sich eines Tages verwundern. Als ob nicht die göttlichste Funktion eines menschlichen Wesens gerade dieses Glauben wäre, dieses Unterscheiden des Seienden von dem Nichtseienden mit seinem gottgegebenen Verstand; und als ob die Aufgabe wäre, diese Funktion entweder zu einer unmöglichen oder zu einer zu machen, die wir leider eine revolutionäre, rebellische und meuterische nennen müssen. O Noltenius, o Panzendorf, nehmt aus Barmherzigkeit euren katechetischen Kram weg und sagt dem armen jungen Knaben entweder gar nichts oder irgendwas weniges, das er außer Zweifel finden wird, wenn er erst darüber urteilen kann! Fieber und Pestilenz sind schlimm für den Leib; aber Zweifel, frevlerische Meuterei, doppelt frevlerische Gleisnerei, sind die nichts für den Geist? Wer möchte umhergehen, Zweifel einpflanzen, es wäre denn, er sei sehr auf Abwege geraten und sehr verlegen um eine Beschäftigung!

Aber der weheste Umstand in Friedrichs Lehrjahren, der weheste vorderhand, obschon es sich zuletzt vielleicht als der heilsamste bewährte, indem die junge Seele es gut verdauete und wacker überwand zu höherem Nutzen, bleibt noch zu melden. Was ein langes Geschäft sein wird, von Anfang bis zu Ende!

Zwölftes Kapitel / Der Kronprinz fällt in Ungunst bei Papa

Jene Lebhaftigkeit des jungen Fritz, sein Geschmack an Musik, Putz, jene verstohlenen Streifzüge in das Bereich von Latein und verbotenen Dingen, all das war Friedrich Wilhelm mißfällig, unbegreiflich: wo mag nicht dergleichen enden? Es fängt an mit Ungehorsam und unleidlicher Widerspenstigkeit; es wird zu Preußens und Fritzens Verderben ausschlagen! — Hier ist in der Tat eine schwere Trübsal aufgestiegen. Wir werden der ersten kleinen Risse unheilbarer Spaltungen im königlichen Haushalt gewahr; des Ursprungs von Quellen der Bitterkeit, die sich später weit genug ausbreiten. Ein junger frischer launischer und lebensvoller Bursche, geneigt zu Eigenwillen, ließe man ihn gehen; ausländisches Wesen, französische Sitten und Airs annehmend, sehr mißfällig der schwerfüßigen praktischen deutschen Majestät.

Spuren von den Anfängen dieser traurigen Irrungen finden sich von Friedrichs sechstem oder siebentem Jahre an: „Nicht so schmutzig, Junge!" Und es konnte nicht am Wachstum der gegenseitigen Mißstimmung fehlen, solange der Junge selber wuchs, zunehmend an Eigenpersönlichkeit und Selbsttätigkeit. Neue Kinder werden ebenfalls in Fülle geboren, die die Aufmerksamkeit teilen, und mehr noch sind im Anzug: fünf neue Prinzessinen, die kluge kleine Ulrike (nach Schweden und dem glücklichen schwedischen Vertrag benannt), deren ernstes gesetztes Wesen ihr besondere Liebe gewinnt, ist die jüngste davon. Ja, auf Ulrike folgt sogar ein neuer Prinz, August Wilhelm, zehn Jahre jünger als Friedrich, und wächst viel mehr nach dem väterlichen Sinn heran. Hübsche Kinder sämtlich, mehr oder weniger; und lenksam und erquicklich für einen Vater — und das schlimmste unter ihnen ein Bild der Lieblichkeit im Vergleich mit dem verkehrten, heimlichtuerischen, ungehorsamen Fritz, mit seinen französischen Läppereien, seiner Querpfeiferei und Kakadufrisur! —

Und so geht der stille Riß, still auf Fritzens Seite, dann und wann laut genug ausbrechend auf des Vaters Seite, stetig fort und spaltet sich immer weiter, während neue Ärgernisse immer mehr hinzukommen, bis zu-

letzt der schroffe Vater seinen Sohn förmlich haßt und mit bekümmerter Entrüstung den Wunsch hegt, daß es möglich sein möchte, August Wilhelm an seiner Stelle zum Kronprinz zu machen. Dieser Fritz sollte sich nach seines Vaters Muster, einem wohlgemeinten ehrlichen Muster, bilden, und tut es nicht! Ach, Eure Majestät, es kann nicht sein. Es ist die neue Generation, die nicht ganz so leben kann, wie die alte gelebt hat. Eine ständige Kontroverse im menschlichen Leben; so alt wie die Geschlechter der Menschen. Dieser kleine Junge hätte der trefflichen väterlichen Majestät genaues Gegenbild sein sollen; in allen Stücken dem Vater gleichend, „wie ein kleiner Sechser einem großen Taler": aber wir sehen, er kann es nicht. Dies ist eine neue Münze, mit eigenem Sondergepräge. Ein erstaunlicher Friedrichsdor, dies; und mag sich wohl noch als gutes Stück bewähren; wird aber niemals der Taler sein, den Eure Majestät verlangt! —

Man denke sich einen ungeschlachten dickhüftigen Junker Western[1] vom reinsten Wasser — denn dieser Junker Western ist ein hitziger Hohenzoller und trägt eine Königskrone — solch einen dicken Nonplusultra von Landjunker denke man sich, mit seiner breitsässigen strengen Geradheit und mürrischen Bestimmtheit; die ehrlichen deutschen instinktmäßigen Überzeugungen des Mannes, sicher wie das Verhängnis, aber keiner Äußerung, oder so gut wie keiner, in Worten fähig; und daß er einen Sohn erzeuge, der sich mit dem Voltairianismus, mit Pfeifen, Geigen und Belletristerei abgibt und dabei, wie es scheint, Grumbkow und das Riesenregiment mit völliger Verachtung straft! Schwefelschwangere Wut, in Stößen oder andauernden Stürmen, aufsteigend aus einem Grund gerechter Unversöhnlichkeit, ist unvermeidlich. Dergleichen wir sehen werden.

Die Mutter, nach Mutterart, begünstigt Fritz heimlich, besorgt, ihn zu schirmen, wenn der Sturm tobt. Sie hat auch ihre eigenen Pläne hinsichtlich Fritzens und der übrigen; denn sie ist eine Frau von vielen Plänen. Jenem der „Doppelheirat" z. B.: ihren Prinzen und ihre Prinzessin mit einer Prinzessin und einem Prinzen des englisch-hannöverschen Hauses zu verehelichen; es war ein angenehmer passender Plan, welchem Papa und die anderen Beteiligten beigestimmt hatten; als man ihn aber, unter den Reibungen äußerer und innerer Politik, durch Vertrag bekräftigen wollte, welche neuen erstaunlichen Mißhelligkeiten erhoben sich da nicht über ihre armen Kinder und sie — den Streit zwischen Vater und Sohn furchtbar verbitternd, fast bis zur Unversöhnlichkeit. Von dieser „Doppelheirat", die, „am Saum der gewaltigen Spukjagd des Kaisers", wie wir es nannten, in den Strudel einer Welt von Intrigen mit hineingerissen wurde, haben wir später noch Betrübendes zu melden.

Pläne hat Ihre Majestät und in der Stille ihren eigenen Sonderwillen. Ihre Kinder liebt sie alle, insbesondere Fritz, und möchte gern so lieben,

[1] Der Squire Western des Fieldingschen Romans. D. Übers.

daß sie sie lieben. — Im übrigen sind Fritz und Wilhelmine immer enge Verbündete. Wir bemerken, daß sie auf eine Art Chiffrensprache verfallen sind [1]; sie machen sich einander Mitteilungen mittels telegraphischer Zeichen. Eines ihrer Wörter, „Ragotin (Knirps)", was glaubt der Leser, wen es bezeichnet? Den Herrn Papa höchstselber, die königliche Majestät von Preußen, Friedrich Wilhelm I., seinen rebellischen Kindern ist er Tyrann „Knirps", nichts Erhabeneres, da er freilich kurz von Statur ist und immer dicker wird und mürrischer bei diesen Erbitterungen! —

Solche unheilbare Irrungen sind im Berliner Schloß aufgestiegen; Quellen der Bitterkeit, die immer breiter flossen, bis sie dem Sohn und dem Vater das ganze Leben verbitterten und den stolzen Sohn seinem fürchterlichen Vater gegenüber zu Heucheleien nötigten, die dem stolzen Jüngling an sich sehr fremd waren; hätte es nur eine andere Zuflucht für ihn gegeben. Aber es gab keine, weder damals noch nachher. Selbst dann, als der junge Mann, von unerträglichen Leiden zur Überlegung und Einsicht gebracht, angefangen hatte, den Wert seines mürrischen rhadamantischen Vaters und die eigentliche Weisheit von manchem, was er mit ihm gewollt, einzusehen, konnte der Vater fast nie, oder nur stoßweise, völlig des Sohnes Wert erkennen. Der schroffe, mißtrauische Papa muß allezeit menagiert, flattiert werden, selbst wenn unsere Gesinnung gegen ihn wahr und loyal ist. Friedrich, kann man sehen, muß bis zuletzt, in seinen Briefen, in seinen Anreden an ihn, Maskerade spielen — und muß wohl, trotz wirklicher Liebe, es als eine Erleichterung gefühlt haben, als das zu Ende war.

Das ist durchgehends ein trübseliges Element in Friedrichs Erziehung! Woraus dem Jüngling unberechenbarer Schaden hätte erwachsen können, wären seine natürlichen Angleichungskräfte, aus allen Dingen Nutzen zu ziehen, weniger ansehnlich gewesen. So aber gewann er daraus Selbsthilfe, gewann Verschwiegenheit, die Macht, mit sich selbst zu Rate zu gehen, und ließ das Heucheln nicht Herr werden über sich und überhaupt nichts anderes werden, als eine verhaßte Zwangsmaskerade. In einem ungemein frühen Alter steht er vor uns vollendet im Ertragen, ein sehr lichter junger Stoiker in seiner Art, schweigend vorbereitet auf die Ungerechtigkeiten von Menschen und Dingen. Und was das Maskeradenspiel betrifft, so hoffen wir, daß es selbst der äußeren Haut des Menschen wesentlich fremd war! Der Leser wird im weiteren Verfolg selbst urteilen. „Je n'ai jamais trompé personne durant ma vie. Ich habe mein Lebtag keinen hintergangen; um so weniger will ich die Nachwelt hintergehen" [2] schrieb Friedrich, als sein Haupt ergraut war.

[1] Mémoires de Bareith I. 168.

[2] Mémoires depuis la Paix de Hubertsbourg 1763—1774 (Avant-Propos), Oeuvres VII. 8.

Dreizehntes Kapitel / Lernresultate des Kronprinzen

Auch in Hinsicht der geistigen Bildung, in Duhans spezieller Sphäre und bei allem guten Willen Duhans, war die Lage nicht so sehr golden. Man kann nicht sagen, daß Friedrich, der, wie wir sahen, „asteure" für „à cette heure" schreibt, glänzende Erwerbungen auf der literarischen Seite gemacht habe. Doch wird es auf die Länge klar, daß sein Geist, auf abwegigen Bahnen umherstreifend oder auf den vorgeschriebenen Wegen einhersteigend, rege gewesen war und geschäftig die ganze Zeit über mit Einsammeln reichlichen Nahrungsstoffes von unregelmäßiger Art.

Er lernte „Arithmetik", „Geographie" und die übrigen ihm unentbehrlichen nützlichen Kenntnisse. In der Geschichte ist er bewandert, wiewohl eher in der römischen, französischen und allgemeineuropäischen, wie die Franzosen sie ihn gelehrt haben, als in der von „Hessen, Braunschweig, England" oder in der des „kurfürstlichen und königlichen Hauses Brandenburg", welche Papa empfohlen hatte. Er las Geschichte, wo er sie immer lesbar fand, bis an sein Lebensende, und hatte früh angefangen sie zu lesen — unendlich wißbegierig in seinem kleinen Köpfchen nach den Dingen, die sich zugetragen haben und die da sind auf diesem wunderlichen Planeten, auf dem er sich befand.

Wir nehmen mit Vergnügen einen lebhaften Geschmack an Tatsachen in dem kleinen Knaben wahr, was auch in einem hohen Grade der Geschmack des Mannes geblieben ist. Mit Werken der Dichtung ist er ebenfalls bekannt; ein eifriger umfassender Leser von allem, was Poesie, Literatur heißt, und später selbst Verfasser in diesem Genre; aber es ist bemerkenswert, wieviel Realismus stets in seiner Literatur ist, wie enge, hier wie anderswo, er stets an der praktischen Wahrheit der Dinge haftet; wie die Dichtung selbst entweder ein darstellendes erläuterndes Gewand der Tatsache oder aber wertlos für ihn ist. Romantische Leser seiner Literatur finden sich folglich sehr getäuscht darin und erklären sie für schlecht — und allerdings ist sie, in verschiedenerlei Sinn, nicht eine gute zu nennen!

Schlechte Literatur sagen sie; seicht, dürftig, höchst unbefriedigend für einen Leser mit romantischem Appetit. Was ein richtiges Urteil ist, hinsichtlich des romantischen Appetits und der Literatur. Aber für den Mann selbst ist diese Geisteseigenschaft von unermeßlichem Belang und Nutzen und bildet die eigentliche Grundlage seiner ganzen Tüchtigkeit im Leben. Er hat ein für allemal kein Vergnügen an Träumereien, an bunten Wolken und wesenlosen Dingen. All seine Wißbegier richtet sich auf das Vorhandene, auf das, was Dasein und Wirklichkeit um ihn her hat. Das ist das Bedeutende für ihn; das möchte er sehr gern kennen, da er bereits damit in Beziehung steht, als Freund oder als Feind, und in sich eine unbewußte unauflösbare Verwandtschaft, wer kann sagen von welcher Wichtigkeit? mit all dem spürt. Denn auch er ist eine kleine Tatsache, sich selber so groß wie möglich; und in der ganzen Welt befindet sich nichts als Tatsache, das nicht sein Mitgeschöpf wäre.

Daß unser kleiner Fritz sich nach dieser Seite hinneigt, sollte Noltenius, Finkenstein und den übrigen Beteiligten die allerhöchste Befriedigung gewähren. Es ist ein vortreffliches Symptom seiner Geistesart, diese unwiderstehliche Richtung auf das Wirkliche. Ein besseres Symptom seiner Qualität (was immer seine Q u a n t i t ä t sein mag) kann der menschliche Geist nicht geben. Wie es auch immerhin mit der Literatur und der Befriedigung für Leser von romantischem Appetit gehen mag, diese junge Seele verspricht einmal ein erfolgreicher Wirker und Schaffer zu werden und etwas zu t u n unter der Sonne. Denn Arbeit ist sehr unerdichteter Natur, und kein Mensch kann sein Haus mit Wolken und Mondschein so bedachen, daß der Regen davon abläuft.

Ferner ist anzuführen, daß sein Stil des Französischen, obschon er es so unrichtig schrieb und niemals mit der Interpunktion zurechtkommen konnte, wirkliches Verdienst hat. Fließende Geläufigkeit, leichte Lebhaftigkeit, hie und da eine gewisse naive Feinheit des Ausdrucks: er hat im ganzen die Sprachkunst gelernt, von jenen alten französischen Gouvernantinnen, in jenen alten und neuen französischen Büchern. Auch von seiner Literatur, von dem, was er im reiferen Alter flüchtig geschrieben, kann man sagen, daß es, selbst als Literatur, viel mehr Wert besitzt, als der gewöhnliche romantische Appetit ihm zuschreibt. Eine Spur deutlicher Begriffsbildung und gute innere Gliederung fehlen niemals in jener dünnfließenden Äußerungsweise; das Wahre ist gut aus dem Falschen herausgesiebt; nur das Wichtige und Wesentliche ist gegeben, das Unwichtige und Überflüssige ehrlich beiseite geworfen. Eine magere drahtene Wahrhaftigkeit (ein unermeßlicher Vorteil in jeder Literatur, gut oder schlecht!) läßt sich überall wohltätig erkennen; die Q u a l i t ä t des Geistes ist allezeit vorzüglich, was immer seine Quantität sein mag.

Freilich ist seine Orthographie — „asteure" für „à cette heure" — sehr schlecht; und das Punktieren gar ist ihm immer ein unverstandenes Myste-

rium geblieben: er wirft bloß einige Kommas und Striche, wie aus einer Streubüchse geschüttelt, auf sein Blatt und läßt es damit gut sein. Das sind Mängel, die der Kritik sehr preisliegen, und ich gestehe, ich habe sie nie recht begreifen können in einem solchen Manne. Er, der das kleinste Fleckchen am Gehäng eines Soldaten mit Arrest geahndet haben würde, ungehalten darüber, daß irgendein bebleiweißter Teil eines Menschen nicht vollständig bebleiweißt sei: wie konnte er Schreibfehler und wie aus einer Streubüchse auf sein Blatt ausgeschüttelte Kommas dulden? Es ist wahrscheinlich, daß ihm am Ende doch wenig an der Literatur gelegen war, oder höchstens nur an dem Wesentlichen dabei, daß er praktisch keinen oder keinen namhaften persönlichen Ehrgeiz in dieser Richtung hatte — und so mochte er strengen Gehorsam und Pünktlichkeit in einem Soldaten für wichtiger halten, als das Rechtschreiben eines Liebhabers der Literatur. Schnupftabak auf seinem eigenen Kinn oder selbst auf seiner Weste oder seinen Beinkleidern hat ihm auch niemals Anstoß gegeben: eine bloße oberflächliche Nebensache, unerheblich im Drang wirklicher Geschäfte! —

Daß Friedrichs Erziehungskursus, trotz aller Makel, im ganzen gedieh, ist männiglich bekannt. Er kam daraus hervor als ein Mann von hellem und immer besser werdendem Verstand; ausgerüstet mit im wesentlichen richtigen, wenn auch nicht pünktlich genauen Kenntnissen von allerlei praktischen und spekulativen Dingen, bis zu einem Grad, der nicht nur unter neueren sogenannten souveränen Personen ohne Beispiel ist, sondern ihn selbst in der Klasse der Studierten auszeichnet. Haben sich doch manche „Gelehrte" einen Ruf gemacht mit nur einem Bruchteil der wirklichen Kenntnis von Menschen und Dingen, der Vergangenheit und Gegenwart, die Friedrich besaß. Schon zu der Zeit, da das Leben anfing, tätiges Handeln von ihm zu fordern, war er das, was wir einen wohl unterrichteten und gebildeten Mann nennen müssen, als welcher er sich nachher immer mehr bewährte; und was das Handeln und die Taten anlangt — so werden wir sehen, ob er der Sache gewachsen war oder nicht.

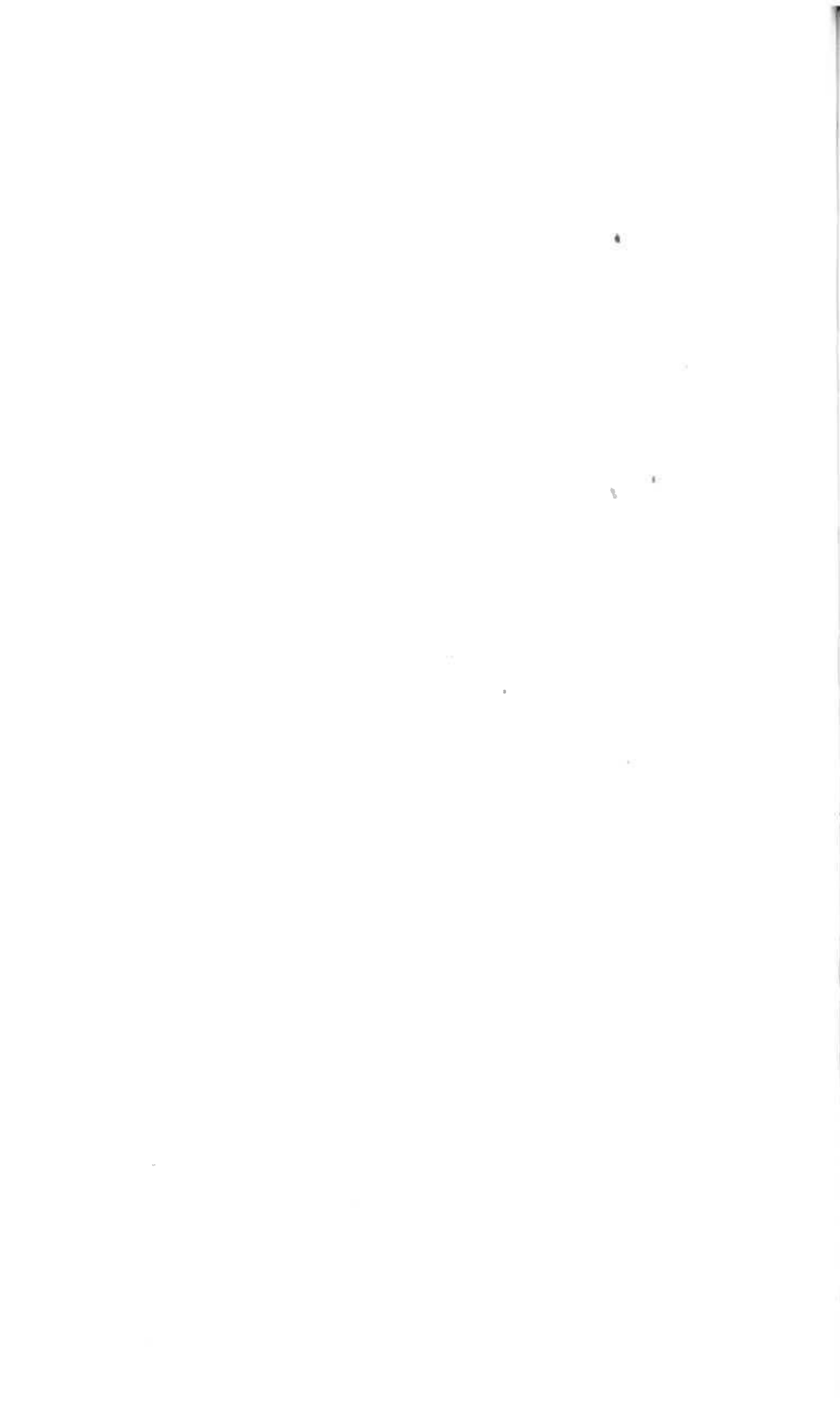
Ein Punkt von oberster Wichtigkeit in seiner Erziehung war die ganze Zeit über durch die bloße Gegenwart und Oberaufsicht Friedrich Wilhelms bei dem Geschäft gesichert: Daß nämlich ein unbeugsames Gesetz der Disziplin überall darin vorherrschte, daß eine spartanische Strenge, Frugalität, Wahrhaftigkeit des Wesens ihm eingeprägt ward. „Ökonomie soll er aus dem Fundament erlernen" — mehr noch, er soll außerdem, in einem ganz anderen Sinne des Wortes, Ökonomie üben; und übt sie oder leidet dafür, wenn er es unterläßt. Ökonomisch mit der Zeit vor allem: jede andere edle Ökonomie fließt in der Regel daraus, wenn der Mensch erst diese versteht und übt. Hier war ein tüchtiger Grund gelegt: und fürs übrige mußte die Natur, trotz der Schutthaufen, tun, was sie im übrigen eben vermochte.

Aber die Natur war sehr gütig gewesen gegen dies ihr neues Kind. Und unter den wirren schädlichen Elementen seiner Erziehung war stets,

wie wir sehen, dieses eine im hohen Grad ersprießliche und höchst wirksame, daß es, im ganzen genommen, ein In-der-Lehre-Stehen bei Friedrich Wilhelmen, dem rhadamantischen Spartanerkönig, war, der allen leeren Unsinn von ganzem Herzen haßt und Unwahrhaftigkeit am allermeisten. Dieses eine Element, wohl unterstützt von Gelehrigkeit, Offenheit und Loyalität des Gemütes seitens des Zöglings, erwies sich am Ende als hinreichend, die übrigen zu überwinden; gleichsam die übrigen alle zu verbrennen und ihren allenthalben aufsteigenden beißenden trüben Rauch größtenteils zu Flamme und Erleuchtung zu verwandeln. Dieser strahlende schnellschrittige Sohn verdankt viel dem brummigen, zornmütigen, sicherfüßigen Vater, der ihn erzog. Friedrich sah endlich in Friedrich Wilhelm hinein, durch die abstrusen, gewitterhaften, schwefelhaltigen Umhüllungen und Anhängsel des Mannes hindurch — und bewährte sich, in allerlei wichtigen Stücken, als die kindliche Nachfolge Friedrich Wilhelms. Vielleicht verdienen folgende Glossen eines gewissen Redakteurs hier angehängt zu werden:

„Friedrich Wilhelm, König von Preußen, gab sich für keinen Pestalozzi aus; und der Erziehungsplan für seinen Sohn steht mannigfaltigen Einwendungen offen. Nichtsdestoweniger ziehe ich ihn, da es so mit Schulmeistern steht, den meisten andern, die wir gegenwärtig haben, sehr vor. Der wilde Mann hat mit seinem rauhen natürlichen Verstand (nicht verschwendet im eitlen Element des Redens, sondern größtenteils in heilsamem Schweigen gehalten) eingesehen, daß menschliche Erziehung kein Ding von Worten sei, noch sein könne. Daß es ein Ding sei von ernsten Tatsachen des Entwickelns von Fähigkeiten, Begründens von Gewöhnungen, richtigen Behandelns von Anlagen, des Förderns und Unterdrückens von Neigungen — ein mühsames Scheiden des Charakters in zwei Firmamente; das Unterirdische hinabgesperrt, fest und tief hinab; eine Erde und Gewässer und was darunterliegt; und dann euer ewiger azurner Himmel und unermeßliche Tiefen des Äthers, hell die Höhen erfüllend. Die menschliche Seele soviel wie möglich zu einem Kosmos zu machen, das war Friedrich Wilhelms stummer Gedanke: nicht die menschliche Seele als ein bloßes Chaos zu lassen — wieviel weniger als ein singendes oder beredt deklamierendes Chaos, was zehnmal ärger ist als ein Chaos, das man stumm gelassen, eingestandenermaßen chaotisch und nicht kosmisch! Den Menschen zu tätigem Wirken heranzubilden und namentlich dafür sorgen, daß sein Wirken dem Universum und den ewigen Gesetzen gemäß sei — was nur ein anderer Name ist für wirkliches, nicht bloß scheinbares Wirken — das war Friedrich Wilhelms stummer Gedanke — und war, ich kann es versichern, nichts weniger als ein närrischer, obschon kein Latein und viel preußischer Militärzopf dabei war!"

Jedoch der Kongreß von Cambrai ist beisammen, und noch sonst viel ist beisammen und auseinander, und des Kaisers Spukjagd, insbesondere sein Duell mit dem Drachen von Spanien, ist in vollem Gang, und es ist Zeit, die Doppelheirat in unsere Erzählung aufzunehmen.



Fünftes Buch

Das Doppelheiratsprojekt, und in welches Element es geriet

1723—1726



Erstes Kapitel / Doppelheirat wird beschlossen

Wir sahen Georg I. zu Berlin im Oktober 1723 auf seinen kleinen Enkel, der Kadetten einübte, herabblicken, erwähnten aber nicht, welch wichtiges Geschäft Seine Majestät dahin geführt hatte.

Besuche zwischen Hannover und Berlin waren seit langem schon an der Tagesordnung gewesen. Die junge Königin von Preußen, zuweilen mit, zuweilen ohne ihren Gemahl, machte oft einen Sprung zu ihrem Vater hinüber, der, selbst nachdem er den englischen Thron bestiegen, alljährlich gewöhnlich mehrere Monate in jenen stets von ihm vorgezogenen Gegenden zu treffen war. Er selber, verschlossen und finster von Gemüt, gab sich wenig mit Besuchemachen ab: diesmal aber hatte er sich dazu verstanden, einen Besuch zu erwidern, den sie ihm abgestattet hatten — auf welchem man ein gewisses wichtiges Geschäft verabredet hatte, das Seine britische Majestät bei der bevorstehenden Zusammenkunft in Berlin förmlich, durch Vertrag, bekräftigen sollte. Seine britische Majestät ist demgemäß eingetroffen; das vorliegende Geschäft ist kein anderes als die dreimalberühmte „Doppelheirat" Preußens mit England, die dereinst einen solchen Klang in den Ohren des Gerüchts hatte und noch immer in den Archiven des achtzehnten Jahrhunderts soviel Raum einnimmt, allen dabei Beteiligten soviel Leid bereitete und wahrlich in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, wie sie bisher geschrieben, eine wahre Plage bildet. Eine Plage, der ein Ende gemacht werden muß — wäre es nur gegenwärtig wohl möglich. Leider läßt sich nicht viel dazu tun, da ein wichtiger junger Friedrich unentwirrbar darein verwickelt ist, für den sie von so lebenswichtiger und beinahe verhängnisvoller Bedeutung war. Ohne einen Friedrich könnte der Handel vielleicht auf sein rechtes Maß reduziert und in wenigen Seiten gemeldet werden, oder man dürfte ihn sogar mit Nutzen ganz und gar vergessen und null und nichtig werden lassen. Ein riesenhafteres Beispiel des „Viel Lärm um nichts" ist in den menschlichen Annalen selten vorgekommen — wäre nicht ein Friedrich mitten darin gewesen.

Kronprinz Friedrich ist noch sehr jung für Heiratsspekulationen auf seine Rechnung: aber Mama hat für gut befunden, zeitig damit ans Werk

zu gehen. Und so werden wir denn in den nächstfolgenden Teilen dieser armen Geschichte beinahe soviel über Heiratsangelegenheiten zu hören bekommen, wie in dem albernsten dreibändigen Roman, und beinahe noch Sinnloseres. Denn man kann in diesem Punkt Friedrichs Jugendleben allerdings einen verkehrten Roman nennen — da die Heirat die eine Begebenheit darin ist, um die sich alle Begebenheiten drehen — sich aber verkehrt oder umgekehrt drehen (wie wenn der Teufel darin steckte), nicht nur keinem glücklichen Ziele zu, für ihn oder Mama oder uns, sondern am Ende kaum überhaupt einem Ziele zu, für irgend jemand! So toll ward der Handel — und so toll berichtet ist er in jenen unentwirrbaren, datumlosen chaotischen Büchern. Wir berühren nun Gebiete der Erzählung, die aus trüber Nichtsheit, zum Sieden gebracht, zu bestehen scheinen; nicht Land oder Wasser oder Licht oder Feuer, sondern ein tumultuarisch strudelndes Durcheinander aller viere — von gewaltiger Ausdehnung noch dazu; das auf irgend menschliche Weise passiert werden muß. Mut, Geduld, guter Leser!

Königin Sophie Dorothea hat die Zeit beim Schopfe gepackt.

Schon seit zwölf Jahren ist die Rede von der Sache gewesen. Königin Sophie Dorothea ist von der Geburt ihrer Wilhelmine an mit dem Gedanken umgegangen, und als sie das nächstemal darauf Hannover besuchte, machte sie den Vorschlag an „Prinzessin Karoline" — nachmalige Königin Karoline von England — eine treffliche, feingebildete brandenburgisch-ansbachische Dame, die von alters her mit dem preußischen Hof vertraut war: „Sie, Karoline, liebste Kusine, haben einen kleinen Prinzen, Fritz, oder nennen wir ihn Fred[1], da er doch einmal englisch werden soll, den kleinen Fred, der, wenn alles gut geht, dereinst König von England werden wird. Er ist zwei Jahre älter als mein Wilhelminchen: warum sollten sie nicht einander ehelichen und die zwei ersten protestantischen Häuser und Nationen dadurch vereinigt werden?" Prinzessin Karoline war sehr bereit dazu; Kurfürstin Sophie, die Urgroßmutter der beiden Kinder, war es ebenfalls, so auch die George, Vater und Großvater Freds: der kleine Fred selber war entzückt davon, als er es hörte; sogar die kleine Wilhelmine, mit ihren Puppen, blickte freundlich ernst bei der Gelegenheit. So verblieb es in der Sache, wenn auch nicht in der Form, abgemacht, und der kleine Fred (ein blühendes närrisches Milchgesicht von Junge, denke ich mir) machte seiner kleinen preußischen Kusine Geschenke, schrieb ihr Liebesbriefe und war immer hernach in seiner Vorstellung und wurde zuletzt sehr inbrünstig in der Wirklichkeit ihr kleiner Liebhaber und Versprochener — allezeit ein etwas kleiner Patron. Wilhelmine aber gibt uns

[1] „Prince Fred" (Diminitivum für Frederick) hieß er nachher am häufigsten in der englischen Umgangssprache der Zeit. D. Übers.

zu verstehen, daß sie auf seine Gefühlsäußerungen mit der gehörigen jungfräulichen Gleichgültigkeit, aber nicht beleidigend geantwortet habe.

Nach der Geburt unseres preußischen Fritz nahm die Sache eine noch bündigere Form an: „Sie, liebe Prinzessin Karoline, haben da auch zwei kleine Prinzessinnen, von denen eine oder die andere wohl passend für mein Fritzchen wäre: sollen wir etwa Amalie, die jüngere, die an Alter ihm am nächsten steht, für ihn bestimmen?" „Zufrieden!" antwortete abermals Prinzessin Karoline. „Zufrieden!" antworteten alle Beteiligten: und so kam man überein, daß die Heirat Preußens mit England eine doppelte sein solle: Fred von Hannover und England mit Wilhelmine, Fritz von Preußen mit Amalie, und Kinder und Eltern lebten fortan unter dem bleibenden Einverständnis, daß, wenn die Zeit komme, dies stattfinden werde, wiewohl noch kein förmlicher Vertrag darüber abgeschlossen worden war [1].

Königin Sophie Dorothea war allezeit genug gespannt auf einen Vertrag und die schließliche Bekräftigung ihres Planes; treu dazu haltend, wie die Magnetnadel zum Pol in jederlei Wetter, mitunter im wildesten Wetter, die arme Dame. Auch die hannöverschen durchlauchtigen Hoheiten traten zu keiner Zeit zurück oder schwankten; da sie aber bald darauf hinüber nach England geweht worden waren, in neue verwickeltere Verhältnisse und größere Sorgen und Angelegenheiten in jenem neuen Lande, waren sie nicht so gespannt eifrig wie Königin Sophie in diesem interessanten Punkt. Kurfürstin Sophie, die gescheite Urgroßmutter, war nun nicht mehr da: Kurfürstin Sophie war ungefähr einen Monat früher als die Königin Anna gestorben und hatte das englische Kanaan niemals zu sehen bekommen, wie sehr sie sich auch danach gesehnt hatte. Georg I., ihr Sohn, ein verschlossener, griesgrämiger ältlicher Herr, sehr fremd in England und meistens mürrisch gelaunt da und anderswo, war nicht dazu gestimmt, sich eines solchen Geschäftes besonders anzunehmen.

Georg I. hatte sich mit seinem Prinzen von Wales entzweit, Freds Vater — der eines Tages Georg II. werden soll, allezeit ein ziemlich törichter Prinz, wennschon seine Gemahlin Karoline gewissermaßen die Weisheit selber war — Georg I. hatte andere viel dringendere Sorgen, als die Verehelichung der Kinder seines ungehorsamen törichten kleinen Prinzen von Wales, und er wendete immer Schwierigkeiten, Parlamentsakten, die dazu nötig wären, und was dem mehr ist, vor, sooft Sophie Dorothea ihn in Hannover besuchte und den Gegenstand betrieb. Der verschlossene, unartikuliert gedankenvolle, grämliche alte Herr, er hatte schwere Lasten auf sich, fühlte sich gequält und behelligt auf mancherlei Weise und hatte das Leben, das kurfürstliche und sogar das königliche, als eine trügerische Kostspieligkeit erprobt, nicht viel besser als einen mehr oder weniger ausgedehnten „Schalenschmaus", der beinahe keine eigent-

[1] Pöllnitz Memoiren II. 193.

liche Speise oder Trank für das hungrige Herz des Menschen enthält. Eine Gemahlin, die halb wahnsinnig im Schloß Ahlden sitzt und immer mehr zur greisen Megäre wird (mit welcher Sophie Dorothea unter sieben Siegeln des Geheimnisses brieflich ein wenig verkehrt, und mit der korrespondieren zu wollen der Prinz von Wales selber in Verdacht steht); ein törichter ungehorsamer Prinz von Wales; jakobitische Prätendentenanhänger mit ihren Mar-Rebellionen, mit ihren Alberoni-Kombinationen; ein englisches Parlament unmelodisch zankend und debattierend, dessen Sprache sogar ein Mysterium für uns ist, und nichts als Walpole in Küchenlatein, um uns durchzuhelfen: wahrlich, es ist nicht so völlig ein Himmel auf Erden, wie sehr sich auch Mutter Sophie und ihr törichter Liebling, unser ungehorsamer Prinz von Wales, danach sehnen mochten! Und der hannöversche Schweif, die Robethons, Bernstorffs, Fabrices, die aufwartenden Mohren sogar — auch diese sind nicht lieblich für eine nicht unverständige verschlossene Majestät, wenn man sich um ihr Tun oder um sie kümmerte. Gefräßig, plünderungssüchtig, samt und sonders, wie seit langem hungernde Hunde, die in ein reiches Haus geraten, das keinen oder einen nur imaginären Herrn hat. „Mentiris impudentissime", sagte Walpole in seinem Küchenlatein einmal einem dieser offiziellen plündernden Herren in unserer königlichen Gegenwart ins Gesicht, „Sie lügen unverschämt!" — worüber wir nur lachten [1].

Seine britannische Majestät ermangelte durchaus nicht des Verstandes; wäre seine Lage nur nicht unheilbar absurd gewesen. In seiner Jugendzeit hatte er nicht ohne Ehren gegen die Türken gedient, befehligte zweimal die Reichsarmee in den Marlboroughschen Kriegen und legte wenigstens seinen Unwillen über ihren mangelhaften Zustand an den Tag. Seine sogenannte auswärtige Politik war nicht toller als die der anderen. Bremen und Verden hatte er als einen billigen Kauf erstanden, und es war natürlich, daß er seine Erwerbung mit den Mitteln, die ihm eben zu Gebote standen, englischen oder sonstigen, beschützte. Da war ferner das Weltgespenst des Prätendenten, ungeheuer über die Schöpfung ausgestreckt, wie das Brockengespenst bei nebligem Wetter — wie sich dagegen verteidigen, als dadurch, daß man Messina für den Kaiser bombardiert, daß man in jeden aufsteigenden Hader sich eilends hineinmischt und die Parteien mit Geld mietet, ihn tüchtig auszufechten? Es war das ja in diesen Stücken die stehende Methode; eine Methode, die Georg nicht erfunden hatte und die mit ihm nicht aufhörte. Innere Politik, es wäre denn etwa, sich ruhig zu verhalten und zu verzehren, was die Götter beschert — es ist nicht zu ersehen, daß er irgendeine andere gehabt hätte. — Leibniz wäre ihm gern nach England gefolgt; was aber, aus mittelmäßig guten Gründen, niemals gestattet werden konnte. Wenn man die Wahrheit sagen soll, so besaß der weise Leibniz eine Weisheit, welche heutzutage ge-

[1] Horace Walpole: Reminiscences of George I. and George II. (London, 1788).

waltig wie die eines Weisheitskrämers aussieht! In der Mathematik sogar — hat er allerdings zwar die Differenzialrechnung erfunden; hat aber niemals Newtons System des Weltgebäudes glauben können und hat die Principia nicht einmal lesen wollen. Im übrigen war er mit der königlichen Gesellschaft hier[1] in Streit wegen Newton; war vermutlich diesem oder jenem Weisen mißfällig. Die hannoverschen offiziellen Herren hielten, ihr englisches Luder verschlingend, seine Gegenwart im Lande nicht für nützlich[2].

Ebensowenig sind die hannöverschen Weiber, die Seine Majestät um sich hat, Quasigemahlinnen oder nicht, von beseelendem Charakter; weit davon entfernt. Zwei oberste sind da, eine fette und eine magere: die magere, von dem englischen Pöbel „Maibaum" genannt, ist „Herzogin von Kendal" mit vortrefflichem Gnadengehalt in der englischen Pairie; Schulenburg ihr vormaliger deutscher Name; ganz entschieden eine Quasigemahlin (die, ohne es zu wollen, in jener Königsmarkschen Tragödie zu Hannover mitgewirkt hat, vor langer Zeit), nun dünn und alt geworden. „Maibaum" — oder kahle entblätterte Hopfenstange, mager, lang, hart — wiewohl sie einmal ihren Sommerflor gehabt und noch immer, als alte Quasigemahlin, oder sei es auch lediglich als ein altes Stück Möbel, ihren Wert für das königliche Gemüt hat. Schulenburgs, ihre Verwandten, sind hoch im Militär; einigen von ihnen sollten wir noch begegnen.

Dann ist, außer dieser mageren, eine fette da, von welcher Walpole (Horace, der sie als Knabe gesehen) eine Schilderung gibt. Große stiere schwarze Augen, die ein Rahmen kreisförmiger Augenbrauen umgibt, wie ein Wagenrad seine Nabe, sehr schwarz auch die Augenbrauen, großes rotes Gesicht, Backen, die in den Nacken laufen, Nacken, der ununterscheidbar in die Brust übergeht — ein wahrer Katarakt fließenden Talgs, überhäutet und wunderlich geschmückt und aufgeputzt, nach Walpoles Beschreibung. Dies reizende Geschöpf, Kielmannsegge mit deutschem Namen, hieß „Gräfin Darlington" hierzulande — mit trefflichem Gnadengehalt, wie sich von selbst versteht. Sie hatten alle Gnadengehalte: sogar Königin Sophie Dorothea, habe ich in unseren Staatsarchiven bemerkt, hatte ihre kleine Pension, „800 Pfund Sterling jährlich aus dem irischen Haushalt": der irische Haushalt wird so eine Kleinigkeit für unser armes Kind nimmer vermissen, und es mag seinen Nutzen haben da drüben! — Diese Kielmannsegge-Gräfin-Darlington ward und wird von klatschenden Engländern für eine zweite simultane Mätresse Seiner Majestät gehalten; scheint am Ende aber seine Halbschwester gewesen zu sein und sonst nichts. Halbschwester (herrührend von Gentleman Ernst und einer Gräfin Platen üblen

[1] In London. D. Übers.

[2] Guhrauer: Gottfried Freiherr von Leibnitz, eine Biographie (Breslau, 1842). Ker von Kersland: Memoirs of Secret Transactions (London, 1727).

hannöverschen Rufes), die erschrecklich fett geworden, aber nicht ohne Schlauheit, vielleicht Herzlichkeit ist, und immerhin etwas wert in diesem langweiligen fremden Lande, wenn sie auch ein purer Katarakt animalischer Öle geworden ist. Diese zwei sind die ganze Summe der Hilfsquellen, die Seine britische Majestät in diesem Fache hat; Hilfsquellen, die am Ende wahrlich doch nicht so sehr groß waren! —

Der Tag, wie ihn Seine britannische Majestät in Saint James zubringt, hat nichts Anziehendes für ihn, und allabendlich kommt er genau zu einer bestimmten Stunde, um Bier zu trinken, gewürzt mit ein wenig Tabak und der Gesellschaft dieser zwei Frauen. Trinkt fleißig mit kurzen Schlürfen, sagt Horace Walpole, und raucht, bei irgendeinem schläfrigen Gespräch — nicht bis er betrunken, sondern bloß merkbar benebelt ist; emporgetragen zu einer Art von wolkigem narkotischen Olymp und dämmerig erhaben über die Nebel des Lebens, in welchem Zustand er klanglos zu Bette geht. In die Regierung mengt er sich, wenn er es irgendwie vermeiden kann, nicht; legt, wo er sich einmengt und einmengen muß, einen rohen Scharfsinn an den Tag: überträgt sie an Walpole in Küchenlatein — lacht über sein „mentiris". Das ist der erste Georg; erster Sieg des konstitutionellen Prinzips, welches seitdem zu solchen erhabenen Höhen bei uns gediehen ist — Höhen, die wir endlich anfangen in Verdacht zu haben, daß sie Tiefen sein möchten, die hinabführen, fragt nun ein jeder: Wohin? Eine zu ihrer Zeit viel bewunderte Erfindung: das Steuerruder sich selbst überlassen oder eine kostspielig angetane Holzfigur danebenstellen und entdecken, daß das Schiff so viel besser von selbst segle! Und dies tut es wirklich, wenn es ein besonders gutes Schiff ist, in gewissen Gewässern — eine Zeitlang. Bis die Sindbadschen „Magnetberge" anfangen zu ziehen oder die Kreise der Charybdis euch in ihren Strudel bekommen; und alsdann, was war es nicht für eine Erfindung! — Dieser, sagen wir, ist der neue souveräne Mann, den das englische Volk, in einiger Verlegenheit über den Papst und andere Punkte, von Hannover geholt hat, damit er auf heldenhaften Bahnen vor ihm herschreite und durch Befehl und Beispiel seine Dinge und es selber himmelwärts leite! Und es hofft, er wird es tun? oder etwa, daß seine Dinge von selbst den Weg nehmen werden? Allezeit ein absonderliches Volk! —

Der arme Georg, ohne Sorgen um diese späteren Ausgänge, hat stets Plage genug mit den bloßen täglichen Einzelheiten, parlamentarischen Ungebühren, jakobitischen Umtrieben, Südseeseifenblasen[1], und will lieber jagen, wenn er nach Hannover hinüberkommt, als Heiratsverträge machen. Außerdem haben ihn, wie Wilhelmine erzählt, diese hannöverschen Weiber und ihre Kundschafter mit Lügen erfüllt: „Die Prinzeß Wilhelmine ist ein Ausbund von Bosheit, ist verwachsen und was nicht", sagen sie. Soll

[1] Die Spekulationen der Südseekompanie, die, zugleich mit Laws Papieroperationen in Frankreich, damals die Börsen in Atem hielten. D. Übers.

eine Heirat, eine doppelte oder einfache, zuwege kommen, so muß die Einwilligung dieser Weibsbilder zuvor gewonnen werden[1]. Schwierigkeiten die Fülle. Und es ist niemand da, eine hilfreiche Hand zu leihen, Friedrich Wilhelm selbst ist nur wenig daran gelegen, wenn er auch ja dazu sagt — ja, da ihr es einmal wollt.

Jedoch Sophie Dorothea ist emsig und eifrig und nützt jede Gelegenheit — und endlich, im Jahre 1723, sind die Umstände günstig. Innerer Jakobitismus, in der Gestalt des Bischofs Atterbury, ist nachhaltig landesverwiesen; Alberoni und seine weitreichenden Anschläge, die sind schon vor Jahren in die äußere Finsternis verweht; Karl XII. ist tot und unser Bremen und Verden nicht länger in Frage gestellt; sogar des Kaisers Spukjagd oder spanisches Duell ruht zur Zeit, und der Kongreß sitzt zu Cambrai oder tut sein möglichstes, zu sitzen: daheim oder im Auslande ist vorläufig nichts, nicht einmal „Woods irische Heller"[2], das die Ruhe stört. Und auf der anderen Seite verlautet es (nicht ohne Grund), der Zar Peter zöge westlich mit starker Macht; was, sei es nun „auf Schweden abgesehen" oder nicht, den Wert eines preußischen Bündnisses verdoppelt.

Und so ward nun endlich, unter diesem günstigen Aspekt der Sterne, König Georg zu Herrenhausen drüben durch starke Bearbeitung seiner Tochter Sophie und nach manchen Windungen dazu gebracht, den Schritt zu tun. Und Friedrich Wilhelm kam gleichfalls herüber, angeblich um seine Königin abzuholen, in der Wirklichkeit aber, um seines Schwiegervaters Willfährigkeit zur Doppelheirat zu vernehmen — zu der Seine preußische Majestät wohl bereit genug ist, wenn andere es sind. Dank dem Himmel, König Georg hat sich zu allem verstanden; gibt an einem glücklichen Tag (im Herbst 1723, der Tag nicht weiter datiert) seine Einwilligung — sein Wollen ein wenig beschleunigt vielleicht durch Zar Peters Rüstung und die bedenklichen Aussichten in Frankreich. Darauf sind Friedrich Wilhelm und Königin Sophie heimgekehrt, zufrieden in dieser Hinsicht, und erwarten binnen kurzem den Gegenbesuch Seiner britannischen Majestät, um die Einzelheiten zu vervollständigen und einen Vertrag darüber abzuschließen.

Seine britannische Majestät, sagen wir, hat sich im wesentlichen zu allem verstanden. Und nun, in der stillen Herbstlichkeit der Natur, da die braunen Oktoberblätter noch malerisch an den Bäumen hingen und Woods Heller noch nicht in Dean Swifts Drapier's Letters zu klappern begannen — wird Seine britannische Majestät zu Berlin erwartet. Zu Berlin; eigentlich zu Charlottenburg, einem angenehmen ländlichen oder vorstädtischen Schloß (von Seiner britannischen Majestät seligen edlen Schwester, Sophie Char-

[1] Mémoires de Bareith.

[2] Der Gegenstand der Drapier's Letters, einer politischen Schmähschrift Swifts, die kurz darauf viel Aufsehen und bitteres Blut machte. D. Übers.

lotte, der „republikanischen Königin", erbaut und nach ihr benannt, wie bereits erwähnt worden), etwa eine halbe Stunde südwestlich von der Stadt liegend. Da erwartet man König Georgs Gegenbesuch.

Die arme Wilhelmine ist in zitternder Aufregung darüber und teilt ihre armen kleinen Gefühle, ihre Erwartungen und Erfahrungen in lesbarer Sprache mit:

„In jenen Wochen kam einer von den Leuten des Herzogs von Gloucester nach Berlin" — Herzog von Gloucester ist Fred, unser Versprochener, noch nicht Prinz von Wales, und sollte der Leser je von einem Herzog von Edinburg hören, der ist ebenfalls Fred — „von den Leuten des Herzogs von Gloucester nach Berlin", sagt Wilhelmine: „es war Gesellschaft bei der Königin; er ward ihr sowie mir vorgestellt. Er machte mir ein sehr artiges Kompliment von seiten seines Herrn; ich errötete und antwortete nur mit einem Knix. Die Königin, die ihr Auge auf mich hatte, war sehr böse darüber, daß ich die Komplimente des Herzogs mit bloßem Stillschweigen beantwortete, und wusch mir derb den Kopf deshalb und befahl mir bei Strafe ihres Zorns, den Fehler morgen wieder gutzumachen. Ich ging in Tränen auf mein Zimmer, außer mir über die Königin und den Herzog, schwur ich, ich wolle ihn nimmer heiraten, wolle mich" — Und so weiter, nach Art junger Fräulein von lebhaftem Temperament in extremen Umständen — sprach jedoch am folgenden Tag mit meinem hannöverschen Herrn über seinen Herzog ein wenig, obschon mit Verlegenheit. Ach, ich bin erst am verflossenen 3. Juli vierzehn Jahre alt geworden, zitterhaft wie Espenlaub oder besser wie Gewitterleuchten, eingeschlossen in eine der dünnsten Menschenhäute, und bin ohne Erfahrung über närrische Herzöge und ihre Dinge! —

„Unterdessen", fährt Wilhelmine fort, „nahte sich die Zeit der Ankunft des Königs von England. Wir begaben uns am 6. Oktober nach Charlottenburg zu seinem Empfang. Mir schlug das Herz im Leibe und ich war in grausamer Aufregung. König Georg" (mein Großvater und Großonkel) „kam am 8. an, abends gegen sieben Uhr" — die Schatten der Dämmerung sind bereits herabgesunken über die Natur, und es ist dunkel draußen. Zahlreiche Dienerschaft, wie sich von selbst versteht, eilt hinaus mit Fackeln oder was sonst nötig ist. „Der König von Preußen, die Königin und das ganze Gefolge empfingen ihn im Schloßhof, da die ‚Gemächer' zu ebener Erde sind. Sobald er den König und die Königin begrüßt hatte, ward ich ihm vorgestellt. Er umarmte mich und sagte, zur Königin gewendet: ‚Eure Tochter ist sehr groß für ihr Alter!' Er gab der Königin seine Hand und führte sie in ihr Gemach, wohin alle folgten. Sobald ich eintrat, nahm er ein Licht und besah mich von Kopf bis Fuß. Ich stand bewegungslos wie eine Statue und war sehr außer Fassung gebracht. All dies ging vor sich, ohne daß er ein Wort sprach. Nachdem er mich so besichtigt hatte, wendete er sich zu meinem Bruder, den er sehr liebkoste und sich eine gute Weile mit ihm amüsierte." Ein hübscher kleiner Enkel dies, Eure Majestät — einige geschichtliche Zukunft in ihm, meinen Sie nicht? „Ich", sagt Wilhelmine, „nahm die Gelegenheit wahr, um davonzuschlüpfen" — in der Hoffnung zu entkommen, was mir aber nicht gelang, da die Königin es bemerkt hatte.

„Die Königin winkte mir, ihr zu folgen, und ging in ein anstoßendes Gemach, wo sie sich die Engländer und Deutschen von König Georgs Gefolge der Reihe nach vorstellen ließ. Nach einigem Gespräch mit diesen Herren entfernte sie sich und ließ mich zurück, sie zu unterhalten, indem sie sagte: ‚Sprechen Sie englisch mit meiner Tochter, Sie werden finden, daß sie es gut spricht.' Ich fühlte mich viel weniger verlegen, nachdem die Königin weggegangen war, und ein wenig Mut schöpfend, knüpfte ich ein Gespräch mit den Engländern an. Da ich ihre Sprache wie meine Muttersprache redete, zog ich mich ziemlich gut aus dem Handel, und alles schien

entzückt von mir. Sie lobten mich bei der Königin, sagten ihr, ich hätte ganz das englische Air und sei dazu gemacht, dereinst ihre Souveränin zu werden. Das war viel gesagt von ihnen, denn diese Engländer dünken sich soviel vornehmer als andere, daß sie sich einbilden, ein großes Kompliment zu machen, wenn sie sagen, man habe englische Manieren.

Ihr König" (mein Großpapa) „hatte spanische Manieren, sollte man sagen: so außerordentlich gravitätisch war er und sprach kaum mit jemandem. Er grüßte Madame Sonsfeld" (meine unschätzbare dreimalteure Gouvernante) „sehr kalt und fragte sie: ‚Ob ich immer so ernst sei, und ob meine Gemütsart melancholisch?' ‚Nichts weniger als das, Sire', antwortete jene, ‚aber der Respekt vor Ew. Majestät hält sie so von ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit zurück.' Er schüttelte nur den Kopf und erwiderte nichts. Der Empfang, den er mir gegeben, und diese Frage, die mir zu Ohren kam, schreckten mich so ab, daß ich nie den Mut hatte, mit ihm zu reden" — ward von Großpapa bloß mit einem Lichte besichtigt.

„Endlich ging man zur Tafel, wo dieser ernste Souverän noch immer stumm blieb. Vielleicht hatte er recht, vielleicht unrecht; aber mir deucht, er folgte dem Sprichwort: Besser den Mund halten, als schlecht sprechen. Nach der Mahlzeit fühlte er sich unwohl. Die Königin wollte ihn überreden, die Tafel zu verlassen; sie wechselten eine gute Weile Komplimente darüber, endlich aber warf sie ihre Serviette hin und stand auf. Der König von England stand natürlich auch auf, fing aber an zu taumeln; der König von Preußen sprang herzu, ihm beizustehen, die ganze Gesellschaft drängte sich um ihn; aber es nützte nichts: er sank auf seine Knie, während seine Perücke auf eine Seite fiel und sein Hut" (oder wenigstens sein Haupt, Madame!) „auf die andere. Sie streckten ihn sanft auf den Boden, wo er eine gute Stunde ohne Bewußtsein blieb. Die Mühe, die man sich gab, brachte seine Sinne nach und nach endlich wieder zurück. Die Königin und der König" (von Preußen) „waren unterdessen in Verzweiflung. Viele haben geglaubt, dieser Anfall sei der Vorbote des Schlagflusses gewesen, der nachher folgte" — vier Jahre nach diesem Datum, und der Seine Majestät auf eine sehr düstere Weise hinwegraffte.

„Man drang inständig in ihn, sich nun zur Ruhe zu begeben", fährt Wilhelmine fort; „aber er wollte durchaus nicht. Er führte die Königin hinaus und vollzog die übrigen Zeremonien, der Regel gemäß; hatte eine sehr schlimme Nacht, wie wir unterderhand erfuhren" — harrte nichtsdestoweniger stoisch aus, als ein gekrönter König, der dazu verpflichtet ist. Er hielt stoisch vier oder drei Tage der Festlichkeiten, des Merkwürdigkeitenbesehens, sogenannten „Vergnügens" aus — sah, unter anderen Sehenswürdigkeiten, den kleinen Fritz zu Berlin seine Kadetten exerzieren — und am vierten Tag (am 12. Oktober 1723, so meint Wilhelmine) „unterzeichnete er den Doppelheiratsvertrag", da der Engländer Townshend und die preußischen Minister „alles abgemacht hatten"[1].

„Unterzeichnete den Vertrag", meint Wilhelmine, „da alles abgemacht war." Was ein Irrtum von seiten Wilhelminens ist. Abgemacht war viel oder alles durch Townshend und die übrigen: aber ehe man unterschrieb, war das Parlament in Kenntnis zu setzen, gab es Formalitäten, Zeitaufwand; zwischen den Becher und die Lippe drängt sich mancherlei — und die traurige Tatsache ist, der Doppelheiratsvertrag ist niemals unterzeichnet worden! — Indessen, da nun alles abgemacht, fertig zum Unterzeichnen ist, reiste Seine Majestät am folgenden Morgen wieder nach der Göhrde ab, um zu versuchen, ob etwas Weidwerk möglich sei.

[1] Wilhelmine: Mémoires de Bareith I. 83. 87. — In Coxe (Memoirs of Sir Robert Walpole, London, 1798) II. 266. 272. 273 finden sich einige schwanke Andeutungen von Townshend über diese Berliner Reise.

Diesen authentischen Blick, einen der wenigen, die man von ihrem ersten konstitutionellen König hat, mögen englische Leser würdigen, wie sich gehört. Die getane Handlung erwies sich als entsetzlich wichtig für unseren kleinen Freund, seinen Enkel, und wird uns viel angehen!

Dergestalt jedenfalls ward der Doppelheiratsvertrag in Ordnung gebracht bis aufs Unterzeichnen — ward als so gut wie unterzeichnet angesehen. Es war in der Zeit, da der Zar Peter sich rüstete, Schweden zu verbrennen; da „Woods Heller" (zum Besten Ihrer Ungeschicklichen Gnaden von Kendal, der mageren Quasigemahlin, „Maibaum" oder Hopfenstange genannt, welcher das Geld ausgegangen war, wie das ihr häufig geschah) eben anfangen wollten in Irland zu klappern [1]; da Laws Seifenblasen-„System" zerplatzt ins Chaos zurückgefallen war; da Dubois, der unsägliche Kardinal, endlich gestorben, und d'Orleans, der unsägliche Regent, unerwartet auf dem Punkte stand zu sterben — erstaunlich sodom- und gomorraartig [2]. Zu schweigen von anderen dämmerigen oder schmählichen Phänomenen fauler Gärung, die in dem armen umnachteten verrotteten Europa hie und da an den Tag kamen oder sudelig aufsprudelten — da diese hinreichen, den Vorgang für uns zu datieren, und da von einer solchen Epoche alles, was nicht an unseren Fritz und seinen Dingen haftet, für uns angenehmer zu vergessen, als in der Erinnerung festzuhalten ist.

Hiermit ist der Königin Sophie Dorothea vorderhand eine große Last vom Herzen genommen. Hat sie doch eine, und zwar die vornehmste, ihrer nun seit vierzehn Jahren gehegten und gepflegten abstrusen Unterhandlungen zu einem siegreichen Ausgange geführt — nicht wahr? Ihre arme Mutter, einst so strahlend, jetzt so düster und zornvoll im Schloß Ahlden sitzend, billigt ihrerseits diese Heirat nicht — denn freilich ist Übelwollen allen hannöverschen Interessen gegenüber nun hauptsächlich ihr Gut, arme Dame! und sie wird mit jedem Tage mehr zur Megäre. Mit ihr hat Sophie Dorothea ihre eigenen Schwierigkeiten und abstrusen Händel; sucht aber allezeit, unter siebenfachem Geheimnis, einen Faden brieflichen Verkehrs und pietätischer kindlicher Handreichung zu unterhalten, damit die arme erbitterte Mutter, unglücklichste und aufgebrachteste der Frauen, nicht ganz von der Verwandtschaft mit den Lebendigen abgeschnitten sei, sondern ein sanfter Hauch des Mitleids ihr brennendes Herz mitunter kühle [3]. Eine dunkle Tragödie Sophiens, dies; die Blaubartkammer ihres Gemütes, in die kein menschliches Auge als das ihre je hineinblicken darf.

[1] Coxe (I. 216. 217. und fülle die Daten aus). Walpole an Townshend, 13. Oktober 1723 (das. II. 275). Die „Drapier's Letters" gehören ins Jahr 1724.

[2] 2. Dezember 1723: Barbier, Journal Historique du Règne de Louis XV. (Paris, 1847), I. 192. 196; Lacretelle: Histoire de France, 18 me siécle etc.

[3] In Memoirs of Sophia Dorothea (London, 1845) II. 385. 393, sind gewisse Bruchstücke dieser Korrespondenz „ediert" in erstaunlicher Weise.

Prinzessin Amalie kommt zur Welt.

In bezug auf die Königin Sophie und chronologisch, wenn nicht sonst, mit dem Doppelheiratsvertrag zusammenhängend, will ich noch eins erwähnen. Ihrer Majestät Befinden war den ganzen Sommer über in einem schwankenden Zustande gewesen; es hatten sich unerklärbare Symptome in Ihrer Majestät Konstitution gezeigt, Mattigkeiten, Übelkeiten, insbesondere eine Neigung zum Schwellen oder Zunehmen an Umfang, was ihre Ärzte und sie irregemacht und beunruhigt hatte. Friedrich Wilhelm hatte, beim Abschluß des Heiratsvertrages, mit seinem Schwiegervater, dem britannischen Georg, verabredet, ihn in der Göhrde zu besuchen und ein wenig mit ihm zu jagen. Am 8. November, vor dem Schlafengehen, küßte er seine Wilhelmine und die anderen zum Abschied, da er vorhatte, sich am folgenden Morgen in aller Frühe auf den Weg zu machen — eine lange Reise (ungefähr an die dreißig Meilen), wenn man sie ganz in einem Tag zurücklegen will. Mitten in der Nacht ward die Königin Sophie von einer schrecklichen Kolik überfallen — von Kolikschmerzen, oder wer weiß was — Friedrich Wilhelm wird geweckt, steht in größter Unruhe auf, niemand da als die Mägde und er, Hilfe zu leisten; und die Kolik, oder was es immer sein mag, wird immer schrecklicher.

Kolik? O arme Sophie, es ist Kreißen und keine Kolik; und eine gescheite junge Prinzessin ist plötzlich das Resultat! Friedrich Wilhelm und die Magd die einzigen Hebammen; Mutter und Kind befinden sich nichtsdestoweniger im besten Zustande. Friedrich Wilhelm reiste nicht am Morgen, sondern den Tag darauf ab; brach dann und wann in lautes Gelächter aus über die Rolle, die er gespielt, und war lustig und guter Dinge. Wieso die erfahrene Sophie, deren zwölftes Kind dies ist, sich so verrechnen konnte, ist unerklärlich; aber die Tatsache steht fest und gab den Hofzirkeln zu reden und zu lachen[1].

Die eben auf diese Weise geborene gescheite kleine Prinzessin ist müßigen Lesern dem Namen nach bekannt. Sie ward Amalia getauft, und wir werden in kommender Zeit von ihr hören. Aber da war, wie die Leihbibliotheken noch kundtun, ein gewisser prahlhafter Schreier von der histrionisch-heroischen Sorte, Freiherr von Trenck mit Namen, windig, unbesonnen und nicht ohne Lügenhaftigkeit, der sich bemüht hat, sie mit seinem eigenen überschwenglichen und nicht unverdienten Mißgeschick in Verbindung zu bringen; dergestalt der armen Prinzessin einen traurigen Ruf andichtend. Wofür, wie es sich nun herausstellt, nicht der entfernteste Grund da war! Höchst verdammlicher Trenck — den jedoch Robespierre zuletzt guillotinierte und damit diese Rechnung und andere abtrug.

Von Dorotheas zwölf Kindern, einschließlich dieser Amalia, sind zur Zeit acht am Leben, zwei Knaben, sechs Mädchen, und nach Amalia kommen noch zwei Knaben hintereinander: zehn im ganzen, die zu Männern und

[1] Pöllnitz II. 199; Wilhelmine I. 87. 88.

Frauen heranwuchsen. Von ihnen könnte ich nun, da der älteste Knabe und das älteste Mädchen versorgt werden sollen, wohl recht gut hier eine Liste folgen lassen und damit das Kapitel schließen.

Friedrich Wilhelms zehn Kinder

Verehelicht mit Sophie Dorothea am 28. November 1706.

Ein kleiner Prinz, geb. am 23. November 1707, starb nach sechs Monaten. Darauf kam

1. Friederike Sophie Wilhelmine, zuletzt Markgräfin von Bayreuth, nach seltsamen Heiratsvertragsabenteuern. Schrieb daselbst ihre Mémoires um 1744. Von welcher wir viel hören werden. Hinterließ eine Tochter, ihr einziges Kind; Tochter schlecht verheiratet an „Karl, regierenden Herzog von Württemberg" (Schillers berühmte Durchlauchtige Hoheit daselbst), von dem sie sich trennen mußte usw., mit Ärgernis genug in kommender Zeit.

Nach Wilhelmine kam in der Familienreihenfolge ein zweiter Prinz, der nach elf Monaten starb. Dann, 24. Januar 1712,

2. Friedrich.

Nach ihm (1713) eine kleine Prinzessin, die in wenigen Monaten starb. Und dann

3. Friederike Luise, geb. am 28. September 1714, gegenwärtig ungefähr neun Jahre alt. Markgräfin von Ansbach 30. Mai 1729, Witwe 1757. Ihr einziger Sohn, geb. 1736, war der Ansbach der Lady Craven. Friederike Luise starb am 4. Februar 1784.

4. Philippine Charlotte, geb. am 13. März 1716; ward Herzogin von Braunschweig (ihr Gemahl war ältester Bruder des im Siebenjährigen Krieg in England so berühmten „Prinzen Ferdinand"); ihr Sohn war der Herzog, der im Jahre 1792 in Frankreich einfiel und tragisch zugrunde ging in der Schlacht von Jena 1806. Die Mutter lebte bis 1801; verwitwet seit 1780.

Nach ihr, im Jahre 1717, abermals ein kleiner Prinz, der innerhalb zweier Jahre starb (unser Fritz damals sieben — wahrscheinlich das erstemal, daß der Tod praktisch in seinen kleinen Gedanken in dieser Welt vor ihn trat); alsdann:

5. Sophie Dorothea Maria, geb. am 25. Januar 1719; Markgräfin von Schwedt 1734 (ältester Markgraf von Schwedt, obenerwähnt als ein Kamerad des Kronprinzen). Ihr Leben nicht sehr glücklich; sie starb 1765. Hinterließ keinen Sohn (Schwager sukzedierte, letzter der schwedtischen Markgrafen): ihre Tochter, verheiratet mit Prinz Friedrich Eugen, einem preußischen Offizier, Nachgeborenem von Württemberg und schließlich Erbe dort, ist Stammutter der jetzigen

württembergischen Souveränitäten und auch (durch eine ihrer Töchter, mit Paul von Rußland verheiratet) des ganzen Zarenstammes unserer Zeit[1].

6. Luise Ulrike, geb. am 24. Juli 1720; heiratete Adolf Friedrich, Erbprinzen, späteren König von Schweden, 17. Juli 1744; Königin (da er sukzedierte) 6. April 1751; Witwe 1781; Mutter der folgenden Könige; ihr Enkel der Abgesetzte[2]. Starb 16. Juli 1782.

7. August Wilhelm, geb. am 9. August 1722; Erbprinz nach Friedrich (von Friedrich selbst dazu erklärt am 30. Juni 1744); Vater der Könige, die seitdem gefolgt. Er selber starb in traurigen Umständen, wie wir sehen werden, am 12. Juni 1758.

8. Anna Amalia, geb. am 9. November 1723 — unter den Umständen, die wir gesehen.

9. Friedrich Heinrich Ludwig, geb. am 18. Januar 1726 — der berühmte Prinz Heinrich, von dem wir hören werden.

10. August Ferdinand, geb. am 23. Mai 1730: ein glänzender Soldat unter seinem Bruder, voller Geist und Talent, aber von schwächlicher Gesundheit — war Vater des „Prinzen Louis Ferdinand", einer tragischen Mißlungenheit von etwas Bedeutendem; der in Liberalismus, Witz, romantischen Sentiments, Luxus und Schwelgerei aufging, sehr zur Bewunderung mancher Leute, und zuletzt verzweifelt auf die Franzosen losstürmte und zur schließlichen Ruhe kam (10. Oktober 1806), vier Tage vor der Schlacht von Jena.

[1] Preuß IV. 278; Erman: Vie de Sophie Charlotte p. 272.
[2] Oertel S. 83; Hübner Taf. 91. 227.

Zweites Kapitel / Ein Kaiser, der nach Schatten jagt

Der Doppelheiratsvertrag ist fertig zum Unterzeichnen, bis auf die nötigen parlamentarischen Präludien. Der Vertrag ist unterzeichnet, meint Wilhelmine — indem sie die Entfernung zwischen Becher und Lippe vergißt! — Was das Unterzeichnen betrifft, oder selbst das Verbrennen und Aufgeben des Gedankens an das Unterzeichnen, so sind wir leider noch sehr weit davon! Kaiserliche Spukjagden und die Politik der meisten europäischen Kabinette werden sich damit verknüpfen und es weit genug in die Irre schicken — verloren in einem solchen Gestrüppe von Intrigen, Pfiffigkeiten, Verrätereien, in- und ausländischen Diplomatenstreichen, wie dergleichen noch nie zuvor den Lauf der Liebe umstrickt hat.

Welche weitläufigen Kabinettsoperationen insgesamt, die gegenwärtig Geviertmeilen von Papier bedecken — da sie nichtsdestoweniger nach zehnjähriger Bemühung schlechterdings in Null endigten — sogar für die Drahtzieher von keinem Wert waren. Von weniger als keinem sind sie für irgendeinen Sterblichen nun und forthin. So daß es ein Problem für die Geschichte wird, wie damit zu verfahren. Sie mit Stumpf und Stiel zum Fenster und zum Gedächtnis hinauszuwerfen, auf daß niemals wieder die Rede davon sei: das ist offenbar das, was die Natur uns eingibt — und das, wären nicht unser Kronprinz und ein oder zwei andere dabei im Spiele, würde der Weg sein, den wir, o wie freudig! einschlügen. Ist doch wahrlich die sogenannte „Politik von Europa" jener Zeit überhaupt ein Ding, das der Verfasser von ganzer Seele auf alle Ewigkeit vergessen möchte! „Faule Gärung", die, nachdem man viel üblen Geruch ausgehalten, für dich und für alle Welt, sogar für die faulenden Körper selbst, in bloßer Null endigt — welcher verständige Verfasser möchte sich gern mit so etwas beschäftigen? Diese Felder der Geschichte sind so bald als immer menschenmöglich zu *unterdrücken*; nur Mephistopheles oder der üble Genius der Menschheit kann sie mit Vergnügen betrachten.

Suchen wir, hie und da, die hauptsächlichen Gipfelpunkte jenes verwickelten, äußerst leeren, traurigen Geschäftes — das wirklich einstmals eine Tatsache in dem praktischen Europa, nicht der bloße Alp von eines Advokaten Traum war — obenhin zu streifen und, soweit als unerläß-

lich, anzudeuten wie der junge Friedrich, Friedrichs Schwester, Vater, Mutter dadurch bedrängt wurden und ihnen beinah das Herz abgedrückt und der Tod bereitet worden wäre.

Kaiserliche Majestät und der Utrechter Vertrag.

Kaiser Karl VI., Haupt des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation zu dieser Zeit, war ein Mann schön von Ansehen, dessen Leben, voller Kosten, Unbestand, schaler Mühe und Abenteuer, wenig fruchtete in dieser Welt und sich eher als eine mühselige Nichtigkeit beschreiben ließe. Er war der zweite Sohn jenes kleinen Leopold, des feierlichen kleinen Herrn in roten Strümpfen, der der Plagen, Schrecken und Laufereien soviel gehabt mit den belagernden Türken, befreienden Sobieskis, raublustigen Vierzehnten Ludwigen; und der zuletzt in einem Meer von nichtiger Mühe endigte, das sie den Spanischen Erbfolgekrieg heißen.

Dieser Karl, der zweite Sohn, war in jenem nichtigen Handel zum „König von Spanien“ ernannt worden; und er begab sich auch mit vieler Sublimität, wiewohl innerlich in einem verarmten Zustand, nach Spanien — unterwegs in England landend, um sich Geld zur Ausstaffierung zu holen — kam an in Spanien und trieb sich da als Titularkönig mit den fechtenden Peterboroughs, Galways, Starembergs etliche Jahre herum; kam aber auf keinen grünen Zweig dort, weder er, noch seine Peterboroughs. Endlich, da Bruder Joseph, Vater Leopolds Nachfolger, mit Tod abgegangen war[1], kam Karl von Spanien heim, um Kaiser zu werden. Und er hätte weise daran getan, zu dieser Zeit das spanische Titularkönigtum aufzugeben; denn sein Daranhängen brachte ihm nie was und wird ihm nie was anderes bringen, als nichtige Mühe. Er hing daran nichtsdestoweniger und hängt noch immer daran zu diesem Datum von Georgs Besuch und weiterhin lange, mit merkwürdiger Hartnäckigkeit. Menschen und Völkern zum Wehe: Strafe, ohne Zweifel, für seine und ihre Sünden! —

Kaiser Karl war außer sich vor Erstaunen und Entrüstung, als die Engländer müde waren für ihn und das Ding zu fechten. Als die Engländer zu ihrem großen Marlborough sagten: „Genug, du erbärmlicher Marlborough! Du hast zwar Ludwig XIV. auf unser Begehren geschmeidig wie Waschleder geschlagen, und das mag allerdings seine Schwierigkeiten gehabt haben: aber zuletzt wollen wir doch lieber das Ding gerade so haben, wie es ohne Fechten gewesen wäre. Du also, zu was taugst du? Du bist einer — den wir wie Kehricht hinausschmeißen, nun da unsere Einsicht zurückgekehrt, und des gemeinen Diebstahls beschuldigen. Geh zum — !“—

Nichts hatte Kaiser Karl je so verdrossen und erstaunt, als diese Behandlung — nicht Marlboroughs, auf den er bloß Rücksicht nahm wie er auf ein Paar Militärstiefel oder ein Sattelpistol von besonderer Qualität Rücksicht genommen haben würde, wegen des Nutzens, der aus ihm zu

[1] 17. April 1711.

ziehen — sondern die Behandlung von Kaiser Karls allerhöchstem Selbst, dem Herzen und Brennpunkt der politischen Natur; in solche Lage versetzt, nun da die filzigen Engländer und Holländer es ablehnten, Blut und Geld länger für ihn herzugeben. „Undankbare, filzige, unbegreifliche Seelen", antwortete Karl, „hat es je seit den christlichen Urzeiten einen solchen Märtyrer gegeben, wie ihr nun aus mir gemacht habt!" So antwortete Karl, in diplomatischem Gestöhn und Geschrei, nach allen Enden Europas hin. Aber die verstockten Engländer und Alliierten, ganz und gar müde des Bezahlens und Blutens, kehrten sich nicht daran; schlossen ihren Utrechter Frieden[1] mit Ludwig XIV. ab, der nun geschmeidig geschlagen war; und nach einem Jahre ärgerlicher Proteste und nichtiger Versuche, auf eigene Rechnung mit Ludwig zu schlagen, ward Karl genötigt, ein Gleiches zu tun. Er hat die spanische Krone verloren, hält aber noch den Schatten davon fest; will den nicht fahren lassen, wenn er anders kann. Er jagt viel, verdaut gut; ist ein sublimer Kaiser, wiewohl innerlich von Geld entblößt, und trägt den Kopf hoch; und dünkt sich, in einigen Phasen seines Lebens, ein Märtyrer und vielduldender Mensch.

Kaiserliche Majestät hat glücklich geheiratet.

Bald nach der Zeit, da er nach Spanien ging, hatte Kaiser Karl eine Ehegemahlin für notwendig erachtet. Er bewarb sich um Karoline von Ansbach, die jetzige englische Prinzessin von Wales, damals aber eine verwaiste brandenburgisch-ansbachische Prinzessin, sehr schön, graziös, begabt und gänzlich unversorgt, die zu Berlin unter der Vormundschaft Friedrichs, des ersten Königs, lebte. Ihre junge Mutter hatte sich wieder verehelicht hoch genug (mit Kursachsen, dem älteren Bruder Augusts des Starken, August damals ohne Aussicht auf das Kurfürstentum) — aber es dauerte nur kurze Zeit: Karolines Mutter und der sächsische Stiefvater waren beide schon lange tot nun. Und so lebte sie zu Berlin, brillant, wiewohl unausgesteuert — wo der rauhe Bursche Friedrich Wilhelm ihr viel nachging, ihr leidenschaftlich treu wie das Bête der Belle; auf den sie, außer als einem ihr loyal ergebenen Burschen, keine Rücksicht nahm, da sie fünf Jahre älter war als er[2]. Die dürftige lichte Karoline, eine junge Dame von edlen adlerhaften Zügen und Geist, erhielt den Antrag, Königin von Spanien zu werden; der Freier ein schöner Mann, der sogar einmal Kaiser werden mochte. Die dürftige lichte Karoline antwortete sogleich: Nein. Sie war niemals sehr orthodox in der protestantischen Theologie; konnte sich aber nicht dazu verstehen, Gewinnes und Ehrgeizes halber zum Papismus überzutreten: dessen sei allezeit zu Karolines Ehren gedacht.

[1] Frieden von Utrecht 11. April 1713, von Rastatt (auf die Präliminarien von Baden folgend) 6. März 1714.
[2] Förster I. 107.

Die spanische Majestät wendete sich zunächst an Braunschweig-Wolfenbüttel; kein Mangel an Prinzessinen da: Prinzessin Elisabeth zum Beispiel; protestantisch auch sie, doch vielleicht nicht so spröde? Der alte Anton Ulrich — ihn kennen einige Leser durch die müßigen Bücher, langwierige Romane vornehmlich, die er geschrieben — war der Großvater dieser begünstigten Prinzessin; ein gutmütiger alter Herr von der müßigen, nur Staat machenden Gattung, in dessen Kopf wahrscheinlich die meisten Dinge in Vokabeln, Kritzelei und Sentimentalität aufgegangen waren, und in dem als sehr real nur eine stetige innere Gravitation zu Lob und Pudding hin wahrnehmbar war. Anton Ulrich, mehr oder weniger beleidigt durch die außerordentliche Erhöhung des Gentleman Ernst und der hannöverschen oder jüngeren braunschweigischen Linie, war sehr froh über den kaiserlichen Antrag und überredete seine schüchterne Enkelin, die auch ehrgeizig, aber nicht ohne Gewissensangst war: Daß der Wechsel von protestantisch zu katholisch eine bloße Kleinigkeit sei, da das Wesentliche in beiden auf eins hinauslaufe; daß er selber, alt wie er wäre, ganz gern mit ihr den Wechsel mitmachen wolle, so leicht sei das. Darauf tat denn die junge Dame den großen Sprung, schwur ihren Glauben ab [1] — ging nach Spanien als Königin (sehr zum Nachteil ihres Teints, aber sonst mehr oder weniger mit gutem Erfolg) — und sitzt nun als Kaiserin neben ihrem Karl VI., in einer hinlänglich grandiosen, mutmaßlich ein wenig langweiligen, aber nicht besonders unglücklichen Weise.

Sie, eine braunschweigische Prinzessin, mit Neffen und Nichten, die uns noch angehen dürfen, ist Kaiser Karls Kaiserin: meines Wissens eine gütige einfache Gemahlin und untadelige souveräne Majestät von der beliebten Sorte — deren wir uns erinnern müssen, wenn wir ihr eines Tages wieder begegnen. Ich füge nur noch hinsichtlich dieser armen, für mich durch eine Tochter, die sie hatte, ausgezeichneten Dame hinzu, daß sie noch immer einige Skrupel hegte wegen des großen Sprunges, den sie im protestantisch-papistischen Felde getan. Als sie fand, daß Anton Ulrich noch immer beim Protestantismus beharrte, schrieb sie ihm aus Spanien: „Warum, o verehrtester Großpapa, haben Sie nicht getan, wie Sie versprochen? Ach, es muß am Ende doch ein Fleck von Todsünde daran haften!" Worauf der alte Herr in seiner absurden Lage wirklich seine Religion wechselte; und er ist in allerhand Genealogien und Geschichten als ein Konvertit bezeichnet — wahrlich ein alter literarischer, herzoglicher und durchlauchtiger Herr dem Busen der Kirche wiedergegeben, auf eine etwas eigentümlich lächerliche Weise [2]. — Doch zu unserer Sache zurück.

[1] 1. Mai 1707 zu Bamberg.
[2] Michaelis I. 131.

Kaiserliche Majestät und die Xanthippe von Spanien.

Seit der Zeit des Utrechter Friedens, da England und Holland es ablehnten, ferner für ihn zu bluten, namentlich seit seinem eigenen, das Jahr darauf mit Ludwig geschlossenen Rastatter Frieden, hatte Kaiser Karl gänzlich allen Halt an der spanischen Krone verloren, und es bestand für ihn nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit, diese schimmernde Substanz je wieder zu fassen. Aber er hielt an ihrem Schatten mit schrecklicher habsburgischer Zäheit fest, weigerte sich zwanzig Jahre lang, unter allerlei Druck, den Schatten fahren zu lassen: „Der spanisch-habsburgische Zweig ist tot; und ich also, vom österreichischen Zweig, der einzige Stellvertreter Karls des Fünften, habe ich nicht, kraft Himmelsgesetz, Anspruch auf alles, was er kraft desselben Gesetzes in Spanien besessen hat? Schlachten von Hochstädt, von Malplaquet, Hofintrigen der Mrs. Marsham und der Herzogin von Marlborough: die mögen Utrechter Verträge, und was ihr irdische Gesetze nennt, herbeiführen — aber ein habsburgischer Kaiser kennt höhere Gesetze, wenn ihr auch tausend Utrechter Verträge schließt; und kraft diesen gehört Spanien ihm!"

Der arme Kaiser Karl: er hatte wirklich einen hohen Gedanken in sich, wenn auch freilich einen sehr irregeleiteten. Titularkönig der Menschen, aber gewaltig verirrt in bloße träge Faselei, leere Feierlichkeit, hochmütigen, auf nichts gegründeten Stolz; ein tief in den Bodensatz seiner faulen Epoche versunkener Kaiser. Wohl war er ein stolzer hoher feierlicher Kaiser, von edlen Manieren, erhabenster Miene und Laune — spanischer Gravität, Zeremonialität, Schweigsamkeit — und hätte auf besserem Schauplatz sich durch Besseres hervortun können, als durch bloße bildsäulenartige Unbeweglichkeit der Haltung, würdevolles Ertragen von Langeweile und habsburgische Zäheit im Festhalten. Es dauerte bis 1735, ehe er sich, nach alle Schätzung übersteigendem Ringen und Winden, dazu verstehen konnte, den Schatten der Krone von Spanien fahren und Europa damit unbehelligt zu lassen.

Das Wesentliche von dem, was man die europäische Geschichte dieses Zeitraums nennt, eine Geschichte, wie sie ein im Geist erstorbener und nur im Magen lebendiger Zeitraum eben haben kann, dreht sich gänzlich um Kaiser Karl und dies sein Haschen nach Schatten. Was allerdings eine sehr traurige und erstaunliche Geschichte abgibt, würdiger, Phänomene fauler Gärung zu heißen als Kämpfe des menschlichen Heroismus für seine Geltung auf unserem Planeten, welche letztere allein verdienen von der Menschheit als „Geschichte" berichtet zu werden.

Auf dem Throne von Spanien, neben Philipp V., dem melancholischen neuen Bourbon, Ludwigs XIV. Enkel, saß Elisabeth Farnese, ein xanthippisches halsstarriges Weib, dessen ehrgeizige Gelüste an Hartnäckigkeit jenen des Kaisers Karl nichts nachgaben und sich als nicht ganz so schatten-

haft erwiesen. Elisabeth verlangte gleichfalls verschiedene Dinge: Verzichtleistung auf eure (Kaiser Karls) schattenhaften Ansprüche, ja auf mehrere wirkliche Usurpationen, die ihr und eure Verträge an den tatsächlichen Besitzungen Spaniens verübt — das Königreich Sizilien zum Beispiel, die Niederlande zum Beispiel, Gibraltar zum Beispiel. Namentlich ist da aber eine Sache, die, wie wir bemerken, der Elisabeth Farnese durchaus unentbehrlich ist: die künftige Versorgung ihres teuren Knaben Carlos, nämlich Carlos, den sie als des spanischen Philipps zweite Gemahlin Spanien und der Welt als zweiten oder nachträglichen Infanten geschenkt hat — ein beschwerliches Geschenk für Spanien und andere.

„Dieser teure Knabe, er muß sicherlich seine italienischen Apanagen, die ihr für ihn bestimmt habt, erhalten: die Herzogtümer Parma und Piacenza, die bald unbeerbt erledigt sein werden. Bürgschaft für diese italienischen Apanagen, einer Mutter genügend: Man lasse uns sogleich spanische Besatzungen nach Parma und Piacenza bringen! Wie können wir sonst der Erlangung dieser unentbehrlichen Apanagen bei ihrer Erledigung gewiß sein?" Bezüglich dieses Punktes war Elisabeth Farnese positiv, mütterlich heftig, wollte sich keine Verneinung, keinen Vorwand oder Aufschub gefallen lassen: „Laßt mich erst einmal sehen, daß ich diese Herzogtümer wirklich haben werde: das zuvörderst; oder aber nicht nur das, sondern noch zahlreiche andere Dinge werden von euch gefordert werden!"

Auf der anderen Seite konnte auch der Kaiser, der seine Herzogtümer liebhatte und immer noch hoffte, sie durch irgendeine Wendung des Spieles zu behalten, sich niemals entschließen, in diesem Punkt nachzugeben. Darauf wurde Elisabeth immer xanthippischer, gab wilden Ratschlägen Gehör, nahm einen Alberoni, einen Ripperda, jeden Landläufer von diplomatischem Bullenbeißer auf und ließ sie auf den Kaiser und ihre übrigen Widersacher los. Zum Schrecken der Menschheit, die einen allgemeinen Krieg befürchtete. Sie hielt den Kaiser in Spannung, die Menschheit in Angst, und an zwanzig Jahre lang schwebte fortwährend ein panischer Schrecken über Europa, daß Krieg ausbräche und die ganze Welt Feuer finge. Die sogenannte Geschichte von Europa schaukelte von einer Seite auf die andere, entsetzlich hin- und herschwankend je nach den Stößen und Ausfällen, die diese zwei Riesengestalten, kaiserliche Majestät und die Xanthippe von Spanien, aufeinander taten — zwanzig Jahre lang und länger, bis erst das Duell zwischen ihnen entschieden war.

Dennoch kam es zu so gut wie keinem Kriege, zweimal sprühte der Krieg ein wenig — 1718, Byng zu Messina, wie wir sahen, und dann, 1727, ein zweites Sprühen, wie wir sehen werden — aber die Nachbarn liefen allemal mit Eimern herbei und dämpften es. Kein Krieg der Rede wert, aber ein solches Verhandeln, Diplomatisieren, allgemeines Hoffen, allgemeines Fürchten und unendlicher Lärm um nichts, dergleichen man

selten gehört hat. Denn außer Friedrich Wilhelm, der seine 50 000 Mann (80 000 später, und allmählich das Doppelte jener Zahl) einübt, sehe ich kein gekröntes Haupt in Europa, das nicht, mit unermeßlichem Apparat, einfach **nichts** tut. Ach, in einem Zeitalter der allgemeinen Untreue gegen den Himmel, wo die himmlische Sonne **gesunken** ist, begeben sich seltsame Spukjagden. Ein Faktum, das Beherzigung verdient. — Zwanzigjähriges Duell mit Elisabeth Farnese wegen der Eventualitäten von Parma und Piacenza und des Schattens der verlorenen Krone von Spanien; das war der erste große Spuk von Kaiser Karls Dasein, war aber nicht der einzige.

Kaiserlicher Majestät pragmatische Sanktion.

Dem Kaiser Karl mangelte es an Erben, was eine weitere wirkliche Sorge für ihn ausmachte und ihn in vieles Schattenjagen verwickelte. Seine Gemahlin, die gedachte durchlauchtige braunschweigische Kaiserin, schenkte ihm zwar endlich Kinder, schenkte ihm einen Knaben sogar; aber der Knabe starb binnen Jahresfrist, und im ganzen blieben nur zwei Töchter, Maria Theresia die ältere von ihnen, geboren 1717 — das hübscheste Mädchen von der Welt — kein Sohn, Kaiser Karl zu beerben. Unter diesen Umständen brachte Kaiser Karl nun, im Jahre 1724, eine Urkunde zutage, die er insgeheim bereits 1713, unter bloßem Mitwissen seiner Geheimräte und anderer offizieller Zeugen, ausgestellt hatte[1], und publizierte sie feierlich der Welt als eine Sache, von der alle Menschen Kunde zu nehmen hätten. Wohl hatten alle Menschen Kunde genug von diesem kaiserlichen Stück Schafshaut, ehe sie, dereinst in fünfundzwanzig Jahren, damit fertig wurden[2]. Eine sehr berühmte pragmatische Sanktion, jetzt publiziert der Welt zum Trost!

Durch diese Urkunde hat Kaiser Karl, kraft der ihm innewohnenden Machtvollkommenheit, förmlich bestimmt und festgesetzt, in der Form einer sogenannten pragmatischen Sanktion oder unabänderlichen Gesetzes in seinem kaiserlichen Hause: „Daß in Ermangelung von Manneserben seine Töchter sukzedieren sollten, die älteste zuerst, in Ermangelung von Töchtern seine Nichten, und mit einem Wort, daß weibliche Erben, nach dem Grade ihrer Blutsverwandtschaft mit Kaiser Karl und nicht mit früheren Kaisern zählend, ebenso gut sein sollten als leibliche Manneserben Kaiser Karls gewesen sein würden." Eine pragmatische Sanktion ist der hohe Name, den er diesem Instrument oder dem Akt, den es darstellt, gibt, da „pragmatische Sanktion", in der kaiserlichen Kanzlei und in einigen anderen, der herkömmliche Titel ist für Gesetze von sehr un-

[1] 19. April 1713 (Stenzel III. 522).
[2] Frieden von Aachen 1748.

widerruflicher Natur, die ein Souverän in Dingen erläßt, die nur ihn selber, oder was er als seine eigenen Rechte betrachtet, angehen[1].

Diese pragmatische Sanktion Kaiser Karls, ausgestellt 19. April 1713, ward „nach und nach", einmal hier, ein andres Mal anderswo, zwischen 1720 und 1724[2] verkündet — in welch letzterem Jahre sie allgemein bekannt und allen Höfen und Souveränitäten zugesandt wurde, als ein unabänderliches Gesetz kaiserlicher Dinge. Somit hofft der gute Mann, daß seine schöne kleine Theresia, die nun sieben Jahre zählt, ihm in den österreichischen Staaten und Würden nachfolgen solle, gerade wie ein Sohn, und daß unberechenbarem Schaden, Kriegen und Veranlassungen zu Krieg vorgebeugt sei, für sein Haus und für die ganze Welt.

Die Welt, die nicht an morgen glaubt in ihrer lässigen Art, war nicht hinlänglich aufmerksam auf dies neue Gesetz der Dinge. Einige, die es persönlich anging, wie die sächsische Souveränität und die bayerische, stellten seine Rechtmäßigkeit in Abrede: erinnerten den Kaiser, daß er nicht der Noah oder Adam der Kaiser wäre, und daß der Kasus weiblicher Erben kein ganz neuer Gedanke auf Schafshaut sei. Nein; es gibt ältere pragmatische Sanktionen und Bestimmungen, von früheren Kaisern hochseligen Andenkens, vermöge derer, wenn Töchter an die Reihe kommen sollen, wir Nachkömmlinge kaiserlicher Töchter älteren Geblüts mit dreinzureden haben werden! — Darauf antwortet Kaiser Karl standhaft, mit endlosen Rechtsausführungen, daß jeder Kaiser ein Patriarch und Urmensch sei in solchen Dingen, und daß es so von ihm pragmatisch sanktioniert worden sei, und so solle und müsse es unwiderruflich sein und bleiben. Die übrigen Mächte und lässigen unparteiischen Souveränitäten der Welt überhäufte er mit Gesandtschaften, mit dringenden Vorstellungen, und ließ sich keine Mühe verdrießen, sie zu überzeugen, daß sicherlich das Morgen kommen werde, und daß es alsdann ein Heil sein werde, diese pragmatische Sanktion anerkannt und als ein Naturgesetz vorliegen zu haben, um sich daran zu halten und unabsehbare Kontroversen zu vermeiden.

Dies war ein fernerer ungeheurer Schatten oder verwirrter hochaufgetürmter Kontinent von Schatten, an dem unser armer Kaiser mit gewohnter Zähigkeit festhielt. Seiner teueren pragmatischen Sanktion Zustimmungen und Versicherungen zu verschaffen, war forthin, sogar mehr noch als der Schatten der spanischen Krone, und mehr als alles nachdem er diesen aufgegeben hatte, das eine große Geschäft seines Lebens, mit dem er ganz Europa in beständigem Kreißen und Diplomatisieren hielt; Botschafter und weniger sichtbare Sachwalter nach jedem hohen souveränen

[1] Eine nur selten vorkommende Akte, wie es scheint, und um so feierlicher daher. Karl VI. von Frankreich bewilligt, 1438, der gallikanischen Kirche ihre Freiheiten durch eine „Sanction Pragmatique"; Carlos III. von Spanien (1759 das Königreich beider Sizilien auf seinen dritten Sohn übertragend) stellt ebenfalls eine aus — welche das letzte Beispiel einer „pragmatischen Sanktion" in dieser Welt ist.

[2] Stenzel III. 522. 523.

Hof und nach jedem niederen ausstrahlend, mit Bestechungen und mit Bitten und Vorschlägen unermüdlich unterhandelnd, auf jede Weise und mit jedermann. Denn es war sein Abendlied und sein Morgengebet, die große Bedeutung des Lebens für ihn, bis das Leben endete. Man hätte sagen mögen, die erste Frage, die er an jedwedes Geschöpf richte, sei: „Willst du dich mit mir über meine pragmatische Sanktion vertragen? Oh, erkenne sie an; nimm dies neue Naturgesetz an: wenn das Morgen kommt, dann wird es dir zum Heil gereichen!"

Die meisten fremden Potentaten nahmen das Ding lässig an — wie man eben Dinge, die ins Weite gestellt und ungewiß sind, annimmt — machten Verträge darüber, da der Kaiser soviel Wert darauf zu legen schien. Nur Bayern, das Erbansprüche hatte, weigerte sich. Ebenso schlug es Sachsen (August der Starke), welches in gleichem oder noch besserem Falle war, lange rund ab; wollte durchaus nicht — höchstens gegen eine Entschädigung. Der gescheite kleine Prinz Eugen, der Geviertmeilen von Briefen und diplomatischem Kram über den Gegenstand diktierte (Briefe von einer soliden Tiefe der Langweiligkeit, die zuletzt beinahe erhaben wird), pflegte Seiner Majestät zu sagen: „Verträge, Ew. Majestät? Eine gut eingeübte Armee und ein voller Schatz: das ist der einzige Vertrag, der dieser pragmatischen Sanktion Geltung verleihen kann!" Aber Seine Majestät wollte niemals glauben. Und so diktierte der gescheite alte Eugen — oder gab wohl, so hoffen und erraten wir, seinem Schreiber irgendein Stichwort und schrieb seinen Namen (in drei Sprachen, „Eugenio von Savoye") unter diese Geviertmeilen langweiligen epistolarischen Zeugs — und nahm vermutlich spanischen Schnupftabak, wenn er fertig war. Denn er führt ihn in beiden Westentaschen mit sich — hat (wie seine Porträts uns noch sagen) das Atmen durch die Nase aufgegeben. Der gescheite kleine Kopf, mit einem Strahl wie von des Himmels Blitz in sich, der aber nun sehr alt und schnupfig wird.

Schatten der pragmatischen Sanktion, Schatten der spanischen Krone — diese Schattenjagden des Kaisers in Wien, namentlich die der pragmatischen Sanktion, waren das, was unsere preußische Doppelheirat durchkreuzte, die so weit ab davon lag. Dies war es, was Friedrich, Wilhelmine und deren Vater und Mutter beinahe das Herz zerbrach. Denn nimmer ist solches Verhandeln dagewesen, nicht einmal in den frommen Zeiten um die Aufnahme in das Himmelreich. Und das offene Treiben, noch mehr die geheimen Minen und Maulwurfsgänge, erstreckte sich überallhin. Offen und unterirdisch, kein souveräner Sterblicher konnte sagen, daß er sicher davor sei, er mochte anerkennen oder nicht. Friedrich Wilhelm hatte freudig und mit ganzem Herzen die pragmatische Sanktion anerkannt, und zwar offen, im Angesicht der Sonne, und bildete sich vorschnell ein, er sei damit fertig. Bis er mit Entsetzen gewahr ward, daß die kaiserlichen Maulwürfe, um das Gewisse doppelt gewiß zu halten,

seit Jahren unter dem Grund seines Hauses gewesen und nahe daran waren, es auf allerscheußlichste Art über ihn herabzubringen!

Dritter Schatten: Kaiserlicher Majestät Ostendische Kompanie.

Ein weiterer Gegenstand, den Kaiser Karl zu dieser Zeit mit einigem Fleiß betrieb, und der sich gleichfalls als ein Schatten erwies, wie sehr er auch die Menschheit behelligte, war seine „Ostendische Kompanie". Der Kaiser hatte das verarmte Spanien, das reiche England, reiche Holland gesehen; er hatte löbliche Begriffe vom Handel und dessen Vorteil gefaßt. Er sagte zu sich: Warum sollen meine Niederländer nicht ebensogut wie diese Engländer und Holländer Handel nach dem Osten treiben und reich werden wie sie? Er instituierte eine „Ostendisch-ostindische Kompanie", durch Patente und die erforderlichen kaiserlichen Schafshäute, Datum 17. Dezember 1722 [1], gab ihr soviel Freiheit, nach dem Osten zu handeln, als er zu geben vermochte. „Unmöglich!" antworteten die Holländer mit verstörtem Antlitz: „Unmöglich, sagen wir, gegen den Vertrag von Westfalen, von Utrecht, den Barrieretraktat; und verderblich für die besten Interessen der Menschheit, namentlich für uns und unsere Handelsprofite! Wir werden eure Schiffe wegnehmen müssen, wenn ihr je welche ausschickt!"

Worauf der Kaiser erwiderte, ernsthaft, emsig, sieben Jahre lang — vergebens. „Wir nehmen eure Schiffe weg, wenn ihr je welche ausschickt", antworteten die Holländer und Engländer. Welche Schiffe je von Ostende nach dem Osten hätten geschickt werden oder welches Unheil sie dort hätten anrichten können, bleibt ein Geheimnis, dank den monopolisierenden Seemächten.

Des Kaisers löblicher Eifer für den Handel mußte sich in seinen adriatischen Landen ausgeben — im Erteilen von Privilegien an die Häfen von Triest und Fiume [2], Anlegen von Straßen durch das dalmatische Gebirgsland, die bis zur heutigen Stunde nützlich sind — vermochte aber nicht, wie beabsichtigt, auf die Niederlande einzuwirken. Des Kaisers kaiserliche Ostendisch-ostindische Kompanie, welche die diplomatische Welt für die folgenden sieben Jahre erschütterte und Europa in die fürchterlichsten Schwankungen brachte, erwies sich als eine bloß papierne Kompanie; schickte niemals Schiffe aus, erzeugte nur diplomatischen Schriftenwechsel und „verharrte gehorsamst". Dies war der dritte große Schatten, den der Kaiser jagte, die ganze Welt erschütternd, die arme ungelenke Welt, indem er ihm nachschritt, und auch dies endete in Null — und mehreren Tonnen diplomatischer Schriften, einst von atemlosen Stafetten über-

[1] Buchholz I. 88; Pfeffel: Abrégé Chronologique de l'histoire d'Allemagne (Paris, 1776) II. 522.
[2] Hormayr: Oesterreichischer Plutarch X. 101.

bracht und jetzt so still, samt und sonders dem Acheron zugravitierend und interessant für die Spinnen nur.

Der arme gute Kaiser: er soll ein menschlicher stattlicher Herr gewesen sein, stattlich wenn auch von kurzer Statur, begnadigte gern Verbrecher, wo er konnte, sehr artig gegen Muratori und die Altertumsforscher, selbst gegen den englischen Rymer im Eröffnen seiner Archive — und legte Straßen im dalmatinischen Gebirgsland an, die bis auf den heutigen Tag dauern. Es wundert mich nicht, daß er immer finsterer wurde und sich mehr und mehr dem soliden stummen Weidwerk hingab. Seine politische Parforcejagd, mit so vielen zweifüßigen Dachshunden und gesandtschaftlichen Spürhunden, die die Welt mit ihrem Bellen und Wühlen behelligten, hatte sich als ein Jagen nach Schatten erwiesen und zerschmolz gar sonderbar in dünne Luft!

Drittes Kapitel / Die sieben Krisen oder europäischen Geburtswehen

Im Verlauf dieses so schrecklichen Duells mit Elisabeth Farnese und des allgemeinen Kampfes der Schatten, der Europa damals mit jedem neuen Stoß und Ausfall beben machte und Europa jetzt gähnen macht, wenn man nur davon spricht, brach zweimaliges Sprühen wirklichen Krieges aus. Byngs Seesieg zu Messina 1718 und spanische „Belagerung Gibraltars" 1727 sind die Hauptphänomene dieser zwei Kriege — in welchen beiden England, wie gewöhnlich, einen Schuß mittat, wiewohl es sie nun beide vergessen hat. Und im ganzen kamen, soweit ich zählen kann, sieben große diplomatische Zuckungen oder Krisen — verzweifeltes allgemeines europäisches Traktatschließen, nach dieser Seite und dann nach jener, darunter zwei feierliche Kongresse, mit endlosen ergänzenden Beitritten seitens der kleineren Mächte. Sieben große Muttertraktate, nicht zu reden von den Töchtern oder ergänzenden Beitrittserklärungen, die sie gehabt; ganz Europa siebenmal krampfhaft sich erhebend und sein Äußerstes tuend, um diesen schrecklichen Alp abzuschütteln, ganz Europa siebenmal die Farbe verändernd, wie ein siedender Hummer, zwanzig Jahre lang. Sieben diplomatische Krisen sagen wir, sichtbare Farbenveränderungen an dem lange leidenden Hummer, und zwei sogenannte Kriege — ehe diese ungeheure Null erledigt werden konnte. Welche hohen Traktate und Transaktionen die menschliche Natur, nachdem sie lange darin geforscht, sich sträubt aufzuzählen. Apanage für Kind Carlos, Gespenst einer pragmatischen Sanktion: waren das nicht ein paar Fragen für die Menschheit? Kein Wort sei darüber gesprochen, höchstens mit Bedauern und aus offenbarem Zwang.

Zur Bequemlichkeit des Lesers müssen wir, wenn auch mit Widerstreben, die hervorragenden Punkte davon anmerken. Hervorragende Punkte, die meist nun im Orkus versunken und irdisch interessant nur für die Spinnen sind — außer etwa bei einer Gelegenheit wie dieser, wenn etwas davon an der Geschichte eines denkwürdigen Menschen haftet. Für uns sind sie bloße Aufsprudelungen der allgemeinen faulen Gärung der damaligen politischen Welt; sie sind so unlieblich, daß wir nicht länger

als unbedingt nötig bei ihnen verweilen möchten. Tripelallianz, Quadrupelallianz, Kongreß von Cambrai, Kongreß von Soissons, Besprechung von Pardo, Vertrag von Hannover, Vertrag von Wusterhausen, was sind sie? Das Echo antwortet: Was? Ripperda und die Königin von Spanien, Kaiser Karl und seine pragmatische Sanktion sind verblichen für jeden Geist. Die Unruhen von Thorn (ihrer Zeit eine ziemlich traurige papistisch-protestantische Tragödie) — wem liegt nun daran, davon zu wissen? Wird es doch viel sein, daß wir für die armen salzburgischen Emigranten einiges Gehör finden, wenn sie nach Preußen selbst gelangen. Die geplagte menschliche Natur sollte endlich von dem handgreiflich Überflüssigen befreit werden, und wenn etliche wenige denkwürdige Dinge in Erinnerung bleiben sollen, müssen erst Millionen undenkwürdige ehrlich begraben und vergessen sein! Doch zu unserem Geschäft — die hauptsächlichsten Aufsprudelungen in der gedachten allgemeinen faulen Gärung aufzuzeichnen, soweit sie uns angehen.

Kongreß von Cambrai.

Wir sahen bereits Byng eine Seeschlacht in der Meerenge von Messina liefern; das gehörte zur zweiten Krisis — Folge, in Pulver und Blei, der ersten die bis dahin Papier gewesen war. Die Mächte waren, durch Tripel-, durch Quadrupelallianz, ins Mittel getreten, das spanisch-österreichische Duell (wegen Apanage für Kind Carlos und wegen einer Menge anderer Schatten) zu dämpfen: „Tripelallianz“[1], sei bemerkt, war, als Frankreich, England und Holland Bedingungen für einen Vertrag zwischen dem Kaiser und der Xanthippe mühsam aussuchten: „Quadrupelallianz“[2], als der Kaiser nach vielem Zureden als vierter beitrat und grollend sagte: „Meinetwegen!“ Byngs Seeschlacht war, als die Xanthippe sagte: „Nein, beim —! Alberonische Anschläge! Nie und nimmermehr will ich solchen Bedingungen mich fügen!“ und den armen Kaiser in seinen beiden Sizilien und sonst angriff. Byngs Seeschlacht, zum Beistand eines leidenden Kaisers und seiner Sizilien, geschah infolgedessen. Außerdem rückten die Franzosen in Spanien ein, bis Messina wiedergenommen sei, ja, die Engländer unternahmen auch zu Land einen Streich gegen Spanien, „die Landung auf Vigo“, wie sie es nennen. — In diesem Zusammenhang schalten wir nachstehende lose Aufzeichnung ein:

„Selbigen Jahres“ (1719, ein Jahr nach Byngs Seeschlacht, Messina eben wiedergenommen) „geschah, entworfen von dem kräftigen Obristen Stanhope, unserm Residenten in Madrid, der persönlich dabei mitwirkte, eine ‚Landung auf Vigo‘, plötzliche Überrumpelung der Stadt und der Schiffe in jener galizischen, nordwestlichen Gegend, welche vollkommen gelang — unter Lord Cobhams Befehl — und viel Aufsehen in der Welt machte; füllte alle Zeitungen zu jener Zeit: ist aber nun für uns wieder in völlige Stille gesunken — bis auf diesen einen äußerst unbedeutenden Punkt: daß nämlich ‚in Handysides Regiment‘ ein Leutnant zu Fuß namens Sterne mit dabei

[1] 4. Januar 1717.
[2] 18. Juli 1718.

war, der bei seiner armen Frau zu Plymouth einen sehr merkwürdigen Knaben, Lorry oder Laurenz genannt, zurückgelassen hatte, welcher seitdem weltbekannt geworden ist. Wenn Lorry in seinem Leben schreibt: ‚Mein Vater ging mit der Expedition nach Vigo', so mag der Leser verstehen, daß dieses damit gemeint ist. Seltsam genug: jener arme Leutnant zu Fuß ist nunmehr so ziemlich alles, was von dieser sublimen Unternehmung gegen Vigo im Gedächtnis der Menschheit übrig ist — gleichsam an einem Haar da hängend, bis auch der arme Tristram Shandy vergessen sein wird[1]."

Kurz, die Franzosen und sogar die Engländer brachen in Spanien ein; der englische Byng und andere bohrten spanische Schiffe in den Grund: Xanthippe war genötigt ihrem Alberoni den Laufpaß zu geben und sich zu fügen. Sie mußte am Ende doch der „Quadrupelallianz" beitreten, machte damit aus dieser sozusagen eine Quintupel, da sie in der Tat Frieden schloß[2] — und zu Cambrai soll ein allgemeiner Kongreß zusammentreten und die Einzelheiten austragen.

Also trat der Kongreß zu Cambrai 1722 — „im Laufe des Jahres", da die Gesandten langsam eintrafen — zusammen; Datum nicht genau bestimmbar auf Tag oder Monat. Der Kongreß „saß", wie wir sagten — oder war leider noch immer bloß bemüht sich zu setzen, umherwandernd zwischen den Stühlen — als Georg I. an jenem Abend, Oktober 1723, nach Charlottenburg kam und Wilhelmine mit einem Lichte besichtigte. Ein flauerer Kongreß war nie und nimmer in dieser Welt versammelt. Austragung erwies sich schwierig, um so mehr, als keine der streitenden Parteien sie wünschte. Kaiser und Xanthippe, wie erschöpft hingesunken, waren doch nicht im mindesten geneigt sich zu verständigen; lagen da, diplomatisch zähneknirschend gegeneinander, bereit, von neuem loszuschlagen, sollte Kraft zurückkehren. Schwierig für dritte Personen, zwischen einem solchen Paar zu schlichten. Ja am Ende kam des Kaisers ostendische Kompanie zutage: was wollen dritte Parteien, namentlich Holländer und Engländer, damit anfangen?

Man denke sich nur, dieser arme Kongreß brachte zwei Jahre mit „Präzedenzstreitigkeiten", bloßem Luftklopfen zu; konnte gar nicht zum Sitzen kommen, sondern wanderte zwischen den Stühlen umher, bis „Februar 1724". Und auch dann brachte er nicht die mindeste Leistung zustande; der flaueste menschlicher Kongresse, und denkwürdig dafür, wenn auch für weiter nichts. Dort in dem uralten stillen Cambrai, durch das dritte Jahr und in das vierte gehend, waren Gesandte, spanische, österreichische, englische, holländische, französische, mit feierlicher Ausstaffierung, jeder mit einem großen Schweif — „Lord Whitworth", der mir unbekannt, „Lord Polwarth" (nachmals Graf von Home, ein Freund Popes) waren die englischen Hauptpersonen[3] — dort, an vier Jahre lang, waren diese armen Mitgeschöpfe beflissen, Wasser mit Sieben auszuschöpfen.

[1] Memoirs of Lawrence Sterne, written by himself for his Daughter. (S. Annual Register, Jahr 1775, p. 50—52.)
[2] 17. Februar 1720.
[3] Schöll II. 197.

Durch die Pforte der Träume gesehen, steigt ihre Gestalt dem Sinne fast großartig auf.

Ein gewisser lichter junger Franzose, François Arouet — der für eine juristische Laufbahn verdorben ist, dessen Oedipe wir auf den Bühnen Glück machen sahen und der, unter dem neuen Namen Voltaire, sehr denkwürdig für uns werden wird — kam zufällig des Weges auf einer seiner vielen Reisen nach Holland und sah wirklich diesen Kongreß, der damals im ersten Jahre seines Daseins war. Sah ihn und speiste vermutlich mit ihm. Ein Brief, der auf uns gekommen und noch nicht, wie so vieles andere, den Spinnen anheimgefallen ist, bezeugt dies Faktum. Lesen wir einen Teil davon, den weniger verächtlichen Teil — als ein an sich höchst geringfügiges Stück, jedoch als gewissermaßen nunmehr das einzige übriggebliebene Denkmal dieses außerordentlichen Kongresses, da das eigene Wirken und die Geschichte des Kongresses im übrigen gänzlich für immer den Spinnen anheimgefallen ist. Der Brief ist an den Kardinal Dubois gerichtet — denn Dubois, „mit dem Ziegengesicht“[1], lebte noch (im ersten Jahre dieses Kongresses), und der Regent Orleans lebte, aufs gespannteste hier als dritte Partei interessiert — und ein ziegenköpfiger Kardinal, einstmals Kuppler und Lakai, häßlichste der erschaffenen Seelen, Erzbischof dieses selbigen Cambrai, „unter Gottes Zulassung“ und Beelzebubs Gunst, konnte einem jungen Kerl förderlich sein, wenn es ihm beliebte:

„An Seine Eminenz Kardinal Dubois.

(Von Arouet Junior.)

Cambrai, Juli 1722.

*** Soeben sind wir in Ihrer Stadt angelangt, Monseigneur, wo, wie mir deucht, alle Gesandten und alle Köche von Europa sich Rendezvous gegeben haben. Es scheint, als ob Deutschlands sämtliche Minister sich hier zu dem Zweck versammelt hätten, ihres Kaisers Gesundheit auszubringen. Was die Herren Gesandten von Spanien anlangt, so hört der eine zwei Messen täglich und der andere kümmert sich um die Komödiantentruppe. Die englischen Minister“ (ein Lord Polwarth und Lord Whitworth), „schicken viele Kuriere nach der Champagne und wenige nach London. Im übrigen erwartet niemand Ew. Eminenz hier; man glaubt nicht, daß Sie das Palais Royal verlassen werden, um die Schafe Ihrer Herde hierzulande zu besuchen“ — o nein! — „Es wäre zu schlimm für Ew. Eminenz und uns alle. ** Gedenken Sie, Monseigneur, zuweilen eines Menschen, der“ — Ew. ziegenköpfige Eminenz als ein schönes geistreiches Wesen ansieht und mit einem Talent für die Konversation behaftet ist, wie noch nicht dagewesen. — „Das einzige, was ich mir zu Paris“ von Ew. ziegenköpfigen Eminenz „erbitten will, ist, daß Sie so gut sein möchten, mit mir zu sprechen[2].“ ***

Ach leider! — Die verächtlicheren Stellen dieses Briefes lassen wir weg, da sie nicht Geschichte des Kongresses, sondern Arouets des Jüngeren auf der Schattenseite sind. Das Gegebene genügt, um zu bezeugen, daß dieser Kongreß wirklich existierte, daß sein Perückentum und er nicht

[1] Herzogin von Orleans: Briefe.
[2] Oeuvres de Voltaire, 97 vols. (Paris, 1825—1834) LXVIII. 95. 96.

allezeit gewesen, was sie jetzt sind, ein Stück von einer Alpdrucksvision in der Menschengeschichte.

Als Elisabeth Farnese sah, welchen Schritt der Kongreß zu Cambrai einschlug, verging ihr die Geduld; und da ihr mehr und mehr Erbitterungen dort erstanden, bediente sie sich zuletzt eines gewissen Ripperda, eines erstaunlichen holländischen Schwarzkünstlers, der nun ihr Minister war, um dem Kongreß (sozusagen) den Boden unter den Füßen wegzuziehen und ihn solchermaßen heimzuschicken. Was Ripperda vollbrachte. Wohl eine angemessene Katastrophe und nicht unerquicklich für den Leser, worüber er sich deshalb vielleicht noch ein Wort gefallen läßt?

Dem Kongreß von Cambrai wird der Boden unter den Füßen weggezogen.

Xanthippe Elisabeth hatte nun einen gewissen Ripperda zum Minister, einen erstaunlichen holländischen Abenteurer, einst holländischer Gesandtschaftssekretär in Madrid, der, seine Gelegenheit wahrnehmend, diese untergeordnete Laufbahn verlassen, seine Religion gewechselt, in Elisabeths königliche Gunst sich eingeschlichen hatte und nun „Herzog von Ripperda" war und ein diplomatischer Bullenbeißer von der ersten Sorte, voll mächtiger Entwürfe und Hoffnungen, kurz, ein neuer Alberoni für die Xanthippenkönigin. Dieser Ripperda hatte ihr eingeredet (als das dritte Jahr unseres flauen Kongresses nun vergebens zu Ende lief): Daß, wenn er direkt nach Wien gesandt würde, er den Kaiser mit Ihrer Majestät aussöhnen und einen Vertrag zwischen ihnen zustande bringen könne, ohne den Kongreß. Er ward also in aller Stille abgesandt, hatte eine Zeitlang bereits günstige Berichte von seinem dortigen Wirken gegeben, als im Frühjahr 1725 von seiten Frankreichs — wo der Regent Orleans nun gestorben und eine neue Politik im Gange war — jene „Rücksendung" der armen kleinen spanischen Infantin[1] und Verehelichung des jungen Ludwig XV. an eine andere sich begab, was Elisabeth und den spanischen Hof, nicht unnatürlich, vor Zorn ganz außer sich brachte.

Warum sie die arme kleine Dame auf so verletzende Weise heimschickten? Es scheint, es geschah aus keinem besonderen Grund, außer daß der französische Ludwig nun etwa fünfzehn und die kleine spanische Theresia erst acht Jahre alt war, und daß unter dem Herzog von Bourbon, dem neuen Minister, der nicht zu den weisesten gehörte, ausdrücklich oder implizite „ein heißer Wunsch königliche Nachkommenschaft gesichert zu sehen" sich geltend machte. Wofür natürlich eine achtjährige Gemahlin nicht zweckdienlich war. Man schickte sie also zurück, und zwar, wie es heißt, sehr ungeschickt — indem der französische Gesandte zu Madrid seine Eröffnung nicht mit leichtem Präludieren gewandter Rede, sondern mit

[1] „5. April 1725, verließ Paris" (Barbier, Journal du Règne de Louis XV. I. 218).

einem Sturm von Tränen und heulendem Lamentieren einleitete, als ob das die Weise wäre, König Philipp und seine Xanthippe Elisabeth zu versöhnen. Ausbruch der Entrüstung war die natürliche Folge ihrerseits; Befehl an alle Franzosen, binnen achtundvierzig Stunden jenseits der Grenze zu sein; unbedingte Verschmähung aller französischen Vermittlung zu Cambrai oder anderswo; Anfrage bei den Engländern, ob sie etwa vermitteln wollen? und als man da ein bloßes „Hm!" mit Blicken der Hinhaltung zur Antwort gab, Befehl durch Stafette an Ripperda, sofort mit dem Kaiser einen Vergleich zu schließen; jeden Vergleich fast, wenn er nur sofort zu haben sei. Ripperda schloß einen Vergleich: Traktat von Wien, 30. April 1725[1]: „Titel und Schatten sollen beiderseitig auf Lebzeiten beibehalten werden, danach sollen sie eingehen. Was aber Realitäten betrifft, darunter Parma und Piacenza, so mag es damit dem Utrechter Vertrag gemäß bleiben, können im ganzen arrangiert werden — und in der Tat, je weniger von Parma und Piacenza die Rede ist, desto besser vielleicht für jetzt." Dies war, im wesentlichen, Ripperdas Traktat; die dritte große europäische Geburtswehe oder Farbenveränderung im lange leidenden Hummer. Dadurch war natürlich der Kongreß zu Cambrai, da der Boden unter ihm mirakulös verschwand, unversehens aus; und er sinkt von da ab — tief jenseits menschlicher Gesichtsweite nunmehr — dem bodenlosen Pfuhl entgegen. Solchermaßen war der Anfang, solchermaßen das Ende jenes Kongresses, den Arouet le Jeune 1722 als eine zeitgenössische Tatsache in Lockenperücken Champagner trinken und Komödien für sich arrangieren sah.

Frankreich und die britannische Majestät bringen das Schiff wieder ins Gleichgewicht. Wodurch Friedrich Wilhelm mit hineinkam. Vertrag von Hannover 1725.

Die Veröffentlichung dieses Wiener Vertrags (30. April 1725) — mirakulöses Verschwinden des Kongresses zu Cambrai durch Wegziehung des Bodens unter seinen Füßen und enge Verbindung der Höfe von Spanien und Österreich als das Ergebnis seiner langsamen Tätigkeit — erfüllte Europa, und namentlich die „vermittelnden Mächte", mit Staunen, Zorn und Schrecken. Warf plötzlich das europäische Schiff auf seine andere Seite hinüber — die andere Kanonenlage unter Wasser. Also, um's Himmels Willen, bringt euer Schiff, wenn möglich, wieder ins Gleichgewicht, ihr hohen vermittelnden Mächte. Dazu waren die vermittelnden Mächte löblich bei der Hand. Der Herzog von Bourbon und sein junger, eben im Heiraten begriffener König waren zum Frieden geneigt; besorgt um das Gleichgewicht: noch mehr war dies Fleury, der auf den Herzog von Bourbon folgte. Kardinal Fleury (mit seinem Zögling Ludwig XV. unter sich, der königliche Nachkommenschaft und nichts Schlimmeres oder

[1] Schöll II. 201; Coxe, Walpole I. 239—250.

Besseres vorerst erzeugte) begann das Jahr darauf seine lange Herrschaft in Frankreich; ein alter hochwürdiger Herr von schlauem, listig feinem Wesen und, ebenso wie Georg I., dem Krieg sehr abhold, wenn nicht gerade dazu gezwungen: keine vermittelnde Macht, nun und forthin, besorgter als Frankreich, das Schiff im Gleichgewicht zu halten.

Georg und Bourbon steckten die Köpfe zusammen, in tiefer Erwägung dieses schier schauerlichen Zustandes des irdischen Gleichgewichts; und nach Verlauf von etwa sechs Monaten kamen sie, auf ihre ruhige gelassene Art, plötzlich mit einer vierten Krisis über die erstaunten Völker, um das Schiff wieder ins gleiche zu bringen und mehr als das. „Vertrag von Hannover", dies war ihr unerwartetes Manöver; ruhig ausgeführt zu Herrenhausen, als Seine Majestät das nächste Mal zur Jagdzeit nach Hannover kam. Lediglich um zu jagen — aber die Diplomaten waren dort ebenso in Bereitschaft wie die Spürhunde. Sogar Friedrich Wilhelm war, angeblich weidmännischer Zwecke wegen, dahin gekommen, begleitet von seinen abstrusen Ilgens mit ihren Tintenhörnern: Friedrich Wilhelm, in unerwartetem Revier jagend, ließ sich überreden, den Vertrag zu unterzeichnen, was diesen ungewöhnlich interessant für uns macht. Ein ungewöhnlicher Schritt von seiten Friedrich Wilhelms, der, mehr als alle Souveräne, sich hübsch zu Hause hält, unbekümmert um Dinge, die ihn nichts angehen. Aber ein gutes Omen für die Doppelheirat?

Versteht sich — und doch noch etwas mehr auf Friedrich Wilhelms Seite. Seine Rechte auf die kleve-jülichschen Lande, Anwartschaft auf Jülich und Berg beim Ableben Karl Philipps — vielleicht garantieren diese hohen Mächte solche unbezweifelten Rechte gegen eine Erkenntlichkeit? Sie sollen Versprechungen dieser Art, wenn auch nicht allzu genau, gegeben haben. Ja, man vernimmt ferner noch etwas Wunderliches: „Frankreich und England, in Erwartung eines unmittelbar bevorstehenden Krieges mit dem Kaiser, hätten Friedrich Wilhelm angeraten, seine Rechte auf Schlesien geltend zu machen." Was ein wichtiges Verfahren gewesen wäre! Friedrich Wilhelm, wird hinzugefügt, sei wirklich mit dem Gedanken umgegangen; der Kaiser hatte sich in jenen Angelegenheiten des Ritterdienstes, der Heidelberger Protestanten und bei jeder Veranlassung, lieblos, nicht viel weniger als beleidigend gegen Friedrich Wilhelm gezeigt: „Gebt mir eine einzige hannöversche Brigade, um zu zeigen, daß ihr es mit mir haltet!" habe Seine preußische Majestät gesagt — aber die britannische Majestät wollte nie so recht[1].

Sicher ist, daß Friedrich Wilhelm unterzeichnete: ein Mann mit einem solchen Fechtapparat, daß er wichtig wird in einem hannöverschen Vertrag. „Das europäische Gleichgewicht, sagen sie mir, befinde sich in einem so gefährlichen Zustande: gewiß, wenn man dem Gleichgewicht ein wenig helfen kann, warum nicht? Aber Jülich und Berg, unsere eigene in Aussicht

[1] Oeuvres de Frédéric I. 153.

stehende Anwartschaft dort, das ist der Punkt, der zu beachten — das Gleichgewicht, deucht mir, wird schon für sich selbst sorgen!" Auf diese Grundsätze hin unterzeichnete Friedrich Wilhelm, während er angeblich sagte[1]. Der Vertrag von Hannover, der das Schiff wieder ins gleiche bringen oder ihm sogar eine Neigung auf die andere Seite hinüber geben sollte, ist datiert 3. September 1725 und hat folgenden Inhalt: „Wir dreie, Frankreich, England, Preußen, stehen zusammen wie ein Mann, falls einer von uns angegriffen wird — Holland, Dänemark, Schweden und jede friedfertige Souveränität sollen eingeladen werden, solcher Übereinkunft beizutreten" — was sie auch nach und nach alle taten; hätte Friedrich Wilhelm nur standgehalten.

Denn das Gleichgewicht ist in einem Zustand, der schier schauerlich. Das Gerücht geht, daß nach Ripperdas Vergleich, verhängnisvoll für die Menschheit, Don Carlos die schöne junge Maria Theresia zur Gemahlin erhalten solle: das wäre eine Lösung der parma-piacenzischen und so mancher anderen Frage und eine Ausgleichung, die was heißen wollte! Spanien und Österreich vereint, wie zu Karls V. Zeit; oder aber vielleicht irgendein Erbfolgekrieg oder noch was Schlimmeres von neuem durchzufechten! —

Fleury und Georg, wie vorher der Herzog von Bourbon und Georg, obschon friedliebende Herren beide, fuchtelten mit den Waffen dem Kaiser gegenüber; verwarnten ihn streng, er müsse weniger furchtbar werden, sonst könne ihm Schlimmes passieren. Allerdings möglich, in einer solchen nach Schatten jagenden, von Schatten gejagten Stunde! Fleury und Georg stehen da und blicken mit gespannter Besorgnis in ein gewisses gespensterhaftes Etwas hinein, das sie das Gleichgewicht der Macht nennen; kein Ende ihrer Beschwörungen in diesen Stücken. Fürwahr, wenn alle königlichen Majestäten und durchlauchtigen Hoheiten ihren eigenen Dingen nachgehen wollten — indem sie ihr Möglichstes täten, ihr eigen Land und Volk in irdischer und himmlischer Hinsicht ein wenig zu verbessern — sie würden es unendlich nutzreicher finden, für sich und andere. Und das Gleichgewicht der Macht würde sich alsdann ordnen, wie die Gesetze der Gravitation es fordern: was am Ende doch die einzige nachhaltige Methode dafür ist, wenn alles Diplomatisieren vorüber! — Fleury und Georg verursachten durch ihre Manifeste, noch mehr durch ihre Truppenwerbungen, indem Georg I. seine englischen Subsidien wie gewöhnlich ausschaufelte, dem Kaiser tödliche Übelkeiten; er fand es noch immer unangenehm, „spanische Besatzungen in Parma einzulassen"; fand aber auch seine xanthippische Freundin in diesem Punkt unbeugsam und wußte nicht, was aus ihm werden sollte, falls es zum Krieg käme und die Seemächte ihm das Geld dazu verweigerten.

Dadurch ward das Schiff wieder ins Gleichgewicht gebracht, und mehr

[1] Faßmann S. 368; Förster, Urkundenbuch S. 67.

als das, da es nun auf die andere Seite hinüberschwankte. Georg I. geht umher, Hessen, Dänen subsidierend, Manifeste erlassend, Trommeln schlagend, auf gar beunruhigende Art: und der Kaiser findet nirgends, es wäre denn etwa in Rußland bei der neuen Zarin Katharina (der braunen kleinen Frau, nun Zarin geworden)[1], einen Verbündeten von Belang. Ein unglücklicher, Gespenster jagender, von Gespenstern gejagter Kaiser, der mitten unter so vielen Trommeln, Manifesten, Drohungen nun Augen rollt, die überall Furcht und Bangen wahrnehmen. Dies ist die vierte große Krisis Europas, Krisis oder Geburtswehe der Natur, welche Kind Carlos' Apanage und die pragmatische Sanktion gebären will und nicht kann. Vierte sichtbarliche Farbenveränderung des allgemeinen Hummers, der solchermaßen zwanzig Jahre lang gesotten wird. Für seine Sünden, ohne Zweifel; für seine eigenen langgewährenden Feigheiten, Faulheiten und gierigen Torheiten ebenso wie für die des Kaisers Karl! —

Bei dieser vierten Veränderung wollen wir mit Freuden den Gegenstand auf eine Zeitlang verlassen, gar sehr wünschend, es wäre auf immer. Ach, als ob dies überhaupt möglich für uns wäre! Inzwischen mag der geplagte Leser, vor- und rückwärtsschauend und eher zum Vergessen als zum Merken bereit in so beschaffenem Falle, folgende Notiz oder Zusammenstellung aller sieben als Notbehelf hinnehmen:

1. Tripelallianz; Engländer, Holländer, Franzosen (4. Januar 1717) sagen: ‚Friede! wir dulden kein Alberonisches Komplottieren, kein Duellfechten!' Dieselben Mächte schlagen das Jahr darauf Vergleichsbedingungen vor; Kaiser nimmt sie grollend an; daraus entsteht Quadrupelallianz (18. Juli 1718); Xanthippe weist sie zornig zurück — mit Angriff auf die kaiserlichen Sizilien.

2. Erstes Kriegssprühen; Byngs Seeschlacht und anderweitiger Druck zwingen Xanthippe: Frieden (26. Januar 1720); Kongreß zu Cambrai soll die Apanage und die übrigen Punkte ins reine bringen.

3. Dem Kongreß von Cambrai, der Göttern und Menschen ein Überdruß ist, wird der Boden unter den Füßen weggezogen (Ripperdas Tat, 30. April 1725), so daß der Kaiser und die Xanthippe verbündet dastehen, die Apanage in Geheimnis gehüllt — zum Schrecken der Menschheit.

4. Vertrag von Hannover (Frankreich, England, Preußen, am 30. September 1725) stellt das Gleichgewicht wieder her und noch mehr. Krieg droht. Preußen fällt in der Stille wieder ab — wie wir sehen werden.

(Diese ersten viere liegen hinter uns in diesem Moment; aber noch sind drei andere vor uns, denen wir nicht völlig zu entgehen hoffen dürfen; nämlich:)

5. Zweites Kriegssprühen: Xanthippe belagert Gibraltar (4. März 1727 bis 6 März 1728): Friede am letzteren Datum. — Kongreß zu Soissons, um die Apanage und übrigen Punkte ins reine zu bringen, wie vorher.

6. Kongreß zu Soissons (14. Januar 1728 bis 9. November 1729), wie vorher, kann nicht im mindesten: Xanthippe flüstert England ins Ohr — der Vertrag von Sevilla entsteht (9. November 1729), Frankreich und England übernehmen die Apanage. Der Kongreß verschwindet; der Kaiser bleibt einsam mit den Schatten der pragmatischen Sanktion in der Nacht der Dinge. Schauerliche Pause — jedoch Fleury eilt nicht versprochenermaßen mit der Apanage. Hierauf endlich

[1] 8. Februar 1725. Vertrag mit dem Kaiser (6. August 1726) ward zu Wasser bei ihrem Tode, 11. Mai 1727.

7. Vertrag von Wien (16. März 1731): Die Seemächte, Xanthippe an der Hand führend, die Seemächte und nicht Frankreich, vereinigen sich wieder mit dem Kaiser, den alten Naturgesetzen gemäß — und Kind Carlos bekommt auch seine Apanage — weder er noch Mama begnügen sich aber damit, noch sehr lange Zeit!

Ungeheuerliche Gespenster und abgeschmackte Popanze, durch das Gehirn einer dämmerigen gedankenlosen kleinmütigen Menschheit dahinschreitend, taumeln freilich entsetzlich hin und her und verursachen gewaltige Schwankungen ihrem Staatsschiff und allem, was sich darauf befindet — dem Kaffeetisch unter anderem. Nichtsdestoweniger: wenn es nur Popanze waren und bloße Schatten, verursacht von der kaiserlichen Handlaterne in der allgemeinen Nacht der Welt — sollte man da in der Familie davon reden, wenn es irgend zu vermeiden ist?

Viertes Kapitel / Doppelheiratsvertrag kann nicht unterzeichnet werden

Bisher hatten die Weltströmungen und die Ebben und Fluten der auswärtigen Politik zufälligerweise die Doppelheirat eher gefördert als gehindert. Nach einem solchen Vertrag von Hannover, der siegreich die Wage des europäischen Gleichgewichts mit Hilfe Friedrich Wilhelms wieder ins Ebene brachte, hätte man wohl hoffen dürfen, daß dieser kleine Familienvertrag endlich seine Unterschrift erhalten würde. Wirklich war Königin Sophie nach Hannover geeilt, gleich nachdem ihr Gemahl unter jenen günstigen Aspekten von da zurückgekehrt war: doch Papa war wiederum unwillfährig; der Vertrag konnte nicht zustande kommen.

Ach, und warum denn nicht? Wenn Eltern und Kinder, auf beiden Seiten, ihn doch wirklich wünschten, welcher Grund war denn dann vorhanden, daß man ihn nicht zur rechten Zeit abschloß und vier Liebende glücklich machte? Kein Grund. Zwar waren seit jenem Besuche Georgs I. allerlei Reibungen vorgefallen, Mißhelligkeiten, hauptsächlich wegen Friedrich Wilhelms Werbeoperationen im Hannöverschen: aber diese hatte der immer wache Enthusiasmus der Königin Sophie, die mit weiblicher Festigkeit auf dies Doppelheiratsprojekt versessen war, wieder glattgemacht: und nun Papa und Gemahl in ihrer Weltpolitik so glücklich vereinigt sind, warum nicht den Heiratsvertrag unterzeichnen? Verehrtester Majestät-Papa, warum nicht? — „Pah, Kind, das verstehst du nicht. Bei so gewaltigen Umständen, wo das Himmelzeichen der W a g e eben auf der Wende ist und eine Änderung in der Schiefe der Ekliptik bevorsteht, wie kann man da an kleine Heiraten denken? Warte, bis die Schiefe der Ekliptik wieder sicher in die alte Richtung gekommen ist!" —

Die Wahrheit ist, daß Georg überhaupt langsame, feierliche, spanische Manieren an sich hatte; „unerträglich stolz auch, seitdem er zu den englichen Würden gelangt war", sagt Wilhelmine: er schien allezeit stillschweigend auf Friedrich Wilhelm herabzublicken, als ob die preußische Majestät eine Art niederer Bauernkönig im Vergleich wäre. Es ist gewiß, er zeigte keinen großen Eifer für die Vollendung des Vertrags. Einmal übers andere gab

er, wenn von Königin Sophie auf Friedrich Wilhelms Befehl ausdrücklich darum angegangen, bloß zu verstehen: „Es sei eine ausgemachte Sache, aber nicht zu übereilen — das englische Parlament hätte dreinzureden, die Leute wären noch jung“, und was dem mehr ist — und nach so kurzer Abfertigung führte er einen etwa an das Fenster und fragte, „wie einem die Herrenhausener Gärten und ihre Leibnizschen Wasserkünste und beschnittenen Buchenwände gefielen[1].“

Im Grunde hätte das englische Parlament, von dem so oft Geld für unsere fetten unschicklichen Darlingtons, mageren unschicklichen Kendals und andere königliche Bedürfnisse verlangt wurde, allerdings ein Heiratseinkommen schaffen müssen für diesen unseren noblen Enkel — Enkel Fred, dermalen ein junger Schlingel von achtzehn Jahren, der, wie man sagt, in Hannover ein ausschweifendes Leben führt und unserem alten betrübten Herzen keineswegs große Freude macht, weder er noch sein närrischer kleiner Vater. Sie mögen warten! sie mögen warten! sagte Georg immer.

Aber zweifelsohne gedachte er beide Heiraten stattfinden zu lassen: nur daß er langsam war, und vielleicht desto langsamer, je mehr man ihn antrieb. Er würde den Vertrag „nächstes Jahr“ ausgeführt haben, wenn man ihn hätte gehen lassen, sagen die Quellen, habe es so beabsichtigt; aber auch Townshend flüsterte, es sei geratener ihn nicht zu drängen. Der mürrische Georg war jederzeit ein Mann von Wort, führte keinen Treubruch gegen Friedrich Wilhelm oder irgendeinen im Schilde. Außerdem liegt es am Tage, daß in diesem Spätjahr 1725 Friedrich Wilhelm von hoher Wichtigkeit für König Georg war und wurde; ein Mann, den man nicht durch schimpfliche Behandlung aufbringen durfte, selbst wenn Georg es anders gewollt hätte. Nichtsdestoweniger unterzeichnete Georg auch „nächstes Jahr“ den Vertrag nicht — da manches dazwischengekommen war — noch auch das Jahr darauf, aus tragisch-triftigen Gründen diesmal.

Diese Verzögerungen des Doppelheiratsvertrags sind nicht geeignet, ihn angenehmer für Friedrich Wilhelm zu machen, den anstößiges Begegnen leicht verletzt und der keinesfalls gern losehängende Fäden um sich flattern hat oder das Geschäft von heute auf morgen verschoben sieht. Und so hat Königin Sophie ihre eigenen bitteren Schwierigkeiten, solchergestalt hin- und hergetrieben zwischen dem Barbaren (nämlich ihrem Manne) und dem tiefen Meer (nämlich ihrem Vater). Nichtsdestoweniger, da alle Beteiligten die Sache doch wünschten, Sophie und die jüngeren Beteiligten dafür sogar enthusiastisch wurden, und da die Sache an und für sich gut war und insofern angenehm für England und Preußen, für das protestantische Deutschland und für Himmel und Erde — durfte nicht Sophie zuversichtlich hoffen, diese und anderweitige Schwierigkeiten zu überwinden und so alles zu einem glücklichen Ausgang zu bringen?

Wären nur nicht die kaiserlichen Schattenjagden und dieser gebrechliche

[1] Pöllnitz: Memoiren II. 226. 228. usw.

Zustand des europäischen Gleichgewichts dazwischengekommen! Aber die äußeren Elemente gerieten leider sonderbarlich mit Königin Sophie zusammen. Gewaltige auswärtige Weltbewegungen, die von Wien und einem spukbesessenen Kaiser ausgingen und sich wie eine Lawine über die ganze Erde ausbreiteten, erfaßten diese kleine Doppelheiratsfrage; rissen sie, über Abgründe taumelnd, auf unerhörte Weise mit sich fort, es war nicht abzusehen wohin. Kaum in der Romanwelt sind so erstaunliche, unendliche und unentwirrbare Hindernisse je einer Hochzeit oder Doppelhochzeit in den Weg gestellt worden. Zeit und Raum, die sich nicht vernichten lassen, um zwei Liebende zu beglücken[1], wurden hier auf den Kopf gestellt, um vier Liebende — vier oder zum allermindesten drei, denn Wilhelmine will nicht zugeben, daß sie im geringsten verliebt war, die arme Seele, weder in den lockeren Fred noch in seine englischen Aussichten — vier junge Geschöpfe und eine oder mehrere ältliche Personen äußerst unglücklich zu machen und etliche von ihnen, sehr buchstäblich, an den Rand des Grabes zu bringen.

Und was wohl beachtenswert ist, es erwies sich als völlig eitel, dies gewaltige Weltmeer von Intrigen und kaiserlicher Schwarzkünstlerei, vertrocknete zuletzt zu absolutem Nichts sogar für den Kaiser und konnte ebensogut auch ganz und gar nicht existiert haben. Und Mutter und Vater auf der preußischen Seite wurden davon zur Verzweiflung und beinahe zum Wahnsinn gebracht; und unser armer junger Fritz ward davon gequält, gegeißelt und gewürgt an Leib und Seele, bis das Licht der Sonnen ihm zuwider wurde; und er war wirklich im Verlauf des Handels einmal nahe daran, besagtes Sonnenlicht verlassen zu müssen.

Wir nahen uns nun dem zweiten Akt der Doppelheirat, wo der kaiserliche Feldzeugmeister Graf von Seckendorff, ein Schwarzkünstler ersten Ranges, von Wien mit geheimem Auftrag ausgesandt, „an einem Sommerabend des Jahrs 1726 über den Berliner Schloßplatz geht" und alle die Dämonen über unseren kleinen Kronprinzen und die ihm Lieben heraufbeschwört. Erst müssen wir aber ein Wort über einen wichtigen Schritt in dem kronprinzlichen Erziehungskursus sagen, der sich kurz vorher ereignete.

[1] „Destroy time and space to make two lovers meet". Pope. D. Übers.

Fünftes Kapitel / Der Kronprinz tritt in die Potsdamer Garde ein

Unter solchen Bewegungen der auswärtigen Elemente und der heimischen geht eine wichtige Veränderung im Schulkursus des Kronprinzen vor. Es wird beschlossen, daß, was immer sein Fortschritt in den spekulativen Zweigen sein möge, es an der Zeit für ihn sei, in die Armee einzutreten und das eigentliche Soldatenwesen praktisch zu erlernen. In seinem vierzehnten Jahr, 3. Mai 1725[1], nicht lange vor dem Vertrag von Hannover, ward er förmlich im Kriegsrat von Papa zum Hauptmann ernannt, bei den Gardegrenadieren, dem Potsdamer Leibgarderegiment, und im Jahr darauf ward er zum Major ernannt und, da sich eine Stelle erledigte, in den aktiven Dienst eingestellt. In dieser Eigenschaft führt er am „20. August 1726 sein Bataillon zum erstenmal zur Musterung". Ihm fehlen noch vier Monate an fünfzehn — ein gar kleiner Major unter jenen Potsdamer Riesen; aber seinem Range nach, bemerken wir, reitet er, und ohne Zweifel ist sein Pferd von der gehörigen Höhe. Und somit sind die kleinen Kadettendrillübungen aus; lange Reihen von Riesen, strahlend in Goldborten und Grenadiermützen, sind an ihre Stelle getreten, und ernsthafte Arbeit statt mimischer, in diesen Stücken, hat begonnen.

Wie man es immer bei seinen übrigen Schullektionen gehalten haben mochte, hier ist er nun zu einer Schulklasse fortgeschritten, wo nichts als lernen gilt. Unrichtig schreiben mochte von den in Frage kommenden Lehrern übersehen werden; unrichtig exerzieren ist unter keinen Umständen erlaubt. Kein Zweifel darüber, der Kronprinz verrichtete seinen Dienst redlich und lernte in jedem Punkt Offiziersbetragen: Strafe wie des Rhadamanthus harrte jedes Fehls da. Daß er es gern trieb, wird keineswegs gesagt; er trieb es sehr ungern, und sein Widerwille war mannigfaltig. Ein luftiger junger Herr — und zu dieser Zeit eben, um ein Beispiel anzuführen, trug sich jenes obenerwähnte Lockenscheren zu, bei welchem der Hofchirurgus sich so barmherzig zeigte. Die geflügelte Psyche mit ewiger Paraderoutine und langweiligem Gamaschendienst so zu beschweren — es scheint gar grau-

[1] Preuß I. 26. und Buch für Jedermann (eine kleinere Schrift desselben über denselben Gegenstand. Berlin, 1837) II. 13.

sam. Aber es ist nicht zu ändern: trotz allem Widerwillen muß die langweilige Arbeit bis auf den kleinsten Punkt tagtäglich geleistet werden, was zuletzt doch unendlich heilsam für den Kronprinzen war. Hierdurch sollen seine athenisch-französischen Feinheiten und sein zierliches flinkes brillantes Wesen einen eisernen Spartanismus und Stoizismus zur Grundlage erhalten; sehr selten, jedoch sehr unentbehrlich für einen solchen Oberbau, wie sich das nachher all sein Lebtag bei diesem Kronprinzen bewährt hat.

Von den Potsdamer Riesen als einem Faktum.

Sein Regiment waren die Potsdamer Gardegrenadiere, jenes einzige Riesenregiment, von dem die Welt auf eine vage halbmythische Weise soviel gehört hat. Das Riesenregiment war aber nichts weniger als eine Mythe, sondern ein großknöchiges kostspieliges Faktum, das einmal sehr stark auf den Erdboden auftrampte, wenn es auch nunmehr gänzlich dem Geisterreich anheimgefallen ist. Da es sozusagen ein Schulbuch unseres Friedrich war — ein (mit ungeheuern Lettern gedrucktes) Schulbuch für einen gewissen Zweig seines Unterrichts, dessen Details so dunkel sind, wie unvergeßlich das Gesamtergebnis davon sich auch erwiesen hat — so mögen Leser, abseits von ihrer sonstigen Neugierde, ebensogut hierauf einen Blick bei dieser Gelegenheit werfen. Verschwunden nun und zu einem Riesenphantom geworden, dessengleichen kaum wieder auf Erden erscheinen wird; und durch Zufall macht die allerkleinste Figur, die je darin eingereiht war, es denkwürdig hienieden! —

Mit weisem Instinkt hatte Friedrich Wilhelm wahrgenommen, daß alles in Preußen auf sein Kriegsheer abgesehen sein müsse, daß sein Heer das Herz und Mark sei und der Staat der Baum, von dem jeder Zweig und jedes Blatt, in seiner Art, nährend und erzeugend dem Nutzen des Heeres dienen solle. Daß auf die Länge, vermutlich für jede Nation und sicherlich gerade für die preußische Nation, Leben oder Tod von dem Kriegsheer abhänge: von diesem wichtigen Gedanken war, in einer unartikulierten Art, Friedrich Wilhelms Kopf erfüllt, und er brachte sein ganzes Leben damit zu, diesen Gedanken zu einer praktischen Tatsache zu organisieren. Je mehr Schlagkraft, desto mehr Leben wohnt in uns: ein Maximum der Schlagkraft also, und an Qualität womöglich ein Optimum! Wie Friedrich Wilhelm Tag und Nacht mit seinem ganzen Herzen und seiner ganzen Seele sorgte, sein Heer auf den höchsten Gipfel zu bringen, das haben wir oft gehört, und je mehr wir sein Tun betrachten, desto mehr drängt sich uns diese Tatsache auf. Es war für ihn der Mittelpunkt, dem alle andern Dinge zukreisten oder von dem sie ausgingen: keine Mühe zu groß und keine zu gering, der man sich nicht für einen solchen Gegenstand unterziehen müsse. Er wachte darüber wie ein Argus, mit überallhin reichenden Augen. Die Disziplin muß exakt sein wie Euklid — diesseits der Vollkommenheit darf man nicht stehenbleiben! Disziplin und immer bessere

Disziplin; Erzwingung der Regel in allen Punkten, Verbesserung der Regel selbst, wo immer möglich, war des großen Drillfeldwebels unablässige Sorge. Täglich war eine Masche gefallen, die Auftrennung genug hätte nach sich ziehen können; aber täglich war er bei der Hand, um sie wieder aufzuheben und das Gewebe unzerrissen und dicht zunehmend zu erhalten.

Wir sagten, es war das „poetische Ideal" Friedrich Wilhelms, der in verschiedenerlei Hinsicht ein stummer Poet ist — und der die Anerkennung der Vorrechte des Genies von denen verlangt, die sein stummes Gedicht lesen. Man muß gestehen, er steigt ins Phantastische hie und da und nährt Grillen der Ultravollkommenheit für seine Armee, die durchaus nicht vernünftig sind; Grillen, die immer toller wurden, je weiter er sie verfolgte. Dies Leibgarderegiment zu Fuß, zum Beispiel, bei dem der Kronprinz nun steht — Friedrich Wilhelm erhielt es zu seines Vaters Zeit, ohne Zweifel ein gut beschaffenes Regiment damals, und er hat es gedrillt, verbessert, wie Poeten ihre Stanzen glätten, unermüdlich seitdem — und siehe da, was nun daraus geworden ist! Ein Potsdamer Riesenregiment, desgleichen die Welt nie gesehen, weder zuvor noch seitdem. Drei Bataillone, zwei davon tun allezeit ordentlichen Leibgardedienst hier in Potsdam, das dritte ist in Brandenburg auf Übung; 800 zum Bataillon — 2400 Enaksöhne im ganzen. Sublim genug, mächtiglich perfekt für das königliche Auge, diese Masse funkelnder Riesen in ihren langgereihten Regelmäßigkeiten und mathematisch genauen Schwenkungen — gleich einem Streif prometheischen Blitzes, endlich verwirklicht inmitten der gemeinen Dämmerung der Dinge hienieden!

Wohl sind es Leute hoch in Disziplin, in Schönheit der Ausstattung, und der kürzeste Mann unter ihnen mißt, glaube ich, gegen sieben Fuß, manche sind nahe an neun Fuß hoch. Leute aus allen Ländern; hundert und etliche kommen alljährlich, wie wir sahen, aus Rußland — ein gar köstliches Himmelsgeschenk: die übrigen sind aus aller Herren Länder zusammengebracht, gestohlen, gekauft worden, mit ungeheuren Kosten, zu schweigen von anderen Ungelegenheiten für Seine Majestät. Jakob Kirkmann, ein irischer Rekrut von namhaften Zollen, kostete seine 8000 Taler, ehe er ins Netz gelockt, verschifft und glücklich hereingebracht werden konnte. Die Urkunden darüber sind noch da[1] und auch das Bildnis dieses irischen Landsmannes selber, der nichts weniger als ein schöner Mensch ist. Sie sind wirklich alle abgebildet, sämtliche Gemeinen dieses ausgezeichneten Regiments, wenn einem daran gelegen wäre, sie zu betrachten. „Redivanoff aus Moskau" scheint von viel besseren Knochen zu sein als Kirkmann, wiewohl von noch dümmerem Aussehen. Ein gewisser Hohmann, ein geborener Preuße, war so lang, daß ein Mann, der selber

[1] Förster: *Handbuch der Geschichte, Geographie und Statistik des Preußischen Reichs* (Berlin, 1820) IV. 130. 132 — nicht sehr klar gegeben.

groß war, ihm nicht einmal mit der Hand auf den Scheitel hinaufreichen konnte; August der Starke von Polen versuchte es einmal und vermochte es nicht. Vor Hohmanns Zeit war „Jonas, der norwegische Grobschmied", gleichfalls ein schrecklich langes Ungeheuer, dagewesen. Riese „Macdall" — der dem hochgewachsenen jungen Weib, beide Parteien unbefragt, angetraut werden sollte, welches letztere sich als ein eingeschrumpftes altes Weib entpuppte (alle Schwankbücher kennen die Sage) — dieser war ebenfalls ein irischer Riese, sein Name vermutlich M'Dowal[1]. Besagter Hohmann war nun Flügelmann, der Größte im Regiment, ein wahrer Berg von gerüstetem Fleisch und Knochen.

Hier folgt in bezug auf einen andern jener armen Riesen eine Anekdote aus Faßmann (der sehr ausführlich ist über diesen Gegenstand der Riesen, der abstruse, historische Faßmann, den wir oft mühsam hier anführen): eine sehr geringfügige, dahingegen aber unstreitig sichere Anekdote — die uns auf seltsame Weise die verschwundene alte Zeit und ihre Bevölkerungen zurückbringt, wie dies das armseligste authentische Schwefelhölzchen tun kann, wenn es sich plötzlich entzündet und die leere Nacht auf Augenblicke für das sehende Auge bevölkert! —

Faßmann, ein sehr dunkler deutscher literarischer Mensch, in veralteter Tracht und Garnitur — wie lebend oder was treibend, können wir nicht erraten — befand sich herumguckend in Paris, im Jahre 1713 wo, unter anderen Dingen, der Jahrmarkt von St. Germain vor sich ging: der laute, große Jahrmarkt von St. Germain, „der von Lichtmeß bis zum Montag in der Karwoche dauert"; und Faßmann machte eines Tages einen beschaulichen Spaziergang durch denselben. Viel Lärm, Gestikulieren, wenig Sinn. Schaubuden, Komödien, Possenreißer, Seiltänzer und ein ungeheures Publikum, trinkend, tanzend, spielend, flirtend, wie sein Brauch ist. Nichts Neues für uns daselbst; neu nur, daß es samt und sonders nun fünf Generationen von uns entfernt liegt. Sah „der alte Prätendent Stuart", der damals in seiner erwartungsvollen Periode in ebendiesem Dorfe St. Germain war, es auch, wie Faßmann es sah? Und Ludwig XIV., der ist zu Versailles, stark erschlaffend, sehr langweilig für seine Maintenon. Und unser kleiner Fritz ist in Berlin, ein Kind in der Wiege — und die Welt ist munter und wach wie gewöhnlich, während Faßmann zwischen diesen geräuschvollen Fadheiten der Schaubuden umherwandelte im Jahre 1713.

Entlangwandelnd stieß Faßmann auf eine gewisse Bude, vor der ein ungeheures Gemälde aufgehängt war: „Bild eines sehr langen Menschen, in Heiduckenlivree, Rock bis an die Knöchel reichend, in großer Perücke, Mütze mit langer Reiherfeder, mit den Worten: ‚Le Géant Allemand (der Deutsche Riese)' darunter geschrieben. Teils aus Neugierde, teils dem Landsmann zulieb" ließ sich's Faßmann zwei Groschen kosten; besah das gigantische Mitgeschöpf; gesteht, niemals einen so groß gesehen zu haben, obgleich er, „Bentenrieder, dem kaiserlichen Diplomaten", den manche für den Höchstgewachsenen der Menschen halten, einmal begegnet sei. Dieser Riese hieß Müller, war in der Gegend von Weißenfels zu Hause — „ein Sachse wie ich selber. Er hatte eine kleine deutsche Frau; nicht halb so groß wie er. Er machte Geld mit Leichtigkeit, indem er sich in Frankreich, England, Holland sehen ließ" — und Faßmann ging seines Weges und dachte nicht weiter an den Kerl. — Nun aber fährt Faßmann fort:

[1] Derselbe: Preußens Helden im Krieg und Frieden (Berlin, 1848) I. 531; kein Datum der Geschichte, kein Nachweis, welches Körnchen der Wahrheit daran sein mag.

„Als ich dreizehn Jahre nachher, im Frühling 1726, nach Potsdam kam, von Sr. Majestät berufen, um" — eigentlich um die Zeitungen Sr. Majestät vorzulesen und sich im allgemeinen, namentlich im Tabakskollegium, nützlich zu machen, wie wir entdecken werden — „mußte ich mich nicht wenig wundern, als ich meinen Deutschen Riesen als einen Grenadier unter des Königs Regiment antraf! Seine kleine deutsche Frau war tot; aber er hatte eine Engländerin genommen, ein ungewöhnlich gewandtes Wesen. Sie hatten ein nettes kleines Wohnhaus (wie die meisten verheirateten Riesen eins hatten), nahe dem Schloß. Hier schenkte die Frau allerhand Biere (Schnäps unter keiner Bedingung erlaubt), logierte auch Reisende — wie ich denn selber gelegentlich dort eingekehrt bin. Einige Jahre später bekam der Mann geschwollene Beine und taugte nichts mehr als Grenadier und fiel wahrscheinlich der Gesellschaft zur Last. Doch nein, seine kleine Frau nahm sich seiner an, erreichte ohne Mühe seine Freilassung, reiste mit ihm nach England, wo er wieder ein Schaubudenriese wurde; und es ging ihnen sehr gut, als ich zuletzt von ihm hörte" — auf den englischen Kirchweihen in der ersten Zeit Georgs II. Und das ist die wirkliche Biographie eines Potsdamer Riesen von einem literarischen Herrn, der bei Gelegenheit bei ihm eingekehrt ist[1].

Der Sold dieser sublimen Garden zu Fuß ist bedeutend höher als der gewöhnliche, sie genießen ausgezeichnete Vorrechte und Behandlung, dafür ist aber ihre Disziplin sondergleichen, und an Abschied ist nicht zu denken, solange Kräfte da sind. Der arme Kirkmann, denkt er zuweilen an die heimatlichen Berge von Howth und daß er sie nimmer wiedersehen wird? Kirkmann, meine ich, gibt sich nicht viel mit Denken ab — nimmt in Anschlag, daß er hier Tabak und Privilegien und Nebengelder hat, und daß Howth und der Himmel selber gar vielen unzugänglich ist.

Friedrich Wilhelms Werbeschwierigkeiten.

Lange Leute, nicht für dies Regiment allein, waren ein Lebensbedürfnis Friedrich Wilhelms geworden. Unentbehrlich für ihn beinahe wie sein täglich Brot. Zu seinem Herzen führt kein Weg so leicht, wie das Geschenk von ein paar langen Leuten. Friedrich Wilhelms Regimenter werden nun, vermöge seiner genauen neueren Verordnungen, ein jedes in seinem eigenen Kanton oder besonderen Kreis ausgehoben und geworben; hier werden alle Mannspersonen bei ihrer Geburt eingeschrieben und sind dienstpflichtig, wenn sie das gehörige Alter und die nötige Stärke erlangt haben. Alle erwachsenen Männer (mit gewissen Ausnahmen, wie einer Witwe ältester Sohn oder dergleichen augenscheinlich schädliche Fälle) sind dienstpflichtig; der Hauptmann des Regiments und der Amtmann des Kantons bestimmen miteinander, wer einzutreten hat. Besser für dich, wenn du nicht groß bist! Wirklich ist es fast eine Gnade des Himmels, mit irgendeinem gesunden Leibesfehler, ein wenig krummem Rücken oder etwas Ähnlichem beschenkt zu sein, wenn dir die Laufbahn der Ehre unter Friedrich Wilhelm sehr zuwider ist. Wohl können wir uns einen allgemeinen Schatten banger Besorgnis über jenen ländlichen Bevölkerungen denken, und viel unangenehmes Feilschen und Unterhandeln mitunter —

[1] Faßmann S. 723—730.

nichts da, als die Gerechtigkeit des Königs, woran man appellieren könnte. Des Königs Gerechtigkeit, allerdings sehr groß, jedoch arg gehemmt von des Königs Wertschätzung schöner Soldaten.

Glücklicherweise ist der Wert, den er auf betriebsame Arbeiter und Zunahme der Bevölkerung legt, gleichfalls groß. Städter, geschickte Handwerksleute sind der Regel nach ausgenommen; die begabteren Klassen überhaupt nimmt Seine Majestät in dieser Beziehung aus, um sie in anderer Weise aufzumuntern. Denn im ganzen ist er nicht weniger ein Hauptmann der Arbeit, als anderer Dinge für seine Nation. Was er für Preußen getan in bezug auf Gewerbe, Verbesserungen, neue Fabrikanlagen, neue Methoden, Anlegen von „Kolonien", feuchte Sumpfländer zu trockenen Kornfeldern umschaffend, Bauen, Trockenlegen, Graben und Ermuntern oder Zwingen anderer zu dergleichen, das würde ein langes Kapitel anfüllen. Er ist der abgesagte Feind des Chaos, nicht sein Freund, wo man ihm immer begegnet.

Zum Beispiel Potsdam selber. Potsdam, jetzt ein angenehmer, grüner, baumreicher Ort, weithin sich verästelnd in schöner Architektur, mit reingekehrtem Pflaster, wo der Reisende Land und Wasser, wie an anderen Plätzen, in zwei Elemente gesondert findet — Friedrich Wilhelm fand es zum großen Teil als Sumpfboden vor, Land und Wasser noch miteinander vermengt. Eben in diesen Jahren geht sein Abgraben, Eindeichen, Bauen, Versenken von Pfeilern ins Ungeheure, und wohl tut es seiner Beharrlichkeit not, daß sie unüberwindlich ist. Da blickt er zum Beispiel eines Morgens nach starkem Regen hinaus auf gewisse Antisumpfoperationen und Pfeilerversenkungen und findet eine Strecke seines neuesten starken Pfahlwerks verschwunden. Wo in der Welt ist es hingekommen? Pah, der angeschwollene See ist durchgebrochen, und dort schwimmt es, das Unterste zu oberst gekehrt, eine Strecke wüsten flüssigen Torfes, worüber Seine Majestät ein lautes Gelächter erschallen ließ, sagt Bielfeld[1], und fing wieder von vorn damit an. Die Pfeiler halten nun fest genug, wie die übrige Erdrinde, und tragen starke Steinhäuser und schattige Bäume für die Menschheit, und die platte Menschheit kann mit reinen Schuhen dort wandeln, schaudernd oder kichernd, je nachdem ihr der Mund stehen mag, über Friedrich Wilhelm.

Keine Gefahr von diesem Kantonssystem der Rekrutierung für die begabteren Klassen, die Besseres leisten können als exerzieren lernen. Und die Wahrheit zu sagen, auch der arme lehmige Bauernbursche leidet nicht dadurch, seinen Befürchtungen gemäß. Oft vielleicht — könnte er Gewinn und Verlust berechnen — mochte er sich im Vorteil finden; die Laufbahn der Ehre erweist sich wenigstens als eine Laufbahn des praktischen Stoizismus und Spartanismus, nützlich für jeden Bauern oder jeden Prinzen. Reinlichkeit, der Person und sogar des Geistes, feste Strenge

[1] Baron von Bielfeld: Lettres Familières (zweite Auflage, à Leide, 1767) I. 31.

der Methode, Nüchternheit, Mäßigkeit: diese Tugenden sind des Erlangens wert. Für Nüchternheit im Trinken wird hier stark gesorgt: Seine Majestät duldet keine Branntweinbrennerei in Potsdam oder soundso viele Stunden im Umkreis[1], und auch der Spritverkauf ist nicht gestattet, außer auf die allerauserlesenste Weise. Die Löhnung des Soldaten ist äußerst gering, nicht über achtzehn Pfennige täglich für den gemeinen Infanteristen, außer den Rationen, die er hat — aber sie ist doch angemessen für ihren Zweck, erhält den Soldaten bei guter Gesundheit, kräftig seiner Arbeit gewachsen; Punkte, in die Seine Majestät mit eigenen Augen schaut und über die sie keinen Zweifel obwalten läßt. Oft auch, wenn nicht schon meistens (wie es schließlich wurde), geht der Bauernsoldat viele Monate im Jahre heim, ein Pflugsoldat, und arbeitet auf alte Weise für sein Brot. Sein Hauptmann (es gehört zu den Nebeneinnahmen des Hauptmanns, der in der Regel ein fünfzigjähriger Veteran ist, mit langer spartanischer Erziehung, ehe er so hoch hinaufgelangt) steckt den Sold all dieser Urlaube, überzählig für den notwendigen Dienst des Regiments, in die Tasche — und hat gewisse wichtige Leistungen dafür zu liefern.

Jedenfalls kann die Aushebung in Friedenszeit nicht viele treffen; mit drei oder vier Rekruten im Jahre, um freigewordene Stellen zu besetzen, übersteht der Kanton seine Krisis. Denn es ist namentlich zu beachten, daß ein Drittel jedes Regiments aus „Ausländern", Nichtpreußen, bestehen darf und der Regel nach bestehen sollte. Diese werden gewöhnlich in den freien Reichsstädten und in Oberdeutschland, „im Reich", wie sie es nennen, geworben. Für dies ausländische Drittel müssen die Rekruten ebenfalls beschafft werden; keine Entschuldigung zulässig für Hauptmann oder Oberst; nichts als Rekruten von gehörigem Maß kann Genüge geben. Hauptmann und Oberst (ihre Unternehmung aus obengedachten mäßigen, angemessenen „Nebeneinnahmen" bestreitend) müssen sich umtun, wachsam, emsig, und müssen es bewerkstelligen, sie zu verschaffen. Man darf sogar überzählige Rekruten nehmen und hat in der Tat einen Vorrat von diesen bei jedem Regiment. Jede Anzahl von Rekruten, die rechtschaffen auf ihren Beinen stehen, ist willkommen, und über einen langen Mann ist Freude in Potsdam, fast wie wenn er ein weiser Mann oder ein guter Mann wäre.

Die Folge davon ist, daß alle Länder, namentlich alle deutschen Länder, von einer neuen Gattung zweifüßiger Raubtiere verheert werden: von preußischen Werbern nämlich. Sie schleichen umher, nötigenfalls unter Verkleidungen; luchsäugig, gierig beinahe wie die Jesuitenhunde; nicht nach den Seelen der Menschen, wie es die geistlichen Jesuiten tun, sondern nach ihren Leibern auf unbarmherzige menschenfresserische Weise jagend. Besser für einen, nicht allzu groß gewachsen zu sein, in jedwedem Lande jetzt! Den irischen Kirkmann hat selbst die Ägis der britischen Konstitution nicht

[1] Faßmann S. 728.

zu beschützen vermocht. Im allgemeinen jedoch wird vom preußischen Werber auf englischem Boden berichtet: Das Volk lebe in zu guten Verhältnissen, und es sei wenig zu machen dazulande. Wenn wir einen langen, in Memel oder den baltischen Häfen herumschlendernden Matrosen erhaschen, so wird er unerbittlich von den Diplomaten zurückgefordert; Handel wird unterbrochen, bis er wieder ausgeliefert ist: der Fang erweist sich als bloßer Verlust für uns[1]. Deutschland, Holland, die Schweiz, die Niederlande, das sind ergiebige Felder für uns, und da jagen wir mit einigem Nachdruck.

Zum Beispiel in der Stadt Jülich, da lebte und wirkte ein langer junger Zimmermann: eines Tages tritt ein wohlgekleideter, positiv aussehender Herr („Baron von Hompesch" nennen ihn die Berichte) in seine Werkstätte; braucht eine starke Kiste mit Verschluß, für Hauszwecke, die muß soundso viel messen, namentlich siebenthalb Fuß in der Länge; das ist ein unumgänglicher Punkt — muß, dünkt mich, länger sein als Er Meister Zimmermann: was wird sie kosten, wann fertig sein? Preis, Zeit und das übrige werden verabredet. „Eine gute starke Kiste also, und die rechte Größe nicht vergessen; wenn sie zu kurz ist, kann ich sie nicht brauchen. Hört Er?" — „Ja, ja! schon gut!" Und der positiv aussehende wohlgekleidete Herr geht seiner Wege. Am bestimmten Tage erscheint er wieder, die Kiste ist fertig — wir hoffen, ein untadelig Stück? „Zu kurz, wie ich gefürchtet!" sagt der positive Herr. „Nein, gestrenger Herr", sagt der Zimmermann, „ich bin sicher, sie mißt siebenthalb Fuß!" und nimmt sein Maß zur Hand. — „Pah, sie hat länger sein sollen, als Er ist." „Nun, das ist sie ja." — „Mitnichten ist sie es!" Der Zimmermann, um der Sache ein Ende zu machen, steigt in die Kiste hinein und will jeden Sterblichen überzeugen. Er ist kaum in der Kiste, flach am Boden, als der positive Herr, ein verkleideter preußischer Werbeoffizier, den Deckel über ihm zuschlägt und verschließt; pfeift drei starke Kerle herein, die laden die Kiste auf, gehen ernst damit über die Straße, öffnen sie an sicherer Stelle und finden — schrecklich zu erzählen — den armen Zimmermann tot, erstickt aus Mangel an Luft auf dieser seiner fürchterlichen Reise[2]. Der Name der Stadt ist gegeben, Jülich, wie oben; kein Datum. Und wäre die Sache auch nur eine Volksmythe gewesen, ist es nicht eine bedeutsame? Aber sie ist allzu wahr; der lange Zimmermann lag tot, und Hompesch trug lebenslängliche Gefangenschaft aus dem Handel davon.

Bürgermeister kleiner Städte sind weggeschnappt worden; in einem Falle „ein reicher Kaufmann aus Magdeburg", den es eine große Summe kostete, wieder loszukommen[3]. Preußische Werber lauern in der

[1] Gesandtschaftsberichte im englischen Staatsarchiv.
[2] Förster II. 305. 306; Pöllnitz II. 518. 519.
[3] Stenzel III. 356.

Nachbarschaft von auswärtigen Kasernen, Exerzierplätzen — und wenn sie einem langen Soldaten begegnen (die Holländer haben Fälle aufzuweisen und sind aufgebracht darüber), so überreden sie ihn wohl auch, zu desertieren — nach dem Lande zu gehen, wo man Soldatenwert zu schätzen weiß und wo ein langer Kerl von Talent schnell vorwärtskommt.

Aber die höchste Leistung ihrer Kunst vollzogen sie vermutlich an dem österreichischen Gesandten — dem langen Herrn von Bentenrieder, der Diplomaten längster, den Faßmann, bis zum Jahrmarkt von St. Germain, für den längsten der Menschen gehalten hatte. Bentenrieder befand sich auf dem Wege als kaiserlicher Gesandter an Georg I., in jenen Zeiten des Kongresses von Cambrai, munter dahinreisend, als, nahe bei Halberstadt, sein Wagen brach. Die Reparatur nimmt einige Zeit in Anspruch; der hochgewachsene diplomatische Herr spaziert voraus, will seine langen Beine ein wenig strecken, sich auch die Stadt ein bißchen ansehen, bis der Wagen fertig ist. Und nun, bei einem Wachhaus in dem Ort, fragt ein preußischer Offizier, nicht allzu ehrerbietig gegen einen Edelmann ohne Wagen, „wer er sei?" „Nun", antwortete er lächelnd, „ich bin Botschafter des Kaisers. Und wer mögen Sie sein, der da fragt?" — „Ins Wachhaus mit uns!" Und dahin marschiert mit ihm. „Kaiserlicher Bote, warum nicht?" Da er ein gar langer schöner Mann ist, dieser hier durchmarschierende Kaiserbote zu Fuß, so haben die Wachhausautoritäten beschlossen, ihn festzuhalten, ihn das preußische Exerzitium zu lehren — und werden in sonderbare Verlegenheit versetzt, als seine Dienerschaft und Gefolge anlangen, deren Unruhe sich in Freude auflöst und die ihn „Exzellenz" titulieren[1]!

Der lange Herr von Bentenrieder nahm die fußfällige Abbitte dieser Wachhausautoritäten an. Aber natürlich sprach er davon mit Georg I., dessen Geduld, oft gereizt durch Beschwerden über diesen Punkt, von diesem überschwenglichen Beispiel preußischer Vermessenheit Feuer gefangen zu haben scheint. Infolge dieses Abenteuers, sagt Pöllnitz, begann er ein System von entschiedenen Maßregeln, von Repressalien sogar und sehr entschiedenen warnenden Schritten, um Hannover von dieser Plage zu reinigen und ihr in Tat und Wirklichkeit, und nicht bloß in Zusage und Versicherung, ein Ende zu machen. Dies waren die ersten Hindernisse, auf die Königin Sophie in ihrem Betreiben der Doppelheirat stieß, und es waren schwere Hindernisse, wiewohl sie sie zuletzt meisterte. Jenem schönen Charlottenburger Besuch fast innerhalb Jahr und Tag folgend und freundlichen Aspekten und Aussichten direkt ins Gesicht schlagend, schmerzte und verdroß dieses Benehmen seitens Seiner britannischen Majestät Friedrich Wilhelm sehr stark und verwickelte ihn sogar in namhafte praktische Plackereien.

Denn es war das Signal für eine ähnliche Reihe lauter Beschwerden

[1] Pöllnitz II. 207—209.

und drohender Vorstellungen (mit kleinen Zwickungen der Erfüllung hie und da) aus allen Gegenden Deutschlands, da sich nun allenthalben ein Unwetter von Plackereien und öffentlichem Unwillen erhob und sich über Friedrich Wilhelm und sein unglückliches Steckenpferd ergoß. Da kann man nun sein armes Steckenpferd nicht länger in Frieden reiten. Friedrich Wilhelm antwortete allezeit, was freilich nur oberflächlich Tatsache war, daß Er nichts von diesen Gewalttaten und schlechtnachbarlichen Streichen wisse; Er, ein gerechter König, bedauere mehr als irgendeiner, davon zu hören, und wolle augenblicklichen Befehl erlassen, daß es aufhöre. Aber es blieb doch immer ziemlich beim alten und hörte niemals auf. Es tut mir leid, daß ein gerechter König, von seinem Steckenpferd verführt, etwas antwortet, was nur oberflächlich Tatsache ist. Aber es scheint, er kann nicht anders: sein Steckenpferd ist zu stark für ihn, kehrt sich nicht an Stange und Zügel in diesem Fall. Bemitleiden wir einen Menschen von Genie, der auf einem so unbändigen Steckenpferde sitzt, das mit ihm über die Schranken springt, trotz seiner besten Entschlüsse. Ist vielleicht das poetische Temperament solchen krankhaften Trieben, Einflüssen idealischer Grillen und bloßer Torheit, die sich nicht heilen läßt, mehr ausgesetzt? Friedrich Wilhelm wollte oder konnte nimmer von seinem Steckenpferde absteigen; aber er ritt es fortan unter vielem Verdruß, unter Güssen von Ärger und Spott, da so schmähliche Worte und Maßregeln, gleichsam saxa et faces, stark um ihn herumschlugen, der Reiter ein Opfer der Tragödie und Posse zugleich.

Plagen der Königin Sophie: Grumbkow mit dem Alten Dessauer und Grumbkow ohne diesen.

Die Königin Sophie hatte durch geschickte Behandlung jene ersten Stöße überwunden und war bei einem Vertrag von Hannover und auf ebenem Grund wieder angelangt. Noch viel schlimmere Stöße standen bevor; aber glattes Reisen, nach einem solchen Ziele, war nicht möglich für diese Königin. Arme Dame, ihr Hof, wie wir aus Wilhelmine und den Büchern ersehen, ist ein trauriges Getreibe von Intrigen, Verdachtschöpfungen, von verräterischen Zofen, höheren Bedienten, ohrenbläserischen Kundschaftern im Amte stehender und anderer Personen, die sich einander auszustechen suchen. Satans Unsichtbare Welt gar sehr geschäftig gegen Königin Sophie! Unter allen Umständen, wieviel mehr erst unter denen der Doppelheirat, war ihre Stellung in eines gütigen aber argwöhnischen Gemahles Gunst schwierig zu behaupten. Rastlose Empordränger, die auf einem oder dem andern Weg, auf Leiterstufen, wie sie das abstruse Element eben darbietet, aufklettern, fehlen nie und haben wie gewöhnlich ihre lauschenden Trabanten bald hier bald dort. Königin Sophie und ihre Partei müssen behutsam auftreten, wie zwischen Abgründen und Fallgruben. Von diesem ganzen Getreibe erloschener, dort

und damals so wichtiger, hier und jetzt zu negativen Größen gewordener Erbärmlichkeiten melden wir wiederum nur die Existenz, ohne uns auf nähere Forschung und Erörterung darüber einzulassen. Zwei Vorgänge, von denen der zweite nahe dem Punkte, wo wir nun stehen, zu datieren ist, werden den Leser zur Genüge belehren, was für ein Getreibe dies war, in welchem die Königin Sophie und ihr lichtes Söhnchen, der neue Major der Potsdamer Riesen, ihr Dasein zu verbringen hatten.

Der erste Vorgang trug sich zu vor etwa sechs Jahren oder darüber — 1719, dem Jahre der heidelbergischen Protestanten, des Fälschers Clement, da Seine Majestät „wochenlang mit einem Pistol unter seinem Kopfkissen schlief" und noch sonstige Kümmernisse hatte. Seine Majestät war auf einer seiner vielen Reisen plötzlich zu Brandenburg erkrankt in jenem Jahre: so schlimm, daß er, dem Tode sich nahe glaubend, seine gute Königin holen ließ und ein Testament machte, in dem er sie, für den Fall seines Ablebens, zur Regentin ernannte. Seine Majestät genas bald wieder. Aber Grumbkow und der Alte Dessauer, die Hauptbewerber, als sie Spur von dem Testament bekamen und die Wahrheit auskundschafteten — welch trübes Wasser machten die zwei nicht damit, Schlamm und Kot um die gute Königin herum aufstochernd, da sie fanden, daß sie ihnen vorgezogen worden sei[1]! Ja, Wilhelmine glaubt auf ihre wilde Weise, sie hätten nicht lange nachher geplant, eines Nachmittags in Berlin dem König das Theater über dem Kopf in Brand zu stecken, ihm das Leben zu nehmen und hierdurch soviel Vorteil sich zu sichern, als dabei herausspringen mochte. Kein Zweifel darüber, denkt Wilhelmine: „Der junge Markgraf[2], unser köstlicher Vetter von Schwedt, ist der nicht Schwestersohn des Alten Dessauer? Enkel des Großen Kurfürsten, ebenso wie Papa. Ist Papa erst umgebracht (und unser armer Kronprinz ebenfalls beseitigt) — so ist dieser junge Markgraf, und dieser blaue Fuchstiger von einem Onkel über ihm, König in Preußen! Bestimmt beabsichtigten sie das Theater niederzubrennen und Papa umzubringen!" Das ist Wilhelmines wahnsinnige Meinung, wie es ohne Zweifel diejenige ihrer Mutter an dem fraglichen Tage war: eine eifersüchtige, viel erduldende, überschwenglich erbitterte Mutter, wie wir sehen.

Der zweite Vorgang zeigt uns diese zwei rauhen Herren aus ihrer Teilgenossenschaft in Streit und sogar in Zweikampf geraten. „Duell am Köpenicker Tor", von dem in den trüben alten preußischen Büchern viel Aufhebens gemacht wird — wiewohl immer in einem zurückhaltenden Ton, da nicht einmal das Datum, wie wenn das so gefährlich wäre, deutlich angegeben ist! Es kam, wie man nun errät, im Gefolge jenes hannöverschen Vertrags, da die beiden entgegensetzte Partei hinsichtlich jener Maßregel ergriffen hatten und die Erbitterung alte Wunden überhaupt

[1] Wilhelmine I. 26. 29.
[2] Geboren 1700 (oben S. 362).

wieder aufriß. Dessau war gegen König Georg und den Vertrag, wie es scheint, da er seine Gründe, alte Familiengründe, hatte: Grumbkow, ein bestechlicher Herr, war dafür — da er auch vielleicht seine Gründe hatte. Genug, es kam zu Wortwechseln, zu Händeln zwischen den beiden — stieg zuletzt zum Zweikampf. Zornige Herausforderung von seiten des Alten Dessauers, die jedoch Grumbkow, der für keinen Berserker im Fechten galt, bedauerte, nicht annehmen zu können: seine christlichen Grundsätze erlaubten es nicht. Man appelliert an den König; der König, der selber, wiewohl ein orthodoxer Christ, ein noch orthodoxerer Soldat ist, entscheidet, daß, wenn man alles bedenke, General Grumbkow nicht umhin könne, diese Herausforderung des Feldmarschalls Fürsten von Dessau anzunehmen.

Demgemäß ist Dessau auf dem Felde am Köpenicker Tor — Spätherbstnachmittag (rechne ich) des Jahres 1725 — wartet geduldig, bis Grumbkow erscheint. Grumbkow, mit einem ausgesuchten Sekundanten, erscheint endlich; tritt gedankenvoll langsamen Schrittes heran. Schießpulver-Dessau, schwer, wie stille Gewitterwolken, zieht sein Schwert: und Grumbkow — zieht das seine nicht, präsentiert es in der Scheide, mit unbedingter Unterwerfung und Abbitte: „Töten Sie mich, wenn Sie wollen, alter Freund, den ich beleidigt habe!" Worauf Dessau, ohne ein Wort zu sprechen, nur ein verächtliches Schnauben von sich gebend, dem Phänomen seinen Rücken zukehrt, seinen Gaul besteigt und heimreitet[1]. Ein von diesem Grumbkow geschiedener Mann fortan. Der Fürst wartete Ihrer Majestät auf, gab sein Bedauern über vergangene Entfremdung zu erkennen, seinen großen Wunsch, ihr nun beizustehen, aber seine völlige Unfähigkeit dazu, da er durch Grumbkow verdrängt sei: Wir begeben uns nach Halle, Madame, wo unser Regiment steht; dort wollen wir Seiner Majestät dienen, da wir es hier nicht können[2]. Und so lebt der Alte Dessauer auch meistens dort in kommender Zeit; unartikuliert versenkt in Taktiken von wirklich tiefer, nicht scheiternd in politischen Händeln von seichter Natur — ein Mann, von dem die mythischen Sagen jenes Ortes noch zu erzählen wissen. Besser, Leute zur Vollkommenheit heranzuexerzieren und eiserne Ladstöcke zu erfinden, für den Tag, da man ihrer bedürfen wird, als sich auf solche Weise herumzubalgen mit Vieh von der Grumbkowschen Art! Und dergestalt, bemerken wir, ist Grumbkow am Ruder, und der Alte Dessauer entfernt; und es hat „ein Ministerwechsel", ein Wechsel in „Seiner Majestät Ratgebern", stattgefunden — möge der eingeholte Rat nun weiser sein!

Was der junge Kronprinz tat, sagte, dachte, in solcher Umgebung von Hintertreppendiplomatien, weiblichen Seufzern und Aspirationen, Grumbkowschen Duellen, Exerzitien im Riesenregiment, findet sich auch nicht in der kleinsten Einzelheit für uns angegeben in den weitläufigen Schutt-

[1] Pöllnitz II. 212. 214.
[2] Wilhelmine I. 90. 93.

büchern, die über ihn geschrieben worden sind. An uns ist es, anzudeuten, daß eine solche Umgebung da war. Wie ein lebhaftes Gemüt, auf das sie wirkte, nicht verfehlte, gegenzuwirken, chamäleonartig Farbe davon nehmend und umgekehrt Farbe dagegen nehmend, das muß der Phantasie des Lesers überlassen bleiben. Eines haben wir erfahren und wollen es nicht vergessen: daß der Alte Dessauer entfernt und Grumbkow am Ruder ist — daß der ungeschlachte Sohn des Schießpulvers, fortan Soldaten in Halle einübend und in stummer Weise über Taktiken sinnend, wie wenige je getan haben, keinen Anteil an den faulen Zaubereien hat, die nun am Hofe aufkommen.

Sechstes Kapitel / Feldzeugmeister Seckendorff geht über den Schloßplatz

Des Kaisers Schrecken und Verlegenheit über den Abschluß des hannöverschen Vertrags war, wie wir gesehen, außerordentlich. Krieg möglich oder wahrscheinlich, und nichts worauf sich zu verlassen, als die xanthippischen Launen der Elisabeth Farnese: kein Geld von den Seemächten, nur Kanonenkugeln, Invasion und Feindseligkeit von ihrem Geld und ihnen selbst: Was ist da anzufangen? Zu „schmeicheln dem Stolze Spaniens", zu nähren die dortigen Hoffnungen auf eine Verbindung ihres Don Carlos, des nachträglichen Infanten, mit unserer ältesten Erzherzogin, was freilich die Seemächte gewaltig in Harnisch gebracht hat, aber Parma und Piacenza für jetzt in Ruhe läßt und auch die pragmatische Sanktion zu Spaniens eigener Sache macht. Das ist die eine Hilfsquelle, obschon eine arme und nun gefährliche. Eine andere ist die, Verbindung mit Rußland von der armen kleinen braunen Zarin dort zu erschmeicheln: aber ist das nicht eine noch ärmere? Und welche dritte gibt es? —

Wohl gibt es eine dritte, welche die beiden andern aufwöge, könnte man damit zu Rande kommen, nämlich Friedrich Wilhelm diesen gefährlichen hannöverschen Bundesgenossen abspenstig zu machen und auf gelinde Art zu uns herüberzubringen. Er hat eine Armee von 60 000 Mann in vollkommener Ausrüstung und Geld, sie dabei zu erhalten. Gegen uns oder für uns — 60 000 plus oder 60 000 minus — das ist soviel wie 120 000 streitbare Mannen: ein höchst gewichtiges Item in jedem vorkommenden Felde. Wenn es irgend menschenmöglich ist, laßt uns diesen wilden aufgebrachten König von Preußen gewinnen. Ist unter unsern Knechten einer, der es wagt, mit Honigkuchen, mit Streicheln und Schmeicheln hinzugehen und den kaiserlichen Maulkorb jenem ungeschlachten bärischen Tiere unvermerkt um die Schnauze zu binden? Ein zornwütiger Bär von gefährlichen Proportionen und jetzt gerade mit Recht aufgebracht gegen uns! Unser erfahrener Feldzeugmeister und Diplomat, Graf von Seckendorff, ein gewissenhafter Protestant und Schlauester der Menschen, zu jeder Lüge geschickt — wagt der, es zu versuchen? Er hat in allen

Gegenden der Welt gefochten, und gelogen in allen, wenn erforderlich, und sich Geld erübrigt in allen: er will es versuchen, und es wird ihm auch gelingen[1]!

Der zweite Akt dieses närrischen Weltdramas der Doppelheirat hebt daher an — am 11. Mai 1726, gegen Sonnenuntergang, in der Tabagie des Schlosses zu Berlin, wie wir durch mühsame Zusammenstellung des windigen Pöllnitz mit anderen undeutlichen Zeugen düsterer Natur zusammenlesen — und zwar auf folgende Weise:

Preußische Majestät sitzt am Fenster und raucht; es geht nichts Besonderes vor sich. Ein untersetzter stahlgrauer Herr, von militärischem Zuschnitt, spaziert über den Schloßplatz, bemerkbar unter der spärlichen Menge daselbst, nachdenklich sich erholend in dem gelben Sonnenlicht und den langen Schatten, wie nach harter Tagesarbeit oder -reise. „Wer ist das?" fragt Friedrich Wilhelm, im Rauchen einhaltend. Grumbkow antwortet bedächtig, nachdem er hingeschaut: er glaube, es müsse der Feldzeugmeister Seckendorff sein, der heute bei ihm war, auf eiliger Durchreise nach Dänemark in Geschäften, die nicht warten können. — „Der erfahrene Feldzeugmeister Graf von Seckendorff, mit dem wir noch vor kurzem in Korrespondenz standen und ihn um diese Zeit erwarteten? Den wir bei der Belagerung von Stralsund, ja bereits von den Marlboroughschen Zeiten und der Belagerung von Menin her in Krieg und Frieden gekannt und allezeit als einen soliden gescheiten Mann und Soldaten betrachtet haben: Warum hat er uns nicht besucht?" — „Ew. Majestät," bekennt Grumbkow, „sein Auftrag ist so sehr dringend! Geschäft in Dänemark kann nicht warten. Seckendorff hat freilich eingestanden, er habe einen kleinen Umweg gemacht, aus Begierde, unsere große Revue zu Tempelhof übermorgen zu sehen: Welcher Soldat (so ließ er sich vernehmen) möchte den Anblick eines Heerwesens versäumen, das man bis zum Nonplusultra gebracht hat? Aber er wollte sich ganz inkognito unter das Publikum mischen — und dann ungesäumt weitereilen: nicht imstande, diesmal die Ehre zu haben, seine förmliche Aufwartung zu machen." — „Aufwartung? Narrenpossen!" antwortet Friedrich Wilhelm — öffnet das Fenster und winkt mit höchsteigenem königlichen Haupte und höchsteigener Hand Seckendorff herein. Die Unterhaltung mit einem Menschen von gesundem Verstand, der ihm irgend etwas, wären es auch nur Neuigkeiten aus der Fremde, auf verständige Weise erzählen konnte, war Friedrich Wilhelm allezeit willkommen.

Und so wird Seckendorff, wie kann er anders? in die Tabagie hereingeführt; gleitet da in ein angenehmes Gespräch. Ein einnehmender Plauderer, fest für die Religion, für die Rechte Deutschlands gegenüber eindrängerischen Franzosen und anderen: solche Einsicht, Orthodoxie, Verstand und Klugheit, angenehm anzuhören, und alles mit dem gehörigen Quan-

[1] Pöllnitz II. 235; Stenzel III. 544; Förster II. 59, III. 235. 239.

tum Öl wiewohl er „zugleich näselt und lispelt“, und im stillen, nötigenfalls, eine Fertigkeit im Lügen besitzt — denn er destilliert auf seltsame Weise jedwede Lüge in seinem religiösen Brennkolben, bis sie für sein Gewissen erträglich, ja, mundend wird, wie Elixiere sind — eine Fertigkeit im doppelt-destillierten Lügen, wie sie wahrscheinlich zu seiner Zeit nicht noch einmal da war. — Seckendorff ist bei der großen Revue, 13. Mai 1726, zugegen; sieht mit unverstellter Bewunderung das Nonplusultra des Manövrierens und sogar die militärische und sonstige Verwaltung überhaupt dieses bewundernswürdigen Königs[1]. Seckendorff, keine Frage darüber, wird sein dänisches Geschäft schnell abmachen, da Ew. Majestät es zu wünschen geruht. Seckendorff wird ganz sicher aufs schnellste zu einem solchen Könige zurückeilen, dessen vertrauter Umgang, auf so edle Weise vergönnt, ihm teuer ist. — O wie teuer!

Nach Verlauf von ein paar Wochen ist Seckendorff zurück in Berlin; begleitet Seine Majestät auf der jährlichen militärischen Runde durch Preußen; begleitet Hochdieselbe allerorten, da er ein völliges Lebensbedürfnis Seiner Majestät wird; und geht nicht wieder fort. Seckendorffs Geschäft, wenn Seine Majestät es wüßte, führt ihn nicht „fort“, sondern liegt eben hier an dieser Stelle, wo der Zauberapparat, Grumbkow seine Hauptfeder, richtig in Gang gebracht wird! Grumbkow war vorher entschieden für König Georg und den hannöverschen Vertrag, weil er da seine Gründe hatte; hat aber nun andere Gründe und ist entschieden gegen auswärtige Verbindungen. „Hm, ha — ja doch, mein schätzbarer, mit Recht mächtiger Herr von Grumbkow, hier ist ein kleines Gnadengehalt von 1000 Dukaten, das die kaiserliche Majestät in Anbetracht des Dienstes, den Sie Preußen und Deutschland und Höchstderselben leisten dürften, mir allergnädigst befohlen hat zu überreichen; nur 1000 Dukaten jährlich für jetzt; aber an Geld soll es nicht fehlen, wenn es nach Wunsch geht[1]!“

Und so sind nun zwei Schwarzkünstler ersten Ranges geschäftig um den ahnungslosen Friedrich Wilhelm, und Seckendorff haftet während der folgenden sieben Jahre an Friedrich Wilhelm wie dessen Schatten und bezaubert sein ganzes Dasein und ihn, wie wenige Hexenmeister es vermocht hätten. Friedrich Wilhelm, wie Paulus auf Melite seine unschuldigen Hände an einem für ihn daselbst angezündeten Feuer von trockenen Reisern wärmend — was für ein Wunder von giftiger Otter hat sich hier an seinen Finger geheftet? Dem verzauberten Sinn Friedrich Wilhelms scheint es ein Paradiesvogel, der sich getrost da hingesetzt hat; aber er ist von der Peitschenschlangengattung oder schlimmer und bleibt tragisch, wenn auch komisch, jahrelang an ihm festkleben. Die Welt hat die Komödie der Sache gesehen und höhnendes Gelächter über Friedrich Wil-

[1] Pöllnitz II. 235. Faßmann S. 367. 368.
[2] Förster III. 233. 232; vgl. auch Buch IV. 172. 121. 157 usw.

helm darob erschallen lassen: aber sie hat eine weniger erkannte tragische Seite, und da gebühren dem armen Könige Tränen und gewissen anderen Peitschenhiebe und fast Galgenstricke! — Ja, wären Seckendorff und Grumbkow beide in diesem Stadium des Geschäfts nachhaltig gehängt worden, wodurch das Geschäft hätte auf eine billige Weise bald beendigt werden können, es wäre der Menschheit willkommen gewesen; willkommen sicherlich dem Verfasser wenigstens; welch ein Ersparnis für ihn an verschwendeter Zeit, an ausgestandenem Ekel! Und wahrlich, er hat sich im Verlauf dieser seiner trübseligen Operationen oft nach einer solchen Erquickung gesehnt. Aber das Schicksal bestimmte es anders; wir müssen alle unser Schicksal annehmen! —

Grumbkow ist also der kaiserlichen Orthodoxie verschworen — vermutlich neigte sich der Reinekesche Sinn (um es so zu nennen) allezeit eher nach dieser Seite hin, und nur sein Interesse nach der andern — Grumbkow ist gut bestochen, mit Mitteln versehen, andere zu bestechen, wo es nötig; steht nun orthodox da, bei Gefahr seines Kopfes. Es ist alles, geistlich und ökonomisch, zur Schmackhaftigkeit destilliert für Seckendorff und sein großes trojanisches Pferd von einem Grumbkow: und das Abenteuer geht frisch vor sich. Seckendorff sitzt allnächtlich in der Tabagie (eine Art von „Rauchparlament", wie wir bald sehen werden), leistet Gesellschaft auf allen Spaziergängen und Reisen: einer der klügsten Köpfe und so angenehm in der Unterhaltung, ist er unentbehrlich und ein Lebensbedürfnis für uns geworden. Seckendorffs Biograph berechnet, „er müsse in jenen sieben Jahren, Seine Majestät beständig begleitend, über 5000 Meilen durchritten haben"[1] — das ist eine Kleinigkeit mehr als die Länge des Erdäquators.

Nach ein paar Monaten[2] bringt es Seckendorff — da Se. Majestät es zu wünschen uns die Ehre anzutun geruhet — zuwege, als kaiserlicher Minister zu Berlin ernannt zu werden: wodurch grenzenlose Aussichten auf Tabagie und gute Unterhaltung sich nun für Se. Majestät auftun. Und der unparteiische Grumbkow kann, in der Tabagie oder wo wir sonst immer sein mögen, nicht umhin, dann und wann einzuräumen: Daß, was Se. Exzellenz der Herr Graf Feldzeugmeister über auswärtige Politik, über eindrängerische Franzosen und andere Punkte sage, allerdings viel Grund habe. „Hm, na", brütet der König bei sich, „wäre der Kaiser nicht so hochmütig mit uns umgegangen in der Sache der Heidelberger Protestanten, in dem „Ritterdienst"handel, in jenen verdammten „Werbe"-zänkereien: allezeit ein hochfahrender übelgelaunter Kaiser gegen uns!" Denn die Sache ist die: Der Kaiser hat die ganze Zeit über Friedrich Wilhelm bitter schlecht behandelt und gedenkt ihn auch ferner nicht besser zu

[1] Anonym (Seckendorffs Großneffe): Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorff (Leipzig, 1792, 1794) I. 6.

[2] 13. August 1726 (Preuß I. 37).

behandeln, außer dem Scheine nach. Behandlung? denkt der Kaiser: ein großes preußisches Stück Geschütz, das wir zu uns herüberzugaukeln wünschen! Hat die Faule Grete über ihre Behandlung geklagt? — So daß die Exzellenz und Grumbkow eine schwierige Aufgabe daran haben, wären sie nicht so emsig und das Geschütz selber nicht in so günstiger Stellung. „Die Blitzfranzosen!" brummt Friedrich Wilhelm mitunter im Tabakskollegium[1], denn er haßt die Franzosen und möchte gern seinen Kaiser lieben, da er deutsch bis auf die Knochen und gar loyal von Herzen ist, wenn auch gewisse Leute ihn für ein bloßes Stück Geschütz halten. Eines ergibt sich, daß Seine preußische Majestät nämlich jenen hannöverschen Vertrag zum zweitenmal zu unterschreiben ablehnt; nun da die Holländer, nach fast einem Jahre der Mühe mit ihnen, doch endlich beitreten, hat der preußische Botschafter seltsamerweise „keine Befehle zum Unterzeichnen"; läßt die Engländer mit ihren Holländern und Blitzfranzosen diesmal allein unterzeichnen[2]. „Wir wollen warten, wir wollen warten!" denkt Seine preußische Majestät: „Wer weiß?"

„Wie aber mit Jülich und Berg?" bringt er immer vor: „Britannische Majestät und die Blitzfranzosen sollten mir die Anwartschaft dort sicherstellen. Das war eigentlich die Hauptsache!" — Auch dafür hat Exzellenz ein Mittel, erwirkt nach und nach ein Mittel von seinem Hofe, der liebenswürdige gewandte Mann: „Der Kaiser will das gleiche leisten, Euer Majestät, der Kaiser selber will es Ihnen sichern!" — Kurzum, etwa drei Monate nach Seckendorffs Bestallung als kaiserlicher Minister, noch nicht ganz fünf Monate seit seinem Erscheinen auf dem Schloßplatz an jenem Maiabende — es ist nun die Jagdzeit, und wir sind zu Wusterhausen, Majestät, seine zwei Schwarzkünstler und die gehörigen beiderseitigen Trabanten alle anwesend — wird ein neuer und entgegengesetzter Vertrag am 12. Oktober 1726 in stiller Heimlichkeit in jenem abgelegenen Jagdschloß unterzeichnet „Vertrag von Wusterhausen" sogenannt, der einstmals gar berühmt und geheimnisreich war und viele Perücken schütteln machte. Namentlich in jenen Tagen, da man zuerst Kenntnis davon erhielt, und zwar um so mehr, da nur Halbkenntnis davon zu haben war — oder zu haben ist, trauert Dryasdust, der noch immer seine Schwierigkeiten über einige „geheime Artikel" in der Urkunde hat[3]. Mut, mein Freund, sie sind nun ohne Belang für irgendein Geschöpf.

Der wesentliche Inhalt dieses Vertrags[4], lesbar für alle Augen, ist: „Daß Friedrich Wilhelm stillschweigend den hannöverschen Vertrag und die Blitzfranzosen fallen läßt und ausdrücklich auf des Kaisers Seite übertritt, bereit, dem Kaiser mit soundso viel tausend Mann beizustehen, wenn

[1] Förster II. 12 usw.
[2] 9. August 1726. (Boyer: The Political State of Great Britain, a monthly periodical, vol. XXXII. p. 77, welches das Juliheft 1726 ist.
[3] Buchholz I. 94 Anm.
[4] Mitgeteilt in extenso (ohne die geheimen Artikel) in Förster IV. 159—166.

dieser in Deutschland von irgendwelchen Blitzfranzosen oder eindrängerischen Fremden angegriffen wird. Der Kaiser hinwieder verpflichtet sich, außer dem, daß er Preußen in gleichem Falle mit einer gleichen Quote von Tausenden zu unterstützen hat, in umschweifiger Kanzleisprache, hilfreich und, menschlich gesprochen, wirksam in jener großen jülich-bergischen Sache zu sein — etwa folgenderweise: ‚Unserm kaiserlichen Sinne scheint es, daß der König von Preußen offenbares Anrecht auf die Nachfolge in Jülich und Berg habe; Anrecht gegründet auf ausdrücklichen Erbvergleich von 1624, zu schweigen von nachherigen Kontrakten: der kaiserliche Sinn, als oberster Richter solcher Dinge im Reich, will nicht ermangeln, diese Streitsache bald und gerecht zu entscheiden, wenn es so weit damit kommen sollte. Wir hoffen aber, es möge einen noch bessern Verlauf damit nehmen: da der kaiserliche Sinn sich nun unmittelbar damit befassen will, Kurpfalz zur friedlichen Einwilligung zu überreden; und sogar über sich nimmt, etwas Derartiges zu bewerkstelligen, ehe sechs Monate verlaufen‘ [1]."

Menschlich gesprochen will der kaiserliche Sinn sicherlich wirksam sein in der jülich-bergischen Sache. Aber es war sehr nötig, umschweifige Kanzleisprache zu gebrauchen — sintemal der kaiserliche Sinn, bedacht, auch Kurpfalzens Hilfe in dieser schlimmen Krisis zu sichern, vor etwa drei Monaten [2] sich ausdrücklich an Kurpfalz verpflichtet hatte: Daß Jülich und Berg nicht an Friedrich Wilhelm nach Bestimmung des alten Kontraktes kommen sollen, sondern an Kurpfalzens sulzbachische Geschwisterkinder, die der alte Herr (trotz alter Kontrakte) hartnäckig vorzog! Es waltet kein Zweifel über diese Tatsache, über dieses sich selbst verschlingende Paar von Tatsachen. So in die Klemme getrieben wird ein Kaiser, wenn er tief ins Spukjagen hineingerät.

Das ist der einst berühmte, jetzt vergessene „Vertrag von Wusterhausen, 12. Oktober 1726", der dem Kaiser in jener schrecklichen Krisis seiner Spukjagd so erquicklich wurde und dessen Wirkungen sehr sichtbar in dieser Geschichte, wenn sonst nirgendwo, sind. Er packte die preußisch-englische Doppelheirat, schleuderte sie in die gewaltige Flut kaiserlicher Spukpolitik, in die schaudervollen Schwankungen und Schwingungen der irdischen Libra überhaupt hinein und brach fast das Herz verschiedener königlichen Personen, das eines denkwürdigen Kronprinzen namentlich. Welcher letztere Umstand nunmehr auch so ziemlich den einzigen Anspruch ausmacht, den der Vorgang auf menschliche Erwähnung hat. Da es eine Erfüllung oder Absicht der Erfüllung in jener jülich-bergischen Sache nicht gab, so war es fortan Exzellenz Seckendorffs Aufgabe, durch Zauberkunst oder widernatürliche Methode — das heißt mit bloßer Hilfe Grumbkows und des Teufels — Seine preußische Majestät nichtsdestoweniger beharrlich auf kaiserlicher Seite zu erhalten, stets gehörig mit den Eng-

[1] Art. V. in Förster, ubi supra.
[2] Vertrag mit Kurpfalz, 16. August 1726 (Förster II. 71).

ländern entzweit namentlich, was die Exzellenz Seckendorff auch zu bewirken wußte — die kommenden sechs oder sieben Jahre hindurch, oder eigentlich, bis diese Spukjagden endigten oder ihren Ausgang anderswo suchten. Immer beharrlich, argwöhnisch auf die Engländer achtend, zuweilen fast toll, aber dabei immer schußbereit wie eine geladene Kanone: so wußte man Friedrich Wilhelm zu halten — seine eigene Familie fast zum Wahnsinn getrieben; er selber mit loyal grimmigem Umblick einem antikaiserlichen Krieg entgegensehend: „Wann wird's losgehen?" — wiewohl keiner kam. Und es kam überhaupt nichts danach, und außer jenen Qualen für den jungen Friedrich und andere war es gänzlich nichts. Eines der wunderlichsten Schwarzkunststücke, die je gemacht wurden.

Exzellenz Seckendorff, den Friedrich Wilhelm so liebt, ist keineswegs ein schöner Mann; sehr das Gegenteil vielmehr. Leiblich — und der Geist ist entsprechend — ein steifrückiger, petrefakter, steiniger, unerforschlich aussehender und höchst unschöner alter Intrigant. Bildnisse von ihm, die häufig sind, sagen alle dieselbe Geschichte. Die Stirn gefaltet in einem weiten, von beiden Schläfen ausgehenden Gewebe von Runzeln, als wolle sie das böse Augenpaar verbergen, woraus Argwohn, Neugier, Bangigkeit, Gewohnheit doppelt destillierter Lügenhaftigkeit blickt; das unentschiedene vorstehende Kinn, mit seiner dicken gespaltenen Unterlippe, ist hervorgeschüttelt oder -geschoben, mühlentrichterartig — wie um alles Vorkommende, Gesprochenes oder sonstiges, zu verschlingen und zu profitablem Mehl für sich zu zermahlen. Geistig war er ein alter Söldling, ein alter Intrigant, Lügner, Soldat, was man immer will. Was man eine schon ein Halbjahrhundert lang wie eine Mietkutsche auf dem Markt stehende alte Seele nennen kann, mit Kopf, Zunge, Herz, Gewissen einem einsichtsvollen Publikum und seinen Schillingen zur Verfügung.

Es steckt eine ansehnliche Fähigkeit, eine gewisse halsstarrige Stärke in dem alten Kerl; die Natur war sogar ziemlich gütig gegen ihn gewesen; und allerdings gab sich sein Oheim und Vormund — der rühmlich bekannte Seckendorff, der die Historia Lutheranismi schrieb, ein Ritter und Mann von gutem Schlag in der Zeit Ernsts des Frommen von Sachsen-Gotha — Mühe mit seiner Erziehung. Aber die Naturgaben sind bei ihm nicht gediehen: wie hätten sie auch bei einem solchen mietkutschenartigen Leben gedeihen können? Ansehnliche Fähigkeiten sagen wir, in ihrer Entwicklung eingeschrumpft zu einem seltsamen Bankerott. Ein steifrückiger, engfäustiger alter Herr, mit Mehltrichterkinn — mit gerunzelten neugierigen Augen, die niemals einen edlen Pfad für ihn in dieser Welt entdeckt haben. — Er ist ein streng orthodoxer Protestant, genau auf äußere Punkte der Sittlichkeit haltend; steht aber für des Kaisers Mietlohn nicht an — mit Energie zu lügen was das Zeug hält und sich dem reichshofrätlichen Kodex gemäß zu schlagen für jeden Gott oder Menschen. Er ist größtenteils zu Geiz geworden, in diesen reifern Jahren, all seine man-

cherlei Kräfte in der Kraft des Greifens aufgegangen. Er ist nun vierundfünfzig Jahre alt; ein Mann von großem Ruf in der Welt, besonders seitdem er in des Kaisers Dienst steht: er hat aber verschiedenen Herren in verschiedenen Eigenschaften gedient und ist in vielen Kriegen gewesen — und die kommenden dreißig Jahre werden wir ihm noch immer gelegentlich begegnen, selten zu unserem Vorteil.

Er stammt ursprünglich aus Ansbach und hat verwandte Seckendorffs im Amte dort, alte Ritter in jener Landschaft. Er erbte ein schönes Schloß und Gut, Meuselwitz bei Altenburg im Thüringischen, von dem erwähnten Oheim in Ernsts von Sachsen-Gotha Diensten; und hat außerdem Reichtümer erworben; dies alles hält er fest wie ein Schraubenstock. Einmal, zu Meuselwitz, wird erzählt, saßen er und ein junger vorwitziger Schreiber bei der Arbeit oder im Gespräch beisammen in einem großen Saal, den nur ein Licht erhellte. Der Schreiber, indem er das Licht putzte, löschte es aus: „Puh", rief Seckendorff ungeduldig, „wo habt Ihr das Lichtputzen gelernt?" „Exzellenz, an einem Ort, wo man zwei Lichter brannte!" erwiderte jener[1]. — Im übrigen hat er eine wackere Ehefrau zu Meuselwitz, die nun alt ist und niemals Kinder gehabt hat, die ihn sehr liebt und sehr von ihm geliebt wird, wie es scheint: das ist wirklich noch der günstigste Umstand, der mir zu Ohren gekommen über ihn — den armen bankerotten Gesellen, völlig aufgegangen in geistigem Rheumatismus, in strenger Orthodoxie, mit grenzenloser Lügenhaftigkeit; und Geist ist das Gesamtergebnis von allem! Steifrückige, engfäustige Stärke, völlig hölzern oder steinern geworden; dennoch liegt ein winziger Born menschlichen Mitgefühls tief im Innern: man wünscht am Ende doch (da er nun einmal nicht rechtzeitig für uns gehängt werden konnte) ihm und seiner armen alten Frau gute Tage! Er lispelt und näselt, wie bereits erwähnt; schreibt schlau-geschickt Tagewerke von Depeschen an Prinz Eugen; flucht nie, obgleich Militär, außer bei großen Veranlassungen e i n e n Fluch, Jarnibleu — was wohl eine harmlose Version von Chair-de Dieu, wie Par-bleu, potz, und was dem mehr ist, für die der Teufel einen nicht anklagen kann; durch sie hat ein ökonomischer Mensch das Vergnügen, wohlfeil zu fluchen.

Herrn Pöllnitzens Meldung über Seckendorff ist ungewöhnlich emphatisch. Der schwatzhafte Pöllnitz erhebt sich zu einem Tone der Kanzelberedsamkeit, begeistert von Unwillen über dies Thema: „Er affektierte deutsche Redlichkeit, die er doch nicht kannte, und befolgte unter der trügerischen Außenseite der Frömmigkeit alle Grundsätze des Machiavell. Mit dem schmutzigsten Eigennutz verband er grobe Manieren. Lügen" (von der destillierten Sorte hauptsächlich) „waren ihm so zur Gewohnheit geworden, daß ihm der Gebrauch der Wahrheit gänzlich unbekannt geworden war. Es war die Seele eines Wucherers, die bald in den Körper eines Kriegsmannes, bald in den eines Kaufmannes hinüberwanderte. Falsche Schwüre und

[1] S e c k e n d o r f f s L e b e n (bereits angeführt) I. 4.

die abscheulichsten Niederträchtigkeiten kosteten ihn nichts, sobald er nur seinen Endzweck erreichte. Er war geizig mit seinem eigenen Gute, aber verschwenderisch mit dem Gelde seines Herrn und gab von beidem täglich die auffallendsten Beweise. Und gerade diesen Mann sah man eine Zeitlang an der Spitze der kaiserlichen Armeen und am Ruder des Staats und des deutschen Reichs"[1] — nachdem er das preußische Geschäft so gut besorgt hatte.

Dieser schlaue alte Herr hat, vom Herbst 1726 an, sozusagen Besitz von Friedrich Wilhelm genommen, ist in ihn hineingefahren, Grumbkow und er, wie zwei Teufel in den wunderreichen alten Zeiten getan haben würden, und in mancherlei Sinn waren s i e es, nicht der Inhaber dem Namen nach, die Friedrich Wilhelms Leben lebten. Die folgenden sieben Jahre ging eine Gestalt umher, nicht zweifelnd, sie sei Friedrich Wilhelm; aber sie war in der Wirklichkeit eigentlich viel mehr Seckendorff-und-Grumbkow. Diese zwei, der Zaubermeister und sein Geselle, beide unsichtbar, haben ihren königlichen wilden Bären gefangen, haben ihm ein Seil um die Schnauze gelegt — und lassen ihn so tanzen, den ganzen Markt bald ängstigend, bald belustigend mit den Sprüngen, die er macht! Grumbkow, ein wahrer Macchiavell in seiner Art, verstand die Natur des königlichen Tieres wie kein anderer. Grumbkow, mit seinem Gnadengehalt von 5000 Gulden erkauft, ist, wie Seckendorff oft zu Wien vorstellte, spottwohlfeil für das Geld: Nicht wahr? Und sie fügen dann und wann ein Extradouceur bei, 40 000 Gulden bei einer Gelegenheit[2]: denn „Grumbkow dient ehrlich", stellt Seckendorff vor, und ferner: „Wenn irgendeiner Gnade verdient" (Gnade, d. h. Extralohn), „so ist es dieser Mann" — wahrlich! Dem erkauften Grumbkow steht reichliches Geld zur Verfügung, um andere Leute, die man braucht, zu kaufen, und er kauft deren auch; so daß alle Dinge und Personen verfälscht und verzaubert werden können, je nachdem man dessen bedarf. Nach und nach ist es dazu gekommen, daß Friedrich Wilhelms Minister in London einen Briefwechsel in geheimer Chiffreschrift mit Grumbkow unterhält und an Friedrich Wilhelm berichtet, nicht was in der Stadt und bei Hofe vorgeht, sondern das, was Friedrich Wilhelm nach Grumbkows Wünschen als dort vorgehend glauben soll.

Von Beeinflussungen mittels Beistimmung oder Widerspruch, wirksam wenn man die Natur des Tieres versteht, von diesen brauchen wir nicht zu reden. Das Tabakskollegium ist eine Werkstätte geworden — die menschliche Natur kann sich eine Vorstellung davon machen! Ja die menschliche Natur kann es im britischen Staatsarchiv, in einem grenzenlosen erstaunlichen Umfang, noch lesen — sollte es aber füglich größtenteils unterdrücken, nachdem sie es gelesen.

[1] Pöllnitz II. 237.
[2] Im Jahre 1732. Förster III. 232.

Es ist dies ein gar wundersamer Abschnitt von Friedrich Wilhelms Geschichte, und er hat viel Verwunderung in der Welt verursacht; wobei Wilhelmines Buch dies Gefühl im intelligenten Leser eher noch verstärkt als beschwichtigt. Ein Buch, das lange nachher aus der Erinnerung von ihrem eigenen schiefen Standpunkte aus geschrieben wurde, in einer charmant gellenden Laune, die nicht unnatürlich in verwirrte Übertreibungen und Entstellungen aller Art gerät. Nicht irgendwo unwahrhaft geschrieben, aber irrtümlich überall. Wilhelmine wußte nichts von der Zaubermaschinerie die dabei im Gange war: sie hat vagen Verdacht auf Grumbkow und Seckendorff, aber ahnt nicht bei den wahnsinnigen Ausbrüchen Papas, daß zwei Teufel im Papa stecken und das Unheil anrichten. Auf das bloße Gedächtnis sich verlassend, datiert sie unrichtig, irrt sich, versetzt die Dinge, wirft alles durcheinander, das Unterste zu oberst — und gibt so im ganzen ein Bild von den Verhältnissen, das durchaus schief, verschoben, übertrieben ist, und das sich überhaupt als unverständlich erweist, wenn man versucht eine Tatsache oder getane Sache daraus zu konstruieren. Jedoch besitzt ihre menschliche Erzählung in jener weiten Einöde von bloßem pedantischen Gemurmel großen Wert für uns. Ein grüner Baum, ein laubiges Gehölz, besser oder schlechter, in der Wüste von totem Gebein und Sand — wie willkommen! Es sind viele andere Bücher über den Gegenstand geschrieben worden, die ihn aber, nach meiner Erfahrung, nur mehr und mehr verdunkeln. Ziehe Wilhelmine gerade, so gut du es vermagst, rechne etwa fünfundzwanzig oder mitunter sogar etwa fünfundsiebzig Prozent von den übertreibenden Partien ihres Berichts ab, so wirst du sie immer wahr, hell, allerliebst menschlich finden, und bei weitem die beste Quelle für diesen Teil von ihres Bruders Geschichte. Es gibt auch gedruckte Staatsurkunden über den Gegenstand, und von geschriebenen Staatsurkunden, hier in England und anderwärts, sind für den Verfasser dieses Werkes mehrere Zentnerladungen destilliert worden: aber nichts von allem bisher gedruckt oder handschriftlich Bekannten kann als sehr nutzbringend angesehen werden — es sei denn als über Wilhelmine aufgehängtes Licht.

O Himmel, wer nur mit Siebenmeilenstiefeln über diese leere Landstrecke hinwegsetzen könnte — ein bodenloser Strudel von Staub und Spinnweben an vielen Stellen — wo wir doch eigentlich so wenig zu tun haben! Erläuternd, berichtigend, mühsam gegeneinander haltend, vergleichend laßt uns versuchen irgendein begreifliches Bild von diesem wunderlichen kaiserlichen Viel-Lärm-um-Nichts zustande und unseren unglücklichen Kronprinzen und unsere eigenen unglücklichen Personen lebendig hindurchzubringen.

Siebentes Kapitel / Das Tabakparlament

Unter diesen betrübten Umständen dürfte es zur Aufheiterung des Lesers gereichen und auch zum bessern Verständnis des Kommenden mit beitragen, wenn wir in Friedrich Wilhelms Tabagie oder Tabakskollegium, würdiger des Namens Tabakparlament, dessen bereits gelegentlich gedacht worden, ein wenig einblicken. Eine viel zu merkwürdige Landesinstitution, als daß wir sie hier unbeachtet lassen dürften.

Friedrich Wilhelm, obgleich ein unumschränkter Monarch, läßt sich nicht einfallen, ohne Gesetz zu regieren, wieviel weniger gar ohne Gerechtigkeit, welche ihm sehr wohl als die einzige Grundlage für ihn und für alle Könige und Menschen bekannt ist. Man kann vielmehr das auf eine große, unbewußte, unveränderliche und instinktmäßige Weise verfolgte Dichten und Trachten seines Lebens bezeichnen als das Bestreben, überall in seinen Geschäften das herauszufinden, was das Gerechte sei, Anordnungen, Gesetze in Übereinstimmung damit zu machen, um sich und sein Preußen strenge nach diesen zu führen. Freilich ist er gar nicht von konstitutioneller Anlage, fragt wenig nach Perücken und Formalitäten der Gerechtigkeit in seinem heftigen Vordrängen nach der Sache und dem Wesen derselben; er hat wohl auch die Perücken und Formalitäten mitunter auf eine merkwürdig ungeduldige Art zerrissen, wenn sie zwischen ihm und der Sache standen. Aber Preußen hat auch seine Gesetze, erträglich zahlreich, erträglich feststehend und obherrschend: und der geringste Preuße, der mit Berufung auf ein bestimmtes Gesetz Friedrich Wilhelms Zornwut in den Weg trat, konnte Friedrich Wilhelm mitten im Fluge aufhalten — oder mit gutem Grunde hoffen, ihn aufzuhalten. Hoffen, sagen wir; denn der König ist in seinen eigenen und seines Volkes Augen, bis zu einem gewissen unbestimmten Grade, allezeit selbst der oberste letzte Ausleger und große lebendige Kodex der Gesetze — allezeit bis zu einem gewissen unbestimmten Grade — und da bleibt für einen Untertan nichts übrig, als an Philipp Nüchtern zu appellieren, in gewissen raschen Fällen! Im ganzen jedoch ist Friedrich Wilhelm keineswegs ein gesetzloser Monarch, und auch seine Preußen sind keineswegs Sklaven: sie sind geduldige,

starkherzige Untertanen, mit einem sehr ansehnlichen Maße wohl zugedeckten, an müßigen Explosionen verhinderten inneren Feuers; verpflichtet zu ehrerbietigem Wesen und namentlich möglichst den Mund zu halten.

Friedrich Wilhelm hat nicht den entferntesten Schatten von einem konstitutionellen Parlament oder selbst einem Geheimen Rate, wie wir die Sache verstehen; denn seine Minister sind in der Regel bloße Schreiber, die registrieren und ausführen, was er anderweitig beschlossen hat; aber er hatte sein Tabakskollegium, Rauchkongreß, Tabagie, das Ding, das soviel Lärm in der Welt gemacht hat und welches ihm auf eine rauhe natürliche Weise den Nutzen eines Parlaments gewährt, zu den wohlfeilsten Bedingungen und ohne die gewaltigen, mit dieser Art von Institutionen verbundenen Unbequemlichkeiten. Ein auf seinen einfachsten Ausdruck zurückgeführtes Parlament, ohne parlamentarische Beredsamkeit, aber dafür mit holländischen Tonpfeifen und Tabak ausgerüstet: so läßt sich diese berühmte Tabagie Friedrich Wilhelms definieren.

Tabagien waren nichts Ungewöhnliches unter deutschen Souveränen jener Zeit: Georg I. zu Hannover hatte seine Rauchstube und auserlesene Rauchgesellschaft am Abend; und selbst in London rauchte er, wie wir bemerkten, allnächtlich und feuchtete seine königliche Gurgel mit Dünnbier an im Beisein seiner fetten und seiner mageren Mätresse, wenn keine andere Gesellschaft da war. Tabak, von den spanischen Soldaten im Dreißigjährigen Kriege eingeführt, sagen einige, oder sogar von den englischen Soldaten in den böhmischen oder pfälzischen Anfängen jenes Krieges, sagen andere — Tabak ward von den deutschen Völkerschaften, denen lange ein solcher Artikel mangelte, enthusiastisch übernommen, sobald er ihnen einmal gezeigt worden, und hat von der Zeit an wichtige mannigfaltige Funktionen in diesem Lande ausgeübt. Denn wohl lassen sich, in politischen, in sittlichen, in allen Bereichen ihrer praktischen und spekulativen Dinge, seine Einflüsse, gut oder schlimm, bis zum heutigen Tage spüren.

Einflüsse, die im allgemeinen schlimm sind; beruhigend, aber schlimm, indem sie einen in müßige wolkenhafte Träume hineinleiten — noch schlimmer, indem sie Beruhigung mitten unter dem handgreiflich Chaotischen und Zersetzten fördern, alle Dinge zu trägem Frieden besänftigend, auf daß alle Dinge so ziemlich sich selbst und den Gesetzen der Schwere und Zersetzung überlassen bleiben. Wodurch deutsche Dinge heutzutage gar sehr mit Pilzen überwachsen sind und sich wurmstichig zeigen, wo man sie immer anfaßt.

Georg I., sagen wir, hatte seine Tabagie, und andere deutsche Souveräne hatten deren; aber keiner von ihnen machte eine politische Institution daraus wie Friedrich Wilhelm, dieser wirtschaftliche Mann, der entdeckte, daß sich auch in dieser Eigenschaft Gebrauch davon machen ließe. Er hatte das als eine tägliche Erquickung und Erholung bei sich aufgenommen: es ist ein Lohn für die emsig geleistete schwere Tages-

arbeit, sie auf diese Weise in der ruhigen Gesellschaft freundlicher Menschengesichter zu einem beschaulichen Rauchgewölke abzuwickeln, langsam hinübergleitend in das Reich des Schlafs und seiner Träume. Friedrich Wilhelm war ein Gewohnheitsmensch, seine Abendtabagie ward zu einem Naturgesetz für ihn, beständig wie das Niedergehen der Sonne. Günstige Umstände, ruhig beobachtet und erfaßt von dem wirtschaftlichen Mann, entwickelten diese schlichte Abendeinrichtung zu einer Art Rauchparlament, klein, jedoch mächtig, wo Staatsberatungen ab und zu auf unformelle Weise gehalten wurden; und die gewichtigsten Geschäfte mochten hier mittels geschickter Behandlung, feinen Andeutungen und Wendungen, von solchen, die die Kunst und den Platz verstanden, herüber- oder hinübergebogen und für den gewünschten Ausgang reif gemacht werden.

Erforschen, was wohl der richtige Weg hinsichtlich dieser oder jener hohen Sache sein dürfte, was das Publikum dazu sage und, mit einem Wort, was und wie die vollziehende Macht darin tun solle: dies, die wesentliche Funktion eines Parlaments und Geheimen Rats, ward hier durch kunstlose wohlfeile Methode, auf das Geheiß der bloßen Natur, mannigfach geleistet, da bloßes Stillschweigen und beruhigender Dampf all das, was an natürlichem Verstand sich vorfinden mochte, in die beste Tätigkeit versetzte. Tabaksdampf an die Stelle der parlamentarischen Beredsamkeit zu setzen, wird von einigen für eine große Verbesserung gehalten. Hier ist des Smelfungus Ansicht, launig ausgedrückt, mit einem Lächeln darin, das vielleicht nicht ganz ein freudiges ist:

„Tabaksdampf ist vielleicht das einzige Element, worin, nach unseren europäischen Sitten, Menschen ohne Verlegenheit schweigend beisammensitzen können und wo kein Mensch gehalten ist, ein Wort mehr zu sagen, als er wirklich und wahrhaftig zu sagen hat. Ja, es wird vielmehr jedermann von den Gesetzen der Ehre und sogar der persönlichen Bequemlichkeit gemahnt und gewarnt, nicht über diesen Punkt hinauszugehen, auf alle Fälle sich in Ruhe zu fassen und die Pfeife wieder in den Mund zu nehmen, sobald er seine Meinung, falls er eine besaß, ausgesprochen hat. Die Ereignisse dieser heilsamen Praktik dürften, wenn einmal in konstitutionellen Parlamenten eingeführt, augenscheinlich ganz unberechenbar sein. Die Quintessenz des Schärfleins Verstand und Einsicht, das sich in diesem Raume befindet: mehr wird oder kann man aus keinem Parlamente herausbekommen; und beruhigender, sanft stillender, sanft abklärender Tabaksdampf verleiht (wenn der Raum gut ventiliert, oben offen und die Luft rein gehalten ist), zusammen mit der Verpflichtung zu einem Minimum der Rede, dem menschlichen Verstand und der Einsicht die beste Gelegenheit, die ihnen werden kann. Die beste anstatt der schlimmsten, wie jetzt: ach leider, leider, wer wird Narren wieder einigermaßen zum Schweigen bringen? Wer wird die Menschen wieder von diesem scheußlichen Alp der Stumpfrederei befreien, unter dessen Druck die großartigsten Nationen zu einem namenlosen Tode ersticken, blutend (allzuwirklich) aus Mund und Nase und Ohren, in unseren trübseligen Tagen?"

Dieses Tabakskollegium ist das Grumbkow- und Seckendorffsche Hauptaktionsfeld. Diese zwei Herren verstehen die Natur des preußischen Tabaksparlaments aus dem Grund, haben seine Umstände bis auf den verborgensten Spalt erforscht: kein englischer Einpeitscher oder be-

redter Premierminister versteht sein St. Stephans oder die Art besser, wie man eine Maßregel in jenem dunklen heißen Element ausbrütet. Durch Winke, durch Fingerzeichen, durch beschauliches Rauchen, Sprechen und Enthalten von Sprechen, oftmals nach einer Seite blickend und nach der andern rudernd — verstehen sie es, die geheimen Federn zu berühren und das große gefährliche Feuerschiff (denn ein solches ist jedes Parlament) dem gewünschten Hafen zuzuführen. Allergewandteste Parlaments- (Rauchparlaments-) Männer; kein Walpole, kein Dundas oder unsterblicher Pitt, der erste wie der zweite, ist geschickter in parlamentarischer Praktik. Denn ihr Feuerschiff, obschon kleiner als das britische, ist dennoch sehr gefährlich. Hier ist ein Beispiel: Seckendorff, gar sehr gegen seine Gewohnheit, denn seine übliche Praxis war fußfälliger Respekt in leichten Formen und allezeit kluges Unterwerfen des eigenen schwächeren Urteils gegenüber dem Seiner Majestät — ist eines Abends in irgendeine schwierige oder eigentlich unmögliche Verteidigung seines Kaisers geraten. Der sonst bedächtige Mann wird erhitzt von den Verwickeltheiten seiner Lage, von dem ungehaltenen Gegenfeuer Seiner Majestät und der vorhandenen gefahrvollen Notwendigkeit, das Unmögliche im Drang des Augenblicks zu leisten — gerät in bedenkliche Nachdrücklichkeit, antwortet auf Seiner Majestät vulkanisches Feuer mit aufsteigender eigener Hitze und, kurzum, scheint in Gefahr, sich zu vergessen und das Tabaksparlament in Brand zu stecken. Das hieße ein schöner Ausgang für uns! Und doch, wer wagt es dazwischenzutreten? Friedrich Wilhelms Worte, in lautschallender metallener Weinerlichkeit und vor Zorn melodisch gewordenem Pathos eines Löwen, fallen heißer und heißer; Seckendorffs faltige Stirn wird schieferfarbig, seine Simslippe, heftig gehend, lispelt und näselt eitel unbegütigend Zeug: — Was, um's Himmels willen, soll aus uns werden? — „Humm! Bumm!" der gewandte Grumbkow hat einen Brummkreisel aus der Tasche gezogen und ihn unversehens schwirren lassen. Der hummt und schwärmt zwischen den Flaschen und Gläsern da, unbekümmert um das, was er zerbricht oder verschüttet. Friedrich Wilhelm blickt erzürnt auf. „Was ist das?" fragte er, mit noch hohem metallenen Tone. „Pah, ein Spielzeug, das ich für den kleinen Prinzen August gekauft habe, Ew. Majestät, ich probiere es bloß!" Seine Majestät verstand den Wink, Seckendorff noch besser, und ein lustiges Gelächter, beiderseitig, brachte die Sache wieder in die sicheren Tabakswolken zurück.

Dieses Rauchparlament oder Tabakskollegium Seiner preußischen Majestät war ein Ding, von dem viel Redens war in der Welt; aber bis Seckendorff und Grumbkow ihre großen Operationen dort begannen, wird nichts von den Vorgängen daraus gemeldet, und es war eigentlich auch bis dahin die politische oder parlamentarische Funktion dieses Kollegiums nicht so entschieden hervorgetreten. Ursprünglich war es einfach ein Rauchklub, auf bloßen Antrieb der Natur und ohne anderweitige

Absichten errichtet — ebenso sollen englische Parliamenta selber, in den weiland normannischen Zeiten, bloße Weihnachtsfestlichkeiten gewesen sein, mit natürlich dabei entstehenden Unterredungen oder Parlierungen zwischen König und Baronen, und was an weisester Beratung über wichtige Landesangelegenheiten die Umstände hervorriefen. Aus diesen Parlierungen oder Beratungen — allezeit über jeden Gegenstand, wie es scheint, zwei oder sogar drei an der Zahl: eine nüchtern, eine berauscht und eine gleich nach dem Rausch — wurden, da sie sich praktisch von außerordentlichem Nutzen bewährten, mit der Zeit Parlamente, mit ihren dreimaligen Lesungen und was sonst nicht allem.

Eine Rauchstube — mit hölzernen Möbeln, wie sich vermuten läßt — ward in allen Schlössern Seiner Majestät für diesen Abenddienst eingerichtet und ward die Tabagie Seiner Majestät. Eine Tabagiestube im Berliner Schloß, eine andere im Potsdamer ließe sich, wenn der Cicerone nur was verstünde, noch zeigen — aber die Tabakspfeifen, die man in der Kunstkammer zu Berlin als Friedrich Wilhelmsche vorzeigt, Pfeifen, deren sich kein vernünftiger Raucher, wenn nicht dazu gezwungen, bedient haben würde, erwecken gerechte Zweifel hinsichtlich der Ciceroni, und die Örtlichkeit der Tabagie bleibt für uns eine Sache der Mutmaßung. Im Sommer, zu Potsdam und sonst auf dem Lande, konnte man Tabagie unter einem Zelte halten: wir wissen ausdrücklich, daß Seine Majestät zu Wusterhausen allabendlich auf den Stufen des großen Springbrunnens im äußeren Hofe Tabagie hielt. Wenn man von dem Wusterhausener Schlosse und seinen beschnittenen Erlen auf der westlichen Seite herkommt, die Schildwache, Brücke und schwarzen Graben mit lebendigen preußischen Adlern, bissigen schwarzen Bären passiert, stößt man auf die königliche Tabagie zu Wusterhausen, mit einem Zeltdach darüber, denke ich mir, ihre kleinen Rauchwolken aussendend und ihr Gesumme menschlichen Geplauders, in die weite freie Wüste ringsum. Jedwedes Zimmer, das groß genug war und eine hohe Decke und Luftumlauf und keine Stoffmöbel hatte, war dienlich: und in jedem Schloß ist eins oder mehr als eins für diesen Zweck bestimmt und eingerichtet.

Ein hohes großes Zimmer, wie die (meist wertlosen) Kupferstiche es darstellen: zufriedene, mürrische menschliche Gestalten, etwa ein Dutzend, um einen großen langen Tisch herum sitzend, jeder mit einer langen holländischen Pfeife im Munde; Vorrat von Knaster bequem zur Hand; kleine Pfanne mit glimmendem Torf, nach holländischer Sitte (sandige einheimische Holzkohle, die langsam rauchlos brennt) steht zur Linken; zur Rechten ein Krug mit, wie ich finde, vortrefflichem dünnen Bitterbier. Andere edlere Getränke, wenn man deren begehrt, sind erlangbar. Auf Nebentischen stehen gesunde kalte Speisen, worunter große Rindsbraten nicht fehlen, nebst dünn geschnittenen Butterbroten: in einer ländlichen aber sauberen und reichlichen Art — Proviantierung, narkotisch oder näh-

rend, gasförmig, flüssig und fest, wie die menschliche Natur, auf Beschaulichkeit und eine Abenderholung ausgehend, sie gebrauchen kann. Völlige Gleichheit ist als Regel festgesetzt; kein Aufstehen oder Notiznehmen, wenn jemand eintritt oder weggeht. Der Eintretende soll Platz und Pfeife nehmen ohne umständliche Worte: kann er nicht rauchen, was z. B. Seckendorffs Fall ist, so mag er wenigstens so tun, als ob er rauche, und den hergebrachten Lauf der Dinge nicht stören. Und so, puff, langsam pff! — und was der gemächlichen Rede man in sich hat, oder keine, wenn man authentisch nichts zu sagen hat.

Alte beamtete Leute, militärisch meistens, Grumbkow, Derschau, der Alte Dessauer (wenn er bei der Hand ist), Seckendorff, der alte General Flans (ein rauhes plattdeutsches Exemplar, kann Tokadille oder Tricktrack spielen, kann auch derbe sarkastische Hiebe austeilen, wenn er seinen alten Bart zur Rede öffnet): diese und andere Personen dieser Art, Vertraute des Königs, Leute, die ein wenig zu sprechen wußten oder auch gesellig schweigen konnten — scheinen die regelmäßigen Teilnehmer gewesen zu sein. Durchreisende namhafte Fremde waren gelegentliche Gäste; Hinckel, der holländische Gesandte, obschon ein Fremder wie Seckendorff, war gern dort gesehen; der schwatzhafte Pöllnitz, der überall in der Welt herumgewandert, hatte eine stehende Einladung. Königen, hohen Personen auf Besuch ward natürlich die Ehre zuteil. Der Kronprinz war, jetzt und später, oft zugegen, öfter als ihm lieb war — in solchem Dunstkreis, in solchem Element. „Die kleinen Prinzen pflegten alle hereinzukommen", ihre dreieckigen Hütchen abnehmend, „um dem Herrn Papa gute Nacht zu wünschen. Einer von den alten Generälen ließ sie mitunter ihr Exerzitium machen, und die kleinen Geschöpfe gingen ungern weg zu Bett."

In einer solchen Versammlung, wenn nicht gerade Geschäfte von Wichtigkeit, auswärtige oder innere, die königlichen Gedanken einnahmen, war die Unterhaltung, wie man sich wohl denken kann, ungebunden und mannigfaltig: von der Tagesjagd, wenn zu Wusterhausen, den Tagesneuigkeiten, wenn zu Berlin oder Potsdam; auch alte Erinnerungen mochten mitunter aufs Tapet kommen, und da war wohl, selbst zu Seckendorffs Zeit, noch die Rede von der Belagerung von Menin (wo Ew. Majestät mir zuerst die Ehre erzeigten, Notiz von mir zu nehmen), Belagerung von Stralsund, und — regelmäßig am 11. September wenigstens — von Malplaquet, mit Marlborough und Eugen: was Marlborough sagte, blickte und Lottum namentlich, der selige Feldmarschall Lottum[1]; und wie die preußische Infanterie da standhielt, wie eine Felsenmauer, als die Reiterei gesprengt war — Felsen von sehr vulkanischer Art, die auch vorwärts rollen konnten — und „wie ein gewisser Adjutant" (Derschau dampft stärker und wird braunrot) „den armen sich verblutenden Tettau mitten in den eisernen Wir-

[1] Gest. 1719.

belwinden auf den Rücken nahm und ihn aus der Schußweite hinaustrug[1]." — „Hm, na, das war ein Tag, Herr Feldzeugmeister, wie wir ihn nicht wieder sehen werden bis zum Jüngsten Tag!"

In Ermangelung von Gespräch waren Zeitungen in Fülle da: magere holländische Courants, rheinische Journale, Famas, Frankfurter Zeitungen, womit sich Seine Majestät reichlich versah — willig zu erfahren, was an den hohen Stellen der Welt vorging, oder selbst, was im Kopf des dunklen schnupfigen Redakteurs vorging. Diese Art Dinge, als ein Bild der gegenwärtigen Stunde, ließ sich Seine Majestät gern sogar bei Tisch vorlesen. Irgendeine untergeordnete Person mit heller Kehle — um so besser, wenn es noch dazu ein Buchmensch ist, der Geschichte und Geographie versteht und alles erklären kann — liest gewöhnlich von einem hohen Sitz hinter den Stühlen die Zeitung vor, während Seine Majestät und Familie speisen. Dieselbe untergeordnete Person ist wohl auch ihren Platz in der Tabagie wert, wenn man ihres Dienstes gerade bedarf. Selbst Buchmenschen, wiewohl in der Regel Pedanten und bloße Windsäcke, sind zu was nutz, insbesondere dann, wenn es sich zeigt, daß reiche Gruben der Kurzweil in ihnen stecken.

Von Gundling und den Gelehrten im Tabaksparlament.

Friedrich Wilhelm hatte, nacheinander und bisweilen zu gleicher Zeit, eine Anzahl solcher Rondeskripte, die ihm seine Zeitungen vorlasen und seine Tabagie würzten — letzte schwindende Phase der alten Hofnarrengattung — und die einen bemerkenswerten Zug in seiner Umgebung bilden. Ein vielbekannter Literat von dieser Sorte, der jeden Nebenbuhler in der Tabagie oder sonstwo ausstach, war Jakob Paul Gundling, ein Name, den man in Preußen noch lachend in Andenken hält. Gundling war eines Landgeistlichen Sohn aus der Nürnberger Gegend, hatte studiert und an verschiedenen Universitäten Ehre gewonnen, hatte ganze Wagenladungen weiser und törichter Bücher (mehr der letzteren Gattung zugravitierend, fürchte ich) gelesen oder durchgeblättert, hatte als Reisehofmeister, „als Begleiter eines englischen Gentleman", die große Tour gemacht. Er hatte Höfe, vielleicht Kriegslager, zum mindesten Städte und Wirtshäuser gesehen, wußte gewissermaßen praktisch und theoretisch alles und hatte selber allerlei Bücher verfaßt[2]. Die sublime langöhrige Gelehrtheit des Mannes ließ sich nicht in Abrede stellen, war offenkundig für alle Welt, höchst offenkundig ihm selber zu allererst.

Im Verlauf seiner Wanderungen und großen und kleinen Reisetouren war er in des alten Königs Friedrich Zeiten nach Berlin gekommen, hatte

[1] Militärlexikon IV. 78. § Generalmajor von Tettau und I. 348. § Derschau. Dies war der Anfang von Derschaus Gunst bei Friedrich Wilhelm, der dieses Stück treuen Dienstes mit Augen gesehen hatte.

[2] Eine Liste derselben, einundzwanzig an der Zahl, meist über gelehrte antiquarische Gegenstände — in Förster II. 255, 256.

den Leuten dort Sand in die Augen gestreut und war zu Professuren in der Ritterakademie, zu Oberheroldsamtsstellen — zum „königlichen Historiographen" ernannt worden und vielleicht noch zu sonstigen Ehren und Einkünften gelangt, was samt und sonders von der unbarmherzigen Sichel Friedrich Wilhelms abgeschnitten wurde, als dieser bei seinem Regierungsantritt sein Feld unbarmherzig reinmähte; wie wir gesehen. Dadurch sah sich der gelehrte hochrednerische Gundling, der bereits stark dem Trunke ergeben und über das vierzigste Jahr hinaus war, in die allgemeine Wildnis verstoßen; das heißt, er trat das Pflaster zu Berlin ohne andere Hilfsquellen als die, welche in ihm selber und innerhalb seiner hungrigen Haut lagen. Stark dem Trunke ergeben dabei. Wie er die nächstfolgenden paar Jahre lebte — gelehrte Feder und Wind machende Zunge seine einzigen Hilfsquellen — wäre tragisch zu sagen. Endlich nahm ihn ein berühmter Schenkwirt, der „Leipziger Polterhans" geheißen, als er entdeckte, welch eine Grube gelehrten Geschwätzes dieser Gundling war und wie er den Gästen die Zeit vertrieb, in seinem Wirtshause auf (oder, fürchte ich, gab ihm bloß einen Sitz in der Trinkstube), und hier war es, wo General Grumbkow ihn fand, das Blau vom Himmel herunter redend und den alten Berliner Bürgern bei ihren Gläsern de omni scibili vordissertierend.

Ein wahres Wörterbuch von einem Menschen, der gewissermaßen alles weiß, und keineswegs unbewußt, daß er es weiß: Wäre das nicht ein Mensch für Seine Majestät? denkt Grumbkow und brachte ihn der Majestät, damit er die Zeitungen vorlese und alles erkläre. Datum ist keines gegeben oder angedeutet, aber zufällig finden wir Gundling in vollem Schwung „im Jahre 1718"[1] und schließen, daß seine Anstellung ein oder zwei Jahre früher geschah. Gundling kam zu Seiner Majestät aus der Polterhansschen Trinkstube, las die Zeitungen vor und erklärte alles: ein solches Lexikon in Beinkleidern (dem Trunke stark ergeben), wie Seine Majestät an ihm hatte, war noch gar nicht dagewesen. Ihn bearbeitend, entdeckte Seine Majestät, der viel Geschmack an solchen Dingen fand, in dem Menschen solche Fundgruben von Universitätsgelehrsamkeit, Hofgelehrsamkeit ohne Ende; Eigendünkel und Tiefe des Appetits nicht minder beträchtlich: mit einem Wort, eine solche chaotische Dummköpfigkeit, die sich Weisheit deuchte, wie es wundersam anzuschauen war — und Seine Majestät insbesondere mit Gelächter und lustigem Staunen erfüllte. Hier sind Fundgruben von angeborener Dummheit und menschlicher Stupidität, die sich phosphoreszieren und sprudeln machen lassen — nicht wahr, Eure Majestät? Der allwissende Gundling war auf viele Jahre hinaus eine Haupthilfsquelle in der Tabagie. Ein Mensch mit erhabeneren Vorräten an langöhriger Gelehrtheit und Allwissenheit, ein Mensch, der des Mutterwitzes völlig ermangelte, war nirgendswo anzutreffen. Ein Mensch, bankerott an Mutterwitz — der das, was er an armem Mutterwitz gehabt, im

[1] Von Loen: Kleine Schriften I. 201 (angeführt bei Förster I. 260).

Erwerbungsprozeß seiner sublimen langöhrigen Allwissenheit verloren hat, und der nur Tiefe des Appetits — Appetit für Getränk unter anderem, als Vollendung und bodenlosen Pfühl von Appetiten, übrigbehalten hat — ist das nicht eine Entdeckung, die wir da beim Polterhans gemacht haben, Euer Majestät!

Der Mensch war ein Eldorado für die eigentümliche Necklust Seiner Majestät, der unendliches Ergötzen daran fand, ihn zu bearbeiten, wenn die Gelegenheit gerade günstig war. In den ersten Jahren mußte er Seine Majestät auf allen Lustpartien begleiten; wenn man Seine Majestät zu Tische lud, mußte Gundling ebenfalls dabei sein. Außerdem war Gundling täglich in der Tabagie, trank sich an, wenn nichts Besseres vorkam. Eine Ader nach der andern, reich an derbem Spaß (sehr derb und gepfeffert, wie man ihn hier liebt), kommt in ihm zutage: selber ohne Witz, aber vielfach die Ursache für die Witze anderer. Keiner hat die Tabagie öfter mit stürmenden Hahas erschüttert: täglich, indem man in ihn hineinstöberte, konnte man die Tabagie mit einem grimmigen Leuchten des Spaßes und stummen Lachens erstrahlen machen.

Er trug feierliche Kleider: Friedrich Wilhelm, den wir seine Regimentsprofose, zu Graf Rothenburgs Nutzen, in französisches Kostüm verkleiden sahen, beeilte sich, Gundling mit Ratswürden, Kammerherrlichkeiten, Titeln, nach denen Narren der Sinn steht, zu beladen — gab ihm auch ziemliche Gehälter, dem armen Teufel, und sogar Ämter, wennschon von der imaginären oder vornehm nichtssagenden Sorte. Besonders kleidete ihn Seine Majestät als die Rose glücklicher ehrgeiziger Höflinge. Superfeinen scharlachenen Rock, güldene Knopflöcher, schwarzsamtene Aufschläge und Stickereien ohne Ende, „strohgelbe Beinkleider, rote seidene Strümpfe“, mit vermutlich blauen Zwickeln daran, „und Schuhe mit roten Absätzen“: auf seinem gelehrten Haupt saß eine ungeheure Wolkenperücke von weißem Ziegenhaar (er ging nun in die Fünfzig), im Hut eine rote Feder — so angetan stolzierte er über die Straßen, den goldenen Kammerherrnschlüssel deutlich sichtbar an der Rockbrust hängend, und blickte hoffärtig auf die Welt herab, wenn nüchtern. Leider war er aber nicht oft nüchtern, und Teufel in Menschengestalt waren nur zu bereit, seinen unbewachten Zustand zu benutzen. Kein Mensch hat je rauhere Späße erduldet — und sein einziger Trost war zugleich sein Gift, daß er unter diesen Bedingungen nämlich Seiner Majestät Keller benutzen durfte und ihm da allezeit gutes Getränk zu Gebote stand.

Sein glorioser scharlachener Rock ward vom vielen Wälzen in der Gosse gar bald nicht wenig schmutzig und setzte ihn dem bittersten Tadel von Seiner auf die Respektabilität ihrer Hofräte bedachten Majestät aus. Einmal schnitten ihm zwei gottlose Hauptleute, die ihn an einsamer Stelle ausgestreckt fanden, seinen Kammerherrnschlüssel ab und steckten diesen Seiner Majestät zu. Majestät, in der Tabagie, bemerkt Gundlings Rock-

brust: „Wo ist Sein Schlüssel denn, Herr Kammerherr?“ „Mm, ha — unglücklicherweise abhandengekommen, Euer Majestät!“ — „Abhanden, sagt Er?“ und Seine Majestät blickt schrecklich streng. — „Schlüssel abhandengekommen?“ meint die Tabagie, der strenge Seckendorff darunter: „Jarni-bleu, das ist was Ernsthaftes!“ „Wie wenn ein Soldat seine Flinte versöffe!“ meint Seine Majestät: „Und was hieße das für Gesetz und Recht, wenn ein unwissender Kauz erschossen wird und ein Gelehrter und Weiser entwischt?“ Hier ist etwas für eine beratschlagende Tabagie, und für den armen Gundling eine schlimme Aussicht; es handelt sich um sein Leben. Sogar mit dem Trinken muß er sich in acht nehmen, muß den Trost entbehren und seinen Verstand beisammenhalten, bis der Sturm vorüber ist. Nach vielem Beratschlagen findet man, daß die königliche Gnade ergehen könne, und ersinnt einen Ausweg, unter Bedingungen. Bei der nächsten Tabagie kommt ein Bedienter herein mit einem der größten Präsentierbretter von der Welt und auf demselben einen „vergoldeten hölzernen Schlüssel, ungefähr eine Elle lang“: dies gigantische Stück Gerät wird dem reumütigen Kammerherrn feierlich um den Hals gehängt, dies soll er öffentlich tragen als Buße und sich guter Aufführung befleißigen, bis das königliche Gemüt sich erweichen könne. Man denke sich den armen Dummkopf in der Zwischenzeit. „Als er seinen metallenen Schlüssel wiedererlangt, geht er zu einem Schmied und läßt sich ihn mit Draht befestigen.“

Was Gundling unter diesen Possenstreichen und Schwänken bei sich dachte, ist uns nicht bekannt. Der arme Wicht war kein geborener Narr, obschon er einer wurde durch Universitätsgelehrsamkeit, Eitelkeit, starke Getränke und der Welt Verkehrtheit und seine eigene. Unter rechter Führung, namentlich wenn er zu strengem Stillschweigen erzogen worden wäre, hätte ein einigermaßen leuchtender Gegenstand aus ihm werden können — nicht, wie nun, ein phosphoreszierender, leuchtend durch seine Fäulnis bloß! Fürwahr, eine traurige „Schriftstellerkalamität“, wenn es einen trifft! — Der arme Gundling hatte wohl auch helle Momente mitunter, tragische Anfälle der Erkenntnis in seinem innern Menschen. Er hatte einen Bruder, gleichfalls ein Gelehrter, der seinen Verstand behielt und der sogar ein nicht unberühmter Professor zu Halle war; dessen sehr akademisch, gravitätisch und wohlhäbig aussehendem Porträt man noch in alten Bilderläden begegnet; dessen Bücher über „Heinrich den Vogler (De Henrico Aucupe)“, „Kaiser Konrad I.“ und andere dunkle historische Gegenstände man noch zu Rate ziehen kann — obschon mit wenig Nutzen, nach meiner Erfahrung. Dieser hieß Nicolaus Hieronymus, der unsrige Jakob Paul; er war der ältere Bruder — einst vermutlich die Hoffnung des Hauses und eines liebenden Vaters Stolz, in jenem alten nürnbergischen Pfarrhaus vor langer Zeit!

Auch Jakob Paul fuhr fort Bücher zu schreiben, über brandenburgische

Heraldik, Topographie, Genealogie: sogar ein oder zwei „Leben" alter brandenburgischer Kurfürsten sind noch von seiner Hand vorhanden, werden aber nun von keinem Sterblichen mehr angesehen. Er war königlicher Historiograph gewesen, war es vielleicht wieder und fühlte sich verpflichtet, dergleichen Bücher zu schreiben: verschiedene davon ließ er drucken, und wir hören von anderen noch handschriftlichen, „in fünf Foliobänden reingeschrieben". Er führte unzählige halbe Scheintitel und -ämter, war unter anderem wirklicher Präsident der Berliner Königlichen Gesellschaft oder Académie des Sciences. Leibnizens Schoßkind — hier saß Gundling wirklich im Amt und bezog das Gehalt, als eine Gewißheit. „Ebensogut er wie ein anderer", dachte Friedrich Wilhelm: „Zu was sind die feierlichen Käuze nutz mit ihren großen Perücken, ihren sauertöpfischen x + y's und ihrem gelehrten Kauderwelsch? die nichts machen, das ich wüßte, als jährlich den Berliner Almanach, wovon sie leben. Sie mögen davon leben und sich dafür bedanken, mit Gundling an ihrer Spitze."

Die Akademie der Wissenschaften macht ihren Almanach und ein Besonderes an Profit damit; liest allenfalls ein wenig „über Anatomie" (ist schon zu was nutz, das, in Seiner Majestät Meinung); schmachtet aber ohne Aufmunterung unter der jetzigen Regierung. Hat Seine Majestät denn keine Preisfragen vorzuschlagen? Keine, oder schlimmer noch. Er trug einmal diesen gelehrten Mitgliedern amtlich auf, für ihn zu ermitteln: „Warum Champagner schäume?" Sie, mit einer verborgenen Ader von Spaßhaftigkeit, erbaten sich „Material, um Versuche damit anzustellen". Friedrich Wilhelm schickte ihnen ein Dutzend oder einige Dutzende, und die Sache hat sich bis zur heutigen Stunde als unerklärbar erwiesen. Es hat wohl niemals ein König, kaum je ein Mensch, weniger Verehrung gehegt für die sogenannten Wissenschaften, für akademische Bildung und die Kunst des Schwätzschulmeisters überhaupt! Ein König mit gar stumpfem Sinn für die schönen, namentlich für die redenden Künste. Literarischen Ruhm selber sieht er als Marktschreierruhm an; die Kunst, große bewundernswürdige Folianten zu schreiben, gilt ihm für nicht viel besser als die, lange Rollen mirakulöser Schnur vor gaffenden Müßiggängern auf dem Markte aus dem Munde zu ziehen; und also ködert und hetzt er seinen Gundling als einen phosphoreszierenden Dummkopf erster Größe, der nichts Besseres verdient.

Ja, er hat kürzlich erst (1723 das genaue Jahr) seine immer denkwürdige Tat gegenüber Wolf und der Wolfischen Philosophie zu Halle verübt. Der berühmte Wolf war zu damaliger Zeit als der zweite größere Leibniz und Oberphilosoph der Natur anerkannt, der „durch die mathematische Methode" gleichsam die Natur in der Tatsächlichkeit ertappt und alles beleuchtet hatte, so daß es jeder lesen könne der vorüberläuft — was damals Menschen aller Art versuchten, jetzt aber gänzlich aufgehört haben zu versuchen „mittels der Wolfischen Methode". — Der unsterbliche Wolf,

etwas steif und zurückhaltend in seinem Wesen, innerlich ein wenig stolz und der Verachtung für das Verächtliche im stillen nicht ermangelnd, war von den Hallischen Theologen der Irrlehre beschuldigt worden. Der unsterbliche Wolf, krächzend satirisch dabei, hatte sich natürlich verteidigt, war natürlich in ein uferloses Meer der Kontroverse mit den Hallischen Theologen geraten, wodurch Seine Majestät eine geraume Zeit mit eitel Krieg und Gerüchten von Krieg von jener Hallischen Universität aus behelligt wurde[1]. So daß Seine Majestät, unfähig das Oberste vom Untersten in einem solchen Knäuel von Argumenten zu unterscheiden oder der Sache, wenn auch mit dem besten Willen und Verlangen, gerecht zu werden, oft leidenschaftlich fragte: „In Gottes Namen, was ist denn eigentlich wahr an der Sache?" Majestät ernannte Untersuchungskommissionen, las Berichte, vermochte lange Zeit nichts Sicheres herauszubringen. Endlich kam unversehens eine Entscheidung — der königliche Sinn plötzlich erleuchtet, es ist ein wenig ungewiß wie. Einige schreiben es Gundling zu, was unwahrscheinlich ist; andere „zweien Generälen" von frommer orthodoxer Denkungsart, die mit Halle bekannt waren — und ich habe dunkel gehört, der Alte Dessauer habe dahintergesteckt, der ebenfalls Halle kannte und es ohne Zweifel satt war, von nichts als dem verleumdeten Philosophen Wolf und schmähsüchtigen Theologen Lange oder vice versa dort reden zu hören. Irgendein praktischer Militär, nicht gewohnt sich mit Schatten zu befassen, war es am allerwahrscheinlichsten. „In Gottes Namen, was ist denn eigentlich wahr an all dem?" fragte Seine Majestät die praktische Person: „Lehrt Wolf wirklich höllische Doktrinen, wie Lange sagt, oder himmlische, wie er selber sagt?" „Lehrt Gebabbel hauptsächlich, wie mir scheint, und gelehrtes Kauderwelsch", gab die praktische Person zu verstehen: „Aber es heißt, er habe eine Doktrin über Eide und was er den Grund der Pflicht nennt, die mir nicht gefiel. Keine himmlische Doktrin das. Derzufolge könnte der erste beste von Euer Majestät Grenadieren desertieren und sagen, er habe damit keine Sünde gegen Gott begangen[2]!" Friedrich Wilhelm geriet in einen Paroxismus des Grausens, verfaßte auf der Stelle kurzen königlichen Befehl[3] (der noch unter den Kuriositäten der Universität aufbewahrt wird): Daß Wolf Halle und das preußische Gebiet innerhalb achtundvierzig Stunden mit Sack und Pack auf ewig zu verlassen habe, „bei Strafe des Stranges"!

Des Stranges: der Oberphilosoph der Natur, wenn er sich zu spät treffen läßt, soll gehängt werden, als wäre er ein Schafdieb; gehängt, ohne Umstände! Der arme Wolf raffte seine Siebensachen zusammen, Frau

[1] In Büsching (Beiträge I. 1—140) findet sich rauhe authentische Auskunft über Wolf und namentlich über diese Sache — nebst verschiedenen kuriosen Wolfschen Briefen.

[2] Büsching I. 8; Beneckendorf, Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelms I. (Anonym, Berlin, 1787), II. 23.

[3] 15. November (Büsching sagt 8.) 1723.

und Habseligkeiten, gürtete seine Lenden und machte sich mit aller Eile aus dem Staub. Er lebt nun unter hessen-darmstädtischem Obdach, zu Marburg, als Professor von irgend etwas, und die gesamte Intelligenz der Welt ist von Erstaunen betroffen und von stillem und lautem Mitleiden mit dem armen Manne. — Es ist nur billig, hier noch zu erwähnen, daß in Friedrich Wilhelm, als er nachher die Stimmung der Welt in dieser Sache erfuhr, Zweifel aufzutauchen anfingen, und daß er beschloß, selber in Wolfs Schriften Einsicht zu nehmen. Als er in Wolf las, war er verständig genug, zu erkennen, daß hier ein Mann von unleugbarer Begabtheit und Rechtschaffenheit sei, daß das praktische militärische Urteil, mit dem eisernen Ladstock ladend, weit fehlgeschossen habe in dieser Sache und daß, mit einem Wort, ein handgreifliches Unrecht verübt worden sei. Dies war 1733 — zehn Jahre nach dem Schuß, als Seine Majestät mit eigenen Augen einsah, wie fehl dieser gegangen. Er trug Wolf ernstlich mehr als einmal an, zu ihm zurückzukommen: Halle, Frankfurt, jede preußische Universität, wo sich eine Stelle erledigte, stand nun weit offen für Wolf. Aber Wolf war gewitzigt: Wolf, mit tiefsten Verbeugungen, antwortete allezeit ausweichend — und kehrte nicht zurück, bis die neue Regierung begann.

Friedrich Wilhelm wußte wenig von Buchgelehrsamkeit und Schriftstellerei, und sein Begriff davon ist uns sehr anstößig. Aber die Sache ist die, o Leser: die Schriftstellerei ist von zweierlei Art. Die eine ist weise und kann mit zu den weisesten irdischen Dingen gehören; die andere töricht, bisweilen weit hinaus über alles, was der menschlichen Natur auf anderem Wege erreichbar. Dummköpfigkeit, Unverstand im Zustand des Schweigens erachtet man für schlimm; aber Dummköpfigkeit, die stimmreich wird, die überzeugend reden kann — hast du das je bedacht? Menschliche Trübheit, die in Phosphoreszenz gerät, das heißt, die (sich selber und allen Sterblichen) l e u c h t e n d wird durch ihr eigenes Übermaß, durch ihr Ausbrechen in gärende Fäulnis — da sind alle anderen Formen des Chaos kosmisch im Vergleich! — Unser armer Friedrich Wilhelm hatte nur Gundlinge unter den Vertretern der schriftstellerischen Klasse gesehen: hätte er weisere Exemplare gesehen, er dürfte, wie in Wolfs Fall geschah, eine andere Meinung gefaßt haben. Ja, man kann sogar bemerken, wie er selbst in Gundling bei all seiner unaussprechlichen Verachtung Schimmer des Bewundernswürdigen (solche Kenntnisse, solche Lexikonfähigkeiten, wennschon verrückt!) zu entdecken scheint — und er hat fast eine Art von Liebe für den absurden Kauz. Gundlings Gehälter belaufen sich auf etwa 1000 Taler, eine außerordentliche Summe an diesem Hofe[1]. Ein Dummkopf, bewundernswürdig in gewisser Art und von unendlichem Nutzen im Tabaksparlament, wenn die Gespräche stocken! —

Kein Ende der wilden Hänseleien, der grotesken Kurzweil, die sie mit

[1] Förster I. 263. 284 (wenn sich die beiden Stellen miteinander vertragen).

dem besoffenen Gundling trieben. Einmal ist er berauscht fortgetaumelt und fand, oder fand nicht so recht bis zum Morgen, junge Bären bei sich im Bette liegen — hat wohl auch seine Stubentür zugemauert gefunden, sah sich gezwungen umherzutappen, taumelnd von Tür zu Tür und Pforte zu Pforte, um schließlich in der Grube des großen Bären zu landen, der ihn da unmenschlich herzte und drückte. Einmal zu Wusterhausen, blind betrunken aus dem Schlosse seinem Lager zutaumelnd, wird ihm von der Schildwache dort (auf das Anstiften der Spottgesellen, die zusehen) irgendein militärisches Versehen aufgebunden: Warum er dies oder jenes unterlassen oder getan habe? Gundlings betrunkene Antwort ist unbefriedigend. „Arrest, Herr Kammerherr, nicht zu helfen!" Sie stoßen ihn unter den Bären herum, die dort hausen — zuletzt legen sie ihn horizontal über zwei Stricke, schwingen ihn hin und her, auf und ab, über dem schwarzen acheronischen Graben, der zugefroren, denn es ist mitten im Winter: einer von den Stricken, der untere, reißt, Gundling platscht mit seinem Gesäß plumps auf das Eis, bricht ein großes Loch in das Eis und kann kaum an den Füßen, Armen und dem noch haltenden Strick unertrunken herausgezogen werden[1].

Wenn er, mit natürlichem Ärger, seine Tür verschließt und sich weigert, in die Tabagie zu kommen, schlagen sie ein Brett in seiner Tür ein und zwingen ihn mit Schwärmern, Feuerwerk, Raketen und übelriechenden Geschossen heraus. Einmal lief der arme Dummkopf, auf einen Moment menschlich werdend, einfach davon, nach Halle, wo sein Bruder lebte, oder nach einem noch sicheren Ort: aber man brachte die nötigen Köderungen, erhabene Abbitten, Titel-, Gehaltsvermehrungen, in Anwendung, und der unentbehrliche phosphoreszierende Dummkopf und Präsident der Kauderwelsch-Akademie ließ sich bewegen zurückzukehren. Der Trunk blieb allezeit als sein Trost übrig; der Trunk und die unsterblichen Bände, die er schrieb und druckte. Erhabene Geschenke — des Kaisers Porträt in Diamanten gefaßt, bei einer Gelegenheit — für die an hohe Personen verehrten Exemplare seiner Bücher trafen bei ihm ein: unsterblicher Ruhm, ist der nicht offenbar sein Teil? Noch offenbarer aber: Überfluß an Wein. Friedrich Wilhelm ließ es ihm nicht an Titeln mangeln — hob ihn zuletzt in den Adelsstand und entwarf das Diplom und das Wappenschild dafür, echt friedrich-wilhelmisch, mit eigener Hand. Die Gundlinge, in Anerkennung des überschwenglichen Geistes und Verdienstes ihres Gründers Gundling, sind hiermit als von freiherrlichem Range erklärt bis zu ihrem letzten Sproß und „sollen und dürfen in allen Ritterrennen, Schlachten, Gefechten, Lagerhaltungen, Siegelungen und Versiegelungen genanntes Wappenschild gebrauchen" — falls ihnen das was nützen kann. Von einer

[1] Förster (I. 254—280), gestützt wohl auf Leben und Thaten des Freiherrn Paul von Gundling (Berlin, 1795); vermutlich nicht der exaktesten Biographien eine.

preußischen Majestät, welche uns 1000 Taler jährlich nebst Kost und Logis und freiem Zutritt zum Keller und zu Ehren wie diese gewährt, muß man sich schon was gefallen lassen. Die allerhöchsten Personen machten, wie gesagt, Gundlingen mehr als einmal Geschenke, in Diamanten gefaßte Miniaturbilder, Börsen mit hundert Dukaten: sogar Gundling, meinte man, könne ein tolles oder sonstiges Wort hinwerfen, das Früchte tragen dürfte. Man sagt ihm nach, er habe niemals etwas Schädliches über irgend jemanden bei Seiner Majestät gesprochen. Der arme explodierte Dummkopf war im Grunde nicht bösartig — wenigstens nicht, solange man seine „Phosphoreszenz" unangetastet ließ.

Aber die großartigsten Explosionen im Tabaksparlament ließen sich hervorbringen, wenn man zwei literarische Toren beisammen hatte und, wie bei Leidener Flaschen positiv und negativ, ihre Eitelkeiten aufeinanderwirken ließ. Dies fügte sich manchmal, wenn dem Tabaksparlament sein Stern leuchtete. Friedrich Wilhelm hatte allerhand Hanswursträte von der Gundlingschen Sorte, wiewohl keiner davon je Gundlingen an Wert als Hanswurst gleich- oder auch nur nahekam.

Herr Faßmann, der für Gönnergunst oder für die Leipziger Verleger Bücher schrieb und in der Welt als ein Stern oder Komet von einiger Größe herumwanderte, ist meinen Lesern wenig bekannt — mir aber allzu wohl vermöge gewisser dunkler Bücher von ihm, die ich habe lesen müssen[1]. Eine sehr dämmerige literarische Figur, unleugbare, unentzifferbare menschliche Tatsache jener Tage, gegenwärtig total erloschen und verschollen, seine Umstände, Ausstaffierung, Umgebung sämtlich äußerst dunkel für uns. Vermutlich ein allzu ruheloser, imponderabler Mensch, zu sehr vom Gundlingschen Typus, sein Wesen *gasartig*, nicht fest. Vielleicht ein wenig ein Geck von Natur, Speichellecker aus Notwendigkeit — da er so arg in die Ecken gedrängt und ohne allen Ellenbogenraum in der Welt war. Hat im übrigen ein erkennbares Talent für die „periodische Literatur" — für die Journalistik; wäre nur diese reiche Grube, „das Kalifornien der geistigen Vagabunden", in jenen Tagen geöffnet gewesen. Der arme erloschene Faßmann, man entdeckt zuletzt eine Ader schwacher Genialität in ihm, hie und da wirklichen menschlichen Sinn und Einblick unter diesen seltsamen Bedingungen, und seine armen, nun zur Fadheit vermoderten Bücher haben etliche winzige Samenperlen für den ernsthaften Leser zurückgelassen. Wenn er leider „geistig-vagabundisch" („geistig" und auch sonst) werden *sollte*, mochte es nicht etwa heilsam für ihn sein, daß jenes Kalifornien *nicht* entdeckt war? —

Faßmann war keineswegs ein solcher Narr wie Gundling, aber er hatte auch viel vom Narren an sich. Er war um diese Zeit[2] nach Berlin

[1] *Leben Friedrich Wilhelms*, das gelegentlich hier angeführt ist; *Leben Augusts des Starken* usw.
[2] 1726, wie er selbst sagt (oben S. 459).

gekommen, in der Hoffnung, im König oder sonst jemanden einen Gönner zu finden; mochte wohl bei sich sagen: „Bin doch wahrhaftig mehr als Gundling wert, wenn der Berliner Hof Augen hat.“ Vom König ward er, auf irgendeines weisen Generals Fürsprache, vorläufig wenigstens in die Tabagie eingeführt. Hier ist der berühmte Gundling, dort der berühmte Faßmann. Positive Leidener Flasche gegenüber der negativen; einem jeden dieser beiden Menschen wohnt eine vollgeladene feurige elektrische Kraft des Eigendünkels inne, die eine zerstörend für die andere — fände sich ein Leiter. Es finden sich Leiter, fehlt nicht an Leitern: und mannigfaltig sind die Explosionen zwischen diesen einander zerstörenden menschlichen Abarten — begrüßt mit lustigem, etwas leerem, ungeheurem wiehernden Gelächter im Tabaksparlament, dieser Synode der Spötter.

Hier das Gipfelbeispiel, mit dem wir schließen wollen. Faßmann, ein Mensch nicht ohne Sarkasmus und Schärfe, wie man noch sehen kann, hat eines Abends Gundling bis zur Überschwenglichkeit gereizt, wo Worte schwach sind und nur Tätlichkeit genügt. Gundling, auf den Explodierpunkt getrieben, ergreift plötzlich sein holländisches Rauchpfännchen mit Torfkohlenasche und glühend heißem Sand und wirft es Faßmann ins Gesicht, der natürlich schrecklich darüber erstaunt ist und dem sogar die Augenbrauen verbrannt sind, von anderen Beschädigungen nicht einmal zu reden. Wehrt Euch, Faßmann! Faßmann wehrt sich mit Macht, denn er ist ebenso der Stärkere, wie er der Satirischere ist; packt Gundling beim Kragen, zerrt ihn herum, legt ihn zuletzt über seinen Schoß, das Gesäß zu oberst, klatscht auf besagtes Gesäß (das arme Gesäß, welches das Eis zu Wusterhausen einbrach) mit dem heißen Pfännchen — ja einige sagen: legt es bloß und klatscht. Unter dem unauslöschlichen wiehernden Gelächter (aufrichtig aber leer) des Spötterolymps.

Nach diesem gibt Seine Majestät, als Epilog zu einem solchen Stücke, zu verstehen: daß Handlungen dieser Art nicht geziemend seien zwischen Ehrenmännern; daß, wenn Ehrenmänner einen Streit hätten, es einen andern Weg gebe, ihn auszutragen. Hierauf fordert Faßmann Gundling heraus, Gundling nimmt an, man bestimmt Zeit und Ort, Pistolen die Waffe. Zur festgesetzten Stunde steht demgemäß Gundling am übereingekommenen Ort mit der Pistole in der Hand da; beim Anblick Faßmanns aber wirft er die Pistole von sich, will keinen Menschen erschießen und sich von keinem erschießen lassen. Faßmann schreitet finster vor, schießt sein Pistol (bloßes Pulver) auf Gundlings feierliche Ziegenhaarperücke ab: die Perücke geht in hellen Flammen auf, Gundling stürzt kreischend zur Erde wie tot, und sie löschen und beleben ihn mit einem Eimer Wasser. Hat man je solche Kurzweil gesehen? Schallendes Gelächter, mächtig, derb und etwas leer, wie jenes der nordischen Götter bei ihrem Met zur Julzeit — wie wenn das Antlitz der Sphynx sich zum Lachen verzöge oder die fabelhaften Houyhnms selber mit dabei wären, um auf ihre eigene Art zu necken.

Seine Majestät schenkte Gundlingen am Ende ein passend angestrichenes Weinfaß, „schwarz mit einem weißen Kreuz", welches als Memento mori in seiner Stube stehen und sein Sarg werden sollte. Es stand so zehn Jahre lang da, und Gundling saß und schrieb oft darin, ein guter Schirm gegen Zugluft. Und das arme Ungetüm ward wirklich in seinem Faß begraben[1]; Faßmann hielt eine Leichenrede, und die orthodoxe Geistlichkeit stieß aus der Entfernung nur einen dumpfen Seufzer aus. „Der Herr Baron von Gundling war ein Mann von vielen Würden, von vieler Buchgelehrsamkeit, ein Mann von großem Gedächtnis", gibt Faßmann zu, „aber ohne Urteil", deutet er an — „auf das Urteil wartend (expectans judicium)", witzelt Faßmann mit Laune. Faßmann trat in all seine Pfründen und Ehren ein, behielt sie aber nicht, zog es vor, nicht lange darauf wegzulaufen: und auf ihn folgte dieser und jener, mit denen der Leser hier nicht belästigt werden soll. Genug, wenn der geduldige Leser ein wenig in diesen Hintergrund von Friedrich Wilhelms Dasein geblickt und, als didaktischen Teil, einen Begriff von dessen eigentlichen Ansichten oder Instinkten über geistige Phosphoreszenz oder Dummheit, die stimmreich geworden, gewonnen hat, Ansichten, welche viel richtiger sind, als die meisten von uns wohl ahnen.

Dies waren die Kurzweile des Tabaksparlaments, und sein eigentlicher Zweck war allezeit Kurzweil, Erholung: aber es ist kein Zweifel, daß es auch eine ernsthafte Funktion hatte. Geschäftssachen, fügt Beneckendorf, der gute Gelegenheit hatte, sich zu unterrichten, hinzu[2], waren oft ein Gegenstand der Unterredung im Tabakskollegium. Nicht daß man sie da erledigte, entschied oder entscheiden wollte, „aber Friedrich Wilhelm lenkte oft die Rede auf solche Dinge, um die Meinungen seiner Generäle und Hauptpersonen unvermerkt darüber zu erforschen" — und, kurz, um so von der Gesamtweisheit Nutzen zu ziehen.

[1] Starb am 11. April 1731, Alter 58 Jahre. Beschreibung der Bestattung „zu Bornstädt bei Potsdam", in Förster I. 276.

[2] Beneckendorf: Karakterzüge I. 137—149. VI. 37.

Achtes Kapitel / Seckendorffs Drohung gegen Ihre Majestät

Der Vertrag von Wusterhausen war der Königin Sophie, ihrem Vater Georg und aller äußern Kreatur noch unbekannt: aber jenes offene Wanken und allmähliche Zurückziehen von dem Hannöverschen Vertrag war nur zu wohl bekannt und bedeutete nichts Gutes für ihr Lieblingsprojekt. Weibliche Seufzer, männliche Verstockungen und andere häusliche Phänomene als Folge davon kann man sich denken. „Eine gewaltig grandiose britannische Majestät und sehr stolzer Vater gegen uns, Madame, seitdem er König von England geworden ist. Stolziert einher mit der Nase hoch in der Luft; würdigt uns nicht der mindesten Beachtung, außer als ein Ding, das man allenfalls für sich fechten lassen kann! Und er unterschreibt den Doppelheiratsvertrag nicht, Madame, spricht bloß vom Unterschreiben — wie wenn wir ein verhungerter Gaul wären, den man mit einem Bündel Heu an der Deichselspitze, das immer vor ihm ist, antreiben kann!" — „Jarni-bleu!" näselt Seckendorff mit tugendhaftem Eifer oder blickt es, und die Dinge sind nicht angenehm an der königlichen Tafel.

Exzellenz Seckendorff, finden wir zu dieser Zeit, „bewirtet Seine Majestät oft an seiner Tafel": und welche Bewirtung! alles genau nach unserm Geschmack — keine Kosten gescheut (die allerdings der Kaiser trägt; wenn wir es nur wüßten). Und zur Erwiderung speist Exzellenz häufig bei Seiner Majestät, wo das Gespräch, wenn es auf England kommt, wie das häufig geschieht, immer verletzender für die Königin wird. Seckendorff bestrebt sich, höflich, zurückhaltend vor der Königin Majestät an ihrer eigenen Tafel zu sein; jedoch manchmal lispelt er in seinem garstigen näselnden Tone halbe Anspielungen, Äußerungen über unsere königlichen Verwandten, die höchst erbitternd sind. Die Königin Sophie, die höflichste der Frauen, verlor doch einmal, sagt Pöllnitz, über irgendeine zu weitgehende Stichelei dieser lispelnden näselnden Unausstehlichkeit ihre königliche Geduld und flammte auf. Mit menschlicher Freimütigkeit und ungemein leuchtenden Augen bedeutete sie Seckendorff: Niemand, der nicht selber eine Art von Schuft wäre, könne dergleichen Gedanken von Königen

und Ehrenmännern hegen! Welche harte Rede die steifrückige rheumatische Seele Seckendorffs (Exzellenz trug auch Zorn im Gemüte, tief unten) entzündete, welcher erwiderte: „Ew. Majestät, dafür hält mich niemand. Sollte aber unglücklicherweise jemand so von mir denken, so würde ich es ihn gewiß gereuen lassen!“ Und wahrlich, er hat seine Drohung in diesem letzteren Punkte gehalten, sagt Pöllnitz[1].

Wie die Sachen nun stehen, wird es in der Natur der Dinge unwahrscheinlich, daß die projektierte Doppelheirat oder sonst eine Verbindung mit England sich für die Königin Sophie und ihr Haus je verwirkliche. Der Kaiser hat verfügt, es soll nie geschehen. Hier ist der König bereits aufgebracht, eingenommen dagegen; hier ist des Kaisers Seckendorff, mit außernatürlichem Apparate gekommen, ihn in dieser Stimmung festzuhalten. Selbst der Königin Sophie, die nur die Außenseite von Seckendorff und seinem Apparat sah, erschien die Sache ohne Zweifel voller Schwierigkeiten; aber uns, die wir das Innere sehen, sind die Schwierigkeiten ganz augenscheinlich hoffnungslos. Es sei denn, daß der Kaiser seinen Sinn ändert, daß viele ausgemachte Dinge sich ändern; anders ist die Doppelheirat unmöglich.

Eines nur ist ein Jammer, und zwar hat sich dies als ein unermeßlicher Jammer erwiesen: daß man es, daß Königin Sophie es unter solchen Umständen nicht frei von sich aus aufgab. Doppelheirat ist kein Naturgesetz, es ist nur ein Projekt in Hannover, das wieder auseinandergegangen. Es wird ein Leben für unseren Kronprinzen und unsere Prinzessin auch ohne Heirat mit England geben! — Es ist höchst weise, das Unmögliche, das übermäßig Schwierige als solches zu erkennen, wenn es sich darbietet: aber wer unter Männern, wieviel mehr wer unter Frauen, ist dazu immer imstande?

Königin Sophie Dorothea will diese Doppelheirat haben, und sie soll möglich sein. Die arme Dame, sie war sehr eigensinnig, und ihr Gemahl war sehr willkürlich. Ein rauher Bär von einem Gemahl, jedoch keineswegs ein nichtliebender; ein Gemahl, den man hätte leiten können. Sie beging augenscheinlich einen argen Fehler, indem sie beschloß, diesem Manne nicht zu gehorchen, wie sie es einmal gelobt hatte. Durch vollständigen, fertigen Gehorsam hätte sie ein sehr erträgliches Leben führen können mit dem ungeschlachten Brummbären, der ihr zum Lose gefallen und der ein sehr rechtschaffenes Geschöpf war. Dazu hätte sie noch ein prächtiges Stück Frauenwerk vollbringen können, indem sie ihren Bären zähmte; hätte ihn beim Maulkorb in der Stille weit genug führen können — durch Gehorsam.

Aber durch Ungehorsam, durch offene oder geheime Empörung? Friedrich Wilhelm war ein Eheherr, Friedrich Wilhelm war ein König und der imperativste Mensch, der damals atmete. Ungehorsam gegen Friedrich

[1] II. 244.

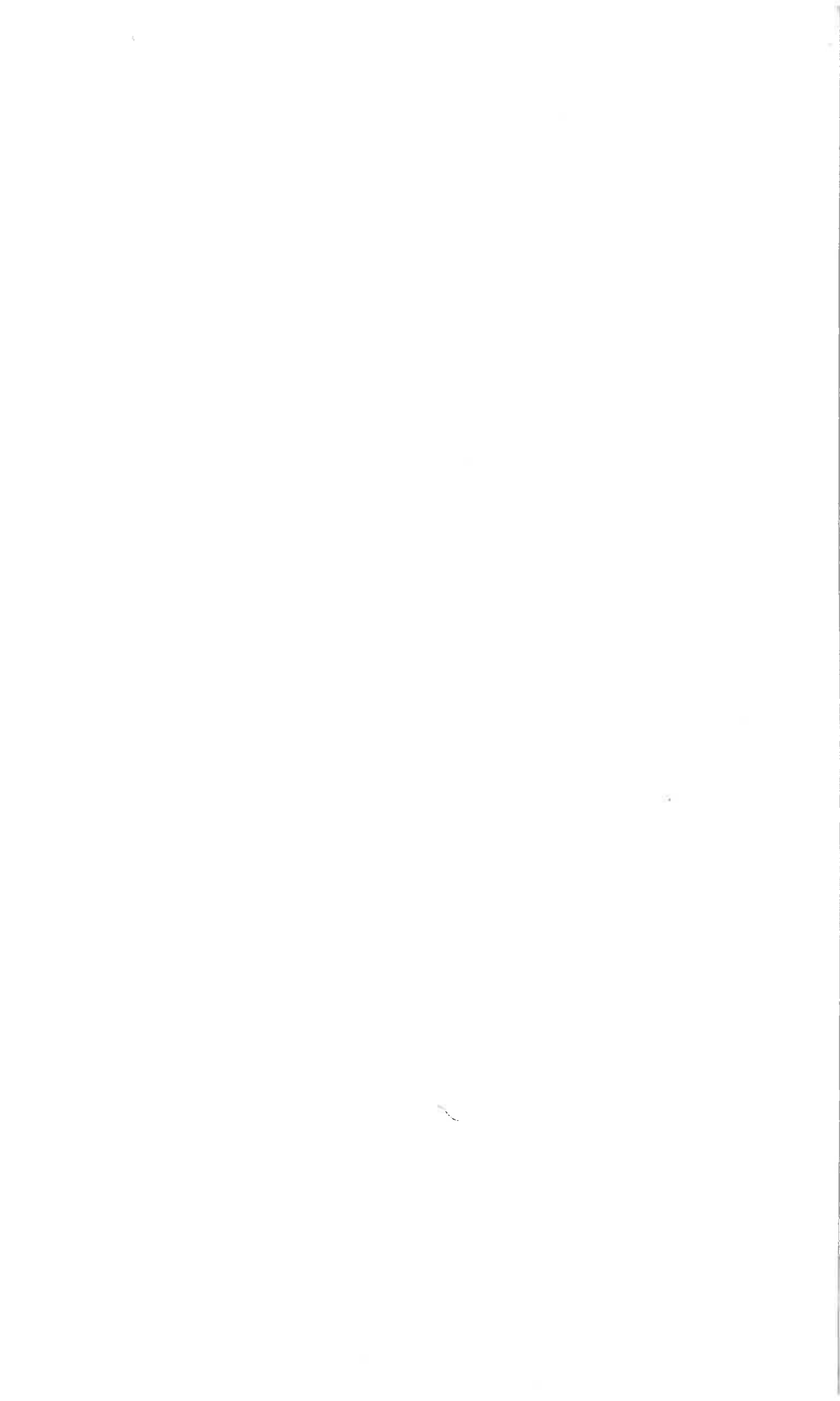
Wilhelm war eine Sache, der im preußischen Staate, wieviel mehr erst im Berliner Schlosse und lebendigen Innersten des besagten Staates, die Gesetze des Himmels und der Erde keinem Manne und keiner Frau zuliebe Duldung gestatteten. Das weite Himmelsgewölbe blickt auf keinen unbeugsameren souveränen Menschen herab, als auf jenen in dem rotaufgeschlagenen blauen Rock und weißen Stiefeletten mit dem Bambus in seiner Hand. Ein friedliebender, sehr fähiger, nichts Böses wollender souveräner Mensch, wenn man ihn gehen läßt. Aber ihm in den Weg treten, ihn an der Nase seiner königlichen Souveränität zupfen und *ihn* schimpflich auf einen andern Weg hinzwingen: das ist ein Unterfangen, womit es kein Mensch oder Teufel, keine Anzahl von Menschen oder Teufeln zu versuchen braucht. Seckendorff und Grumbkow im Tabaksparlament wissen das besser anzufangen. Dieser Versuch ist unmöglich, ein für allemal. Der erste Schritt in einem solchen Versuche müßte sein: Ermordung Friedrich Wilhelms; denn du kannst dich darauf verlassen, königliche Sophie, solange er lebt, ist die Tat nicht möglich. O königliche Sophie, o hübsches Fiechen, was für einen Handel richtest du an!

Dieses Jahr 1726 war durchgehends ein verdrußvolles für Königin Sophie. Seckendorffs Erscheinung, König Georgs Manifeste, Befürchtung eines bevorstehenden allgemeinen Krieges, ja anfangendes wirkliches Sprühen desselben (Gibraltar eingeschlossen von den Spaniern, die, wie es heißt, bereit sind, es zu belagern), und das war noch nicht einmal alles. Sophies arme, so lange im Schloß Ahlden festgehaltene, zur tragischen Megäre gewordene Mutter geht mit wilden Fluchtplänen um, mit Hilfe von Sekretären, Geld in der Amsterdamer Bank, und ich weiß nicht was; mit all welchen Dingen Sophie, unter doppeltem und dreifachem Geheimnis korrespondierend, ihre eigenen Schrecken und Besorgnisse hat und sie zu bemeistern sucht. Und nun, tief im Jahr, stirbt die arme alte Mutter plötzlich[1]. Ausgebrannt stürzt sie zu Asche und langer Ruhe zusammen und beschließt so ihre namenlose dreißigjährige Tragödie — welch eine Blaubartkammer in Sophiens Gemüt! Ja, es entstehen Streitigkeiten über das Erbe der Verblichenen, die sich als ein neuer Kummer erweisen.

[1] 13. November 1726: Memoirs of Sophie Dorothea, Consort of George I. (I. 386) — wo man auch einige ihrer letzten Briefe („ediert" wie vom Alp) lesen, aber kaum einen Sinn herausbringen kann.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt des ersten Bandes



Erstes Buch.

Geburt und Abstammung. 1712.

Zweites Buch.

Von Brandenburg und den Hohenzollern. 928—1417.

Seite

Drittes Buch.

Die Hohenzollern in Brandenburg. 1412—1713.

Viertes Buch.

Friedrichs Lehrjahre, erste Stufe. 1712—1723.

Fünftes Buch.

Das Doppelheiratsprojekt, und in welches Element es geriet. 1723—1726.

Druck von Fischer & Kürsten in Leipzig